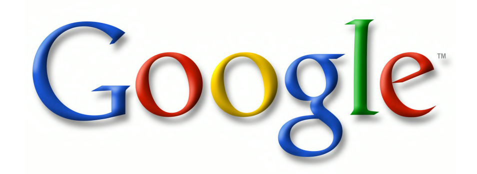
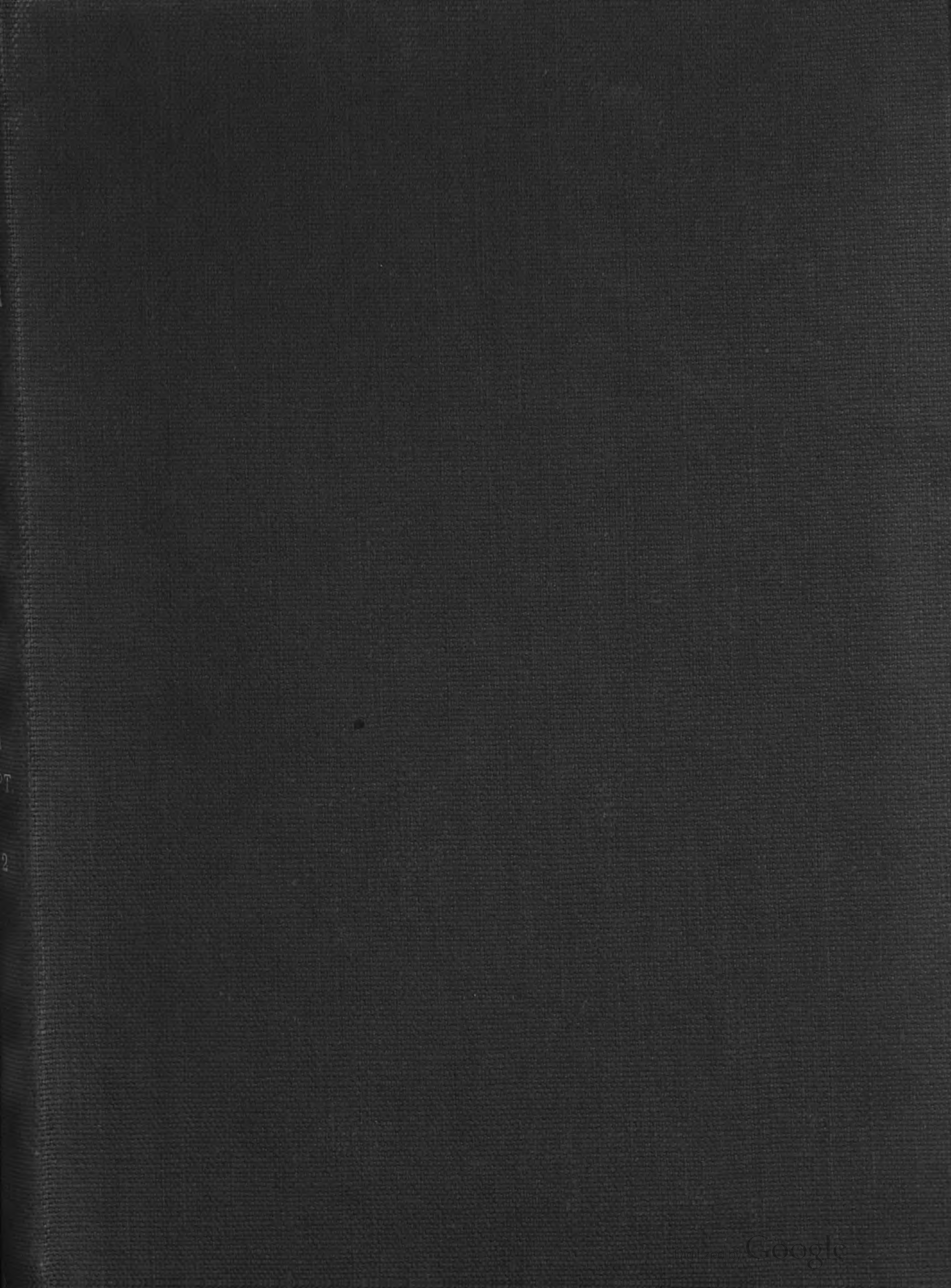




Der Türmer

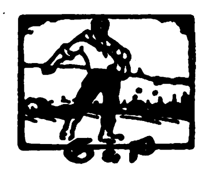
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Dreiundzwanzigster Jahrgang · Band II

(April bis September 1921)



Stuttgart

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Seite
Brauer: Sommernacht 229
Eichacker: Schicksal 159
Findeisen: Sonntagnachmittag . . . 89
Forstreuter: Junge Frau 304
v. Freytag-Loringhoven, Gunda: Das Ziel 311
Friedrich: An Deutschland 231
Gäfgen: Elisabeth 92
Gerbrecht: Wir 381
Gobineau: Olaf Tryggwason 236
Krannhals: Die Linde blüht 149
Kremser: Ein Gleichnis 235
Kühn: Dem Führer 170
Lentz: Blühend steigt ein Rauch ins Blau 80
Lienhard: Luther zu Worms 17
— Luthers Einzug auf die Wartburg . 94
v. Münchhausen, B.: Freundschaft . . 164
Paulsen: Stille Stunde 298
Reuting: Schälwald 167
Schwarz: Die Flamme 243
— Versuchung 309
v. Taube: Wie die letzten Goten . . 21

Novellen und Skizzen

Baburin: Doch von morgen an 299
Baudissin: Der wächserne Schlüssel . . 367
Durian: Der weiße Wolf 150 222
Findh: Die Ahnentafel 90
Krannhals: Sonnenaufgang 93
Kratzmann: Eulenspiegels letzte Rast . 7
Langsdorff: Erinnerungen 18
Naacke: Das Gewitter 230
Pauls: Ein lübischer Junker 81
Sachse: Freude 16
Sperling: Heim 310
Westphal: Sehnsucht 168

Aufsätze

Anton: Für und wider die Passionsspiele 114
Bach: Was müssen wir für die körperliche Erstarkung unserer Jugend tun? . 291
Bähr: Luther-Notgeld 192
v. Berchem: Strategische Rückblicke . 98
— Das Finale des Weltkrieges . . . 390
Biedenkapp: Männer der Großindustrie 183
Bornhak: Bismarck und Bülow als Leiter der deutschen auswärtigen Politik . 251
Bousset: Karl Friedrich Schinkel . . . 44
Bülow: Die wirtschaftliche Lage unserer Studentenschaft 174
— Zwei Bücher der Deutschkunde . . 260
Driesmans: Beseelte Lebensform . . 217
Elster: Knut Hamsun 41
— Wilhelm Speck 257
Findh: Die Ahnentafel 90
Francé: Grenzland der Naturwissenschaft 26
Francé: Der Kampf um die Cheops-pyramide. 253
Genähr: Nochmals Kirche und Weltversöhnung 402
Grießinger-Metzger: Beethoven — Herbart — Schumann 412
Grunewald: Stilrichtungen deutscher Malerei im 19. Jahrhundert . . . 333
Harten-Hoencke: Die Deutschamerikaner und wir 104
— Deutsche und amerikanische Erziehung 395
Haß: Zum 18. April 1921 (Luther) . 23
Haug: Das Fehlurteil gegen den dritten Band 29
Havemann: Das Redentiner Osterspiel im Dom zu Lübeck 196

Seite
Herwig: Der Geschichtschreiber der Stadt Rom 121
Heyck: Luther auf der Wartburg . . 95
— Weswegen haben wir keine Politik 377
Hoffmann: Wofür starben sie? . . . 73
— Berufsberatung 247
Holstein: Allerlei vom Sehen der Dinge 232
Huch: Über die raumbildende Kraft des Geistes 363
Kemmerich: Okkultismus und Mystik . 398
L.: Vier Lebensbilder 36
— Allerlei Kunstgaben 112. 264
— Kirche und Weltversöhnung . . . 179
— Franz Hein 411
Ley: Beethovens spätere Beziehungen zu seiner rheinischen Heimat . . . 338
Lienhard: Das Herz Europas 1
— Jugend und Geschlechtsnot . . . 145
Lilienfein: Deutsches Menschentum in Briefen 118
Ludwig: Deutsche Jakobitendichtung . 404
Luther: Aus einem Brief an Lukas Cranach 25
Moser: Luther als Tonsetzer 52
Müller-Freienfels: Eine neue Religionsphilosophie 262

Seite
v. Münchhausen: Eine neue Art Literaturgeschichte 108
Peters: Homer 187
Plaßmann: Ein halbes Jahrhundert Milchstraßenforschung 319
Schaal: Dunkle Welten 165
Schellenberg: Diotima 190
— Anton Bruckner 266
Schmelzer: Spengler und Breysig . . 312
Schoenfeld: Einsam, arm und alt . . 382
Schrickel: Herm. Anders Krüger . . . 327
Schröder: Gibt es eine deutsche Volksseele? 160
Schuber: Arbeiter und Sozialisierung . 305
Seeliger: Günstige Folgen des Weltkrieges 315
v. Taube: Die Persönlichkeit Jesu . . 181
Wähler-Erfurt: Das Herz Deutschlands 171
Wiegl: Johann Michael Sailer . . . 244
Zitelmann: Russische Erinnerung . . . 385
Zoozmann: Ein Rückblick auf die Dantearbeit der letzten Jahre in Deutschland 329. 407
— An Dante (Zu seinem 600. Todestage) 361

Besprochene Schriften

Akademische Berufe 249
Alberto (Bernhard Schuler): Divina Comedia 331
Am Scheidewege. Berufsbilder . . . 250
Bach: Die Anpassung des Unterrichtsplanes an das Klima 294
Bassermann: Dantes Komödienverdeutschung 329
Baumgarten-Crusius: Deutsche Heerführung im Marnefeldzuge 1914 . 393
Bernhardi: Eine Weltreise 1911/12 . 102
Berre: Das Klima von Berlin . . . 294
Buat: Ludendorff 99
— Die deutsche Armee im Weltkrieg . 392
v. Cramon: Unser österreich-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg . . . 99
Dostojewski, geschildert von seiner Tochter Aimée Dostojewski 37
Eberle: De profundis, Der Pariser Friede vom Standpunkt der Kultur 350
Engelhardt: Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter, Philosoph . . . 36
Eucken, R.: Lebenserinnerungen . . . 40
Euler: Dantes Göttliche Komödie . . 409
Förster: Graf Schlieffen und der Weltkrieg 98. 391
v. François: Marneschlacht und Tannenberg 99
Frenssen: Jakob Alberts 113
Freytag-Loringhoven: Heerführung im Weltkrieg 392
Fuchs: Der Geist der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft 181
Gaupp: Student und Alkohol 177
Geucke: Goethe und das Welträtsel . 323
Geyer: Theosophie und Religion, Theosophie und Theologie 131
Glaser: Lukas Cranach 266
Gopcevic: Österreichs Untergang . . . 102
Harnack: Marcion 209

	Seite
Hedin, Alma: Arbeitsfreude	134
Hefele: Dante	410
Hempel: Dantes Göttliche Komödie	332
Holle: Allgemeine Biologie	28
Hönig: Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom	121
Jakubczyk: Dante. Sein Leben und seine Werke	408
Jauch: Zwölf Zeichnungen zu Ludwig Finckhs Jakobsleiter	112
Jellinek: Das Weltengeheimnis	26
Keyserling: Der Weg zur Vollendung	64
Kohl: Das Ziel des Lebens im Lichte der obersten physikalischen und biologischen Naturgesetze	27
König: Dauer des Sonnenscheins in Europa	294
Krauß: Die Ursachen unserer Niederlage	99
Kritik des Weltkrieges	98
v. Kuhl: Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges	99
— Der Marnefeldzug 1914	99
— Französisch-englische Kritik des Weltkrieges	391
Lambert: Dante Alighieri. Neues Leben (Vita Nuova)	409
Lübbe: Dantes Göttliche Komödie	330
Maderno: Die deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart	355
Marées, H. v., Briefe	118
Meier-Gräfe: Hans v. Marées	118
Müller-Löbnitz: Der Wendepunkt des Weltkrieges	98
Nötling: Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide	254
Öhler: Weimarer Weihgeschenke zum 75. Geburtstag der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche	349
Olschki: Dante Alighieri, La Divina Comedia	331
Pfister: Peter Brueghel	114
Platzhoff: Bismarcks Bündnispolitik	251
Pochhammer: Dantes Göttliche Komödie	332
Ratzel: Deutschland	260
Rembrandt-Bibel	265
Rembrandts Handzeichnungen	265
Rembrandts wiedergefundene Gemälde	266
Rittelmeyer: Steiners Persönlichkeit und Werk	131
Rocholl: Ein Malerleben	264
Rühlmann: Kulturpropaganda	137
Sandro: Fluchtnächte in Frankreich	132
Schemann: Paul de Lagarde	39
Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut	119
Schöler: Helden der Arbeit	183
Scholz: Religionsphilosophie	263
Schöne: Die wirtschaftliche Lage der Studierenden an der Universität Leipzig	174
Smekal: Altwiener Theaterlieder	355
Speck: Menschen, die den Weg verloren. — Zwei Seelen. — Joggeli. — Ein Quartett-Finale	257
Spengler: Untergang des Abendlandes	63
Spickernagel: Fürst Bülow	251
Steinhausen, G.: Der Aufschwung der deutschen Kultur vom 18. Jahrh. bis zum Weltkrieg	261
Steinhausen, Wilhelm	112
Thode: Paul Thiem und seine Kunst	113
Vanderlip: Was Europa geschehen ist	274
Viëtor: Hölderlin	190
Wahl: Goethes Schweizerreisen	120
Wähler: Die Thüringer Bevölkerung	171
Wetzell: Von Falkenhayn zu Hindenburg-Ludendorff	99
Windischgrätz: Vom roten zum schwarzen Prinzen	102
Würth: Leiden Christi	112
Zwehl: Die Schlachten im Sommer 1918 an der Westfront	391

Offene Halle

Ewige Wiederkunft des Gleichen oder Aufwärtsentwicklung?	323
National oder übernational?	107
Nochmals: Kirche und Weltversöhnung	402
„Was euch nicht angehört…“	34

Literatur

Seite

Der Geschichtschreiber der Stadt Rom 121
Deutsche Jakobitendichtung 404
Deutsches Menschentum in Briefen . . 118
Diotima 190
Ein Rückblick auf die Dante-Arbeit der letzten Jahre in Deutschland . 329. 407
Eine neue Art Literaturgeschichte . . 108
Eine neue Religionsphilosophie . . . 262
Für und wider die Passionsspiele . . 114
Homer 187
Knut Hamsun 41
Krüger, Herm. Anders 327
Sailer, Johann Michael 244
Speck, Wilhelm 257
Strategische Rückblicke 98
Vier Lebensbilder (Tagore, Dostojewski, Lagarde, Eucken) 36
Zwei Bücher der Deutschkunde . . . 260

Bildende Kunst

Allerlei Kunstgaben 112. 264
Cheopspyramide, Der Kampf um die 253
Das Redentiner Osterspiel im Dom zu Lübeck 196
Franz Hein 411
Luther-Notgeld 192
Schinkel, Karl Friedrich 44
Stilrichtungen deutscher Malerei im 19. Jahrhundert 333

Musik

Beethoven — Herbart — Schumann . 412
Beethovens spätere Beziehungen zu seiner rheinischen Heimat 338
Bruckner, Anton 266
Luther als Tonsetzer 52
Zu unserer Musikbeilage 54

Türmers Tagebuch

Das Laster der Ehrlichkeit — Deutschland nicht schuld? — Protestversammlung! — Vergebliche Hoffnung auf Segen — Leipzig — London — Oberschlesien . . 55
Am Grabe — Auch Masse — Schinderhannes und Ordnungsbestie. — Amerika, der rettende Engel — Die letzte Waffe 123
Weltpolitische Möglichkeiten — Die Sozialdemokratie als Schrittmacherin des Kapitalismus. — „Illusionsgewinne der Industrie“ 199
Knigge in und außer dem Hause — Die Möglichkeit einer Sintflut — Glückliche Schuldner, unglückliche Gläubiger — Der Weg Stinnes' . . . 270
Orden und Galgen — Das unpolitische Leipzig — „Königliches Schweigen“ — Die Sünden der andern . 342
Des Bürgerkrieges zweiter Teil? — Beamte und Arbeiter — Die Gefahr für Europa 414

Auf der Warte

Amerikaner am Rhein 215
Armes Wien! 360
Bismarck — Englands Eideshelfer . . 142
Bloß keine Einigkeit! 211
Darmstädter Idyll, Ein 350
Der Fall eines Jugendführers . . . 66

	Seite
Der Herr Major und — die andern	429
Der Wert des Auslanddeutschen	141
„Den Manen Friedrich Nietzsches"	349
Deutschamerikanische Versöhnungsgedanken	352
Deutsche Gesinnungslumpen	352
Deutsche Kindernot	281
Deutschösterreichische Dichtung	354
Dieb und Literat	70
Die geistige Not der deutschen Dichtung	285
Die Klassenversöhner	211
Die rote Welle	72
Die stillen Deutschen	422
„Eine beachtenswerte Unterrichtsmethode"	71
Einhämmern!	136
Einer von der Technischen Nothilfe	143
Ein Schrei nach Gerechtigkeit	426
Ein Vorschlag zum Thema Studentennot	431
Erwerbslosenzüchtung	142
Gedächtnisfeier für Dr. Karl Storck zu Olsberg i. W.	432
Gegen das Zigarettenrauchen der Jugend	430
Gorki und Hauptmann	427
Harnack, Adolf	208
Heraus aus der Sackgasse!	286
Hetzgesindel an der Arbeit	360
Huch, Ricarda	421
Im bolschewistischen Rußland	144
Keyserling gegen Steiner	64
Kinder und „weißer Schrecken"	216
Kinokultur	212
Kommissionen bei der Arbeit	142
Lebenszeichen	139
Luthertage am Fuße der Wartburg	210
Marcionismus	209
Mehr Bekenntnis	216
Mehr lebendige Anschauung!	283
Nachdenkliches aus der vierten Klasse	138
Nachklang zum 19. April 1921	207
Nach sibirischer Gefangenschaft	132
Neudeutsche Gemeinschaftsstätte	210
Neue Rechtschreibung?!	214
Nicht vergreifen, deutsche Jugend!	67
Norwegischer Prozeß, Ein	356
Norwegische Studenten und das Verwelschungsfest der Straßburger Universität	134
Pariser Friede, Der, und das christliche Weltgewissen	350
Produktive Wirtschaft	142
Putsch von rechts?	72
Rabindranath Tagore und die deutsche Öffentlichkeit	278
Reigen-Unfug, Der	69
Scherl, August und die „Woche"	285
Sibirischer Nachklang	287
Sind die Menschen durch den Krieg schlechter geworden?	137
Sollen Frauen Richter werden?	282
Sozialistische Jugend	66
Spengler in Logos-Beleuchtung	63
Stiefkinder der Bolschewisten, Die	287
Sven Hedins Ermunterung	134
Tagore, Geheimrat	279
Tag von Versailles, Der	351
Unheimliche Zahlen	65
Verführung als Betrug	358
Vergiftung der Kinderseelen	358
Verrohte Jugend	281
Versagen der Familie, Das	358
Vom Baldurbund	359
Vom Heliandkreuz	65
Vom Lebenswerk Rudolf Steiners	131
Wagner, Siegfried	132
Wahres Christentum	206
Wandervogelgeist und Religiosität	213
Wartburg und Katholizismus	283
Warum ist der Deutsche unbeliebt?	425
Wie man Schundpostkarten bekämpft	431
Wie sieht's im Elsaß aus?	70
Wie wehrt man sich gegen Bühnenschmutz?	67
Wo bleibt die nationale Bühne Berlins?	68
Wo bleibt die Sühne?!	280
Zur Erziehung des Parlaments	423
Zu unserer Musikbeilage	288
Zwei Bücher aus der Geisteswelt Lienhards	423
Zwei Kabel	284

Kunstbeilagen und Illustrationen

	Heft
Breuer: Maiabend	8
Eichhorn: Schinkels Kgl. Schauspielhaus — Schinkels Skulpturensaal im Alten Museum — Schinkels Schloßbrücke — Eingangstor zum Schloß Glienicke	7
Gärtner: Heimwärts	11
Haag: Am Bodensee	9
Hein: Einsamkeit	12
König: Blick aufs Dorf	11
Thiemann: Mondnacht	10

Notenbeilagen

Knab, Armin: Vier Gedichte von Richard Dehmel . . . 7

Müller-Herrneck: Morgen — Bergsee 10

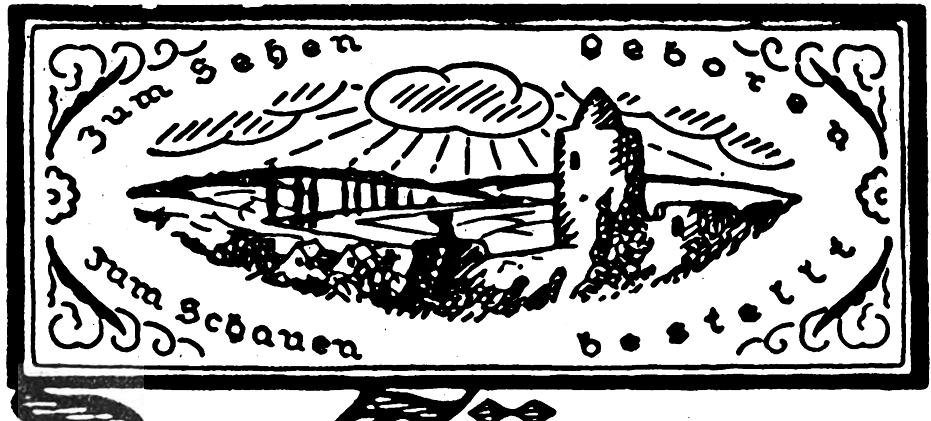
Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28. Jahrg. April 1921 Heft 7

Das Herz Europas

Eine Rede von Friedrich Lienhard

Am 17. Januar d. J. sprachen zu Weimar Rudolf Eucken und der Verfasser unmittelbar hintereinander. Während der greise Philosoph über seine Eindrücke in Amerika plauderte, hatte ich meinerseits das auf sich selbst gestellte Deutschtum als Stoff gewählt. Das Folgende ist eine ungefähre Wiedergabe meiner Rede. L.

Mit einem Hohelied auf den Schaffenden, auf das Schöpferische, das Ewige im Menschen, hat der verehrte Herr Vorredner geschlossen. Ein schöneres Stichwort konnte mir nicht erklingen. Die Ehrfurcht vor dem Schöpferischen im Menschen, vor jenem geheimnisvollen Feuer, das in manchen nur als Funke glimmt, in andern jedoch zur vollen Flamme entfacht ist, bildet Kern und Stern der idealistischen Lebensanschauung. Seit 1874 hat Rudolf Eucken auf dem Lehrstuhl zu Jena die deutsch-idealistische Philosophie verkündet, hat also das Werk durchgeistigter Denker wie Fichte, Schelling, Hegel und des gesinnungsverwandten Dichters Friedrich Schiller wieder aufgenommen und in würdiger Weise fortgesetzt. Seit Jahrzehnten, lange vor dem Weltkrieg, hat er den Deutschen zugerufen: Vergeßt das Beste nicht! Das Beste aber in allem äußeren Getriebe ist eben jene innere Leuchtkraft, die wir kurz in das Wort Seele zusammenzufassen pflegen. Wir hatten in Deutschland, wie überall in der Welt, eine außerordentlich entwickelte Arbeitskultur; doch nicht in gleicher Weise hatte sich entwickelt die Innenkultur, das Reich der Seele.

Mit dem volkstümlichen Gebrauch des Wortes „Idealist“ verbindet sich nun allerdings leicht ein geringschätziger Beigeschmack. Unter einem Idealisten versteht

man im gewöhnlichen Leben meist einen etwas weltfremden Plänemacher, einen Utopisten oder Illusionisten. Dies aber ist nicht das Wesen des wahren Idealismus. Den Idealisten wie den Realisten zeichnet in gleich ausgeprägtem Maße der Tatsachensinn aus: jener achtet die Tatsachen der äußeren Welt und sucht sie durch Beobachtung zu ordnen, durch Ordnung zu beherrschen; dieser ehrt nicht minder die Tatsachen der inneren Welt, die man durch Erlebnis und seelische Erfahrung zu gewinnen pflegt. Beide können sich also vortrefflich ergänzen. Dagegen schließen sich gegenseitig auf das schroffste aus Idealismus und Materialismus. Der letztere hat sich derartig in die Materie verkrallt, daß er den Rückweg zum Gebiet der Seele verloren hat. Hier herrschen Besitzgier und Genußsucht. Und dies eben ist in den letzten Jahrzehnten überall in der Welt, leider auch in unserem deutschen Vaterlande, eine Hauptgefahr geworden. Materialismus, Mechanismus, Mammonismus haben das Lichtreich der Seele verdunkelt. Und dies tobt sich nun im Schieber- und Wucherer-Gesindel aus, das die immer gesteigerten Löhne der Arbeiter durch noch mehr gesteigerte Wucherpreise hohnlächelnd in die eigenen Taschen lenkt.

Hinter allem Wirtschaftlichen lastet ein unermeßliches seelisches Elend: der Egoismus in allen Farben und Formen.

Für unser Deutschland ist dies ein besonders schweres Verhängnis. Denn obschon natürlich überall auf Erden Idealisten zu finden sind: wir Deutschen mit unserer Philosophie und Musik, mit unserm Dichten und Denken haben als Kernzelle Europas ganz besonders die idealistische Lebensanschauung auszustrahlen und eine vorbildliche Volksgemeinschaft zu sein.

Es geht durch die Menschheit auch heute die alte Zweiheit. Lassen Sie mich an einem einfachen Beispiel diesen Gegensatz veranschaulichen! Ich las einmal eine unscheinbare Mitteilung, an die der volkstümliche Dichter Heinrich Sohnrey eine eindringliche Betrachtung angeknüpft hat. In einem übervollen Berliner Stadtbahnwagen steht ein kleines Mädchen an der schlechtverschlossenen Tür; diese springt während des Fahrens auf, das hartbedrängte Kind fällt hinaus, wird zerschmettert und den Eltern als Leiche nach Hause gebracht — unmittelbar vor dem Weihnachtsabend. Schmerzlich ergeht sich nun Sohnrey in dem Gedanken, ob denn niemand in all dieser Masse das Kind beachten, festhalten, beschützen konnte. Und in der Tat: hierbei wird uns der ungeheure Gegensatz zwischen Mensch und Masse bewußt. Auch mir drängte sich der Gedanke auf: So wie diese Kleine, so wird in dem unbarmherzigen, egoistischen, mit Ellenbogen arbeitenden Massentreiben um uns her die Seele hinausgedrängt, das Zarteste und Edelste in uns, und bleibt zerschmettert unter den Rädern liegen.

Vergeßt das Beste nicht! Wenn wir uns jetzt, wo Deutschland so drangvoll eingekeilt und eingekreist ist wie jenes Kind, nicht auf unser Bestes und Eigenstes besinnen, so sind wir vollends verloren. Der Weltkrieg ist noch lange nicht zu Ende. Erst war es ein soldatischer Krieg: jetzt ist er sozial und seelisch zu führen. Die Lage, in der wir uns befinden, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Eingekreist waren wir lange schon diplomatisch, dann durch Waffen-Übergewalt. Schwere Wolken drohen nach wie vor im Westen und im Osten: dort der Bund, insbesondere

Frankreich, das nur auf einen Anlaß lauert, über uns herzufallen und uns wirtschaftlich vollends zum Sklavenvolk zu machen, indem es den Erdrosselungsfrieden von Versailles weiter ausdeutet; und drüben der Bolschewismus, der darauf erpicht ist, ganz Europa in ein Chaos zu verwandeln, um dann seine etwaigen Ideen auf Trümmern aufzubauen. Und bei uns, in der Mitte? Leider Zerrissenheit!

Dies ist die Lage. Was aber kann uns allein retten? Ich möchte es in die Worte zusammenfassen: Besonnenheit und Beseelung. Das erstere wäre Sache der wirtschaftlichen und politischen Realisten; das zweite jedoch gehört in das Gebiet des geistigen und des seelischen Idealismus, wo wir Dichter und Schriftsteller, Redner und Erzieher zu arbeiten haben. Wenn es gelingt, aus der gehässigen Partei-Rechthaberei zur gemeinsamen volkswirtschaftlichen Selbstbesinnung durchzudringen und die Mammonsfrage zu lösen, so werden wir Einheit herstellen. Oh, dieser deutsche Parteihader! Heute erst wieder bekam ich eine tiefbekümmerte Zuschrift, wie dieser Parteihaß sich bis zur niedrigsten Verleumdung zu schärfen vermag. Doch wenn es gelingt, aus der sittlichen Verwilderung emporzusteigen zur Beseelung, so wird uns Reinheit beschieden sein. Besinnung und Beseelung — Einheit und Reinheit! Das ist es, was unser Deutschland inmitten des Völkerbrandes in einen gleichsam heiligen Hain verwandeln könnte, in eine Felsinsel inmitten der Brandung.

Allerdings steht über einem solchen Werdegang das altheilige Wort: „Stirb und werde!“ Diese Entgiftung geht nicht ohne Opfer ab. Wir müssen alle, vor allem die Führenden, aus der Eigensucht emporsteigen in die hinreißende, mitreißende selbstlose Liebe zum Ganzen.

Lassen Sie mich auch dies an einem Beispiel deutlich machen! Viele von Ihnen sahen hier im Theater Wildenbruchs „Lieder des Euripides“, mit der innigen und edlen, ja feierlichen Vertonung von Botho Sigwart. Dort ergreift uns im zweiten Akt eine wundervolle Szene, wenn auch das Ganze etwas ungriechisch und zu gefühlvoll anmuten mag. Der Dichter Euripides liebt ein junges Mädchen, dessen Herz aber einem fern in Sizilien weilenden Krieger gehört. Diese Kämpfer haben dort eine furchtbare Niederlage erlitten. Der letzte Rest der Athener ist in einem Steinbruch gefangen. Sie sind dadurch am Leben geblieben, daß sie durch Lieder ihres großen Landsmanns Euripides die Aufmerksamkeit und Achtung ihrer Sieger errangen. Einer der Athener ist entronnen, bringt die Kunde zu dem zufällig getroffenen Dichter nach Salamis und hat nun, der einfache Mann, ehe er in sein Dörfchen heimkehrt, den einzigen Wunsch, diesem großen Sänger und Wohltäter noch persönlich danken zu dürfen. Als man ihm nun bedeutet, daß er ja eben vor Euripides stehe, bricht er in die Knie und strömt erschüttert seinen Dank aus: „Sieh, ich bin von deinem Volk nur ein Geringster! Einmal aber, als deinem ganzen Volke du gehörtest, Großer, hast du auch mir gehört! All die Verschmachtenden, die du getröstet, so wie du mich getröstet, alle die Toten geben mir den Auftrag: Dichter der Deinen, wir lieben dich!“ Mit ganzer Innigkeit hat der Komponist in diese Stelle ebenso sein Gefühl eingeströmt, wie der Dichter selbst, dessen letzte Sehnsucht wir hier in Erschütterung mitfühlen. Der tiefergriffene Sänger aber umarmt den „Boten der Liebe“, der ihm seines

Volkes lang und heiß ersehnten Dank bringt, und nennt ihn „Bruder". Er ist emporgewachsen über sein niederes Ich, emporgewachsen über die eigensüchtige Liebe zu dem einzelnen Mädchen in die größere und selbstlose Liebe zu seinem ganzen Volke. Mit der Hand zu der atemlos lauschenden Elpinike hinüberdeutend, ruft er tief ergriffen: „Sagt ihr, ich habe den Weg gefunden zu dem Land, wo Liebe blüht!" Ja, wo die wahre, die allumfassende, die schöpferische Liebe blüht! Nun zieht er selbst mit ihr nach Sizilien, singt die Gefangenen frei und führt die Liebenden zusammen.

Und hier ist noch eine Szene, die schmerzlich an unseren eigenen Zustand erinnert. Während oben die Sieger in Reigentanz und Festgesang jauchzend schwelgen, hört man aus dem Steinbruch den dumpfen Klagechor der Unterlegenen: „Durst verzehrt, es nagt der Hunger — o Attika, ewig verlorenes Land!" Da vergeht selbst den Siegern der Genuß des Sieges: „Horcht, sie denken an ihre Heimat! Horcht, sie klagen um Attika!" Und sie lassen ab vom Weingelage. Dann, als dem beseelenden Dichter die Befreiung der Gefangenen, die Herstellung versöhnlicher Stimmung gelungen ist, dann erst kann in diese gereinigte Luft die himmlische Macht wieder herabsteigen. Göttin Athene wird sichtbar. Und alle rufen ihr betend zu: „Göttin, segne das Vaterland!"

Wird auch uns Deutschen dieser Segen beschieden sein?

In solcher Sorge um das deutsche Vaterland hat Ernst von Wildenbruch schon lange Jahre vor dem Weltkrieg (1889) ein geradezu seherisches Gedicht dem deutschen Schulverein gewidmet:

„Wenn ich an Deutschland denke,
Tut mir die Seele weh,
Weil ich ringsher um Deutschland
Die vielen Feinde seh'..."

Der Gedanke überwältigt ihn: Wie nun, wenn einmal dieses Deutschland nicht mehr wäre?!

„Und wenn ich also denke,
Wird mir so weh, so schwer,
Wie wär' die Welt, die reiche,
Alsdann so arm und leer!"

Denn die Menschen würden fragen:

„Wie kommt es, daß die Völker
Sich heut' nicht mehr verstehn?
Wo ist sie hingegangen
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nah gebracht?"

Und sie würden klagen:

„Die Welt hat keine Seele,
Sie hat kein Deutschland mehr!"

Deutschland und Seele sind also hier geradezu als gleichbedeutend angesprochen. Und so klingt auch Wildenbruchs Gedicht in die Mahnung an das deutsche Volk aus: „Bleib' dir selber getreu!"

„Und warte, bis die Menschheit,
Die heut' am Alter krankt,
Zurück zu ihrer Seele,
Zu dir zurückverlangt!

Das wird nach langen Jahren
Voll still ertragner Pein
Deutschlands Vergeltungsstunde
An seinen Feinden sein."

Wahrlich, eine edelste Vergeltung! Sie besteht in nichts anderem, als in dem, was auch wir als vornehmste Aufgabe Deutschlands auf unserem seelischen Gebiete immer wieder betonen. Wildenbruch nennt uns die „Seele der Welt". Es ist genau dasselbe, was wir eingangs als das Schöpferische oder das Ewige im Menschen hervorgehoben haben. Es ist nicht etwas, das im Verstande sitzt: diese schöpferische Kraft glüht vielmehr in einem wahrhaft lebendigen Herzen. Und so hat man uns oft das Herz Europas genannt. Hölderlin spricht im Jahre 1799 in einer seiner Oden von Deutschland als dem „heiligen Herzen der Völker", Graf Stolberg nimmt 1815 in derselben Strophenform denselben Gedanken wieder auf: „Ja, Herz Europas sollst du, o Deutschland, sein! So dein Beruf!" Mehrere andere Sänger, z. B. Arndt, Hoffmann von Fallersleben und Hamerling, haben den Gedanken gestreift, besonders eindrucksvoll Emanuel Geibel (1861): „Macht Europas Herz gesunden, und das Heil ist euch gefunden!" Lagarde noch gibt der Empfindung Ausdruck, daß er einstweilen noch immer glaube, Deutschland sei das Herz Europas. Eben an diese Empfindung oder gläubige Überzeugung hat Ernst von Wildenbruch unbewußt angeknüpft, als er uns die Seele der Welt nannte. Diesen beseelten Menschen, die sich der Dichter in Deutschland besonders zahlreich wünscht, steht immer wieder gegenüber jene unbeseelte Masse, sei es rechts oder links, oben oder unten, die ein Friedrich Nietzsche in die Worte „Gesindel", „Vielzuviele", „Fliegen des Marktes" zusammenballte. Und eben darin, in dem Suchen nach dem Edelsten im Menschen, nach dem Schaffenden, nach dem Schöpferischen, was Nietzsche sogar zum „Übermenschen" steigert, sind der große, dichterisch durchhauchte Kulturphilosoph und Sprachkünstler, der auf dem Silberblick erlosch, und der leidenschaftlich sein Deutschland liebende Wildenbruch, der die letzten Sommer seines Lebens dort oben am Horn verlebt hat, bei aller Verschiedenheit herrlich eins. Jetzt erst, in dieser Beleuchtung zurückschauend, versteht der denkende Deutsche vollends, was der bedeutende Kulturkritiker Paul de Lagarde und der Philosoph Eucken, was Wildenbruch mit jener Mahnung und Nietzsche mit seinem Ingrimm eigentlich gemeint haben.

Und richten Sie nun Ihre Blicke auf jene Nachbildung des Euphrosyne-Denkmals, die unfern von Goethes Gartenhause steht! Dort hat Ernst von Wildenbruch gegenüber den antik angehauchten Worten Goethes, aus der berühmten Elegie, seinen eigenen Anschauungen vom Ewigen und von der Schöpferkraft im Menschen Ausdruck gegeben:

„Sterben ist nur eines Tages Enden ...
Nie entschläft, wer einmal wach gelebt.
Wache Seelen haben Sonnenaugen,

Sonnenaugen blicken in das Ew'ge,
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes ...
Alles Gegenwart und ew'ges Heut'!"

Wache Seelen haben Sonnenaugen! Darin immer wieder steckt jenes Geheimnis, von dem wir ausgegangen sind: das Geheimnis der Erneuerungskraft. Vermöge dieser Kraft kann der Mensch „von innen bauen", wie sich Meister Wagner in bezug auf die besondre deutsche Fähigkeit einmal ausdrückt. „Es ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut" — indem er nämlich, nach Schillers Wort, den „reinen idealischen Menschen" in sich zur Entfaltung bringt. Und dies eben ist die große Erkenntnis des Idealismus. Er weiß, daß gleichsam in des Menschen Mitte eine Sonnenkraft ist, durch deren Ausstrahlung die Umwelt erhellt und durchwärmt und verklärt werden kann. Und so wie diese Sonnenkraft oder dieses schöpferische Herz in des Menschen Mitte leuchtet, so sollten wir Deutschen in Europas Mitte ein Volk der Beseelung oder der Leuchtkraft sein. Jene Einkreisung aber, die erst diplomatisch, dann in Form des Weltkrieges und jetzt in wirtschaftlicher Drangsalierung Deutschland zu ersticken bestrebt ist, kann unter geistkräftig ausgenützten Umständen, wenn wir die rechte innere Kraft entgegensetzen, geradezu unser Segen werden. Wie hat doch unser kämpfendes und hungerndes Volk gegen so erdrückende Übermacht Herrliches geleistet! Laßt uns stets dankbar dessen gedenken! Es scheint ja wohl Anlage und Schicksal unseres national instinktarmen Volkes zu sein, daß erst die Not das beste Feuer aus uns heraushämmern muß, wie es auch nach 1806 geschehen ist.

In diesem Sinne habe ich einst versucht, Schillers Entwurf zu einem großen nationalen Gedicht, dem man den Titel „Deutsche Größe" gegeben hat, zu vollenden: grade im Hinblick auf die Einkreisung und ihre Wirkungen. Auch dort sind wir die Mitte Europas genannt. Durch die Feinde erst recht auf die Mitte verwiesen, der Kolonien beraubt, am Ferndrang verhindert, ziemt es uns um so mehr, in dieser Drangsal unsere beste Kraft, unsre eigenste deutsche Kraft der Eindeutschung oder der Beseelung zu entfalten. Und so schrieb ich damals in zwei Strophen jenes Gedichtes:

„Eingekreist hat uns der Brite,
Doch erst recht im Drang der Mitte
Lernt sich kennen deutscher Geist.
Aufgeschaut in Weltallsferne!
Auch im Kranz der Wandelsterne
Ist die Sonne eingekreist!

Sonnenhaft, o Volk der Würde,
Trage deiner Sendung Bürde!
Sei das Herz und sei der Kern!
Und verwandle flücht'ge Trauer
In ein Leuchtgebild von Dauer:
Bleib' der Völker Sonnenstern!

Mit einem innigeren Wunsch können wir wohl nicht schließen, als daß es einem genesenen Deutschland der Selbstbesinnung und der Beseelungskraft vergönnt sein möge, in diesem erhabenen Sinne seine Sendung zu erfüllen.



Eulenspiegels letzte Rast

Von Ernst Kratzmann

In der Herberge zur „Güldenen Gans“ scholl an diesem Herbstabend aus der Schankstube lautes Lachen fröhlicher Zecher. Am langen Tisch saßen wohl an die zwölf behäbige Stadtbürger, jeder vor sich den Becher mit goldklarem Weine. Aber nicht wie ansonsten pflogen sie diesmal ein Gespräch in politicis oder von Handelssachen. Denn aller Augen waren auf einen Mann von etwa fünfzig Jahren gerichtet, der am Ende der Tafel saß, der einzige, dessen faltenreiches, verwittertes Gesicht ernst blieb inmitten der Lachenden. Seine klaren grauen Augen blitzten über die trinkenden Bürger hin wie Spott.

„Hört, Ihr seid mir ein sonderlicher Kauz, Meister Till,“ gröhlte der Dicke mit der funkelnden Nase, „ein sonderlicher Kauz! Das Tun der Menschen scheltet Ihr all verkehrt und töricht, und Ihr selbst treibet erst recht lauter verkehrte Narrenstreich'! Wie reimt sich das?“

„Damit ich das Krumme grad biege“, entgegnete der Fremde ungerührt.

Da scholl eine rauschige Lache in der Runde, daß die schwammligen Bäuche tanzten und die Gesichter sich ohnmaßen röteten. Dem Dicken rollten die Lachtränen aus den Äuglein. Er schlug auf den Tisch:

„Durch Narrheit wollet Ihr Verkehrtes gradbiegen, ha, ha, ha, Eulenspiegel, das habt Ihr gut gesagt!“

„Den Teufel durch Beelzebub austreiben“, krähte eine dünne Stimme, die dem jungen Kaspar Sammetbogen gehörte, dem Sohn des reichsten Tuchkaufherrn der Stadt. Er war ein schmächtiger Junge, dem Wein und Liebe sichtlich besser mundeten, als es seinem zarten Körperlein zuträglich sein mochte. Aber unter der niederen Stirn, über die sein flachsblondes Haar gestrichen war, schien nicht allzu viel Witz zu wohnen.

Behäbig schritt die güldene Ganswirtin in der Schankstube umher. Am Bürgertisch füllte sie selbst jeden leeren Becher, den ihr flinkes Auge erschaute. Dabei streifte Eulenspiegel manch wohlgefälliger Blick.

Die Wirtin war eine entschlossene, den wirklichen Dingen zugewandte Frau. Auf Kurzweil und Träume achtete sie nicht viel und Eulenspiegels Schwänke schätzte sie nicht hoch. Als Wittib mußte sie ihrer zwei festen Arme gar wohl gebrauchen, wollte sie ihr Schankgewerbe blühend erhalten, so wie sie es vom güldenen Ganswirt überkommen hatte. Und sie verstand sich so wohl darauf, daß ihre Herberge und Gaststube nie leer standen und die Gulden sich schwer im Spind häuften. —

Da kam an einem Herbsttag Till Eulenspiegel zu ihr, der alte Landstreicher. Er schien müde und heimlich krank. Und die Straße schien ihn nimmer zu freuen. Er blieb Tag um Tag, der Zeche ward er nicht bang. Die Wirtin aber begann ihm von Stund an freundlich um den Bart zu reden und wollt' ihn zum Bleiben bewegen über den Winter. Nicht etwan der christlichen Nächstenlieb wegen — die schätzte sie bloß des Sonntags in währender Predigt. Aber ihr scharfer Verstand hatte gleich wohl erfaßt, daß ein Mann wie Eulenspiegel ihrem Gewerbe ein gar guter Lockvogel sein müßte, wenn er allabends in der Schankstube mit den Gästen

seine Kurzweil trieb. Und deshalb überredete sie ihn zum Bleiben. „Till", sagte sie, „was wollt Ihr doch jetzt noch wandern, da uns der Winter schon vor der Türe steht? Rastet doch bis zum Lenz in meiner Herberg und lasset's Euch wohlgehn! Und um die Zehrung traget mir nur keine Sorge. Ich schlage mir's zur Ehr' an, einen so hochberühmten Mann zu herbergen, und meinen Gästen möget Ihr an langen Abenden gar anmutig die Zeit kürzen!"

Eulenspiegel lächelte schlau. Denn er durchschaute die Wirtin. Aber zur Letzt willigte er doch ein.

Denn Till ist alt geworden. Alt und müde. Und wenn er es auch niemalen hätte zugegeben, so plagte ihn doch, und sonderlich im Herbst, das Zipperlein in den wegmüden Beinen. Und es kam manchmal ein großes Ruhesehnen über den alten Landfahrer, daß ihn ein wohlbestelltes Haus schier ein irdisch Paradies dünkte. Die Herberge zur „Güldenen Gans" konnte es aber auch leicht einem verwöhnteren Mann antun, als er es war. Da lag das alte Haus mit hohem Giebeldach in der engen Wassertorgasse, reinlich und blank. Die grünen Butzenfenster wehrten dem Blick der Straßengänger. Trat man aber durch das Tor ein, über dem das Wahrzeichen des Hauses hing, die goldene Gans in einem Kranz von Weinlaub und Trauben, aus Eisen gar kunstreich getrieben, so empfing den Gast eine große Schankstube mit brauner, mannshoher Tannentäfelung und einem mächtig großen Kachelofen im Eck. Da stunden am Bordbrett Krüge und Becher, schön geschnitzte Bänke und Stühle luden zu beschaulichem Trunk.

Der Wirtin eigene Stuben aber lagen trepphoch und waren gar vornehm und wohnlich. Denn sie war reich.

Blickte Till aus dem Fenster seiner Stube, so sah er einen schönen, wohlgepflegten Garten mit alten Apfel- und Birnbäumen. Da freute er sich heut schon auf die Zeit der Obstblüte ...

Und so blieb er in der Herberge wohnen. Des Abends saß er unter den Gästen, meist still und fast mürrisch. Denn seine alten Schwänke freuten ihn nimmer. Nur dann und wann ließ er etwan ein Wörtlein fallen, das traf wie ein sausender Gertenhieb, und dann brüllte die Gästeschar vor unbändiger Heiterkeit. Er selber freilich lachte nie.

Die Wirtin war seiner wohl zufrieden. Denn nicht allein der Herbst und die kühlen Abende zogen die Gäste in ihre Stuben. Sie wußte gut, daß sie mit Eulenspiegel richtig gerechnet hatte, daß er die Bürger zur „Güldenen Gans" lockte, mehr als den Ehefrauen der Ehrsamen mochte lieb sein.

Da war nun die Ganswirtin recht in ihrem Element, so man zu sagen pflegt. Das Gesinde hatte karge Schlafenszeit, denn die Alte war selber die Rührigste im Haus. Am liebsten aber weilte sie in der Vorratskammer bei den geräucherten Schinken und Würsten, die man ihr nicht oft genug bringen konnte. Denn ihre Gäste machten starke Zehrung.

So stund sie eines Vormittags in der Kammer, als ein leichter Schritt sie zur Tür aufsehn ließ, in der ihre Nichte Gertraud erschien, das Töchterlein einer weitverschwägerten Muhme der Ganswirtin, und eben jenes Kaspar Sammetbogen verlobte Braut. Böse Zungen wollten wissen, daß der Verspruch der Jungfer Gertraud nicht lieb war ...

Die Wirtin begrüßte die Jungfrau mit lauten Worten. Gertraud bestellte eine Bitte der Mutter, nicht eben gar dringlich, wie es schien. Dann kam sie ein wenig unvermittelt auf den neuen Gast der Wirtin zu reden. Sie habe vernommen, daß Eulenspiegel bisweilen seltsame Reden führe, die fast traurig anzuhören seien und herbe. Die Wittib lächelte verschmitzt: „Das weiß die Jungfer von ihrem Liebsten, nicht?"

Gertraud schob geringschätzig schmollend die rosige Unterlippe vor.

„Aber wollet Ihr mir nicht in die Stube folgen, liebstes Nichtlein?" Gertraud ging hinter der Wirtin über die alte braune Holztreppe empor. Sie trug ein dunkelgrünes, reiches Kleid, aus dessen Kragen ein sanftes, kluges Gesicht mit lieben, träumenden Augen sah. Die langen, schwer dunkelblonden Zöpfe aber hingen ihr über den Rücken und waren mit buntem Band zusammengehalten.

Oben führte die Wirtin ihren Gast aber nicht in die eigene Stube, sondern etliche Türen weiter, zu Tills Gemach.

Die Jungfrau war herzlich erschrocken, daß die schalkische Wirtin sie gleich zu Eulenspiegel führte. Till saß in einem weichen Polsterstuhl sinnend beim Ofen, in dem das erste Feuer knisterte. Er erhob sich sogleich, als die Frauen eintraten, und verneigte sich mit wohlziemendem Anstand, als ein Mann, der am Hofe des Polenkönigs der Zucht und Sitte wohl wahrgenommen hatte.

Einen Augenblick standen die Jungfrau und der alte Landfahrer in gegenseitigem Anschaun verloren. Sie hatte ihn sich so anders gedacht! Da sah sie einen stattlichen Mann mit schönen, einfach edlen Zügen, mit großen grauen Augen, die ruhig rein, fast kindlich fragend in ihre blickten. So schön dünkten sie diese Augen, daß sie nur immer sie unverwandt anschauen mußte und ganz des Unziemlichen in ihrem Betragen vergaß. Sein Haar und der kleine Schnurrbart waren schon merklich grau und sein verwittert Gesicht mit Runzeln und Rinnen durchzogen, wie eines alten Seemannes.

„Will die Jungfrau nicht niedersitzen?" Er wies mit einladender Handbewegung auf einen großen Armstuhl in der Erkernische. Gertraud wurde durch sein Wesen und höfisches Betragen zutraulich und nahm den Platz ein.

Dann begann die Wirtin den Grund des Besuches zu erzählen.

Vor etlichen Abenden seien die Gäste mit Eulenspiegel wieder beisammen gesessen, unter ihnen auch der Jungfer Bräutigam, der Kaspar Sammetbogen — Eulenspiegel lächelte unmerklich —; aber als sich die bereits trunkenen Zecher weggehoben hatten, da sei Eulenspiegel mit einigen trinkfesten Bürgern zurückgeblieben und hätte Reden geführt, die gar nicht schalksnärrisch klangen. Und das habe gestern der —

„Nein, gar nicht närrisch waren sie", wiederholte er, und sein Antlitz erschien mit einemmal bitter und alt. „Und solche Worte dünken Euch wohl seltsam im Munde des alten Schalksnarren?"

„Sprecht nicht so," fiel ihm die Jungfrau fast zornig ein, „seit gestern weiß ich's besser."

Eine Weile lag Stille über ihnen. Dann wechselten sie einige alltägliche Worte und Gertraud verließ Tills Stube.

* * *

Nun begann der Winter in der Stadt sein Spiel. Die Sonne lag des Morgens schwer und träge am Himmelsrand wie ein trunkener Zecher, und wollte sich nicht zum mühseligen Gang über den schneegrauen Himmel aufheben. Dann rieselten die Flocken still und heimlich nieder und dämpften in den Gassen der Stadt jegliches laute Geräusch. Des Landesherrn Standbild am Brunnen hüllten sie in ein weißes Laken, und auch auf der güldenen Gans in der Wassertorgasse blieben etliche Flocken hängen, so daß sie schier ein weißes Gefieder bekommen hatte, wie eine wirkliche Gans. Die Wassertorgasse blieb jetzt ganz in winterliche Schatten gehüllt, denn sie war schmal, und die Sonne nahm sich nicht mehr die Mühe, eigens der güldenen Gans wegen über die hohen Giebeldächer zu klettern und in die Gasse zu lugen. Aber in Eulenspiegels Stube war sie jeglichen Tag zu Gast und malte warmrote Streifen und Lichter an die Wand.

Till lebte nun schier gleich einem Einsiedler. Des Tages verließ er kaum sein Gemach, abends ging er nur mehr selten in die Schankstube zu den Gästen, so daß die besorgte Wirtin ihn mahnen mußte. Dann aber kam ein grimmer Witz über ihn, dann trieb er tollen Schabernack mit den Gästen und schonte keinen. Aber gerade nach solchen Abenden trugen die Zechbrüder das meiste Verlangen.

Till aber schien für einen, der es sehen wollte, wie ein heimlich kranker Mann. Daß er, der Wirtin zunutz, in der Schankstube den Schalksnarren sollte spielen, das verdroß ihn bitter.

Und den ganzen Tag, den ganzen Abend freute er sich dann insgeheim der Dämmerstunden, da sich wieder seine Tür auftun und Jungfrau Gertraud zu ihm in die Stube treten würde.

Denn nach jenem ersten Begegnen war Gertraud bald wiedergekommen, und schließlich lief sie beinahe jeden Winterabend im Dämmer zur Muhme Ganswirtin, um bei Till zu sitzen und seinen Reden zu lauschen. Und endlich wurden diese Stunden für die beiden Menschen zu einer heimlichen, lauteren Feier.

Wenn aber Gertraud ausblieb, dann pflegte Till ein altes, vergriffenes Büchlein hervorzuholen und andächtig darin zu lesen, als sei es Gottes Wort.

So traf ihn Gertraud eines Abends, als heftiges Schneetreiben die mehreren von den Gästen am gewohnten Gange zur „Güldenen Gans" hinderte.

„Was leset Ihr da, Meister Till?"

Er wies ihr das Buch. „Lauter alte Liedlein sind's. Ein lieber Gesell, mit dem ich lange zusammen meine Straße fuhr, hat's mir gelassen. Sonderlich dies eine da lese ich gerne im Winter, daß ich mich desto mehr des Frühlings freuen möge. Wollet Ihr's hören?

„Under der linden
an der Heide
da unser zweier bette was . .
— — — — — — — — — — —
daß er bei mir laege,
wesses iemen,
— nu enwelle got! — so schamte ich mich.
Wes er mit mir pflaege,
niemer niemen

bevinde das, wan er und ich
und ein kleines vogelin,
Tandaradei!
das mag wol getriuwe sin!"

Dann schwiegen sie beide. Leise war der stille Abend ins Gemach getreten und neigte ihre Herzen zueinander.

„So seltsam ist dies: so lieblich und rein hört sich das Liedlein, wie Nachtigallensang — und doch — ist's Sünd' und Schand'..."

„O Jungfer Gertraud, wenn Ihr Euer Tun und Meinen nach dem Glauben der Menschen wollet richten und biegen — dann wird Euch allzeit sündhaft und töricht erscheinen, was einzig rein und gut ist!"

Er war aufgesprungen und stund mit erhobener Faust vor ihr und seine Augen funkelten sie drohend an.

„Ich mein's ja im Herzen nicht so," wandte sie erschrocken ein, „ist mir ja so lieblich und rein erschienen — aber —; ja, wenn wir nur tun dürften, wie uns das Herz treibt!" — Sie seufzte schwer auf.

„Wie saget Ihr da? Wie Euch das Herz treibt?" Er sah warm und mild zu ihr nieder. „Armes Kind, dünkt mich, Ihr habet auch einmal ins Sonnenland gesehn...."

Wieder wob die Stille zwischen ihnen heimliche Fäden. Dann sagte sie ganz leise: „Aber eines hat mich oft wundergenommen, Meister Till. Ihr seid doch ein weltgewandter, kluger Mann, kennet die Menschen um und um, vermöget französisch und wällisch parlieren und habet feine Sitte: wie kommet Ihr zu dem Leben, so Ihr geführt?"

Er lächelte. „Wenn's die Jungfer nicht beschwert, will ich's ihr wohl weisen! — Da war ich ein Knabe, droben am Heiderand, und sah in die Wolken und über das endlose rotblühende Moor in eine ewige Ferne. Schon dazumalen schien mir all Menschenwerk klein und schwach wie ein Spott an der Schöpfung Gottes. Und da ich mählich aufwuchs, sahen meine scharfen Augen da und dort Unziemliches und Törichtes und Schlechtes. Und meine Mutter sah ich manchmal allein sitzen und weinen, und wenn ich sie fragte, so strich sie mir wohl sachte über das Haar und sagte leise: ‚Das verstehst du noch nicht, mein Bübel!' — Sie war eine stille, blasse Frau, meine Mutter... früh gestorben ist sie — — Und so nahm ich allerorts heimliches Leid, Falschheit und Verkehrtes wahr. Das quälte mich oft in den Nächten, und ich dachte, ob dies denn so sein müsset, ob es sich die Menschen nicht alle gut machen und einander hilfreich sein könnten zu eines jeden Lust und Glück. Und glaubte immer mehr, es müßt' ein Sonnenland sein — irgendwo. Da ich jung war und kindisch, da vermeinte ich, es müsset dort sein, wo die Sonne niedergeht, wenn sie uns in Nacht zurückläßt, und lief abends ihr nach durchs Moor. Denn oft hatte ich meine Mutter des Abends der Sonne zu blicken sehen und bang seufzen, und in der Nacht hörte ich sie dann weinen, wenn es dunkel war... Aber da ich verständiger ward, sah ich, daß das Land in uns gelegen, daß es unser eigen Tun und Handeln sei! So verträumte ich meine Tage in der Heide. Und vermeinte endlich, ich müsse den Menschen den Weg in mein Sonnenland weisen."

„Und was ist's mit jenem Land?"

„Dort sind die Menschen alle frei und dürfen handeln, wie ihnen ihr Herz gebeut. Nicht durch veraltete Satzung und Meinung der törichten Nächsten sind sie dort gebunden, einzig ist ihnen Maß und Richtschnur das Herz und — die Liebe. Denn wisset: die Menschen haben noch nicht lieben gelernt! — Und daß sie nicht mehr des Leibes erbärmliche Notdurft für ihres Lebens Ziel und Abgott halten, sondern ihre Seelen in Schönheit wandeln lassen, in Schönheit und klarer Harmonia. So hab' ich mich vermessen, den übelberatenen Menschen ein Führer zu werden. Aber nicht als Prediger und gleichwie ein Lehrmeister wollt' ich's anstellen! Denn Ihr müsset wissen, von meinem Mütterlein, die ehdem ein gar lustig, fröhliches Ding gewesen, da hatte ich ein Fünklein unbändigen Witzes überkommen, so man den Mutterwitz heißet! Neckten und spotteten meiner die übrigen Jungen, so zahlt' ich's ihnen allemal bar wieder heim mit gleicher Münz. Und so kam's wohl auch, daß ich's den Menschen durch die Tat wollte zeigen, wie sie allzeit verkehrt und niedrig handelten, daß ich ihnen ein närrisch Zerrbild und eine Fratze vormachte, daß sie drin ihr eigen wahres Bild erkenneten. Den Spiegel der Weisheit wollt' ich ihnen fürhalten. Und nie ward ich verlegen um neue Streich'. Aber glaubet mir — war alles vergebens! Und da zog ich fort vom Hause. Saß mir wohl von altersher etwas im Blute, das mich in die Ferne trieb. Waren die Menschen in der Heimat so töricht und niedrig — ei, konnten sie nicht anderswo besser sein? — Und so zog ich meine Straße, bald hierhin, bald dorthin, immer weiter ins blaue Unbekannte. Aber ach — so sehr sich auch Berg und Tal wandelten — die Menschen blieben einander ewig gleich ... Sehet, werte Jungfrau, so ist mir zur Letzt all Treiben der Menschlein so verkehrt und niedrig fürkommen, daß ich nur immer mehr hab' höhnen müssen und ihnen tolle Schwänk' treiben, nur zum Ärgernis, nimmer zur Besserung. Aber die Menschen lachten und machten den lieben Schalksnarren aus mir, und zum End', da war ich so voll der Bitternis, daß ich gar nimmer wußt', was ich einst gewollt mit meinem Spotten. Da trieb ich Narrenstreich', nur mehr der Narrheit willen."

Er schwieg, und sein runzeliges, verwittertes Landstreichergesicht sah im roten Glutlicht des aufzuckenden Ofenfeuers auf einmal erschreckend müde und verfallen aus. „Aber ist mir nit wohl dabei gewesen, könnet's mir glauben, Jungfrau Gertraud! Und immer, wenn mich der Menschen Unverstand und Bosheit wegtrieben von einem Ort, so wandert' ich wieder tagelang und war alleine mit mir. Und sehet — so ward ich endlich gewahr, daß ja das **Wandern** das beste Teil in uns ist, eine ewige Fahrt nach der blauen, verhüllten Ferne, nach der wir eine unzähmbare Sehnsucht tragen, so wir nicht von Grund aus verderbt und unnütz sind. Und mählich lernt' ich das Wandern nur des Wanderns willen, daß ich immerdar unterwegs sei ... So ist Till zum alten Landfahrer geworden."

Er saß lange traumverloren. Dann war ihm, als hätte ihm jemand ganz sanft das Haar gestreichelt, ein leiser Laut wehte durchs Gemach — wie Seufzen oder Schluchzen? oder Weinen? — und als er aufsah, war er allein.

* * *

Und es erging ihm seltsam in diesen Tagen. Als er vor mehr als eines Mondes Frist in die „Güldene Gans" eingezogen, da war er müde und hatte im Herzen gefroren, obschon draußen noch hellstrahlend die Sonne schien. Und

nun, da es rings Winter ward, da glomm in ihm heimlich ein Warmes auf, das in seiner Seele wie ein stilles Licht großwuchs. Er wußte nicht Rat darum und sagte es Gertraud. Die lächelte glücklich:

„Kennet Ihr selbst nicht mehr Euer altes Sonnenland?"

Er aber schüttelte traurig das Haupt: „Daran bin ich lang schon irre worden und verzweifelt! Ich kann nimmer dran glauben, Gertraud. Kaum weiß ich, daß ich einmal es in Träumen gesehn..."

„Ihr sollet aber dran glauben, Till!" schalt sie ihn heftig. „Könnet Ihr denn gar nicht verhoffen, daß irgendwo und irgendwann ein Wort von Euch, eine Tat von Euch in eine fruchtbare Seele fiel und dereinst wird Ernte bringen — wer weiß es, und sei es nach hundert Jahren und Tagen..."

Lang ruhten ihre Blicke ineinander und hielten sich stand und zuckten nicht erdwärts. Dann sprach Till, und seine Stimme kam weither: „... Wenn ich das glauben dürfte!" Aber es lag das Hoffen und das Glück eines Lebens in den Worten.

* * *

So verstrichen diese Abende, einer für den andern, und der ganze Winter war ihnen wie ein einziger stiller Abend, da sie zusammen im warmen Zimmer saßen und traulicher Reden pflogen. Daß dazwischen wohl auch anderes, weltliches Tun lag, des vergaßen sie beide ganz und gar.

Und Till erzählte ihr von seinen weiten Fahrten: ins Polenland etwa, durch weitträumende, endlose Ebenen von Sand, mit sanftwelligen Hügelzügen und mannigfach gekrümmten Flußläufen, von jenen weiten Niederungen, über denen die Sonne in niegesehener Pracht, in funkelnden, grünrotgoldnen, strahlenden Himmelsfarben auf- und niederging —; er sagte ihr von den fernen, eisstromumflossenen Bergriesen der Alpen, über die er, törichter Pilger spottend, in das ewige Sonnenland Italia gezogen bis nach Rom zum Papst, und wie er sein Sonnenland auch dort nicht gefunden —; und er sprach von Städten und Landen und ihr ward, als würde die Welt nun erst, da er sie ihr zeigte, reich und schwer an einer inneren Schönheit, die aus der Tiefe seiner Seele kam. Denn er sah Schönheit in allen Dingen, an denen jeglich er achtlos vorüberging, sein Sinn erfaßte das Geheimnis aller Harmonie und inneren Klarheit.

Und wie sie ihm zuhörte an jenem Abend, der Wochen und Monde lang währte, da lag endlich dies ganze reiche Leben vor ihr ausgebreitet wie ein wundersames Bild, dies Leben, das ein einziger großer Hymnus auf die ewige Fernensehnsucht der Menschheit, auf das Himmlische im Menschen war, das ihn aus allem Dust und Unrat aufwärts hebt, jene Sehnsucht, deren sichtbares Symbolum die blaue, träumende Ferne ist...

Und sie erfaßte es in seinen letzten Tiefen — dies Leben eines ewig rastlosen, nie friedsamen Sehers und Propheten, verkannt von allen engherzigen, dumpfköpfigen Menschen des staubigen Alltags, von allen, so Kaspar Sammetbogen hießen und ihn für den lachenden, tollen Schalksnarren hielten.

„Was suchet Ihr das Sonnenland, Till? Seid Ihr doch selber mitten drin ... und sein König!"

* * *

Und merkten es beide nicht, wie mählig die Tage längerten und die Sonne wieder in die Wassertorgasse zu lugen begann, wie dem Schnee auf den Dächern nimmer wohl war und er nur in finsteren, kalten Winkeln hocken blieb. Und wie nächtens der Wind lockende Weisen sang, hoch in den Lüften.

Nur eines fühlte Till in dieser Zeit. Ihm kam dunkel aus fernen Tagen ein Bild heran, das er lange vergessen und das ihn nun mit einer weichen, milden Wehmut erfüllte, wie ein Glück, nach dem man die Hand nicht gehoben...

Und als er an einem Frühlingsmorgen in den Garten blickte, da stand das lichte Wunder vor seinen Augen: da waren über Nacht alle Knospen gesprungen, und nun waren die alten Bäume in schimmernd schneeiges Weiß gehüllt, das von der Sonne durchleuchtet ward und nur noch weißer schien in ihrem goldenen Glanz, ein rauschendes, feierliches Weiß, das ganz reglos und stumm im Morgenstrahl des aufsteigenden Tages schwebte, an das die Lüfte ringsum in fürchtigem Staunen nicht zu rühren wagten.

Das Wunder!

Ein leiser Schritt ließ ihn zurücksehen. Es war Gertraud, die sich mit ihm des Blütensegens freuen wollte. Seine Augen umfaßten sie mit einem innigen Blick und, ohne vom Fenster zu gehen, hob er an und sagte ihr ein Neues, von dem er bislang nie erzählt.

„All die letzten Tage her, da ging von Euch ein dunkles Erinnern aus. Und ich wußte nicht, was es sei. Aber jetzt, da ich in diese Blüten sehe, steht es wieder vor mir: an meine erste Liebste erinnert Ihr mich, Jungfrau Gertraud! Sie glich Euch, so dünkt mich's heute wie sich kaum Schwestern je gleichen, und ihre Stimme klang wie Euere braunen Augen. Und mich lockte das Glück in ihren schneeweißen Armen, das Glück des Hauses und der nährenden Scholle — aber dunkel zog mich etwas in mir in die Ferne, eine unstillbare Sehnsucht — nach dem Sonnenland. Und ob mir das Herz mochte brechen, ihr und mir — ich mußte dem dunklen Drängen in mir folgen, ich gab Herdglück und Wiegenlied dahin für die unstete Ferne, für ein irrendes Leben auf den Straßen aller Lande, ließ mein weinendes Lieb und zog fort, das Sonnenland suchen — und bin Till Eulenspiegel geworden..."

„Und ist's Euch leid darum?" Ihre Stimme zitterte unter verhaltenen Tränen, ohne Klang, halb Frage, halb Trost.

Er sah ernst und schweigend auf die weißen Blütenbäume. Dann wandte er sich langsam zu ihr, und ein glückliches Lächeln zog wie ein Leuchten über sein Antlitz.

„Lust und Leid — wie's kommt, wie's fällt! Was hätte mir Herdglück und Werkeltag frommen mögen — wäre ich glücklich gewesen dabei? So hab' ich tun müssen, wie es mich trieb, und hab' mein Leben müssen leben, wie ich's getan, so und nicht anders, und war dennoch und aber doch glücklich genug in all meinem unstillbaren Sehnen und Leid, fern von Herd und Haus und Hof und Weib und Kind und Menschen — immerdar unterweges in ewiger Fahrt —"

„Und zu Misericordia ist mein' Hochzeit!!" Wie ein Schrei schlug es aus ihr, und in haltlosem Weinen brach sie auf Tills Stuhl nieder.

Er sah erschüttert in tiefstem Mitleid auf sie. Und als ihr Weinen versiegt war, hob er sie sanft auf und sah sie fragend an:

„Und zürnet Ihr mir, daß ich Euch die Pforten eines Landes aufgetan, das Ihr nur von ferne könnet sehen, das Euch immerdar verschlossen bleiben muß? Daß ich Euch Herrlichkeit gezeigt, die nur Euer Sehnen erregt, Euch den Werkeltag nur schmerzlicher macht?“

„Nie und nimmer kann ich Euch dieshalb zürnen, Till! Der Blick in Euer Land war meines Lebens Sonnenzeit und Glanz und wird mich wärmen in kalten Tagen. Und so ich Kinder haben werde, will ich sie Euer Land glauben und suchen lehren! So soll Euere Saat nicht vergeblich gewesen sein!“

Ein glückliches Lächeln lag auf seinem Antlitz.

„Ich danke Euch, Gertraud“, sagte er. „Ich danke Euch, daß Ihr mich ein letztes Mal hoffen lasset. Und so mag ich denn einmal noch mit dem alten Kinderglauben in die blaue Ferne wandern — ins Sonnenland —“

„Ihr wollet — fort?!“

Er nickte. „Was soll es uns frommen, wenn ich fürder noch weile, Jungfrau? Glaubet, es ist besser so, für Euch — und mich!“

Sie hatte das Haupt gesenkt. „Ihr möget recht haben,“ sprach sie mit schwerer Stimme, „besser für uns beide.“

Dann hob sie den Blick zu Eulenspiegel.

„So lebet wohl, Meister Till! Weiß Gott, Ihr seid mir der liebste aller Menschen geworden!“

Sie trat einen Schritt näher und hob ein wenig die Arme, als wollte sie ihn umhalsen. Und da legte Eulenspiegel ganz sanft den Arm um ihren Nacken und zog sie an sich. Sie lehnte das Haupt zurück und sah ihn lang — lang an. Dann aber neigte er sich sachte über sie und küßte sie auf den Mund.

„Lebet wohl, Jungfrau Gertraud!“

Er ging langsam aus dem Gemach. Unter der Türe sah er sich noch einmal nach ihr um, die bis an die Wand zurückgewichen war und sich mit beiden Händen an die Täfelung klammerte.

* * *

Des andern Morgens im ersten Dämmer trat Till aus der Herberge zur güldenen Gans und ging gemächlichen Schrittes zum Wassertor. Niemand hatte sein acht, noch schliefen die Zechkumpane, noch schlief die Stadt. Am Tore nickte neben dem Schlagbaum der müde Wächter.

Aber Till wußte nicht, daß ihm Gertraud gefolgt war. Unter der Linde, draußen beim Tore, blieb sie stehen und blickte ihm nach, bis die Tränen ihre Augen umflorten. Nun lag vor ihr der Werkeltag, Haus und Herd und ein lichtloses, leeres Sein. Und während die Ferne ihn ihren trüben Blicken entzog. fühlte sie, wie ihres Lebens bester Teil mit ihm entschwand.

Und Eulenspiegel zog fürbaß. Bei der letzten Wegkrümmung hielt er an und sah lange auf die Stadt zurück. Dann aber ging ein leises, ein wenig schmerzliches Lächeln über sein Gesicht, er wendete sich und schritt immer festeren Fußes dahin, in den Runzeln seines verwitterten Antlitzes glänzte ein heimliches, tiefes Glück auf, indes das alte, ewig junge, graue Auge lächelnd in der blauen Ferne zu ruhen begann.



Freude

Von Margarete Sachse

Ein heller Tag, ein goldener Tag, ein Tag voll blanken Jauchzens! Du fühlst eine heimliche, federnde Macht in dir: die Fähigkeit, wieder wie als Kind beseligt vor einem knospenden Baum zu stehen, oder bei einem verlorenen Musikklang aus verschlossenen Fenstern her bebend mitzuklingen. Kein Fenster ist dir verschlossen und keine Tür. Dich erreichen Ton und Licht, sie spinnen goldene Brückenfäden zu dem feinen, strahlenden Lebenskern in deinem Herzen.

Freude ist Gewalt. Freude ist Macht. Schmerz läßt sich verbergen: er arbeitet nach innen, als Förderer im dunklen Schacht, als beladener Herbeischlepper neuer Werte, die er dem Gestein abgerungen hat. Freude strahlt unbehindert nach außen. Sie ist nicht Mittler des Elements; sie ist das Element selbst. Darum wird sie mißverstanden und gefürchtet, wie alles Elementare.

Die Menschen sind in ihrer Seele so dürftig geworden, daß sie nur atmen, leben, sich nähren und kleiden wollen. Sie sind wie die dunklen winterlichen Morgenstunden. Sie ertragen nur das künstliche Licht, das ihnen zur Arbeit leuchtet. Oder sie werfen die Seele in einen Taumel, in dem sie nicht atmen kann. Wenn die große wirkliche Sonne kommt, verbergen sie sich in erschrockener Scham.

Wäre es nicht an der Zeit, die Fähigkeit zur Freude wieder zu wecken? Den bösen Schutt der Sorgenlast und den der materiellen Lust herunterzukehren und das blanke Stück reiner Empfänglichkeit wieder bloßzulegen? Es ist noch da, ist in allen denen, die sich innere Spannkraft bewahrt haben; sie haben sie nur nicht mehr erkannt, weil sie so lange andere Arbeit tat.

„Spannkraft? Arbeit?“

Ja, auch zur Freude gehört Arbeit: die bewußte, oft so schwere Einstellung des Menschen auf sein besseres Selbst, auf die Kräfte, die in ihm wirken, auf die Quellen, die in ihm rauschen. Müde und enttäuscht kehrt er heim von den größten Wundergaben, die Kunst oder Natur ihm boten; er hat sie nicht erfassen, nicht verarbeiten können; die Bilder seiner Not sind mit ihm gegangen; sie haben ihn keinen Augenblick verlassen; hart wie Felsengestein hat sich ihre Qual vor den Brunnen seines Innern gewälzt. Wohl hörte er etwas wie fernes Brausen in seiner eigenen Tiefe; er fand nur nicht die Kraft, ihm den Weg nach außen zu bahnen.

Von innen aber muß strömen, was von außen empfangen will; es liegt in jedes Einzelnen Macht, den Becher des Glücks nicht ungekostet vorüberzulassen. Es gibt keinen Mund, zu dem er sich nicht lockend neigte, aber manch einen, der sich ihm verschließt, weil er seinen kühlen, hellen Inhalt nicht sofort erkennt.

Freude wird nicht immer aus Süßigkeit, aus Licht geboren. Sie wird um so frischer rieseln, je fühlbarer sie noch den Kältehauch ihres dunklen Ursprungs an sich trägt.

Verschüttet, o verschüttet nicht den Freudenwein! Seid stark für seine goldne Gabe, seid offen für seine gesundende Kraft! Seht jeder Stunde an, was sie von euch will: Könnte sie nicht euch etwas schenken? Könntet ihr nicht ihr etwas geben? Ihr Geschenk oder euer Geschenk weiterreichen an die Andern, die noch mit durstenden dunklen Augen stehn?

Nichts ist so schöpferisch wie die Stunde des Glücks, so ansteckend nichts wie die tiefe innere Freude, wenn sie die spendende Güte des Mitteilens hat. Diese Art Güte ist der heiligsten Offenbarungskraft selber verwandt, die unsre Seele in reiner Bewegung erhöht:

„Blühe! Und der Wunder darfst du warten,
die dir wirkt die große Gottnatur."



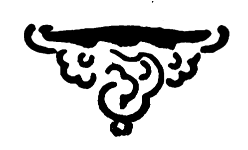
Luther zu Worms

(18. April 1521)

Von Friedrich Lienhard

**Einst gab es einen Deutschen, das war zu Worms am Rhein:
Der stand mit seiner Bibel und sprach sein wuchtig Nein.
Er wußte wohl: nun geht es ums Letzte, um den Tod,
Wie einst am Hunnenhofe in jener Nibelunge Not.**

**Doch eisern stand und einsam der Mönch, gefaßt und bleich.
Im Fackelflimmer prunkten die Herr'n vom röm'schen Reich
In fahler Pracht, Gespenster, und starrten auf ihn ein —
Doch Martin Luther wagte dennoch sein deutsch und trotzig Nein!**



Erinnerungen
Von Sandro Langsdorff

Im Heft 4 (1920) brachte der „Türmer“ die vierte Flucht des inzwischen als Buch erschienenen Werkes „Fluchtnächte in Frankreich“ von „Sandro“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die Leser werden auch die folgenden, bisher unveröffentlichten Erinnerungen mit Vergnügen lesen. Der Türmer

Mein Will, da draußen fegt graues Gewölk über die düstere Landschaft, und der Sturmwind zaust tüchtig an zwei einsamen Kiefern in der Heide, die wie ein Freundespaar aus der Einsamkeit in die Weite blicken. Der Wind singt heute ein Lied von Ernst und Erschauern, von rätselvollem Schicksal, das über der Erde noch schwebend dahinjagt, und doch blitzt die Sonne ab und zu aus den trüben Wolken, mit ihren Lichtblicken vom kommenden Frühling träumend.

Mit des eisigen Windes Singen kommt mir ein Zurückfinden zu alten Tagen, die trotz ihrer eintönigen, ernstgrauen Färbung Sonnenblitze und Sternblicke bargen, weil in unseren Herzen der nahe Frühling geahnt ward.

Weißt du noch etwas von unserem Pelz, eigentlich nur einer Pelzweste, und doch war es ein Pelz mit seiner eigenen Geschichte, ein ganz besonders feiner Traumpelz. Er war ursprünglich gar nicht einmal mein Eigentum, aber weil Vater ihn so gerne trug, wollte ich ihn auch haben, was mir den Namen „Korsar“ eintrug, sozusagen die Bezeichnung eines Menschen, der alles, was ihm gefällt, gerne an sich reißen möchte. In diesem Falle aber scheiterte der Korsarenwunsch an dem Fels väterlichen Einspruchs.

Es kam das Schicksal; aus dem Korsaren wurde ein recht kleiner Junge, der hinter französischen Gefängnismauern viel Zeit zum Nachdenken und Sichbesinnen hatte, und der im Winter oft erbärmlich fror. Und dann kam „er“ mit einemmal, der gute, alte Pelz vom Vater — der Korsarenwunschpelz —, und mit ihm so viel Liebes aus der Heimat, das ein stürmisches Sehnen im Herzen nach Freiheit entfachte. Der Pelz hielt warm wie Mutterarm, ein innig-leises Glücksgefühl des Verbundenseins mit der Heimat durchströmte den inneren Menschen und gab wieder Mut und Hoffnung für das Grau der öden Gefängnistage und trüben Nächte der Hoffnungslosigkeit und des Bangens. Und doch war die große Einsamkeit auch unter Menschen und Leidensgenossen in mir, jene tiefe, tiefe Sehnsucht nach einer mitschwingenden, mitleidenden und mitjubelnden Seele. —

Da kreuztest du meinen Weg, gerade als ein völliger Stumpfsinn des dämonischen Einerleis mich umnebeln wollte, nahmst leise meine Hand, und zusammen fanden wir wieder den Weg ins Licht, und die erstarrten Seelen erwachten und schlugen im jubelnden Gleichklang des Sichfindens, der Freundschaft und Liebe.

Weißt du noch um jene wundersamen Frühlingsnächte hinter den Gitterstäben in der schönen Stadt Avignon, der Stadt mit der hohen Papstburg und den Sagen inmitten erblühender Landschaft, die wir nur ahnten, aber nicht sahen?

Die Natur und ihre Schönheit waren uns versagt, und doch war es so frühlingshold in jenen Nächten. Wir lagen zusammen auf dem weichen Pelz, der unser Kopfkissen war — ringsum schlief längst alles —, der Mond geisterte zu uns herein und am Himmel, dem einzigen für uns sichtbaren Wahrzeichen Gottes während anderthalb Jahren, leuchteten so greifbar-klar unzählige Sternenwelten, und es duftete durch die Fenster herein der Odem des Frühlings. Der Wind harfte um die alten, traurigen Mauern von Sehnsucht und Liebe und zauberte sonnige Träume in die Herzen der verhärmten Schläfer.

Da sprachst du zum erstenmal von deinem innersten, tiefsten Menschen und erzähltest und wurdest nicht müde der Erinnerungen, die nun wie leuchtende Sonne aus deinem Herzen brachen und auch mich durchglühten. Wir schauten ein jeder beim andern in ein weites, schönes Land, unser Jugendland, das ewig im Herzen klingt, und der Frühling da draußen jenseits der Mauern, den wir ahnend in unserem Blute fühlten, rührte uns ans Herz. In jenen Nächten offenbarte sich uns wieder die ewige wunderbare Natur und Gott; der unnennbare Allgeist der zeitlosen Ewigkeit brannte in heller Flamme in unseren Herzen. „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir", jenes tiefste Wort des Königsberger Meisters, sagtest du mir damals, und mit dem Sternenschimmer da draußen leuchtete unser Inneres auf.

Dieses Erleben machte uns wieder stark und aufgeschlossen für die Kameraden, und abends saßen wir dann im Kreis. Die mit Gefahr eingeschmuggelte verbotene Klampfe stimmte an in vollen Akkorden, und wir sangen sie alle unsere schönsten deutschen Volkslieder mit dem Erinnerungsklang aus der Wandervogelzeit. O Volkslied, du tiefste Offenbarung des deutschen Gemüts, du Weinen und Lachen in Moll und Dur der sich im Singen befreienden Seele, welch eine Fülle von Kraft ruht in deiner Tiefe! Und dann träumten sie wohl wieder alle im Schlaf von ihrem Heimatland mit glücklichen Gesichtern in der kahlen Öde der Avignoner Gefängnismauern.

Alles Hohe, Edle und Erhabene klang wieder auf in den tiefsten Rätselgründen der verängstigten Seelen, die zu sehnendem, ringendem Leben aus dumpfem Traum erwachten.

Schön und innig waren sie, diese einsamen Mondnächte der Frühlingsahnung mit dem ganzen nächtlichen Zauber versunkener Verträumtheit. Die Sterne leuchteten zu uns grüßend herein, und der göttliche Odem wob um uns im Wesen der Allnatur und erwachte in unseren wandernden Seelen. Es war trotz Kerker, Hunger und Elend eine freie Zeit des Wachsens in uns.

Alter Korsarenpelz, so manch lieber Traum ward uns auf dir geschenkt; ob der Mistral in den Lüften wühlte, die Sterne blitzten oder der Regen rann, immer war es jener tiefste Klang göttlichen Wesens, der uns wie ein leises, liebes Abendlied der Mutter in den Schlaf sang. — —

* * *

Es ist noch früh am Morgen und wir dreschen. Oben in den Deckbalken der Scheune hängen dicke, dicke Spinnweben wie in einem verzauberten Schlosse, und an der Rückwand der Diele leuchten kleine Luftlöcher wie fröhliche Sterne

auf. Die Arbeit summt monoton, im Takt tanzen die Staubwirbel, aus denen zwei Lichter ruhig und stet leuchten. Da tauchten wieder lebhafte Erinnerungsbilder in mir auf: Weißt du, Will, wie uns auch in allem Wirbel und Gespanntsein der Flucht zwei leuchtende Dinge den Weg erhellten, daß wir kämpften und nimmer stille standen!

Wir waren schon viele Nächte gewandert, da gelangten wir auf verschwiegener Furt auf eine von Wasser umspülte Insel. In einem weitverzweigten Weidenbaum schnitten wir uns ein Nest für den Tagesaufenthalt, und dann träumten wir in den sonnigen Tag hinein und lauschten dem Rauschen der Wasser, die unser Eiland märchenhaft umkosten. Wir lasen die wie ein Heiligtum auf allen Fluchten bewahrten Briefe einer sonnig-starken Königin, die stets bei mir war, und wir sprachen von der wunderfeinen Weiblichkeit unserer Mädels, die uns Königinnen waren, hoch und hehr, und die uns doch nach allen Irrfahrten und wanderndem Erleben still und groß ans Herz nehmen würden, in inniger, mütterlicher Frauenliebe, weil wir noch immer ihre Jungen geblieben.

Die voranschreitende, Runen deutende germanische Frau und edle Königin war das eine Leuchten tief in unserer Seele wie Singen des sehnenden, lauschenden Frühlings.

Es kam der Abend und mit ihm ein Alpenglühen alles verzaubernder rotgoldener Glut. Und siehe, drüben aus der starren Felswand wuchs es empor, Mauer nach Mauer, Zinne um Zinne, ragende Türme einer hohen Gralsburg. Wir sprachen von der Heimat, dem Vaterland, und wir erkannten, daß unser Vaterland der Selbstverständlichkeit nun war ein Vaterland, das in Sehnsucht wieder errungen werden wollte. Das, was uns im Herzen brennt beim Lesen der großen Dichter und Denker, das, was uns bei den Tiefen und Höhen Beethovens und Schuberts ans Herz greift, das Land eines Luther, Thoma und Schwind — wo das Volkslied so aus der Seele klingt und eine sieghafte Jugend mit dem Heldensinn ringender Wahrheit in den Frühling eines neuen Geschlechts und einer neuen, innerlichen Zeit wandert, die Menschen in Liebe und Treue eint —, das ist unser Vaterland.

Fichte sagt einmal, so tief und wahr, dem Sinne nach etwa folgendes: „Vaterland ist kein Gebilde, das an Zeit oder Raum gebunden wäre, sondern ein Ewigkeitsklang in unseren Herzen, ein Geistiges!“ Wie jene germanische Lichtburg im Abendrot vor uns erwuchs, so ward unser Vaterland in uns aus einem tiefen Glühen innerster Ewigkeitsgewißheit, das geheimnisvoll aus Traumesgründen der Seele ins Bewußtsein emporstieg.

Deutschland, das Land der ewigen Sehnsucht! Nietzsche prägte das Wort: „So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere; nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen.“ —

Und nun, mein Jung, vorwärts in den Sturm und die Nacht, wir sind auf der Flucht, auf der Heimkehr ins Vaterland, noch immer wandernd ins Land unserer ewigen Sehnsucht. — —



Wie die letzten Goten

Von Otto Freiherrn von Taube

1.

Wie vom Bergeshang die letzten Goten,
Am Vesuv geschlagen, nach dem Strand
Niederzogen mit des Heeres Toten
Und verließen ihres Ruhmes Land — —

Langsam Abschied nehmend auf die Schiffe,
Die ein rätselhafter Freund gesandt,
Kundige Führer an dem Steuergriffe,
Schwanden sie hinweg nach Thuleland:

In das Land, das nie ein Blick gesehen,
Wo kein Ruf hin über Wellen drang;
Und es blieb allein ihr Ruhmeswehen
Und ein niemals schwindender Gesang — —

Also wund und also weh geschlagen,
Also hart geächtet und verkannt,
Werden, Deutsche, wir in diesen Tagen
Aus der Zukunft Lichtgefild verbannt.

So wie sie ein Ansatz ohne Reife,
Ein Versprechen, unermeßlich groß,
Und nach einer kurzen Ruhmesstreife
Schon verfallen dunklem Todeslos.

Und wir suchen nächtlich ein Gestade,
Und wir suchen nächtlich einen Port:
Unerforschlich winken Gottes Pfade,
Unerklärlich zieht uns Gottes Ort.

Und, den letzten Blick dem Strand entrissen,
Heben wir zum Himmel unsre Hand,
Unsre Segel schweigend aufzuhissen,
Hin zu seinem — unsrem — Thuleland.

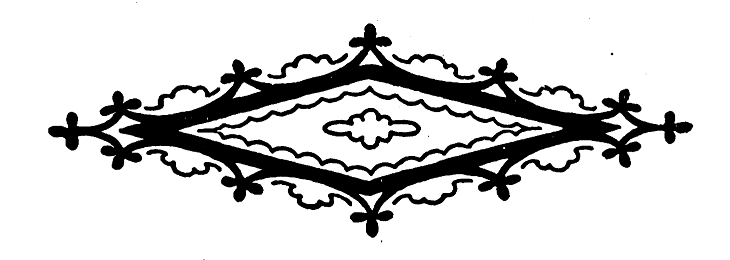
* * *

2.

Wer stand wie wir?
Schaut um, wer hat wie wir
Dem ganzen großen Weltkreis widerstanden,
Wer wies so vielen Banden
So standhaft seine Wehr? Und wenn sie brach
Vor Übermacht und wenn wir ließen nach,
Euch, Deutsche, frag' ich hier:
Wer stand wie wir?

Jedweder Macht
Sind Grenzen zugedacht;
Wir sind nicht Gott. Drum sind wir überwindbar.
Doch tiefstens unauffindbar
Quillt eine Quelle, die uns nie versiegt.
Was denn verschlägt es, wo wir heut' besiegt?
Gott helf, wir stehen hier.
Wer stand wie wir?

Von unsrem Holz
Sind wir, von unsrem Stolz.
Schreit nur den Sieg aus, schlächterische Horden,
Der ist euch leicht geworden:
Der Überzahl erliegt der beste Held,
Und wider uns erstand die ganze Welt.
Trutz, Feinde, beugt euch hier!
Wer stand wie wir?



Rundschau

Zum 18. April 1921

Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen! Das sind doch Menschen, welche den Haß oder die Liebe gebieterisch herausfordern, ... sie sind doch harmonische Charaktere, denn ein schönes Gleichmaß besteht zwischen ihrer Kraft und ihrem Streben."

So lesen wir bei Treitschke.

Luther war solch eine Natur: stark, einseitig und doch harmonisiert. Es ist das Geheimnis von der Seelengröße unserer Geisteshelden, daß in aller Rauheit des Handelns, des Lebens, der Ideen die „schöne Seele", die Harmonie der seelischen Kräfte es ist, die ihr Tun durchglüht. Diese Harmonie gibt die wahre, innere Freiheit, von der unsere Klassiker singen, diese Freiheit, geboren aus der Zucht des Empfindungslebens. Sie ist besonders deutsch, und durch sie sind deutsche Männer große Männer geworden. Die Freiheit war es, welche Luther an jenem 18. April 1521 beständig machte. „Eyn Christen mensch ist eyn freyer herr über alle ding und niemandt unterthan", so schrieb Luther; und er fordert uns auf „den ynwendigen geystlichen menschen zusehen was datzu gehöre daz er eyn frum frey Christen mensch sey und heysse". Nur ein Geist, der kurz zuvor so über die „Freiheit eines Christenmenschen" schreiben konnte, ein Mann, der sich völlig geläutert hatte, konnte auftreten, wie Luther an jenem Tage zu Worms.

Wir aber, die wir hingingen, in Versailles zu unterschreiben, täten gut, uns gelegentlich daran zu erinnern, daß wir eigentlich das Volk dieser freien Männer, der Luther, Fichte, Bismarck sind; und der 18. April 1921, der Tag, an dem 400 Jahre zuvor Luther das berühmte „Hier stehe ich" gesagt haben soll, böte schlechterdings Gelegenheit, solches zu tun.

Vergegenwärtigen wir uns jene Sachlage!

Nachdem man durch die Bannbulle im päpstlichen Lager, durch Verbrennung dieser Schrift „von wütender Grausamkeit" auf Seite des Gegners die festen beiderseitigen Gesinnungen tapfer kundgetan, gab es in Worms zwischen Kaiser, Fürsten, Rom endlose Verhandlungen, ob man wohl jenen großen Erzbösewicht zu einer mündlichen Disputation vorlassen solle. Seine Majestät, der jugendliche Kaiser Karl V., hintertrieb jede Vermittlung bis Glock' Zwölf; der fanatische Nuntius Aleander, Bibliothekar und Protonotar des heiligen Vaters, der ständig vor Mord zitterte, schürte dessenungeachtet mit lobenswertester Ausdauer; und nur nach langem Hin und Her gelang es unter besonderen Bemühungen des weisen, aber in diesem Falle vor allem schlauen Friedrich von Sachsen, Luther vor den Reichstag zu zitieren.

Sein Zug nach Worms wurde für ihn ein Riesenerfolg. Er war der große gefeierte Mann seiner Zeit, dem alles entgegenrannte, um nur einmal die vielumschriene Berühmtheit sehen zu können. In Erfurt gelang es den Universitätsprofessoren mit Rektor Rubeanus an der Spitze, die Begegnung besonders feierlich zu gestalten. Und wenn sich dem kühnen Reformator im letzten Augenblick vor Worms auch noch manches Gespenst entgegenstellte: die

Idee der Gewissensfreiheit, die Kraft der Standhaftigkeit trieben ihn dorthin, wo er bestehen sollte. Kurz vor Worms suchte der kaiserliche Beichtvater Glapion den herannahenden Luther vom Wege abzulenken, indem er ihm allerhand Hoffnungen von privaten Beratungen und Verständigungen vortäuschte. Aber Luther blieb davon unbeirrt. Dann liest er einen öffentlichen Anschlag, das Sequestrationsmandat, aus dem er erkennen muß, daß von einer Disputation keine Rede sein könnte, daß er nur gerufen wurde, um zu widerrufen. Ein Schreckschuß grober Art! Jede Verständigung wird aussichtslos sein, das verrät der Geist dieser lieblichen kaiserlichen Vorboten. Doktor Martinus erschrickt heftig, zittert und ist wie vor den Kopf geschlagen. Doch weiter, weiter, dies sind nur Mätzchen, die seine große Sache nicht beeinträchtigen werden!

Und Luther betrat Worms. Da gibt es ein großes Rennen des Volkes; jeder will ihn sehen, ihn sprechen, fragen, begrüßen, oder dem Kämpfer für die evangelische Freiheit Glück wünschen. Ganz bunt durcheinander kommen und gehen Grafen, Freiherrn, Ritter, Adelige, Geistliche und Laien. Ein Zeitgenosse weiß zu berichten, daß „ihn umbgeben ob den 2000 menschen bis zu seiner Herberg". Aber Aleander, der päpstliche Nuntius, bebt, schreibt dem Vizekanzler Medici, daß der große Ketzermeister seinen Einzug gehalten und mit seinen dämonischen Augen im Kreise umhergesehen habe. In einem kleinen Saal des bischöflichen Palastes sollte nun Luther erklären, ob er der Verfasser der vorgelegten Schriften wäre und ob er gewillt, sie zu widerrufen. Für den Reformator gab es natürlich nur eines: Bekennen und Beharren. Aber siehe, er zögerte und bat um Bedenkzeit. Die Gelehrten streiten sich darüber, ob Luther bewußt oder intuitiv erkannte, daß dies nicht der gegebene Augenblick wäre, mit Erfolg zu sprechen. Dieser kleine Saal konnte nicht die Menge fassen, die er wirklich brauchte, die ihm Resonanz bot, vor der Kaiser und Stände Angst hatten. Das wußte man schlauerweise. Aber der Doktor Martinus, den man für ängstlich hielt, weil er aufgeregt hin und her guckte, machte der ganzen Inquisitionsversammlung einen Strich durch die erhabene Rechnung; und Seine Kaiserliche Majestät bewilligte „aus angeborener Gnade" einen Tag zur Vorbereitung. Allein am nächsten Tag, am 18. April, wurde die Sache anders. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß man es jetzt doch für gut hielt, Luther in einem größeren Saal vorzuladen. Die Menge benutzte die Gelegenheit, drang in den Raum, um dem wichtigen Ereignis beiwohnen zu können.

Da stand nun das Mönchlein und hielt eine Verteidigungsrede, um Verständnis für seine Schriften wachzurufen. Er legte dar, daß es ihm unmöglich sei, seine Bücher, darinnen er „über christlichen Glauben und Sitten so einfältig und evangelisch gehandelt" habe, seine Bücher gegen das Papsttum und die Papisten „und damit gegen Leute, die mit elender Lehre und Beispiel die Christenheit geistig und körperlich verwüsten", endlich seine Bücher gegen einzelne „hervorragende" Leute, die jene römische Tyrannei schützten — kurz, daß er unmöglich alle diese Schriften widerrufen könne. Demütig bekannte Doktor Martinus, auch ein irrender Mensch zu sein und bot sich damit an, jederzeit aus der Schrift eines Irrtums sich überführen zu lassen. Allein den Kampf für die evangelische Freiheit, den Streit um Gotteswort vergißt er nicht. Nach Worten der Demut bäumt sich in der Brust des Reformators der frühere Trotz um so mehr auf. Blind gegen alle Gefahr, blind aller Majestät und Herrlichkeit, vor der er stand, kühn nur im Gefühl der Gewissensfreiheit, bekennt er sogar, daß es für ihn „das Erfreulichste von der Welt" zu sehen sei, wie man um Gottes Wortes willen streitet; „denn das ist die Wirkung des Gotteswortes auf Erden, wie Christus sagt: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, denn ich bin kommen, den Menschen zu erregen gegen seinen Vater."

Das ist die Sprache eines deutschen Idealisten. Bedingungslos, gewagt bis zum Äußersten, aber aufrichtig, unverständlich für den Durchschnittsmenschen. Die ganze hohe Versammlung mag vielleicht einige Augenblicke vor Erstaunen den Atem angehalten haben. „Wol hat der Doctor Martinus geredt — vor dem herrn Kaiser und allen fursten und stenden in latein

und deutsch. Er ist mir vil zu kune." So sagte noch am selben Abend der weise vorsichtige Kurfürst Friedrich zu Spalatin. Der Sprecher des Reichstages ist über Luthers ganze Rede empört und legt in Langem und Breitem dar, daß des Reformators Worte ungenügend seien. Sie wollten ja nur das „Ja" oder „Nein" hören. Und so hob denn Luther wieder an und bemühte sich, eine schlichte Antwort zu geben, „die weder Hörner noch Zähne" habe. „Weder den Papst, noch den Konzilia allein vermag ich zu glauben, da es feststeht, daß sie wiederholt geirrt und sich selbst widersprochen haben — — so halte ich mich überwunden durch die Schrift, auf die ich mich gestützt, so ist mein Gewissen im Gotteswort gefangen, und darum kann und will ich nichts widerrufen, weil gegen das Gewissen zu handeln gefährlich ist. Gott helfe mir! Amen."

Das sind also die berühmten Worte des großen deutschen Mannes. Die Gelehrten haben auch da viel darum gestritten, ob er das bekannte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" wirklich gesagt haben soll, aber man ist sich jetzt darüber klar geworden, daß dieser Wortlaut (der wohl in einer zeitgenössischen Wittenberger Chronik steht) ins Reich der Fabel zu verweisen sei, wie ja Gelehrte in solchen Fällen zu sagen pflegen. In der Tat aber war seine ganze Rede ein „Hier stehe ich"; und wenn der Sprecher des Reichstages nach diesen Worten ironisch bemerkt: „Leg Dein Gewissen hin, Martinus", so zeigt es deutlich, wie wenig damals, ebenso wie heute, jedes Handeln nach dem Gewissen verstanden und gewürdigt wird. Man war über die Behauptung empört, daß Konzilien irren könnten. Nie hätten sie begreifen können, daß ein harmloser Mönch, ein deutscher Professor der Theologie sich unterfangen könnte, dieses Riesengebäude, die „fable convenue" in Hunderten von Jahren errichtet, Stein für Stein im Gefühl der Übermacht und selbstverständlichem Übereinkommen — daß ein einziger Mensch diese „res publica christiana" je zu durchbrechen fähig wäre. Man entließ Luther bald nach jenen Worten, weil es dunkel wurde und Unruhe entstand.

Das Wormser Edikt war die Antwort auf seine Kulturtat. Aber es blieb unausgeführt.

Unser großer Ethiker Fichte, den man in diesem Zusammenhang einen der echtesten Männer von Luthergeist nennen dürfte, sagt einmal in seiner Sittenlehre von 1812: „Die Wahrheit zu sagen auf jegliche Gefahr, entwickelt im Menschen unmittelbar das Gefühl und das Bewußtsein seines höheren, über alle irdischen Folgen erhabenen Selbst; ein solcher kann gar nicht so untergehen und verschmelzen mit der Sinnlichkeit, und an dieses höhere Selbst knüpft sich bald alles Gute und Sittliche an."

In diesen Zeilen liegt das lutherisch-evangelische Streben, so zu handeln, wie es die innere Stimme, die Idee, das Gewissen gebietet. Luther legte durch seine Gewissenstat, gegen die zu handeln „gefährlich" sei, den Grundbau für jede weitere deutsche Geisteskultur. Er brachte die Formel für das Gedankenwerk von der inneren wahren Freiheit, das Kant, Schiller, Fichte vollendeten. Er gab die Richtung allen Deutschen, die zum Handeln geboren wurden.

G. Haß

Aus einem Brief an Lukas Cranach

Meinen Dienst, lieber Gevatter Lukas! Ich segne und befehle Euch Gott: ich laß mich eintun und verbergen, weiß selbst noch nicht, wo. Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen, den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rat nicht verachten bis zu seiner Zeit.

Man hat sich meiner Zukunft [Kommens] zu Worms nicht versehen, und wie mir das Geleit ist gehalten, wisset ihr alle wohl aus dem Verbot, das mir entgegen kam. Ich meinte, Kaiserliche Majestät sollte einen Doktor oder fünfzig haben versammelt und den Mönch redlich überwunden; so ist nichts mehr hier gehandelt denn so viel: „Sind die Bücher dein?" „Ja"

„Willst du sie widerrufen oder nicht?" „Nein!" „So heb dich!" O wir blinden Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren!

Sagt meiner Gevatterin, Eurem lieben Weib, meinen Gruß, und daß sie sich dieweil wohlgehabe! Es müssen die Juden einmal singen: Jo, Jo, Jo! [Wie die Juden triumphierten am Karfreitag.] Der Ostertag wird uns auch kommen, so wollen wir dann singen Halleluja. Es muß eine kleine Zeit gelitten und geschwiegen sein. „Ein wenig seht ihr mich nicht, und aber ein wenig so seht ihr mich" (Joh. 16, 16), spricht Christus. Ich hoffe, es soll jetzt auch so gehen. Doch Gottes Wille, als der allerbeste, geschehe hierin wie im Himmel und Erden! Amen...

Zu Frankfurt am Main, Sonntags Cantate, Anno 1521.

D. Martinus Luther



Grenzland der Naturwissenschaft

Die gesamte naturwissenschaftliche Literatur, so weit sie sich an den Leserkreis der Gebildeten wendet, steht heute im Zeichen der Krise, der Hilfsbereitschaft, wenn man so sagen darf. Und darin liegt etwas Rührendes und Tröstliches zugleich. Es gewährt Beruhigung, sich von dem steten Funktionieren des großen Gesetzes zu überzeugen, nach dem jeder Notstand, jede Disharmonie sofort eine Entwicklung auslöst, Bewegungen, welche die Bestrebung haben, das Disharmonische auszugleichen und der Not zu steuern. Es ist dabei gar nicht so wichtig, daß gleich die ersten Versuche in dieser Richtung Erfolg haben; wichtiger und das wahrhaft über die Sorge des Tages Erhebende ist, daß die Bewegung andauert und überhaupt nicht ruht, bis der Ausgleich gefunden ist.

Das Wissen um dieses Gesetz erklärt es, warum derzeit jedes andere Problem zurückgetreten und auf einmal eine einheitliche Front in der populärwissenschaftlichen Literatur entstanden ist, in der jeder mit bestem Willen auf seine Weise beitragen will zur Lösung der seelischen Not, die instinktiv von jedem als die Ursache aller anderen Krisen, unter denen unser Volk und mit ihm alle anderen Völker leiden, erkannt wird.

Der großzügigste letzte Versuch in dieser Richtung stammt von K. Jellinek, der seine in der Volkshochschule zu Danzig gehaltenen Vorlesungen unter dem Titel: „Das Weltengeheimnis" herausgegeben hat. (Stuttgart, Enke, 1921.)

Dieses Werk hat etwas tief Erschütterndes. Es ist von einem Enthusiasmus und einem lauteren Wollen, von einer idealen Gesinnung getragen, die auch dort, wo man nicht mitgehen kann, zu achtungsvoller Aufmerksamkeit nötigen und freudig im Herzen wiederklingen wird. Noch ist der deutsche Idealismus nicht ausgestorben, es gibt also noch die Kräfte, durch die der deutsche Geist die Höhen, von denen er herabgeglitten ist, wieder erreichen kann. So sagt man sich in der Freude darüber.

Der beglückende Wert dieser Einsicht ist so groß, daß daneben der tatsächliche Inhalt des Werkes eigentlich beinahe zurücktritt. Und in der Tat, viel wichtiger noch als das sofortige Aufsuchen des richtigen Weges ist es, daß man überhaupt einen sucht und sich mit dem Materialismus der Zeit nicht zufrieden gibt. Die Irrtümer lassen sich richtigstellen, eine schlechte Gesinnung wird aber selbst Wahrheiten, die in ihre Hände gelangen, mißbrauchen.

Jellinek strebt mit seinen Vorlesungen eine harmonische Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaften, Philosophie, Kunst und Religion an. Wieder ist dadurch in seinem Werk an einem äußerst lebensfördernden Punkt eine entschiedene Richtung eingeschlagen. Wenn er es auch nirgends ausdrücklich sagt, so schwebt doch seinem ganzen Streben als Ideal der harmonische Mensch vor und damit wieder eine, ja vielleicht die einzige Möglichkeit, die Übel, welche die Menschenseele erfaßt haben, zu heilen. Denn ganz zweifellos ist die Ein-

seitigkeit, mit der sich der Mensch, und auf Deutschland angewandt, mit der sich unser Volk seit seinem klassischen Zeitalter von dem Ideal der Harmonie abgewendet hat, die Ursache des unleugbar eingetretenen Verfalles. Und wieder ist es zunächst weit wichtiger, sich in dieser Erkenntnis zu vereinigen, als sich von vornherein zu trennen im Meinungsstreit darüber, ob die Fassung, die Jellinek gewählt hat: die Hauptübel von Deutschland seien heute Militarismus, Kapitalismus und Materialismus, zutrifft oder nicht.

Aber in dieser Fassung spricht sich bereits das aus, was dieses Buch nicht zum Gemeingut, sondern wieder nur zum Ausdruck der Überzeugungen einer Seite machen kann: es legt sich auf ganz bestimmte, von vornherein gefaßte, von außen an die Erkenntnis herangetragene Meinungen fest.

In einem großzügigen, von bewunderungswürdig vielseitiger Belesenheit zeugenden Aufbau wird versucht, ein Bild der Welt zu entwerfen, ausgehend von den großen und kleinen Bausteinen, wie die Gestirne und die Elektronen genannt werden, über das „Reich des lebendigen Leibes“, bis zu den seelischen Erscheinungen und zum Reich des Geistes, wie die Kulturbetätigung der Menschheit genannt wird. Dieser ist der größte Teil der Darstellungen gewidmet, in einer Zergliederung einiger Hauptfragen über die Rassen, Sprachen, das Rechtsleben, Wirtschaftsleben, Familienleben, den Gottesbegriff und den Begriff einer überindividuellen Gottheit, was alles von dem Standpunkt einer Hypothese angeschaut wird, für die der Ausdruck des „Überbewußten“ geprägt wird.

Mit der Annahme oder Ablehnung dieser Hypothese steht und fällt die ganze Bedeutung der Jellinekschen Arbeit, darum sei mir erlaubt, mich nur auf diese eine Erörterung zu beschränken.

Das Überbewußte wird als eine mystische Tatsache eingeführt, als ein unbeweisbares, schlechthin Gegebenes, das nur durch intuitive Kräfte von dazu besonders Begnadeten, eben den großen Mystikern der Menschheit, erkannt werden könne, dessen Überprüfung unmöglich und der Wissenschaft entrückt ist.

Damit wird diese Lösung des Weltgeheimnisses zur Parteisache und ist der wissenschaftlichen Erörterung entrückt. Die Gründe hierfür sind seit Kants Kritik der reinen Vernunft zur Grundlage der Wissenschaftslehre selbst geworden, die aufgehoben würde, wollte man beweislosen Behauptungen einen Wert als Träger und Stützen eines Gedankenbaues einräumen.

Genau das gleiche gilt für einen zweiten, mit dem gleichen heiligen Ernst subjektiven Überzeugtseins vorgetragenen Versuch, zu einer Lebensregelung auf Grund der Naturwissenschaften zu kommen, der L. Kohl zum Verfasser hat (Das Ziel des Lebens im Lichte der obersten physikalischen und biologischen Naturgesetze. München 1921, Georg Müller).

Dieser Name hat allen Anspruch, besondere Aufmerksamkeit für sich zu fordern, ist es doch bekannt, daß sein Träger während des Krieges durch namhafte Erfindungen im Felde hervorgetreten ist. Wie sollte man da nicht aufhorchen, um so mehr, als darin von einer „mathematischen Beweisführung und demzufolge von der Unwiderleglichkeit der gefundenen grundlegenden Sätze“ gesprochen wird.

Auf die einfachste Form gebracht, ist die Lehre Kohls die folgende: Es gibt in der „Welt“ dreierlei Energien: die physikalische Energie, deren zahlloser Verwandlungen sich die Technik bedient; dann die Energie der lebendigen Natur, die kurz als Formenergie bezeichnet wird, „da ihre am meisten in die Augen springende Arbeitsleistung die der Darstellung und Erhaltung einer bestimmten, fast konstanten Form ist“; und die moralische Energie, welchen Begriff der Verfasser (S. 104) nicht „im schwankenden Begriff der Umgangssprache“, sondern „im eindeutig festgelegten der Physik“ gebraucht.

Alles übrige in dem Buch ist „Mechanik“ und Rechnung mit diesen Begriffen, und tatsächlich unanfechtbar, — wenn es erlaubt ist, an den Grundlagen dieser Rechnungen festzuhalten.

Aber ich habe mich bemüht, die innere Konstruktion des Werkchens durchsichtig zu machen, um zu zeigen, wo das Willkürliche liegt. Woher nimmt der Verfasser die Berechtigung,

die moralischen Triebkräfte des Menschen den physikalischen Energien, also dem Licht, der Wärme, der Elektrizität ohne weiteren Beweis gleichzusetzen? Diesen Beweis, auf den alles ankommt, ist er noch schuldig geblieben; an sich ist der Beweis, wenn auch von anderen Grundlagen aus, nicht absolut unmöglich und einem so feinen und gedankenreichen Kopf wie L. Kohl muß es leichter als anderen gelingen, diesen Weg zu finden.

Und so kann sein überaus interessantes Werk nur als Abschlagszahlung hingenommen werden. Unter der vorläufig vorweggenommenen Voraussetzung, daß seine Grundlage feststehe, kann man wirklich zu der Notwendigkeit kommen, daß nur die Vermehrung der moralischen Energie das Ziel des Lebens und der Sinn der menschlichen Welt sei. Aber die Sicherung der Grundlage ist noch erst zu erarbeiten.

Ein dritter Versuch, den Ringenden, die das Wissen der Zeit um Rat fragen, die Not der Seele zu lindern, stammt von dem bekannten national gerichteten Pädagogen H. G. Holle (Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik. München, 1921, Georg Müller). Nach dem Mystiker, dem abstrakten Theoretiker, ist er der Realist. Praktisches, unmittelbares Wirken schwebt ihm vor — und diese Ungeduld schlägt Brücken, die nicht jeder begehen kann.

Es ist gar kein Zweifel: es wäre herrlich, wenn unser Volk, oder, da ein einzelner in einer ihm entgegenwirkenden Umwelt nicht sein Gesetz befolgen kann, wenn die Menschheit diesen Gedanken von der Beseelung und daher Wesenseinheit alles Seins, von den Gesetzen der Organisation, von innerer und völkischer Reinheit, von idealer, aufs Ganze gerichteter Erziehung und Anpassung nachleben würde. Es ist aber ebensowenig ein Zweifel darüber, daß solches die Menschheit so lange nicht kann, bevor nicht jedem einzelnen die Notwendigkeit, so leben und denken und daher handeln zu müssen, von selbst aufgegangen ist. Und an die Notwendigkeit, diese überzeugende Kraft zu entfalten, denkt Holle nicht. Wenn er sagt, das uralte, unserem Volk vererbte Naturgefühl sei die naturgemäße Mutter einer Naturphilosophie, die den berechtigten Anspruch erheben darf, die Führung des Lebens, sowohl für den einzelnen wie für das Volksganze wiederzugewinnen, dann ist damit Annahme oder Ablehnung seines ganzen Werkes auf einen Satz gestellt, der wohl für die gilt, die einen Rest jenes uralten Naturgefühls noch in der Brust haben, aber gar keine Überzeugungskraft für jene besitzt, die eines solchen Gefühles bar sind. Und will man auf Wirklichkeit wirken, muß man mit Wirklichkeiten rechnen. Die ebenso wahre wie betrübliche Tatsache ist, daß das deutsche Volk nicht mehr dieselbe Zusammensetzung hat, wie seine Vorfahren, daß jenes Volk, das sich Holle als Leser vorstellt, gar nicht mehr da ist! An diesem Punkt rollt sich eine ganz wichtige Frage auf, die weit über den Rahmen einer bloßen Würdigung von Schriften hinausleuchtet und für fast alle Bücher der Zeit, für ganze politische Parteien, Philosophien, ja beinahe für alles gilt, was an aufbauenden Kräften derzeit bei uns tätig ist.

Das ist die Struktur des Volksganzen, in dem und auf das man wirkt. Ein Stück notwendiger Statistik, das man kennen muß und von dem aus der Entscheid fällt, ob auch der beste und idealste Gedanke wirkungslos verhallt oder sich in wirkende Kraft, eben jene moralische Energie umwandelt, deren absolutes Wirken Kohl voraussetzt.

Und diese Struktur ist, man mag sie untersuchen, von welcher Seite man will, im vorliegenden Fall keine solche mehr, daß man im Volksganzen noch „Naturgefühl" voraussetzen kann. Nur eine enge Auslese und zwar gerade jene, der heute im Zeitalter der unbedingten Mehrheitsbeschlüsse weniger denn je die Führung zukommt, ist ihrer Herkunft, seelischen Unversehrtheit und Bildung nach überhaupt im Stande, solchen idealen Erwägungen die Führung ihres Handelns zu überlassen.

Daher müssen alle diese, auch die aus reinstem Herzen kommenden und der besten Einsicht entspringenden Mahnungen und Winke, wie man wieder den Weg zur Gesundung finden kann, sich entweder damit bescheiden, daß sie nur auf einen ganz engen Kreis beschränkt bleiben

und, da die Lebensdauer eines Buches früher erlischt, als sich dieser Kreis erweitert, nach einiger Zeit zum Büchereifossil und historischen Dokument werden. Oder sie müssen zu dem, was sie bringen, noch eine andere Arbeit leisten. Nämlich eine Beweisführung, welche Hunderttausenden und Millionen einleuchtet. Eine solche kann im Zeitalter des flachesten und ödesten Materialismus freilich nur eine materielle sein.

Die Arbeitermassen wurden von der „Brauchbarkeit" (allgemein verwechselt Denkunfähigkeit das momentan „Profitable" mit dem Richtigen) der Marxschen Lehren in dem Augenblick überzeugt, als ihre Führer ihnen sagten, durch Organisation und Streiks könnte für weniger Arbeit mehr Lohn erworben werden. Die Menschen werden wieder aufhorchen, wenn die Verkünder neuer Wahrheiten — und das gilt nun für die ganze Dreiheit, der diese Betrachtungen gewidmet sind — ihnen sagen: Man könne es probieren, daß sie recht haben. Wenn man diese oder jene ihrer Lehren befolge, werde dieser oder jener, nicht nur subjektiv einbildbare, sondern objektiv feststellbare Nutzen eintreten. Das ist die Sprache, die die Welt heute versteht. Und alle, die sie sprechen, haben Erfolg, wenn ihre Worte auf Wahrheit beruhen. So war der Siegeslauf der Naturwissenschaften und der auf ihnen erbauten Technik überhaupt beschaffen. Und das sollten alle jene verstehen, die mit blutendem Herzen den Verfall sehen und ihre Kraft hingeben, das Gute, das sie erkannt haben, den Menschen zugänglich zu machen.

In dem Übersehen dieses Punktes aber ist die wahre Ursache, warum so viel der besten Leistungen brach liegen bleiben wie Samenkörner in einer Erde, die man nicht fruchtbar macht.

R. H. Francé



Das Fehlurteil gegen den dritten Band

Drei Gerichte, zwei Stuttgarter und ein Berliner, haben vorerst die buchhändlerische Verbreitung des versandbereit vorliegenden III. Bandes von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" verboten. Wird sich in den weiteren Instanzen dieses Fehlurteil gegen den dritten Band wiederholen? Die ganze Welt lächelt: Oh diese Deutschen! Der Deutsche, soweit er ruhigen Bluts ist, zuckt die Achseln: man kennt sie ja, unsere Juristen! In Wirklichkeit kommt freilich bei diesem Gerichtsurteil der Rechtsverstand ebenso zu kurz wie der gesunde Menschenverstand. Erschrecke der Leser nicht, wenn wir dies ihm nachweisen wollen; die Sache läßt sich leicht allgemein verständlich und entscheidbar machen.

Der Einspruch der Rechtsvertreter des Kaisers gegen die nunmehrige Veröffentlichung des III. Bandes stützt sich auf das Urheberrecht. Bismarck hat nämlich in diesen letzten Teil seiner Erinnerungen an ihn gerichtete Briefe des Kaisers sowie von dessen Vater aufgenommen, und Briefe sind unter Umständen Schriftwerke, die den Schutz des Urheberrechtes genießen. Für seine eigenen Briefe kommt zutreffendenfalls der Kaiser als Verfasser, für die Briefe seines Vaters als Erbe des Verfassers in Betracht. Die sechs Briefe Wilhelms II. — wir haben von ihnen Kenntnis nur aus den Prozeßberichten sowie aus den ausländischen Veröffentlichungen — fallen, abgesehen vom letzten, der einen Glückwunsch zum Jahreswechsel 1888/89 enthält, in die Prinzen- und Kronprinzentage des Kaisers in den Jahren 1887 und 1888; die zwei Briefe Friedrichs III. aus den Jahren 1881 und 1886 gehören gleichfalls der Kronprinzenzeit dieses Kaisers an. Der Inhalt sämtlicher Briefe ist politischer, staatsgeschäftlicher Art. Der erste Brief des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (nachmaligen Kaisers Friedrich) vom 17. August 1881 wendet sich gegen die damals in der Presse erörterte Erhebung Badens zum Königreich, der zweite vom 28. September 1886 gegen die von Bismarck vorgeschlagene Einleitung des Prinzen Wilhelm als künftigen Thronfolgers in die auswärtige Politik. Von den

Briefen des Prinzen bzw. Kronprinzen Wilhelm (nachm. Kaisers Wilhelm II.) beschäftigen sich drei mit den politischen Bedenken des Reichskanzlers gegen die von Hofprediger Stöcker betriebene Art der Inneren Mission und gegen die Beteiligung des Prinzen Wilhelm an dieser Stöckerschen Agitations-Bewegung; ein Brief ist das Begleitschreiben zu einem dem Reichskanzler unterbreiteten Erlaß, den Prinz Wilhelm für den Fall seiner Thronbesteigung an die deutschen Bundesfürsten zu richten beabsichtigte; ein fünfter Brief knüpft an Bedenken an, die Bismarck aus Anlaß von Randbemerkungen des (nunmehrigen) Kronprinzen zu einem politischen Bericht aus Wien geäußert hatte, und vertritt gewisse militärische Ansichten gegenüber den politischen Gesichtspunkten Bismarcks. Dieser Inhalt der Briefe ist von vornherein zu beachten; man sieht, es handelt sich in keiner Weise um literarische, schriftstellerische Schöpfungen, wie sie das Urheberrecht allein im Auge hat.

In die beiden ersten Bände der „Gedanken und Erinnerungen" hat Bismarck gleichfalls Briefe von Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III., König Ludwig II. von Bayern aufgenommen. Keinem Menschen ist es damals eingefallen, hiegegen eine Einwendung aus dem Urheberrecht zu erheben. Der lederne Jurist wird einwenden: Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Der lebendige Jurist zieht aus diesem Vorgang einen anderen Schluß. Er fragt sich: Handelt es sich bei dem jetzigen Einspruch überhaupt um den urheberrechtlichen Schutz-Zweck oder soll das Urheber-Recht in diesem Fall nur als Mittel zu einem ihm fremden Zweck, nur als Vorwand zur Verhinderung einer politisch unbequemen Veröffentlichung benutzt werden? Die Antwort kann nach Lage der Sache nicht zweifelhaft sein, und der lebendige Jurist würde in diesem Falle aussprechen: Dazu ist das Urheberrecht nicht da, das ist ein Mißbrauch des Urheberrechts. Daß keines der drei Gerichte sich mit dieser Vorfrage auch nur beschäftigt hat, deutet schon den Grundfehler ihrer Entscheidung an.

Diese Entscheidung gründet sich weiterhin auf das an sich ganz richtige, aber viel mißbrauchte Reichsgerichtsurteil vom 7. November 1908. Darnach sind Briefe als Schriftwerke im Sinn des Urheberrechts nur dann zu erachten, wenn sie sich als eine individuelle Geistesschöpfung darstellen, wenn sie dem Erfordernis der literarischen Bedeutsamkeit genügen, die entweder auf einem originellen Gedankeninhalt oder auf einer besonderen künstlerischen Formgebung beruhen könne. Das Urteil des Landgerichts Stuttgart setzt an die Stelle der „individuellen Geistesschöpfung" die „individuelle geistige Tätigkeit" und begnügt sich damit, daß in den fraglichen Briefen „die Individualität ihrer Verfasser in einer Inhalt und Form bestimmenden, charakteristischen Form zum Ausdruck kommt", daß diese Briefe „nach Inhalt und Form ein durchaus individuelles Gepräge tragen". Man erkennt auf den ersten Blick die grundstürzende Abweichung vom Reichsgerichtsurteil. Das geistig Schöpferische, die literarische Bedeutsamkeit entfällt für das Stuttgarter Gericht völlig, entscheidend ist nur noch das Individuelle. Aber dann müßte jeder gewöhnliche, alltägliche Brief unter das Urheberrecht fallen. Wenn die Frau Stadtglocke an die Frau Lästerzunge einen Brief schreibt, so entwickelt sie damit zweifellos eine „geistige Tätigkeit"; dieser Brief wird auch ein „durchaus individuelles Gepräge" tragen, und in seinem Inhalt sowohl wie in seiner Form wird die „Individualität" der Verfasserin „charakteristisch", sehr charakteristisch zum Ausdruck kommen. Niemand aber wird den Brief der Frau Stadtglocke wegen seines individuellen, charakteristischen Gepräges für eine Geistesschöpfung erklären und ihm literarische Bedeutsamkeit zusprechen. Verfaßt dagegen ein Schriftsteller, ein Satiriker „Briefe einer Stadtglocke", dann sind dies literarische Schöpfungen, selbst dann, wenn sie sich an „individuellem Gepräge" und „charakteristischem Ausdruck" mit dem wirklichen Brief einer wirklichen Stadtglocke nicht messen können. Ganz das gleiche gilt von den Kaiser-Briefen im III. Band. Selbstverständlich sind sie das Erzeugnis einer geistigen Tätigkeit, selbstredend kommt in ihnen die Individualität ihres Verfassers in Inhalt und Form zum Ausdruck, natürlicherweise tragen sie ganz

individuelles Gepräge, aber dies alles macht sie nicht zur Geistes-Schöpfung, verleiht ihnen keine literarische Bedeutsamkeit. Vielmehr sind diese Briefe gar nichts anderes als Zweckbriefe, geschrieben zu einem ganz bestimmten Zweck politischer Klärung, Rechtfertigung, Einflußnahme. Sie sind nicht in sich ruhende geistige Schöpfungen, sondern Äußerungen zu einem praktischen Zweck. Als solche können sie niemals unter das Urheberrecht fallen.

Das Landgericht Berlin faßt den Rechtsgrund noch unklarer und noch verzwickter. Danach werden Briefe dann zum urheberrechtlich geschützten Werke, wenn sie enthalten „die ersichtliche zweckbewußte oder auch nur zweckentsprechende Ausprägung eines durch Überlegung erkannten Inhalts, und zwar insbesondere dann, wenn sie erkennen lassen, daß sich der Verfasser bemühte, kein Wort mehr oder weniger oder anders zu sagen, als es geschehen ist, obwohl ihm zahlreiche andere Ausdrucksmöglichkeiten zu Gebote standen", und dies alles findet das Berliner Gericht an den fraglichen Briefen. Bei dieser Begriffsumschreibung müßte man beinahe hinter jedes Wort ein Ausrufungszeichen machen, sie ist ein wahrer Rattenkönig von unzutreffenden Merkmalen. Was zunächst den mit „insbesondere" eingeleiteten Satz anlangt, so würde dadurch die Angemessenheit und Knappheit des Ausdrucks zum entscheidenden Grund für die urheberrechtliche Eigenschaft eines Briefes gemacht. Dies ist aber eine quaestio facti, eine Tatbestandsfrage, die das Gericht gar nicht entscheiden kann. Wie sollte der Richter darüber befinden können, ob der Kaiser in den fraglichen Briefen „kein Wort mehr oder weniger" gebraucht hat als notwendig war, und daß er keines „anders" gesagt hat als es geradeso gut hätte geschehen können? Wie will das Gericht nachprüfen, ob dem Briefschreiber „andere Ausdrucksmöglichkeiten" zu Gebote standen oder ob er mit Überlegung gerade diesen und nicht einen anderen ihm „zu Gebote stehenden" Ausdruck gebraucht hat? Doch der ganze Gesichtspunkt ist für die urheberrechtliche Frage völlig belanglos und unbrauchbar. Es gibt viele flüchtige, nachlässige, geschwätzige, weitschweifige Schriftsteller, niemand aber wird ihren Briefen den urheberrechtlichen Schutz wegen dieser ihrer Eigenschaft absprechen. Nebenbei gesagt ist es durchaus unzutreffend, daß den Kaiserbriefen im III. Band jene Eigenschaft zukäme, die das Berliner Gericht ihnen andichtet; es sind darin der Worte gerade genug zu viel und bei nicht wenigen Ausdrücken wäre zu wünschen gewesen, daß der Kaiser von „anderen Ausdrucksmöglichkeiten" Gebrauch gemacht hätte. Von dem allgemeineren Merkmal, das von dem Berliner Gericht aufgestellt wird, gilt dasselbe, was schon oben zu dem Stuttgarter Urteil bemerkt ist. Eine „zweckbewußte oder wenigstens zweckentsprechende Ausprägung eines durch Überlegung erkannten Inhalts" kommt jedem Brief eines beliebigen Briefschreibers zu, und wenn das Berliner Gericht meint, einige dieser Kaiserbriefe insbesondere seien „entfernt von den Briefen des alltäglichen Lebens", so unterliegt das Gericht dabei einer Täuschung. Über das „Alltägliche" sind diese Briefe lediglich erhoben durch die Stellung des Verfassers und durch die (politische, staatsgeschäftliche) Wichtigkeit ihres Inhalts. Beides sind aber keine Merkmale literarischer Bedeutsamkeit. Sonst müßte man jeden politischen Brief eines Thronfolgers schon als solchen unter den Schutz des Urheberrechts stellen. Ebenso schief ist der weitere Ausspruch des Berliner Gerichts, diese Kaiserbriefe seien „persönliche politische Bekenntnisschriften". Selbstverständlich kommen in den Briefen die persönlichen politischen Auffassungen des Kaisers zum Ausdruck, und bekennt sich der Verfasser darin zu seinen politischen Auffassungen — zu diesem Behuf schreibt er ja gerade die Briefe. Aber „Bekenntnisschriften" sind es nicht; nicht das Bekenntnis ist ihr Ursprung und Anlaß, sondern der praktische Zweck, zu dessen Darlegung und Erreichung es unumgänglich ist, daß der Verfasser seine Meinungen „bekennt". Übrigens ist der ganze Ausdruck „Bekenntnisschrift" angesichts des vorliegenden Tatbestands fremdartig und widersinnig. Wenn das Berliner Gericht meint, der sachliche Inhalt der Briefe „könnte fast wörtlich als politische Arbeit eines beliebigen Verfassers veröffentlicht werden", so drückt es sich da ungeschickt aus. Falls es „jeder beliebige" Verfasser sein könnte, so würde den Briefen ja das Individuelle fehlen. Das

Gericht will sagen, der sachliche Inhalt der Briefe könnte als selbständige politische Arbeit herausgehoben und veröffentlicht werden, müsse also denselben Schutz genießen wie eine politisch-wissenschaftliche Arbeit. Auch hierin greift das Gericht fehl. Von einer „Arbeit“ hat der Inhalt der Briefe ganz und gar nichts an sich; vielmehr ist gerade dies ihr Mangel und wegen dieses Mangels tritt ihnen ja Bismarck entgegen und dieses ihres Mangels wegen führt er sie als Beispiele an, daß sie gar nichts Gründliches, Durchdachtes, Überlegtes, Erarbeitetes haben, nichts von allem dem, was eine „Arbeit“ ausmacht. Eine „Arbeit“, die man in der Tat in ein staatsrechtliches Werk übernehmen könnte, ist die lange Belehrung, die Bismarck dem Prinzen über die Grundlagen der Reichsverfassung und das Verhältnis des Kaisers zu den Bundesfürsten angedeihen läßt; der Inhalt der fraglichen Kaiserbriefe aber ist damit auch nicht entfernt zu vergleichen.

Das Berliner Gericht wählt ein Beispiel. Es sagt, man könne diesen Kaiserbriefen mit noch weniger Recht die Eigenschaft eines Schriftwerks absprechen, als dem Briefe Beethovens an den Wiener Magistrat, welcher Brief die pädagogischen Theorien Beethovens entwickle, im wesentlichen aber geschäftlichen Inhalt habe; trotzdem habe die preußische Sachverständigenkammer diesen Beethoven-Brief unbedenklich als Schriftwerk im Sinn des Urheberrechts anerkannt. Gewiß; aber wie konnte die Sachverständigenkammer zu diesem Anerkenntnis gelangen? Weil Beethoven, der Tonschöpfer, eine literarische Persönlichkeit ist, und weil bei literarischen Persönlichkeiten, zumal bei so hochgeschätzten und vielbewunderten wie Beethoven, jede Spur ihrer geistigen Tätigkeit mit der Zeit literarisches Interesse gewinnt. Kaiser Wilhelm II. aber ist keine literarische, er ist eine politische Persönlichkeit; auch bei ihm mag vielleicht alles, was von seiner Hand stammt, Interesse gewinnen, aber nur politisches, geschichtliches oder seelenkundliches, nicht aber literarisches Interesse. Politische, geschichtliche, menschliche Bedeutsamkeit fällt aber nicht unter den Schutz des Urheberrechts, sondern nur literarische Bedeutsamkeit. Zur Verdeutlichung der ganzen Sache bieten sich andere Vergleiche dar. Angenommen, es wäre nach der Revolution im Königlichen Schlosse zu Berlin der „Sang an Aegir“ als unveröffentlichte Niederschrift des Kaisers aufgefunden oder es wären unter den gleichen Umständen Reisebriefe des Kaisers von seinen Nordlandfahrten angetroffen worden und es hätte diese Sachen ein Verlag an sich gebracht, um sie zu veröffentlichen, so hätte hiegegen mit Grund und Fug der Schutz des Urheberrechtes angerufen werden können. Denn gleichviel welches der Wert oder Unwert dieser Niederschriften gewesen wäre, es wären literarische Schöpfungen, Erzeugnisse von literarischer Bedeutsamkeit gewesen, Schriftwerke, deren literarische Verwertung nach den allgemeinen Verhältnissen des schriftstellerischen Schaffens hätte in Betracht kommen können. Die im III. Band enthaltenen Kaiserbriefe dagegen wären zwar möglicherweise gleichfalls um Geld verwertbar gewesen, aber nur weil man sie politisch hätte ausschlachten, geschichtsschreiberisch benutzen oder journalistische Sensation mit ihnen hätte erregen können oder weil ein Sammler sie für ein bemerkenswertes „menschliches Dokument“ erachtet hätte. Um ihres literarischen Gehalts und Wertes willen aber hätten sie niemals einen Markt gefunden; ihre Bedeutung liegt ausschließlich auf politischem, geschichtlichem und allenfalls noch auf menschlich-seelischem Gebiet.

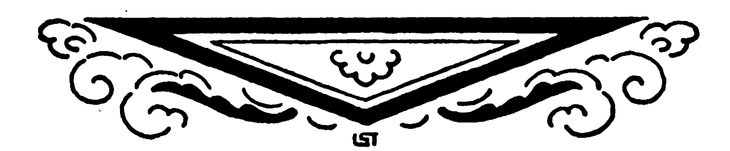
Amtliche Schriftstücke sind vom Schutz des Urheberrechts ausgenommen, und die Gerichte hatten zu erwägen, ob die Kaiserbriefe im III. Band nicht etwa amtlichen Schriftstücken gleich zu erachten seien. Sie verneinen das, und das Berliner Gericht erklärt ausdrücklich, die Briefe seien vom Kaiser bzw. damaligen Prinzen Wilhelm als Privatperson geschrieben und nicht zu amtlichem Gebrauch. Auch das greift fehl. Wenn ein Prinz, der jede Stunde auf den Kaiserthron berufen werden kann, mit dem verantwortlichen Staatsmann des Reichs sich über Dinge ausspricht, die innen- wie außenpolitisch von größter Tragweite sind oder werden können, so ist dies keine Privatunterhaltung. Und wenn der Kronprinz des Deutschen Reichs (nachmal. Kaiser Friedrich) den Reichskanzler und preußischen

Ministerpräsidenten auffordert, einer Erhebung Badens zum Königreich entgegenzutreten, oder wenn er es nach dem Wesen seines Sohnes für untunlich erklärt, denselben in die auswärtige Politik einzuführen, so ist das kein privater Meinungsaustausch. Vielmehr liegen in solchem Fall Handlungen und Äußerungen vor, die sich amtlichen Handlungen und amtlichen Schriftstücken aufs nächste nähern. „Amtlich" im eigentlichen Sinn sind sie nur insofern nicht, als der Briefschreiber noch keine solche amtliche Stellung einnimmt, daß ihm eine unmittelbare amtliche Einwirkung möglich wäre. Aber der Sache nach sind diese Briefe durchaus von amtlicher Bedeutung; man darf ruhig sagen, es sind amtliche Schriftstücke in privater Form. Auch unter diesem Gesichtspunkt fallen sie nicht unter das Urheberrecht.

Nach alledem noch der Haupt- und Grundfehler jener gerichtlichen Entscheidungen. Sie setzen ganz außer Augen, daß das Urheberrecht ein Erwerbs-Schutz-Gesetz ist ganz genau so wie das Gebrauchsmuster und das Patent. Nur solche Schriftstücke, denen literarischer Erwerbswert zukommt, gleichviel ob derselbe beabsichtigt ist und nutzbar gemacht wird oder nicht, können unter das Urheberrecht fallen. Nicht aber kann das Urheberrecht gebraucht werden als Notbehelf zur Abwehr anderen rechtswidrigen Mißbrauchs mit fremden Schriftlichkeiten, geschweige denn zur Hintertreibung eines sachlich völlig gerechtfertigten Gebrauchs selbstempfangener, nicht mit dem Verlangen der Wahrung des Geheimnisses übersandter Briefe. Dieser Fall liegt aber hier, wie schon Eingangs erwähnt, vor. Nicht um dem Kaiser oder seinen Erben ein literarisches Eigentums- und Vermögensrecht und den Nutzen der etwaigen Verwertbarkeit dieses Rechts zu wahren, ist der Einspruch gegen den III. Band erfolgt, sondern aus Gesichtspunkten, die außerhalb aller literarischen Beziehungen und Verhältnisse liegen. Hier dem Urheberrecht stattzugeben ist eine Verkennung des Wesensgrundes dieses Gesetzes.

Es ist wenig erfreulich, daß in einer so klar und einfach liegenden Sache Urteile möglich gewesen sind, die in jedem Punkt der Rechts-Überlegung und dem Rechts-Verstand zuwiderlaufen. Aber auch unter einem allgemeinen Gesichtspunkt sind diese Urteile zu bedauern. Gewiß kann niemand wünschen, daß die Gerichte politischen Wandlungen Einfluß auf ihre Rechtsprechung gestatten. Aber wie unter einer Glasglocke abgesperrt von allen Zeitvorgängen kann sich der Richter doch auch nicht halten. Es hat etwas Lächerliches, wenn selbst jetzt, da der Kaiser des Thrones und Reiches verlustig ist, das mit ihm sich beschäftigende Werk Bismarcks nicht erscheinen kann um einer Formalität willen. Und die Lächerlichkeit steigert sich ins Närrische, wenn es außer der Macht der Gerichte liegt, das Erscheinen dieses Werks im Ausland und seine Verbreitung innerhalb Deutschlands im Weg der Rückübersetzung zu verhindern Und in diesen vor der ganzen Welt beschämenden Zustand sind wir geraten: der Schweizer, der Italiener, der Niederländer, der Engländer kann uns kennen lehren, was für uns und in unserer Sprache geschrieben, was auch an sich in keiner Weise anfechtbar oder strafbar ist, trotzdem aber um der unzureichenden Verstandesschärfe richterlicher Personen willen uns vorenthalten bleibt. Habent sua fata libelli. Aber wer hätte gedacht, daß das Vermächtnis Bismarcks an die deutsche Nation in seinem wesentlichen Schlußteil selbst dann noch begraben bleiben müßte, da die in ihm ausgesprochene düstere Voraussage nur allzu schauerlich sich bewahrheitet hat?

Prof. H. Haug





Die hier veröffentlichten, dem freien Meimingsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabbängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Was euch nicht angehört...“

Politisch denkenden und sorgenden Freunden des Deutschtums sind ernstliche Bedenken darüber aufgestiegen, daß die „Einheitsfront“ der Deutschgesinnten gegenüber den drohenden Feinden deutscher Art erschüttert werden könnte, wenn innerhalb der deutschen Christlich-Religiösen eine Spaltung entstünde infolge der Bestrebungen, das Alte Testament von seiner dogmatischen Stellung als christliche Glaubensgrundlage zu verdrängen. Dies ließe sich noch hören, wenn es sich dabei nur um Politik oder politische Diplomatie des Tages handelte; hier aber geht es um Wesentliches, um das deutsche Christentum selbst, und damit um den eigentlichen Kern deutscher Art und Kultur Dafür gilt das Wort der Engel im Faust: „Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden; was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden!“ Man muß sich von vornherein darüber klar sein, daß es eine wahre Einheit ohne strenge Scheidung nicht gibt. Ohne eine Ausscheidung dessen, „was uns nicht angehört, was uns das Innere stört“, kann eine in der äußern Form etwa erreichte Einheit ihre innere Einheitlichkeit nicht wahren, ist sie nur eine Schein-Einheit, die von innen her, durch diese innere Uneinheitlichkeit, allmählich aufgelöst wird. Einheit muß auf Gemeinsamkeit beruhen, und Gemeinsamkeit beruht auf Scheidung. „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ spricht Christus.

Es tut nicht gut, einen Kampf gegen das Undeutsche zu führen mit undeutschen Truppen im eigenen Heere. Die Tschechen haben den Österreichern üble Streiche gespielt, und der Bolschewismus in den Reihen der Deutschen hat unsern Niederbruch beschleunigt. Es ist aber noch lange nicht so arg, wenn man die Torheit begeht, mit Undeutschen vermischt undeutsche Mächte lahmlegen zu wollen, als wenn man im innern Wesen des Deutschtums selbst, das in der Geschichte seine Kämpfe zu führen, seinen Geist zu bekunden hat, undeutschen, ja widerdeutschen Wesenheiten eine maßgebende Macht überläßt. Dabei muß freilich vorausgesetzt werden, daß die Überzeugung feststeht: Kern und Wesen einer Kultur sei die Religion, und daß für uns Deutsche als Kulturvolk keine andere als die christliche Religion in Frage kommen kann. Dann ergibt es sich von selbst, daß wir nie etwas für unsere Art und Kultur zu erreichen hoffen dürfen, wenn nicht der reine Geist dieser unserer Religion in allen Äußerungen, Handlungen, Kämpfen und endlich auch Siegen die beseelende, bestimmende, eigentlich führende Macht ist. Alle noch so glücklichen Teilerfolge von heut oder morgen hätten keine wesentliche Bedeutung, wenn sie errungen würden aus einem unreinen, ungefesteten, unehrlichen Geiste, der es aus etwelcher „Opportunität“ vermeidet, vor allem das zu sein, dem er Reich und Sonne in der Welt gewinnen will.

Oder will man sagen: bis zur Erreichung der Reinigung und Festigung unserer deutschen Religion sei es noch ein weiter Weg; darüber seien die Forderungen des Tages nicht

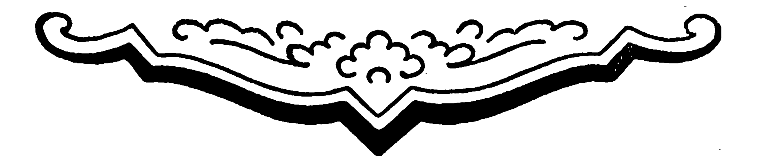
zu versäumen? Gewiß nicht! Aber noch weniger darf es unterlassen werden, je weiter der Weg ist, um so eher mit dem Beschreiten sehr ernstlich zu beginnen. Das ist und bleibt das Hauptgeschäft, die eigentliche Aufgabe: dies zu sich selber Kommen des Deutschtums in einem seiner Art religiös entsprechenden Christentum.

Das ist ja eben das Große an unserem Volkstum, daß es, um eine ihm rein entsprechende Religion sein eigen nennen zu dürfen, das Christentum selber reinigen muß, daß also, damit dies Deutschtum zu sich selber kommen kann, Christus selbst — für unsere religiöse Vorstellung — zu sich selber kommen muß. Wie weit der Weg sein möge, bis diese Erkenntnis ein völkisches Kulturgut werde: es ist wahrlich nicht so schwer, als Erlebnis menschlicher Seele, das reine Bild des Heilands sich vor Augen zu stellen und ins Herz zu fassen. Wer einmal vor ihm gestanden, wie Faust vor der Natur stehen wollte: „ein Mann, allein“, ohne alle Vorurteile, Lehrmeinungen, An- und Einbildungen, der wird keinen Augenblick mehr an ein Altes Testament denken, dessen er noch bedürfte, um an diese einzige heilige und lebendige Persönlichkeit zu glauben. Diese Stellung hat die deutsche Seele von je gesucht, und in diesem Suchen nach dem reinen Christus hat ihre tiefe Religiosität bestanden. —

Es wird überall nicht nutzlos sein, über die Bedeutung der Scheidung für die Einheit wie der Religion für die Kultur sich zu verständigen; aber in diesem Falle der Ausscheidung des Alten Testamentes aus den deutsch-christlichen Glaubensgrundlagen sollte es genügen, nur genau zu wissen, was überhaupt damit gemeint ist. Nämlich keineswegs eine gänzliche Verwerfung — das wäre ebenso vermessen wie töricht! Nur was darin als eine uns grundfremde Gottesvorstellung, die des rächenden und rechnenden Gottes, und eine dementsprechende „Moral“ sich kundgibt, nur das ist und war von je eine gleich große Gefahr für den deutschen Geist wie für den christlichen Glauben; und nun und nimmer sollte das als unsere eigene Glaubensgrundlage gelten. Darüber hinaus aber enthält das Alte Testament doch die reiche Fülle psalmistischer und prophetischer Aussprüche, den religiös-dichterischen Gefühlsausdruck überzeitlichen und übervölkischen Gottesglaubens, woraus so unendlich viele fromme Seelen sich Wohltat, Trost, Erhebung, Verbindung mit dem Göttlichen gewinnen konnten. Dies bleibt, nach Ausscheidung alles „uns nicht Angehörigen“, als eine gewaltige „Einheit“ menschlicher Religiosität, die man sich sehr wohl zu einem unvergleichlichen Andachtsbuche zusammengestellt denken dürfte; wie ich das schon in meinem Aufsatze: „Alttestamentliche Heilandsworte“ (Tägl. Rundschau v. 27./28. 12. 1920) kürzlich ausgesprochen habe.

Im übrigen besitzen wir deutschen Christen doch noch ein ganz anderes „Altes Testament“, das wir uns nicht nehmen lassen wollen: das ist das Geisteswerk unserer großen Mystiker. Mit dem lebendigen Christus der Evangelien als persönlicher Erscheinung der reinen Gottesidee verbunden ist dies unseres Glaubens wahre Grundlage, ganz uns eigen, deutsches Christentum, als Kern und Seele der für unser Volkstum erhofften Religion der Zukunft.

Bayreuth, 12. 1. 21. Hans von Wolzogen



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Vier Lebensbilder

Man hat in den letzten Jahren in unserem deutschen Geistesleben immer wieder den Namen des Bengalendichters Rabindranath Tagore in rühmlicher Weise nennen hören, besonders seitdem er im Jahre 1913 durch den literarischen Nobelpreis ausgezeichnet worden. Nun unternimmt es Emil Engelhardt, diese ungewöhnliche Erscheinung insgesamt den Deutschen nahe zu bringen: den Dichter und Denker ebenso wie den Menschen („Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph", Berlin 1921, Furche-Verlag, geb. 60 *M*). Es ist für Europäer nicht leicht, sich auf indische Geistigkeit sachgemäß einzustellen; und man tut recht wohl daran, dem gar so leicht umgefärbten Neubuddhismus oder der neuen Theosophie mit Vorsicht zu begegnen. Es kommen da mitunter Gebilde heraus, die letzten Endes weder indisch noch europäisch sind, besonders weil uns nordischeren Menschen die tropische Abgestimmtheit der Nerven und des Blutes fehlt, die für jene Geistesverfassung eine Art Vorbedingung ist. Engelhardt hat nicht unrecht, wenn er aus eigener Erfahrung vermutet, daß nur solche einigermaßen an die großen Inder herankommen, die einige Zeit in den Tropen gelebt haben. Zuletzt hat ja Graf Keyserling den Versuch gemacht, die großen Kulturen und Religionen Asiens mit europäischem Denken und Empfinden zu erfassen. Es mögen dabei artige und auch geisthaltige Reiseplaudereien und persönliche Eindrücke Wertvolles bieten; jedoch der Beigeschmack des Merkwürdigen und Fremdartigen, auch des Persönlichen wird sich nie völlig überwinden lassen. Es besteht darin sogar der eigenartige Reiz dieser Art von geistiger Einstellung; angeregt und belebt kehrt der denkende und fühlende Weltfahrer aus solchen Fernen in die Kultur und Geistesluft der Heimat und an seine eigentlich deutschen Pflichten zurück.

Dies vorausgesetzt, können wir auch einer Beschäftigung mit dem bedeutenden bengalischen Dichter (Tagore, verengländert, wird übrigens Tagur ausgesprochen) Förderung abgewinnen. Der deutsche Verfasser des vorliegenden Lebensbildes hat sein Werk zugleich mit reichen Übersetzungsproben durchwirkt, die er kräftig einzudeutschen bemüht war, wobei er sogar oft den Reim benutzte. Ich wage nicht zu urteilen, da ich die Vorlage nicht kenne, wie weit ihm dies gelungen ist. Es gehört schon ein ganz ungewöhnliches sprachliches Einfühlungstalent dazu, so eigenartige Dichtung nachzuschaffen und deutschbürgerlichen Unterton zu vermeiden. Auf alle Fälle sind wir aber dem Verfasser für diese Belebung des Buches dankbar. Auch sonst liest sich das Werk sehr leicht und angenehm, ob er nun vom Leben des feingebildeten Inders, von seiner reichhaltigen Dichtung oder von seiner tiefgründigen Weltanschauung spricht. Einmal faßt er seine tiefe Verehrung des Dichters in ein paar Sätze zusammen, die das Wirken dieses abgeklärten Geistes sehr schön kennzeichnen: „Die wahren Dichter haben alle durch ihre Tiefen- und Innenschau die Kraft zur Heilung der Menschheit gefunden. So ist auch Tagore Dichter, Kulturkritiker und Führer zur Höhe in einem, ein Seher und ein Heiler. Dieser schöpferische Mensch ist ein Priester einer reineren Menschlichkeit, der das Leben kennt und versteht. Und der auch die Menschen versteht mit all ihrem Leid, ihrer Schwäche und Schuld. Das Um-

fassende seines Dichtens und Denkens, das Ausschöpfen aller letzten und feinsten Möglichkeiten in Wort und Ton, das Einfassen der innersten Regungen und schattenhaften Empfindungen des Menschenherzens in Vers und Prosa stellt ihn unter die ganz Großen." Und so möchte Engelhardts Buch auch für unsere aufgewühlte Zeit ein Wegweiser sein, nicht nur zu Rabindranath Tagore an und für sich, sondern auch zu den hoheitsvollen Ewigkeitswerten schlechthin, die von dieser Persönlichkeit ausstrahlen.

Die äußere Erscheinung des indischen Ariers wird in folgender Weise gezeichnet: „Diese gepflegte Gestalt mit dem wallenden angegrauten Lockenhaar und dem langen schönen Bart, die hohe, fast verklärte Stirn und die stolze edle Nase, dieses samtene adelige Auge — das alles ist nicht Abbild eines Yogi, der wie ein Halbwilder unter die Tiere und ins Dickicht gegangen ist. Hier ist ein Vertreter höchstentwickelter beseeltester Männlichkeit und Menschlichkeit. Die schlicht vornehme, ganz außergewöhnlich geschmackvolle und stilsichere Einrichtung von Tagores Schule in Schantiniketan verrät einen so fein gepflegten Geschmack und einen lebendigen Sinn für Schönheit in der Alltagsübung, daß wir uns nur wünschen können, alle unsere Schulen und Wohnungen möchten so geschmackvoll eingerichtet sein wie jene. Und Tagores Kleidung, dem Landesüblichen angepaßt, ist von einer vornehmen und geschmacksicheren Schlichtheit. Man merkt dem allen an, daß hier ein Mensch seine Welt aus seiner Seele gestaltet hat. Nicht im mindesten aufdringlich, sondern ganz selbstverständlich und wohltuend unmittelbar empfindet man, daß hier eine Persönlichkeit, ein ausgeglichener Mensch von quellender Innenkraft seine Umgebung geprägt hat."

Wir begreifen sehr wohl, daß alles, was an Edelsinn jetzt wieder aus dem zusammengebrochenen und verwilderten deutschen Volk emportrachtet, sich nach Bundesgenossen und ermunternden Vorbildern umsieht. In solchem Zusammenhang ehren wir auch diese Bemühung um einen edlen arischen Geistesverwandten. Doch wollen wir darüber nicht vergessen, daß wir doch schließlich das Tiefste aus unserer so überaus reichen deutschen und germanischen Natur und Kultur hervorholen können, wenn wir nur mit dem rechten Blick und den rechten Mitteln in unsere seelischen Tiefen eintauchen. —

Weit gewaltiger war auf unser deutsches Seelenleben schon seit Jahren die Einwirkung der neueren Russen und darunter ganz besonders eines Dostojewski. Es ist zu bezweifeln, ob diese Einflüsse auf unser männliches germanisches Denken auf die Dauer segensreich und stählend sind. Jedenfalls ist es an der Zeit, diesem Hauch aus Osten gegenüber sich mit Selbstbesinnung zu wappnen. Wir bewundern die bohrende Psychologie dieser großen Russen; aber ihrer ziellosen seelischen Zergliederung gegenüber richtet sich etwas in unserem deutschen Wesen endlich doch abwehrend auf. Der Russe ist sehr leidensfähig; er weiß das Weh der Menschheit und insbesondere die Schwermut der russischen Seele mit wundersamer Weichheit nachzufühlen und ergreifend zu gestalten. Nicht in demselben Maße aber hat er den männlichen Willen, dieses Leid umzuschmieden in sieghafte Zustände. So hat auch Dostojewski mit seinen notleidenden Brüdern im Zuchthaus gelebt, hat mit ihnen gegessen, geschlafen, gearbeitet, wie er selbst in seiner aufrichtigen und einfachen Art im Tagebuch eines Schriftstellers (1880) hervorhebt. Jedoch über dem tiefgründigen Psychologen oder Seelenzergliederer übersehen wir leicht das Religiöse in diesem Dichter. Dieses Religiöse hinwiederum hat durchaus russische Färbung, verbindet sich auch mühelos mit dem Nationalrussentum oder dem gläubigen Panslawismus dieses großen Gestalters.

Über dies alles hat uns des Dichters Tochter vor kurzem ein Buch vorgelegt, durch das wir recht eigentlich einen lebendigen Begriff von Dostojewski erhalten. (Dostojewski. Geschildert von seiner Tochter Aimée Dostojewski. München, 1920, Reinhardt.) Die Verfasserin holt ziemlich weit aus, indem sie mit der Abstammung ihrer Familie aus Litauen beginnt, wobei sie Wert legt auf das normannische Blut. Immer wieder kehrt sie gern auf diese Abstammung zurück und erklärt manche Charakterzüge ihres Vaters aus dessen rassenhafter Blutmischung.

Man ist erstaunt, wenn man z. B. liest: „Der Charakter meines Vaters ist ein echt normannischer Charakter; sehr rechtschaffen, sehr gerade, offen und kühn. Dostojewski sieht der Gefahr ins Gesicht, weicht vor ihr nicht zurück, verfolgt unermüdlich sein Ziel, indem er alle Hindernisse beseitigt, die er auf seinem Wege findet. Seine normannischen Vorfahren haben ihm eine ungeheure moralische Kraft vererbt, wie man sie selten bei den Russen findet, diesem jungen und folglich sehr schwachen Volke." Wir sehen dann im Lauf des Buches, wie sich der „Litauer" oder „Normanne" immer mehr ins Russische hineinentwickelt, wobei zugleich, wenigstens in der Darstellung seiner Tochter, die rechtgläubige Religiosität mitwächst. Gegen Schluß nennt sie dieses von ihrem Vater so geliebte russische Volk „hochgenial und zukunftsreich", mit Ausfällen gegen die jetzige Revolution. Das russische Volk, sagt sie, „fühlt sich in seinem Stolze aufs tiefste verletzt bei dem Gedanken, von einer Handvoll Träumer und Ehrgeiziger regiert und deren Launen unterworfen zu sein; es kämpfte gegen die Kadetten und fährt fort, gegen die Bolschewiki zu kämpfen; es verteidigt sein Ideal, seinen großen christlichen Schatz, den es für die Zukunft bewahrt, den es später der Welt mitteilen wird, wenn die alte, aristokratische und feudale Gesellschaft endgültig zusammenbricht."

Das Vorwort des Buches ist aus der Schweiz datiert, wo die Verfasserin als Verbannte lebt; ihr ganzes Vermögen ist in den Händen der Bolschewisten geblieben, und sie ist gezwungen, selber ihren Lebensunterhalt zu verdienen. So können wir Westeuropäer natürlich nicht feststellen, wie weit aus dieser Darstellung und bei solchen Äußerungen persönliches Empfinden den Tatbestand färbt. Das Buch muß demnach mit einigem Vorbehalt gelesen werden. So z. B. in den Bemerkungen über Turgenjew und seine Gegensätzlichkeit zu Dostojewski; auch in ihren Bemerkungen über den vermeintlichen „Snobismus der baltischen Barone" (Seite 259), der in Rußland angeblich „das größte Unheil" angerichtet habe. Aus sachkundigen deutschen Kreisen könnte darauf erwidert werden, daß der baltische Adel allerdings stolz war auf seine Unabhängigkeit, oft glänzende Angebote des Kaiserhauses abgelehnt und sich nie vor Titeln und Kapitalisten gebeugt hat. Anders allerdings waren die sogenannten „Petersburger Deutschen", die von den echten Balten ob mancher Gesinnungslosigkeit im Grunde verachtet wurden, denn sie waren oft royalistischer als der Zar selbst und hatten vom Deutschen nur den Namen behalten, dem sie etwa ein „off" anhängten. Doch waren sie keineswegs alle feudalen Ursprungs, viele sogar germanisierte Letten und Esthen und standen dem baltischen deutschen Adel und dem deutschen Dichten und Denken meist feindlich gegenüber. Wie weit auch diese Kreise, die immerhin noch ein Element der Ordnung und des Fleißes im zerfallenden Chaos des Russentums darstellen mochten und daher dennoch als unentbehrlich empfunden wurden, ein Gegenstand des Neides und der Verleumdung der Slawophilen waren, kann natürlich höchstens vermutet, nicht festgestellt werden. Und so ließe sich von fachmännischer Seite her manche Einzelheit des überaus fesselnden, schlicht und wahrhaftig geschriebenen, doch persönlich gefärbten Werkes beanstanden.

Das Reinmenschliche in Dostojewskis Wesen bleibt in alledem das eigentlich Anziehende. Ergreifend ist es, die leuchtende Totenfeier zu lesen. „Es war der wahrhaft christliche Tod, wie ihn die orthodoxe Kirche allen ihren Gläubigen wünscht, ein Tod ohne Schmerz und ohne Scham", wie ihn die Verfasserin hervorhebt. Ein ungeheures Trauergeleite brachte die Leiche in das Alexander-Newskikloster, wo Studenten in lebhaftester persönlicher Anteilnahme die ganze Nacht die Trauerwache hielten. Auch in diesem Schlußkapitel betont die Verfasserin noch einmal die religiöse Aufgabe des Russentums. „Die russische Revolution bedeutet das Erwachen ganz Asiens. Wir werden Schätze des Glaubens dort entdecken, beredte Apostel auffinden, die gegen den Atheismus Europas zu kämpfen wissen und es von seiner tödlichen Krankheit heilen werden." —

Damit wird also dem russischen Geiste eine Aufgabe zugewiesen, die mit nicht weniger Recht vom deutschen Idealisten für sein eigenes Volk in Anspruch genommen werden kann.

Immer wieder seit Fichte haben ernste und edle Führer der Deutschen mehr nationale Würde und ein stärker ausgeprägtes Gefühl für unsere besondere seelische Sendung verlangt. Zu diesen Kulturkritikern und unermüdlichen Anregern gehört auch Paul de Lagarde. Es ist erstaunlich, daß dieser hervorragende Charakterkopf jetzt erst von Ludwig Schemann eine gründliche Würdigung erfahren hat. Unter dem Titel „Paul de Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild" hat dieser bekannte Vorkämpfer Gobineaus nun auch diesem vielgenannten und wenig gekannten Deutschen ein sehr beachtenswertes Buch gewidmet (Leipzig, 1919, Erich Matthes).

Schemann hat eine bewunderungswerte Einfühlungskraft. Er gibt sich der Persönlichkeit, die er zu gestalten unternimmt, nicht nur mit Gefühl und Verstand, sondern zugleich mit ganzer Erlebniskraft hin: er lebt mit seinem Helden. In der Vorrede betont er selbst, daß ein Anhauch des Helden seines Buches auf ihn übergegangen sei. „Wie nur je im wirklichen Leben, habe ich diesen als gegenwärtig empfunden; ich sah, ich hörte ihn im Geiste, wie vor 30 und 40 Jahren, und mein größter Wunsch war es, meinen Lesern von der Wärme, die aus seinem Blick, seiner Stimme auf mich einströmte, mitgeben zu können." Wir dürfen wohl sagen, daß dies dem Verfasser durchaus gelungen ist. In sechs Abteilungen betrachtet er Lagardes Leben, den Gelehrten, den religiösen Denker und Neuerer, den Politiker und Pädagogen, und schließt mit einem zusammenfassenden Kapitel über die Gesamtgestalt und den deutschen Mann das gewichtige Buch ab. Schemann steht der alldeutschen Denkweise nahe und macht aus seiner scharfen Stellung gar kein Hehl. Auch ist er geschult genug, kritische Beleuchtungen zaglos und frei in sein Werk einzufügen, um den oft recht herben Göttinger Gelehrten und Kämpfer zu kennzeichnen. Obschon nach einer Bestimmung Lagardes die auf der Göttinger Bibliothek lagernden Briefbestände erst zwei Jahre vor seinem hundertjährigen Geburtstage dort an Ort und Stelle dem Benutzer überlassen werden dürfen (also um 1927), hat Schemann doch recht daran getan, nicht bis dahin zu warten, sondern durch seinen Hinweis auf diesen Kulturdenker gerade jetzt die zerrissene Gegenwart zu befruchten. Und die Freunde und Kenner Lagardes, obenan seine ehrwürdige, inzwischen verstorbene Witwe, haben denn auch dem Verfasser ihren vollen Segen mit auf den Weg gegeben.

Den bedeutenden Gelehrten Lagarde und auch seine Gesamtpersönlichkeit kennt das große deutsche Volk nur wenig. Verbreitet sind seine „Deutsche Schriften", von denen der Verlag Eugen Diederichs eine hübsche Auswahl veröffentlicht hat. Man ist auf das höchste erstaunt, beim Durchblättern dieses Buches immer wieder auf Sätze zu stoßen, die geradezu für die unmittelbarste Gegenwart geprägt scheinen. Es ist in diesem Mann etwas vom „ewigen Deutschen", das immer wieder in den Zeiten der Not hervorbricht, wo völkisches und religiöses Empfinden zusammenzuwirken pflegen. Lagarde ist an sich nicht leicht zugänglich, weil sich manches zeitlich Begrenztes und gleichsam Schrullenhaftes in seine großzügigen Gedanken und Bekenntnisse einmischt. Auch Schemann sagt: „Nicht durch ein weit geöffnetes Eingangstor, sondern durch eine Hecke von Gedörn und Gestrüpp gelangen wir in diesen reichen Fruchtgarten; und ehe wir sein Haus betreten, haben wir uns über mancherlei Schutt — friedliches oder feindliches Herumschlagen mit abgetanen Zeitgrößen, auch wohl gelegentlich allerpersönlichste Idiosynkrasien, — den Weg zu bahnen. Was aber drinnen ertönt, ist am allerletzten eitel Harmonie, ganz abgesehen von dem herb Eigenartigen des Stiles, der nicht selten an die alten Tonarten und Schlüssel erinnert."

Es ist diesem gediegenen und gefühlsstarken Werke Schemanns, dessen Bayreuther Kulturideale öfters hindurchschimmern, weiteste Verbreitung zu wünschen, obschon man voraussieht, daß bei der eigenen Kämpferstellung des Verfassers das Buch in manchen Kreisen gründlich totgeschwiegen werden dürfte. Andererseits ist diese persönliche Färbung, besonders im Anhang, für den unbefangenen Leser ein Reiz für sich.

Jedenfalls glauben wir auch heute mit Lagarde und halten es in einer Hauptsache genau

wie er, der einmal schreibt: „Ich werde nicht müde werden, zu predigen, daß wir entweder vor einer neuen Zeit oder vor dem Untergang stehen. Vorläufig glaube ich noch, daß Deutschland das Herz der Menschheit ist. Darum glaube ich auch vorläufig noch an die Pflicht, Deutschland über die Lage der Dinge zu orientieren."

Von hier aus ist nun zu dem freilich ganz anders gestimmten, doch nicht minder idealistischen Philosophen und Kulturdenker Rudolf Eucken kein großer Schritt. Auch er gehört zu jenen Deutschen, die seit Jahrzehnten, in einer nicht herben, vielmehr freudigen und ermunternden Tonart, die Deutschen an ihre Seele, an ihre geistige Aufgabe erinnert haben. Doch erst seit dem Jahre 1908, als man ihm den literarischen Nobelpreis zuerkannte, ist dieser lebensvolle Philosoph und Ethiker eigentlich in weiteren Kreisen bekannt geworden. Wir sind dem Verfasser der „Lebensanschauungen der großen Denker", die wohl sein bekanntestes Buch sein dürften, herzlich dankbar, daß er uns nun in einem nicht sehr umfangreichen Buche seine „Lebenserinnerungen" geschenkt hat (Leipzig 1921, Koehler). Wir sehen den Ostfriesen aus seiner Vaterstadt Aurich hineinwachsen in die Gymnasial- und Universitätsjahre; wir sehen ihn nach kurzer Wirksamkeit in Berlin, Husum und Frankfurt zu Basel gleichzeitig mit einem Friedrich Nietzsche die Dozentenlaufbahn glücklich aufnehmen und dann schon im Jahre 1874 zu Jena die Stätte seiner Wirksamkeit finden, der er treu geblieben ist bis zur letzten Zeit. Dies ist das persönlichste seiner Werke, gleichsam eine Einführung in sein Werden und Wachsen, in sein Ringen um eine der großen idealistischen Überlieferung zwar getreue, aber doch eigenartig geprägte Weltanschauung. Die Darstellung ist einfach und offen und gibt dem Leser neben dem Persönlichen zugleich einen Überblick über die kulturgeschichtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte. „Ich kann nicht von großen Taten berichten," schreibt der hochbetagte Philosoph, der soeben seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte; „ich war auch nicht an bedeutenden politischen Wendungen beteiligt; aber ich konnte den inneren Lauf des Lebens verfolgen und darüber hinaus für notwendige Forderungen wirken." Und darin umgrenzt sich in der Tat Euckens schöne Doppelwirkung: neben dem Aufbau einer eigenen Philosophie, die etwa auf Fichte zurückgeht, strahlte der Ethiker gleichzeitig seine sittlichen Forderungen aus und wirkte im Kampfe gegen die Veräußerlichung des Lebens auf seine Schüler und auf weite Laienkreise sehr belebend. So zieht sich durch dieses Erdenwallen eine Linie von überaus edler Einfachheit. Und das Werk klingt in Tönen der Dankbarkeit aus: „Daß ich aber dazu die nötige Kraft und Frische besitze, das verdanke ich an erster Stelle der glücklichen Gestaltung meiner persönlichen Geschicke. Ich muß es als eine große Gunst betrachten, daß ich zunächst durch das Verhältnis zu meiner Mutter eine seelische Vertiefung erhielt, der auch die Weihe des Schmerzes nicht fehlte, und daß ich dann durch meine eigene Familie und im eigenen Hause ein schönes, reiches, geistig bewegtes Leben führen durfte." Wir wünschen dem Verfasser von Herzen, daß sein vornehm durchgeführtes Leben harmonisch zu Ende klingen, und daß die deutsche Welt sich in seinem Geiste weiter bilden möge.

Es wird nun letzten Endes darauf ankommen, ob sich Neudeutschland fernerhin von der Fremde her zu stark beeinflussen oder gar verwirren lassen wird oder ob endlich jene Bewegung schöpferkräftig einsetzt, die wir alle ersehnen: eine große, kräftig durchgeführte Besinnung auf unser eigenstes deutsches Wesen und Vermögen. L.



Knut Hamsun

Heute erst, da des jüngsten Nobelpreisträgers Ehrung einlädt, Umschau zu halten über die Werke des nach Ibsen größten norwegischen Dichters, ist es möglich, Knut Hamsun als Menschen und Schaffenden gerecht gegenüberzutreten. Denn jede Betrachtung seiner Romane, Dramen, Novellen blieb notwendigerweise Stückwerk, weil die Schöpfungen, herauswachsend aus dem unfertigen Leben des Dichters, immer nur einen Teil, einen Abschnitt seines Seins und Wesens offenbarte. Jetzt, da sich sein Kampf um die Weltanschauung zum ruhevollen Besitz der Welteinsicht und Weltweisheit entwickelt hat und die Läuterung der Gefühlsstürme in das rhythmische Schwingen eines ewigkeitsverbundenen, alleinheitlichen Gefühlsmeeres vollendet ist, fällt es wie Schuppen von den Augen des Betrachters diesem Leben und Werke gegenüber: all dies Werden und Kämpfen erscheint als eine stete Entwicklung so einfach, klar, selbstverständlich, wie die große Natur ringsum.

Eine Urkraft stürmte einst in das Leben hinaus, gegen Leben und Alltag an. Die grenzenlose Gewalt und zügellose Wildheit der Leidenschaften, die fessellosen Triebe der Sinnlichkeit und die Gier, Leben und Weib einzusaugen, zu umfassen in amoralischer Fülle und Freiheit, die fiebrische Unruhe empfindlichster Nerven und die immer wache Tätigkeit einer brunstgeschwellten Phantasie konnten den Träger dieser Kräfte nur im Gegensatz zur banalen Wirklichkeit, zum Durchschnittsmenschen bringen. Dieser Gegensatz verbündete sich mit dem beweglichsten Geiste, dem schärfsten Witze und der maßlosesten Verzweiflung. Das Sein war ihm nur Wirrsal und Chaos, war in ihm so sehr außer Rand und Band, daß ihm vor ihm selbst grauste. Einzige Rettung blieb die Narrenkappe und Narrenschelle, blieb dem Alltagsmenschen ins Gesicht zu schlagen in Hohn und wahnsinnsverzerrtem Schmerz. Das Satanische aus den elementaren Tiefen der menschlichen Natur mit grausamer Wollust zur Herrschaft zu bringen in Bosheit, Tücke und Wüten gegen Liebe und Geliebte, dünkte Aufgabe für die schaffenden Kräfte. Hamsun gab sich in seinen ersten Werken ganz hin den Grimassenstimmungen, in denen sich sein Ich und die Umwelt verzerrt darbietet auf Grund seines seelischen Zustandes, einer Verwirrung in seiner Natur, der chaotischen Stürme von Blut und Leidenschaft. Der Mund war, nach Hebbel, im Solde dämonischer Gewalten. Vollständig ließ sich diese Seele freilich nicht unterdrücken von der Groteske, der Tragikomödie des Kampfes um das tägliche Brot und um Anerkennung. Sie klagte zwischen den toll hetzenden Fieberdelirien eines qualvoll gepeinigten und sich selbst peinigenden Menschen aus in lyrischen Rhythmen, sie gab sich hin an zarteste, leuchtende, klingende Träume und verflog sich ins Land der weiten Schau. Freilich nur, um stets wieder aufzuwachen im schauerlichen Alltagsgrau. Um diesen Widerspruch zwischen Innen- und Außenwelt nur immer wieder als eine stetig neue Verwundung, Lästerung, Erkrankung, Selbsttötung zu empfinden und sich an die Lebensenergie, den Selbsterhaltungstrieb zu klammern, weil sonst die Verzweiflung und das Chaos der Triebe zur Selbstvernichtung trieb.

Das war der junge Knut Hamsun, der Hamsun der „Mysterien", deren psychologischer Impressionismus sein Innerstes enthüllt als einen blutenden, wundenzerfetzten Kadaver, den einzig noch das Künstlerische vor dem Untergang im Nichtmehrbewußtwerden rettet. Dieser Hamsun schritt an den Grenzen des Wahnsinns hin. Weil ihm aber die Natur das Vermögen der Selbstbeobachtung und der Gestaltung gegeben, ward er zum Bändiger aller Triebe, die zur entfesselten Auflösung hinstrebten, und ward die Vivisektion der eigenen Seele letzten Endes zu errettendem Bekenntnis.

Die Krisen wandten sich nun gegen die Umwelt. Das Ich ward abgetan und blieb den zuströmenden Entwicklungen, den Befehlen der eigenen Blutquelle überlassen. Der Kampf mit der Außenwelt mußte durchgefochten werden: in maßloser Polemik, in rachgieriger

Satire an Heimat, Vaterland, Menschen und Mitteln, an Christiania, „dieser seltsamen Stadt, die niemand verläßt, ehe sie ihn gezeichnet hat". Sein Hohn galt Norwegen und dessen braven Bürgern. Todfeind ist er in den Romanen „Neue Erde", „Redakteur Lynge", in den Dramen „An des Reiches Pforten" und „Abendröte" allen Menschen, die nicht ehrlich und ohne Scheu den Kampf aufnehmen mit dem Welträtsel. Todfeind allen Heuchlern und Cliquenmenschen, allen Alltagsnaturen, Berufsengherzigen und Naturbeschränkten, allen Philistern in Männer- und Frauentracht. Ohne dabei belehren zu wollen. Er hat es nur zu sehr erlebt und erkannt, daß dieser Menschenmasse nicht zu helfen ist. Also bleibt jeder Versuch, als ethischer Prediger zu wirken, lächerlich, und es bleibt nur die von seinem gewaltigen Talent unterstützte, hinreißende Offenbarung eines allgemeinen Ekels übrig mit der Fackel der Skepsis oder mit den Nadelstichen einer hellhörigen Ironie, aus einem vulkanischen Temperament heraus und mit dem Willen, nicht vom Streben nach der Eroberung des Alls zu lassen.

Denn allgemach steigt er aus den düsteren Tiefen des „Hungers" empor zur Befreiung der Materie. Durch die Flucht aus der Stadtwelt in die Natur. Wie immer, wenn rettungslose Seelennot das Innere des schöpferischen Menschen auseinandertreibt. Und von diesem Augenblick an beginnt Hamsun zu wachsen, wird ganz Ich und ganz einsam. Die Läuterung beginnt, und fernab versinken bisherige Bilder. Ablassend von Satire und Gesellschaftskritik, vom Brodeln der Widersprüche, verzichtend auf alle Selbstanalyse und Selbstquälerei gibt er sich nun nur hin seinen reinen Gefühlsmächten, der Musik seines Blutes und seiner Sehnsucht süßesten Träumen. Er wirft sich ganz dem großen „Pan" in die Arme, nur noch erlebender, liebender Mensch.

Und schafft sein schönstes Buch „Pan", durch das er sich die Grundlage für sein Verhältnis zur Welt erobert. In offenbarer Selbstbiographie findet der Jäger am Waldesrand, ein norwegischer Franziskus von Assisi, die Einheit mit dem All, mit der Natur und wenigstens einen Bezirk im menschlichen Sein und Ich, der ihm ganz zugehört. Denn kaum setzt die Verbindung mit den Menschen neu ein, steht auch die Passion wieder auf und zerrüttet den ruhigen Gang seines Schicksals mit der furchtbaren Last einer Doppelliebe: zu der Dame von Welt und dem Kinde der Natur. In diesen Gestalten wird die blutende Zerrissenheit des Dichters lebensvolle Form: zwischen der Welt der Kultur und der Einsamkeit der Natur zerrt ihn sein Leben hin und her. Es bleibt seine ewige Enttäuschung, die nur die Weisheit des Alters überwinden kann, daß er sich weder in der einen noch in der anderen zu vollenden vermag: weil in ihm ein Blut regiert, das über die einengenden Gesetze der Kultur in entscheidenden Augenblicken stets hinwegstürmt, wovon die wundersüße Geschichte einer Liebe „Viktoria" dauerndes Zeugnis ablegt, oder das die Einsamkeit der Natur auf die Dauer nicht erträgt. Der scharfe Blick sieht überall die Grenzen: am furchtbarsten in der Welt der Wirklichkeit, die ihm bis zur gemeinsten Trivialität und trivialsten Gemeinheit nahekommt, in der „Königin von Saba". Solange er absolut im Banne seines Blutes ist, kann er sich nicht loslösen von den Martern der Sinnlichkeit, den Nervenwidersprüchen. Es bleibt einzig die Flucht in noch größere Einsamkeiten, in noch kulturfernere Natur, als die Heimat bieten kann.

Er beginnt, durch die Welt zu schweifen, jagt Illusionen nach, schäumend vor Phantasie und berstend vor Sehnsucht. Ein Bruder Gorkis, wandert er hungernd, elend, im Dienste niedriger Arbeit durch die Länder: Amerika, Texas. Als Fischer lungert und quält er sich auf einem alten Russenschiff, Kabeljau fangend, in Neufundland herum und löst sich auf in die grenzenlose Monotonie des Meeres. Die endlose graue Öde des Wassers ruft nach Ergänzung in der Buntheit des Orients, in den Märchen von Tausend und einer Nacht. Er klettert im kaukasischen Nomadenbergland, zwischen den Eisgipfeln des Kasbecks umher und nimmt in ziellosem Umherschweifen das All in sich auf: da endlich wird er bar aller Bitterkeit. Ab sinkt von ihm die Widerspruchsqual moderner Kultur und Zivilisation, die Passionsnot der Weibes-

liebe; er wird innerlich frei und groß. In den Wanderjahren reckt sich der Dichter Hamsun hinaus über seine Zeit und Mitmenschen.

Als er heimkehrt, kann er sich still und zurückgezogen auf einen Hof setzen und Landmann werden, eine Familie gründen, Wurzel fassen, in Frau und Kindern aufgehen, kann er das Weltleid, das ihn verfolgte, überwinden und zu optimistischer Weltauffassung als jubelnder Lebenskünstler durchdringen, der das Dasein dionysisch oder apollinisch, dithyrambisch oder sachlich, in voller Weltverbundenheit anschaut und gestaltet. Nun nähert er sich antiken Dichtern: er baut eine Welt auf das „sinnlich faßlich Schöne“ — nach einem Worte Goethes — und nicht auf das sittlich Schöne. Aus ihm spricht der griechische Gott: alles ist gewachsen, geworden, geschaffen, Ausfluß einer großen Natur, nichts ist erdacht, gekünstelt, gemacht: in den Romanen „Die Stadt Segelfoß“ und „Kinder ihrer Zeit“ mit der Weisheit des Alternden.

Hamsun ist nun zum Typus des Dichters an sich geworden. Er kennt kein Urteil, keine Vernunftsbegrenzung, keine Verstandesbefehle. Er kennt nur die Natur, das All und den Menschen und weiß einzig, daß er sich der inneren Gewalt seines Erlebens hingeben muß, die ihn zwingt, die Natur, das All, die Menschen immer wieder zu offenbaren. Er ist so sehr dem All vergottet, daß er außerhalb des Daseins steht und das Leben wie ein ungeheures Spiel des Augenblicks, das Gott regiert, ansieht. Er ist immer im Banne des Ewigkeitsgefühls der Unendlichkeit, durch und durch universal. Darum braucht er nun nicht mehr zu kämpfen. Denn seine Universalität läßt ihn auch in dem, was ihn in früheren Jahren und Werken außer sich brachte, heute das Welträtsel, das Wunder des Seins fühlen: allüberall ist Leben, ist Gott. Und allüberall vermag er sein Ich, sein subjektives Sein zu spiegeln, zu genießen, zu vertiefen, vermag er zu erleben, daß er lebt. Im moralischen Jenseits von Gut und Böse, so auch allen sonstigen Lebenserscheinungen gegenüber nun „allwissend“. Letzten Endes bleibt in allen Daseinsformen das einzig Wertgebende, wirklich Seiende nur das Menschliche, der Mensch. Was sind Berufe, Charaktere, Nationen? Nichts, wenn nicht Menschen! Das Menschliche ist das Ewiggöttliche, das „unzählige Freuden“ spendet. Menschlich ist aber nur, worin die Seele lebt: wo er sie spürt, ist sein Dichtertum wach. Darum widmet er sein Leben nun besonders halbdumpfen, unklaren, dunklen Gefühlsnaturen. Die glasklaren Tatsachennaturen, die „wissen“, was sie tun, sind ihm nur Mechanismen. Natur, Leben waltet nur dort, wo noch Geheimnisse sind. Hier wird er zum Dichter des Unsagbaren, Unaussprechbaren, und hier rührt er an die Grenzen des menschlichen Wortes, an den Segen des Menschseins, den „Segen der Erde“.

Für die Offenbarung dieser Innenwelt steht Hamsun ein außerordentliches Gestaltungsvermögen und eine seltene Sprachgröße zur Verfügung. Von Haus aus Impressionist, entwickelte er sich nach allen Richtungen hin: zum subjektivsten Ichton und zur sachlichsten Objektivität, zur höchsten Einfachheit und zur raffiniertesten Koketterie, zu derbster Natur und graziösester Kultur. Es ist, als ob für ihn, der zuerst so überhitzt und in hetzender Aufregung dichtete, keine Grenzen des Handwerks vorhanden wären: die Gesamtheit seiner Werke offenbart jede Art des modernen Dichters vom plaudernden Feuilletonisten bis zum stilstrengen Epiker, vom eleganten Salonschilderer bis zum phantasiereichen Reisenden, überall aber Dichter, ganz und gar Dichter. Voll Witz und Geist, Humor und Ironie, Ernst und Schwermut, Klage und Verschlagenheit, Offenheit und Sarkasmus, Tölpelei und Genußsucht. In einem ihm eingeborenen Rhythmus. Bald in heißem Atem, bald in knappster Prägnanz durch die die Tiefen des Lebens aufbrechen, bald hastig, überquellend, drängend, unruhig, bald gefeilt, schwebend, wellenatmend, visionär, dithyrambisch, voll Anschauung, Plastik, innerer Glut und bebender Lebendigkeit, unentrinnbar in ihrer Gewalt: die Welt Knut Hamsuns.

Sie ist durch und durch modern. Die sichtliche Verworrenheit heutigen Empfindungslebens, die suchende Religiosität heutigen Menschentums, das Grübeln mit dem Gefühl, wie

heute üblich, erheben auf sentimentalem Grunde sein Werk zu einer Symphonie der Zeit. Hamsuns Romane sind aus dem Leben für das Leben geboren, nicht nur Literatur, nicht nur Kunst, sondern so sehr sich der Ästhetiker zu den neuesten Schöpfungen Hamsuns bejahend stellen kann, doch mehr als nur ästhetische Sinne zu ahnen vermögen: Weltoffenbarung.

Dr. Hans Martin Elster



Karl Friedrich Schinkel

Zum hundertsten Jahrestag des Berliner Königlichen Schauspielhauses

Ueber die weitgreifende und tiefgehende deutsche Bürgerkultur des sechzehnten Jahrhunderts, deren äußeres Kleid die wuchtigen Renaissancebauten sind, waren die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges gekommen, und die Kultur war vernichtet. Erst ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Krieges finden sich neue kulturelle Ansätze.

Friedrich I., der erste preußische König, will repräsentieren. Das Kleid ist ihm nicht Leben, aber er will das Leben im Kleide zeigen. Da erstehen die mächtigen Barockbauten, die Schlüter in Berlin hinstellt, das Schloß, mit seiner breiten Fassade und seinem weiten, hohen Tore und seinen langen Fluchten; ihm schrägüber das Zeughaus. Ein Glanzstück der barocken Bauart. Dann folgt der große König Friedrich II., dieser seltene Mensch, dieser Halbgott, dieser Mann der Schlachten, der jahrelang draußen lebt in Hütte und Haus und unter dem Zeltdach und dessen Geist doch ewig bei den Sternen ist. Dessen Geist in den wildesten und schwersten Zeiten des Krieges so unendlich viel an Kultur in so unendlicher Feinheit zusammengetragen, in sich sammelt und verarbeitet, daß er ein Genius künstlerischen Schaffens wird. Unter das Zeltdach folgen ihm die Gedanken von Sanssouci, und er errichtet diesen wunderbaren Park und diesen Bau, in dem er sich alle Kulturen des Westens, die ihm feindlich waren, unterwarf, in sich vereinigt, in sich neu macht. Alles spielt und jauchzt in eigenem Erkennen und eigenem Wollen. So und nicht anders muß das Rokoko Friedrichs des Großen verstanden werden. Dann will der Große repräsentieren, er will der Welt sagen, die ihn nach dem Siebenjährigen Kriege wirtschaftlich für verloren hält: „Ich bin da, und ich werde es schaffen.“ Und da setzt er den mächtigen Bau des neuen Palais in den Park von Sanssouci hinein. Nach ihm Friedrich Wilhelm II., der König, der nichts mehr weiß von Feldherrngröße und dem Zeltdach da draußen. Der geheimnisvoll Reichtümer zu erspüren hofft und Geldmacher und Pfuscher und sonst was besoldet. Er baut sich freilich noch das feine Marmor-Palais, aber es ist nachgeboren, Erbteil, das nicht mehr selbst erworben, nicht mehr wahrhaftiges Kleid.

Dann ist es zu Ende. Die Napoleonische Zeit und der völlige Zusammenbruch kommt. Eine Zeit der Armut und Kleinheit, der Sorge und des Sichbesinnens, der Ansammlung frischer neuer Kräfte auf die Befreiungskriege hin: eine wunderbare Zeit, denn nach aller Not jetzt wahrhafte innere Erneuerung. Stein, Hardenberg, York, seid gegrüßt! Der Preußenkönig aber, Friedrich Wilhelm III., und die feinsinnige Königin Luise, die Mutter des Landes, suchen das schlichte Kleid ihrer Zeit und ihres Wesens, und sie erbauen sich das Schloß „Still im Lande“, das schlichte Landhaus in Paretz. Wie es heute daliegt in seiner Schlichtheit, ein hohes Erdgeschoß und ein Giebelstock und ein breites, tief auf die Terrasse niedergehendes Dach. Die ganze Front über und über eingehüllt von dem grünenden Schmuck des Efeus, der zu einem mächtigen Baum geworden. Drinnen aber spielen Schlichtheit und Anmut miteinander. Dort hängen die Fähnchen, mit denen die Prinzenkinder ihrer Jugendkompagnie, den Kameraden, voranzogen. Dort wohnt die Erinnerung an die Kornblume, die die Dorfkinder der Königin zum Geschenk brachten. Dort wohnt aber auch die Erinnerung an die Tat Friedrich Wilhelms III., der als erster sein Land freigab und freie Bauern schuf.

Gilly Vater und Sohn, die Erbauer von Paretz, waren die Lehrer Schinkels. Er, ein Pastorensohn aus Neu-Ruppin (geb. 1781), hat ganz früh den Vater verloren, und auch in jungen Jahren dann die Mutter, besuchte in Berlin das Gymnasium und war ein mäßiger Schüler. Siebzehnjährig verläßt Schinkel die Schule und wird, durch Gilly bewogen, Architekt. Das Schicksal gab ihm das große Geschenk, zu den besten Lehrmeistern zu kommen, und der ungeheure Schmerz seines jungen Lebens, der frühe Tod des jungen Gilly, ward für ihn wiederum ein besonderes Geschenk des Himmels; denn nun brachten es die äußeren Verhältnisse mit, daß er, obwohl kaum zwanzigjährig, die gesamten Gillyschen Arbeiten übernahm. Der so früh reifen Persönlichkeit, der sein außerordentliches Können, sein festes und feines künstlerisches Wollen, ohne Stolz, dennoch frei und frank zur Schau trug, fand Verständnis in den weitesten Kreisen, vor allen Dingen bei dem König selbst. Und so ward er, trotz seiner jungen Jahre, der königliche, der Berliner, der deutsche Baumeister für eine neue Zeit.

Das war das erste Besondere dieser Zeit, daß sie ganz arm war; und aus ganz geringen Mitteln heraus mußte die Architektur das Kleid dieses Lebens und Seins zeichnen. Es konnten nicht mehr Schlösser gebaut werden wie das Berliner, nicht mehr Bauten errichtet werden wie das Zeughaus; dazu fehlten die Mittel. Aber auch der Geist des Barocks war hin, und der Geist des Rokoko war gewesen. Was einst Friedrich dem Großen Geist und Wahrheit war, das war nun mit all dem Kleinkram, in all dem Goldzierat verstaubt, überdeckt, plundrig, abgetan, zopfig. Aus dem Reichtum heraus hatte jene Zeit geschaffen, aus der Armut heraus schuf Schinkel; und was mehr ist: aus der Erkenntnis, daß eine zerbrochene Zeit zurück müsse zu den allerersten einfachen und reinsten Quellen: zur *Schlichtheit*, zur *Wahrhaftigkeit*.

Schlichtheit, nicht die barocke Form in ihrer Überfülle, nicht das feingliedrige Zierwerk des Rokoko, sondern zurück zur ganz einfachen und klaren Linie und Fläche! Das ist die Leistung Schinkels, des Genies. Er geht zurück auf die klassische griechische Form, er lebt und webt in ihr; aber er ist sicherlich kein einseitiger Hellenist gewesen, er hat griechischen Klassizismus zum *deutschen* gemacht, und dann hat er den freien und offenen Blick behalten für alle anderen Baustile; ja, seine ganz besondere Liebe war die Gotik.

Die Gotik kam vor siebenhundert Jahren über die Welt als die große Offenbarung, daß alles Niedrige und Lichtgedämpfte des romanischen Stiles abgelöst sei, daß das Licht fluten dürfe durch die hohen Hallen und die schlanken hohen Fenster, daß die mächtigen Hallengewölbe getragen werden könnten von den einzelnen, schlanken, himmelstrebenden Säulen. Das war ein Aufjauchzen in Licht. Es war Schinkel nicht vergönnt, den großen gotischen Dom zu errichten, den seine nimmermüde Hand wieder und wieder in sorgsamst ausgearbeiteten Entwürfen niederlegte. Ganz besonders wollte er für Berlin und das ganze Vaterland vor den Toren Berlins den großen Erinnerungsdom für die Kämpfer der Freiheitskriege schaffen. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Doch blieb ihm immer der Gedanke der höchste, daß gerade da, wo es sich um das Letzte und Tiefste handele, um die Verherrlichung des Todes, um die Darstellung des Todes in seiner Sieghaftigkeit, die gotische Form die einzige sei, die diesem Gedanken gerecht würde. Mit dem Hades, dem Schattenreich der Griechen, konnte er nichts anfangen, sein Geist wuchs darüber hinaus zu der wahren Freiheit des Gottesmenschen, des Erlösten. Das war ihm Gotik.

Fast allen Berliner Bauten liegt der griechische Klassizismus, frei übertragen in deutsches Empfinden, zugrunde. Und wie er deutsch empfand und auch so ganz anders als die von ihm so hoch geschätzten italienischen Meister, das zeigen seine überaus feinen Bauten in Potsdam und sonst draußen, dort, wo ihm Gelegenheit ward, das Bauwerk mit der Natur zu verbinden und Garten und Haus in eine Form zu bringen. Schloß und Park Charlottenhof, was ist das für eine Einheit! Schloß Glienicke mit seinen laubigen Terrassen, seinen Pavillons und Gartenhäusern!

Eines der ersten großen Bauwerke Schinkels ist das Schauspielhaus. Das Königliche Schauspielhaus stand schon immer auf dem Gendarmenmarkt zwischen den beiden mächtigen Kuppelkirchen. Aber zweimal brannte es nieder; und im Jahre 1817 bekam Schinkel die Aufgabe des Neubaues. Es ist errichtet worden im Jahre 1820 und eingeweiht im Mai 1821. Die ungemeine Schwierigkeit, die sich für den Baumeister mit diesem Bau bot, war die: der König verlangte aus Pietät und aus Sparsamkeitsrücksichten, daß die Überreste des niedergebrannten Hauses benutzt würden und daß doch zugleich viele neue Forderungen einen völlig neuen Grundriß verlangten. Schinkel hatte seinerseits einen ganz anderen Gedanken: er wollte ein Amphitheater bauen, wie es ihm als die beste Verkörperung eines solchen Kunsttempels erschien. Er mußte seine Pläne fallen lassen und nun seine so bestimmt begrenzte Arbeit neu errichten. Und was hat er trotz all dem geschaffen! Ein einzigartiges und ganz eigenes Werk, ein Werk, noch heute auch dem modernen Theaterbaumeister immer mustergültig.

Was aber ist nun das wahrhaft Große an diesem Schinkel-Gebäude? Das erste wesentliche Stück nannten wir die Rückkehr zur Einfachheit in Linie und Fläche, und dazu kommt nun das zweite, die volle Zweckdienlichkeit. Kein einzelnes Stück ist für sich da und will selbst etwas sein, sondern alles einzelne gibt sich dem Ganzen und seinem Zwecke hin, und in diesem Dienst am Ganzen wird es wahrhaft schön.

Einfachheit und Zweckdienlichkeit und deutscher Geist der Neugeburt: von diesen Gesichtspunkten sehen wir auf das Gebäude. Da sind die Wagerechten der breit ansteigenden Treppe und als Abschluß des ersten Stockwerkes nichts als die ganz gerade, weit fassende

Schinkels Kgl. Schauspielhaus Gertrud Eichhorn

Linie, und sie wiederholt sich im Giebelwerk zum zweitenmal. Und zwischen den Horizontalen stehen die Vertikalen, die starken, mächtigen jonischen Säulen, und in den beiden Giebeln, die einander überragen, findet sich nun in klaren, scharfen Winkeln Horizontal und Vertikal zusammen. Zu dieser klaren Linienführung kommt das zweite Schönheitselement, die Verteilung der Flächen. Nichts an Schmuck, nichts als unzählige Fenster, als Löcher, und doch liegt das Ergreifende, Große und Schöne in nichts anderem als in der wunderbaren, harmonischen Verteilung dessen, was zwischen den Dingen liegt, der Fläche.

Erst nachdem in all dieser Einfachheit und Zweckdienlichkeit die Form gegossen, ruft Schinkel, der Meister aller Künste, nun alle zusammen und gibt jedem einzelnen den Platz, in Schönheit zu wirken. Da werden die prachtvollen Friese in den Giebeln lebendig, da stehen die Figuren auf der Treppenestrade sicher und fest an ihrem Platz und all die einzelnen Figuren auf dem ersten Stockwerk, die Urnen und Schalen bis hin zu dem Pantherwagen und dem Pegasus, der auf dem Fries die mächtigen Flügel schwingt.

Was sind wir Berliner reich in diesem einen Gebäude, und wissen es kaum!

Treten wir ein in das Schauspielhaus. Es ist ungemein schmerzlich, daß der Theatersaal uns keine reine Freude mehr geben kann. Wir haben die Zeichnung des alten Saales und sehen die Reinheit und Schönheit seiner Formen, die aus Armut kam. Als die reiche Zeit gekommen war, stieß man sich an der Schlichtheit, modernisierte, vertünchte, verzierte: das ist das heutige Bild. Aber dennoch haben wir im Innern den ganzen Schinkel. Wir haben ihn, wenn wir den Konzertsaal und seine Nebenräume betreten. Da ist er echt, unangetastet. Und was ist das für eine Pracht! Die Feinheit der Maße, die den Raum so wohlig macht, in Treppenaufgängen und Umgängen, in Galerien. Die Freudigkeit der Farben, die Verbindung des Kunsthandwerks in dem fein gearbeiteten goldenen Gitterwerk der Empore, in den Statuen und Büsten an den Wänden, in den Sitzen, in den Nebenräumen, die so harmonisch gegliedert und in ihrer Farbigkeit so bezwingend wirken, das alles klingt zusammen in vollen Akkorden, ist Eins, ganz Eins.

Das führt nun dazu, Schinkel als den allseitigen Künstler kennen zu lernen, als das wahrhafte Kunstgenie. Er könnte ebensogut Maler sein. Von ihm stammen viele feine Landschafts- und Genrebilder: ich denke an das entzückende „Geschwisterpaar mit dem Vogel". Und dann wieder die handwerkliche Kunst, die er doch gleich ganz künstlerisch, ganz seelisch erfaßt. Die Dekorationsmalerei — zu wieviel Aufführungen hat nicht Schinkel selbst das ganze Dekorationswerk geliefert! Das Schinkel-Museum in Berlin birgt eine Fülle dieser Schätze. Ganz besonders aber verstand er es, das kleine Kunstwerk, die Handwerkskunst in seine Dienste zu stellen, neu zu beleben, ihr neue Wege zu weisen, denn neue Wege mußten gefunden werden, weil man hinausgerissen war aus dem alten Material und dem alten Schaffen. Schinkel gestaltete den Eisenguß, diese primitivste künstlerische Arbeit zu einem wirklichen Kunstwerk, er half dem Möbelhandwerk auf und zeichnete selbst die Möbel bis ins kleinste. Er wandte sich der Töpferei und Fayencebildung zu. Die Porzellanindustrie arbeitete in seinen Mustern, er lehrte die einfach künstlerisch schönen Gewebe zu schaffen. Es war Schinkels Geist, Schinkels Zeit schlechthin. Alles gediegene Schönheit, einfache und doch persönliche Formenschönheit, ob es der Laternenpfahl auf einsamem Platze, der Ehrenstuhl im Schlosse oder die Tasse im Bürgerschrein war. Man sehe sich nur einmal ein einzelnes Werk näher an, folge ihm wirklich bis ins kleinste, in seinem zeichnerischen geistigen Aufbau und in seiner kunstgewerblichen gediegenen Ausführung. Das Schönste, was ich von dieser kunstgewerblichen Art kenne, ist das eherne Tor, das in das Alte Museum hineinführt.

Das alte Museum im Lustgarten, diesen herrlichen Bau, der dem Schauspielhaus zeitlich folgte, schätze ich in seiner klassischen Ruhe und seiner klassischen Schönheit noch höher ein als das Schauspielhaus. Dort ist dies eiserne Tor. In den feinen, so wunderbar abgewogenen Figuren, in dem Gerank des Efeulaubes, in der Liniengliederung, die doch fest

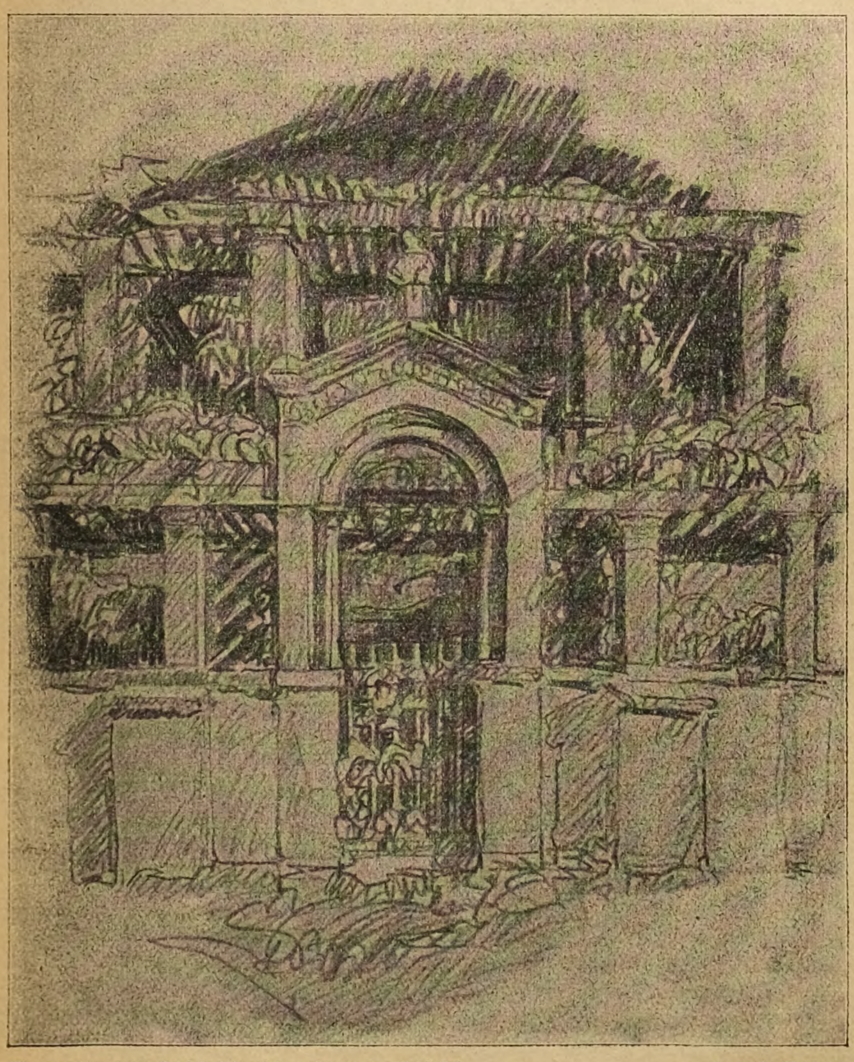


Schinkels Skulpturensaal im Alten Museum in Berlin Gertrud Eichhorn

die Vielheit des einzelnen umschließt, hält und bannt — ein Werk allererster Größe! Und doch will dieses Werk nun wieder an sich nichts sein, es fällt nicht heraus, sondern es sitzt so bewußt an seiner Stelle, es hat ganz bescheiden — nichts weiter zu sein als das Tor, der Eingang zu einem Tempel der Kunst. Durch dieses Tor geht es in die große Rotunde, die Kuppelhalle, dort wo im Säulenumgang die Götter und Heldengestalten thronen, wo das Geländerwerk in seiner feinen durchbrochenen Arbeit die Galerie umschließt und zurückgelehnt an den Wänden wieder Statuen stehen, Götter, Halbgötter, Helden. Die großen Menschen gestalteten ahnungsvoll ihre Götter, und die Götter segneten die Helden, die zu ihnen emporwuchsen. Das ist der Gedanke dieses Bauwerkes.

Einfachheit, Klarheit — Zweckdienlichkeit — Zusammenklang aller Künste und aller Kräfte: man sehe dieses Schinkel-Schaffen im Alten Museum als die Offenbarung von alle-

dem und blicke dann auf den Dom, der dem alten Schinkel-Dom folgte! Der alte Schinkeldom konnte nicht mehr genug repräsentieren, als die Zeit reich geworden war. Die Wilhelminische Zeit schuf den neuen Dom, diesen Protzendom, diesen Bau sinnloser Uneinheitlichkeiten, diesen Bau mit seinen unzähligen Kuppeln, Galerien und Erkern, mit seinen hundert Figuren bis hin zu dem Christus, der als der reiche Mann erscheint. Von diesem Dome aus denke man an Schinkels Kirchen, an die ganz kleinen, bescheidenen, unbedeutenden, die kaum einer in Berlin kennt, dort in Moabit, im Norden, am Rosenthaler Tor. Und diese anspruchslosen und doch so vielsagenden Bauten vergleiche man mit den Kirchen, die uns die letzten Dezennien in Berlin schenkten, bis hin zu dem bunten Baukastengebilde der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche im Tiergarten!



Eingangstor zum Schloß Glienicke, erbaut von Schinkel Gertrud Eichhorn

Noch ein Beispiel. Dem schönen Schloßportal gegenüber steht das Begas-Denkmal des alten Kaisers Wilhelm. Ist dieses Denkmal sein Kleid? Hat es auch nur eine leise Ahnung seines Wesens, seiner Schlichtheit, seiner Größe, die doch in seiner Schlichtheit lag? Der alte Heldenkaiser stand an seinem Eckfenster in seinem schlichten Palais — er wohnte nicht im Schloß — und sah die aufziehende Wache, grüßte seine Soldaten und grüßte sein Volk, das ihm zujubelnd vor den Fenstern stand. Das war der alte Heldenkaiser, das war ihm Pflicht, die er für sich erkannte auch in diesem kleinen Dienst Tag um Tag. Da stand er im einfachen Militärmantel, und mit dieser Gestalt vergleiche man das Bild des Denkmals am Schlosse! In hundertgestaltigen Trophäen, buntscheckig zusammengewürfelt, protzend auf Macht, Stolz, Reichtum, wächst das Denkmal empor. Einzelkram, unzählig viel, schön Gearbeitetes, aber geistlos beieinander, Kleinkram, der sich nie zu einem Bilde der schlichten Größe des alten Kaisers zusammenschließt! Was helfen da die Arkaden und Säulengänge, was hilft da die Friedensgöttin, die des Kaisers Pferd geleitet — es ist alles Allegorie und Phantasie und Aufputz, doch ohne wirkliches Leben. Heute erst verstehen wir den tiefen Fehler eines solchen Werkes, aber wir empfinden schmerzlich, wie wir in dem Überreichtum kapitalistischer Zeit unfrei und unschön und unwahrhaftig wurden.

Aber heute verstehen wir auch, aus der Armut heraus, welch eine Größe in solch einem Denkmal wie dem von Schinkel steckt, das er Scharnhorst errichtete. Es steht im Norden Berlins auf dem Invaliden-Friedhof. Auf dem schlichten zweiteiligen Sockel erhebt sich sarkophagartig der Oberbau. Wie umwebt ist der Sarkophag von einem reich figürlichen Fries, dann folgt der schlichte Sarkophagdeckel in ganz feinen graden Linien und auf ihm der eherne, sterbende Löwe. Das ist Scharnhorsts Geist und Scharnhorsts Werk.

Groß ist die Zahl der Schinkelbauten und der Schinkel-Kunstschöpfungen in Berlin und Umgegend und auch in anderen Orten. Ich will in dieser Erinnerung nur ganz kurz noch auf einige Bauten hinweisen. Die Schloßbrücke, die von dem Lustgarten am Schloß zu den Linden führt, mit ihren Statuen. Man achte auf das durchbrochene Geländer, — eine ganz hervorragende Eisenarbeit — und auf die harmonische Verteilung der Statuen. Die alte Wache unter den Linden — das erste Schinkelwerk in Berlin — was kann solch ein alter Wachkasten doch zugleich schön sein! Und doch ist er nichts als eine kleine Festung, ein typischer Militärbau; und dahinter so ganz anders, so ganz wie ein feines seidenes Gewebe, die Singakademie, mit ihrem Giebelfries und dem Schinkelwahrzeichen am First, dieses muschelartige Zierstück, das wir so oft wiederfinden an seinen Bauten. Wir erwähnen noch kurz die beiden Palais des Prinzen Karl und des Prinzen Friedrich Karl auf der Wilhelmstraße, bzw. am Wilhelmsplatz, die Baugewerkschule, den einzigen ganz großen Bau, der in Ziegelsteinen errichtet ist. Die Fassade und Inneneinrichtung ist auch heute noch ein Muster für alle technischen Erbauer. Und wie reich ist hier der Künstler in der freien Erfindung des besonderen Schmuckwerkes, in den feinen kleinen Plastiken in Majolika, die die Türe umrahmen und die Abschlußlinie des ersten Stockwerkes bilden. Dann die Torhäuser am Potsdamer-Platz, die heute in allem Gewirr jenes Ortes und dieser Zeit es schwer machen, sich auf Schinkels edeleinfache Gedanken, Pläne und Hoffnungen und auf sein Werk zurückzufinden. Von auswärtigen Bauten seien kurz genannt das Stadttheater in Hamburg, die Wache in Dresden, der Leuchtturm in Arcona, Kirche und Rathaus in Zittau.

Beteiligt war Schinkel ferner an der Restauration des Kölner Domes und der Marienburg. Beiden Arbeiten gab er sich mit ganz besonderer Innerlichkeit und feinstem Verständnis für die historische große Aufgabe hin. In ausführlichen Gutachten hat er sich über diese Arbeiten ausgelassen, und gerade in unseren Tagen der Not um die Marienburg dringt uns das so stark ans Herz, was er damals über diesen königlichen Bau der deutschen Ordensritterschaft schreibt. „Der Eindruck der Wirklichkeit hat nun bei mir den früher nur durch Zeichnungen erhaltenen um vieles übertroffen, und als ich, um mein Urteil bei mir fester zu begründen,

diejenigen Werke des Mittelalters in die Erinnerung zurückrief, die in diese Gattung fallen, so mußte ich bekennen, daß bei keinem wie beim Schlosse Marienburg Einfachheit, Schönheit, Originalität und Konsequenz durchaus harmonisch verbunden sind."

Wie aber die Größe seiner Werke in dieser Einheit und Konsequenz liegt und in ihr die Schönheit ausstrahlt, so ist er der Meister selbst, in diesen Linien erbaut. Das Werk und sein Schöpfer wird ganz eins im innersten Wesen. Die großen Forderungen, die er an sein Werk stellt, stellt er mehr noch an den Schöpfer des Werkes, an sich. Die persönliche Klarheit und Freiheit des Geistes ist es, die aus ihm spricht und ihn nun auch zu dem führenden Geist macht, ihm den starken Einfluß auf seine Zeit schafft: auf seine Zeit und auf die unsrige, die ihr Abbild ist, nur daß unser Zusammenbruch und unsere Not viel größer ist als die seiner Zeit, unser Ringen viel schwerer, in diesen Tagen oft hoffnungslos. Aber die Arbeit soll dennoch Stück um Stück getan werden, in bewußter und stiller Rückkehr zu jenen Quellen.

Auf dem Nordfriedhof steht Schinkels Fichtegrabmal, eines seiner ganz köstlichen Werke. Wie bei dem Scharnhorst-Denkmal charakterisiert der Aufbau den Helden. Da steigt schlank empor ein eiserner Obelisk, hart, metallen und doch wie persönlicher Klang; und in diesem anstrebenden Klingen ist der ganze Fichtegeist schöpferisch wiedergegeben. Auf der Vorderseite das kleine Medaillon mit dem Kopfe des großen Philosophen; um den Obelisk herum das rankende Grünwerk, dann das eiserne Gitter — das ist alles.

Nahe dem Fichtegrab steht das Schinkelgrab. Auch sein Stein ist von dem Meister selbst. Das ist so einzigartig wie sein Schaffen. Es war für jemand anders bestimmt, aber als dann der



Schinkels Schloßbrücke in Berlin — Gertrud Eichhorn

Meister starb, glaubte man ihn und sein Gedächtnis nicht besser ehren zu können, als in seinem eigenen Werk. Die schlichte grade Stele gibt den Schinkelkopf und oben das Schinkelwahrzeichen, die Muschelform, von der ich sprach. Ich schließe mit dem Wort auf Schinkels Grabe: „Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel erhebt, ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.“

Hermann Bousset

Luther als Tonsetzer

Des Tages und des Mannes von Worms haben nicht nur die Protestanten als Gesamtheit, sondern insbesondere auch die Tonkünstler und alle Freunde der evangelischen Kirchenmusik in freudiger Dankbarkeit zu gedenken. Hat doch eine alte volkstümliche Überlieferung das herrliche Lied von Gott als der festen Burg, dieses klingende Kampfpanier des Protestantismus, aus der Heldenstimmung dessen entstehen lassen, der soeben auf dem Reichstag vor Kaiser und Fürsten mit glühenden Augen und geballter Faust gerufen hatte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Dieser Zusammenhang ist dann von der historischen Kritik wieder vielfältig auseinandergerissen worden, hauptsächlich mit der Begründung, Melodie und Text seien nicht vor 1529 gedruckt worden, und es sei höchst unwahrscheinlich, daß Luther dieses Lied der Lieder habe volle acht Jahre unbenutzt im Schreibtischkasten liegen lassen. Dagegen hat Friedrich Spitta (früher in Straßburg, jetzt in Göttingen) den Nachweis zu führen versucht, daß das Lutherlied trotzdem mit innerster Notwendigkeit aus dem Jahr 1521 stammen müsse, und mögen die Theologen diese Gründe auch anzweifeln — jeder künstlerisch Schaffende wird sich bei der Lektüre von Spittas einschlägigen Schriften gewiß schon rein gefühlsmäßig auf seine Seite stellen. Die anderen herangezogenen Anlässe von 1525 bis 29 waren nicht der Art, diesen machtvollen Gesang hervorlocken zu können, und daß das wenigstens im Entwurf vorhandene Lied vielleicht jahrelang auf die letzte Feilung und die schließlich daraufhin gewagte Drucklegung hat warten müssen, begegnet nicht nur bei Hunderten genialer Kunstwerke aller Zeiten, sondern ist auch gerade für Luther anderwärts belegbar. Mag dem in Einzelheiten sein wie ihm wolle, worauf genauer einzugehen hier nicht der Ort ist — so lange die gelehrten Hymnologen nicht den bündigen Beweis geführt haben, daß das Lied nicht 1521 geschrieben sein **kann**, wird die allgemeine Volksstimmung weiter berechtigt sein, es als den Heldenpsalm von Worms zu singen.

Wenn Luther als Dichter dieses und vieler anderer Kirchenlieder nie angezweifelt worden ist, so ist die Frage nach der Autorschaft der Singweisen stark umstritten und schwierig genug zu lösen.

Ich war früher (z. B. im Novemberheft 1917 der Süddeutschen Monatshefte) leider aus mangelnder Kenntnis der weitverbreiteten Auffassung gefolgt, Luther als schöpferischen Tonsetzer gering einzuschätzen, habe aber diese Meinung inzwischen völlig geändert und 1920 im Archiv für Musikwissenschaft den ausführlichen Nachweis zu erbringen versucht, daß wir in Luther auch den Erfinder der weitaus meisten Melodien seiner Lieder und damit einen der wichtigsten deutschen Komponisten überhaupt zu sehen haben. Daß diese Singweisen untereinander großenteils das gemeinsame Merkmal eines geschlossenen, sehr charakteristischen Persönlichkeitsstils zeigen, war schon längst aufgefallen. Da man also **einen** bedeutenden Melodiker als ihren Urheber annehmen mußte, war man bei der Suche nach einem solchen auf Johann Walther, den trefflichen Torgauer Hof- und Stadtkantor sowie nachmals ersten Dresdener Hofkapellmeister verfallen. Nun wissen wir zwar, daß Walther dem Reformator 1523 bei der Einrichtung der „Deutschen Messe“ musikalische Sekretärdienste geleistet und gelegentlich der Herausgabe des frühesten evangelischen Chorgesangbuches an den Singweisen noch hie und da geglättet und geputzt hat. Aber gerade Walther selbst, der es am

besten wissen mußte, hat ausdrücklich bezeugt, daß der Reformator „unter anderen“ eine der wertvollsten und umfangreichsten Luthermelodien, das deutsche Sanktus „Jesaia dem Propheten das geschah“, erfunden habe. Daran schließen sich eine ganze Reihe weiterer, gut beglaubigter Zeugnisse anderer Zeitgenossen aus Luthers nächster Umgebung, die des Reformators Komponistentum preisen und sogar erzählen, daß man im Lutherhause in Melanchthons Gegenwart Didos Abschiedsworte (also aus der Aeneis des Vergil) in einer mehrstimmigen Vertonung Doctoris Martini gesungen habe. In einer gedruckten Wittenberger Schulkomödie hat sich sodann ein Tonsatz „Non moriar sed vivam“ ausdrücklich als von Luther herrührend erhalten (neu herausgegeben bei Breitkopf & Härtel und für den praktischen Gebrauch der Kirchen- und Schulchöre eingerichtet vom Dresdener Kreuzkantor Prof. O. Richter 1917), übrigens zu einem Text, der auch sonst in Luthers Beziehungen zur Musik eine bedeutende Rolle gespielt hat, da er seine Bekanntschaft mit dem größten deutschen Tonsetzer seiner Zeit, Ludwig Senfl, 1530 von Koburg aus vermitteln sollte.

Weiter habe ich kürzlich im Archiv für Musikwissenschaft ein fliegendes Blatt (Wittenberg 1546) veröffentlichen dürfen, auf dem die vierstimmige Harmonisierung der altkirchlichen Psalmodie gelegentlich des 64. Psalms dem Reformator durch großgedruckte Unterschrift „Doctor Mart. Luther“ zuerkannt wird; es stammt aus dem Zerbster Archiv.

Weiter erschien bei der Erörterung dieser Frage das damals übliche Verhältnis zwischen Melodieerfinder, Textdichter und kontrapunktischem Bearbeiter als beinahe entscheidend, und ich habe ausführlich nachzuweisen unternommen, daß damals die Personalunion der beiden ersteren eine allgemein anerkannte Selbstverständlichkeit war, die bei Volksliedern nur höchst selten und dann ausdrücklich verlassen wurde. Und um geistliche Volksliedtechnik handelt es sich hier, nicht um die literatenhafte Produktionsweise odendrechselnder Humanisten. Diesen beiden selbstschöpferischen Funktionen des Wort- und Tonerfinders, die schon bei der Gestaltung der Strophenform ineinanderflossen, stand damals die mehr reproduktive Kunst des Polyphonisten, der die längst vorhandene Singweise zum Motettentenor reckte und streckte, um ihn dann mit motivischen Begleitstimmen zu umranken, als durchaus andersartige Denkform gegenüber, und auf diesem Felde allein hat sich Johann Walther während der in Betracht kommenden Jahrzehnte einen Namen gemacht. Das heute noch Lebendige, Unsterbliche an der Luthermusik sind nicht die Kirchenliedmotetten Waltherscher Prägung (er war übrigens durchaus nicht der Einzige auf diesem Gebiet, wie etwa ein Blick auf G. Rhaws reichhaltiges Chorbuch von 1544 lehrt, das kürzlich in den Denkmälern deutscher Tonkunst neu gedruckt worden ist), sondern es sind die Melodien, wie sie sich heute wieder zu ihrer schlichtrhythmischen, monodischen Urgestalt zurückentwickelt haben. So hat sie Luther selbst m. E. zunächst zur Laute bänkelsängermäßig improvisiert, und der als Musiktheoretiker wie als antilutherischer Theologe gleich bedeutende Joh. Dobneck v. Wendelstein (Cochlaeus) hat bedeutsam genug die eigentümliche Szene auf uns gebracht, wie Luther 1521 eine große Wirtshausgesellschaft durch seine Lauten-Stegreifkunst zur Begeisterung hingerissen habe. Aus solcher Umgebung stammt sichtlich sein leidenschaftliches Liedpamphlet von den Brüsseler Märtyrern, das als frühestes von allen Lutherliedern gedruckt worden ist (1523), von hier neben all der herrlichen Erlebnislyrik persönlichster Prägung auch das Wormser Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott“.

Höchst merkwürdige Schicksale hat diese Melodie durchgemacht. Erstmals stand sie in einer (heute verschollenen) Ausgabe des Wittenberger Klugschen Gesangbuchs von 1529. Schon im Jahr danach sang man sie im fernen Riga, also muß sie sich mit Windeseile verbreitet haben. Lange wurde als früheste Niederschrift der sogenannte Radesche Lutherkodex angesehen, die Altstimme einer handschriftlichen Motettensammlung, deren Schenkungsvermerk von Joh. Walther an Martin Luther 1530 sich aber als gefälscht herausgestellt hat. Trotzdem mag der Band zu den „Partes“ gehört haben, aus denen Luther gern mit Freunden und Hausgenossen musiziert hat. In der fast überall gleichlautenden Frühfassung als Motettentenor

zeigt die Weise bereits allerlei kontrapunktisch-rhythmische Abwandlungen und Verkünstelungen, doch habe ich ihre Urgestalt im Bachjahrbuch 1917 wiederherzustellen versucht. Eigentümlich sind darin jene Synkopen, die durch verfrühten Einsatz besonders leidenschaftlich betonter Hauptsilben (pathetische Vorwegnahmen) entstanden sind. Als dieser Motettentenor aus dem Tongespinst des taktierten Kantoreichors in den Sopran wanderte, um auch von der ganzen Kirchengemeinde mitgesungen werden zu können, mußten derart verzwickte Rhythmen sich naturgemäß etwas abschleifen. So treffen wir die rhythmisch teilweise vereinfachte (isometrierte) Weise in den Cantionalen des beginnenden 17. Jahrhunderts an; der berühmte Leipziger Thomaskantor Seth Calvisius hat ihr 1597 zuerst die heute übliche melodische Glättung im Stollen zuteil werden lassen, und der geniale Nürnberger Hans Leo Haßler ihr zehn Jahre später eine Harmonisierung geschenkt, die mindestens ein Jahrhundert lang mit Recht als klassisch gegolten hat. Metrisch vollkommen ausgeglichen wurde sie erst in den Jahren des Westfälischen Friedensschlusses, als an Stelle des harmonisch begleitenden Chores allgemein die akzentlose Orgel als einziges Akkordfundament des Massenchorals trat. Wir Heutigen verstehen ihren akkordischen Verlauf ungefähr so, wie sie von Sebastian Bach mehrfach interpretiert worden ist, dem sie ja auch zum Grundgerüst einer seiner gewaltigsten Choralkantaten gedient hat. Dr Friedrich Zelle hat sich einmal vor 30 Jahren der höchst lehrreichen Aufgabe unterzogen, alle irgendwie bedeutsamen Bearbeitungen der Melodie aus älterer Zeit zusammenzutragen, und man sieht dort mit Erstaunen, welch weitgehende Wirkungen von Luther schon als dem Tonsetzer dieser einzigen Weise ausgegangen sind. Möge der herrliche Kampfgesang, den bezeichnenderweise Jakob Meyerbeer voreinst so höchst unfromm und sinnwidrig für den Pariser Opernrummel seiner „Hugenotten" mißbraucht hat, künftig wieder in einem glücklicheren Deutschland gewaltig ertönen. Es heißt dort: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" — nun, sie ist wahrlich voller Teufel ... Trotzdem soll und darf es heißen: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, das Reich muß uns doch bleiben!"

Dr. Hans Joachim Moser

Zu unserer Musikbeilage

Zunächst heißt es Kriegsschulden tilgen, wenn wir nach langer Zeit der Druckschwierigkeiten endlich vier Vertonungen Dehmelscher Gedichte bringen — zugleich als musikalischen Nachruf an den verstorbenen Dichter. Dehmel hat sich stets für die Vertonungen seiner Gedichte interessiert; mit musikalischem Ohr begabt, war er sehr wählerisch und mit Zustimmung sparsam — um so mehr darf es bemerkt werden, daß er die vorliegenden Kompositionen des heute etwa vierzigjährigen Franken Dr Armin Knab persönlich gutgeheißen hat. Der Komponist, der zu Rothenburg ob der Tauber als Amtsrichter lebt, hat in den letzten Jahren durch seine Lieder (nach dem Wunderhorn, nach Mombert, nach George) immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Als Schüler des Würzburgers Meyer-Olbersleben wurzelt er nicht so sehr auf der von Wolf ausgehenden Schule derer, die in raffiniert gestaltete Klavierstücke den Text hineindeklamieren, sondern er greift auf Schubert mit dem Grundsatz zurück, daß die Gesangsmelodie unbedingt als primäres Element anzusehen sei, während das Klavier nur den Stimmungskommentar zu liefern habe. So bleibt Knab bei allem Anteil am harmonischen „Komfort der Neuzeit" stets plastisch und leicht verständlich. Zumal in den litauischen Liedern bekunden die feinen Taktwechsel einen heute nicht alltäglichen Sinn für rhythmische Biegsamkeit und ursprüngliche Melodik.

Freunde der Kunst des Komponisten versenden übrigens soeben einen Aufruf zur Subskription auf sein Hauptwerk „Zwölf Gesänge aus des Knaben Wunderhorn" (20 M). Näheres erfährt man durch Oskar Lang in München, Wagnerstraße 2.



Türmers Tagebuch

Das Laster der Ehrlichkeit
Deutschland nicht schuld? · Protestversammlung!
Vergebliche Hoffnung auf Segen
Leipzig — London — Oberschlesien

Obwohl wir in London unser Gegenangebot um ein Beträchtliches erweiterten, sind die im Falle der Nichtanerkennung der Pariser Beschlüsse angedrohten sogenannten Sanktionen gegen uns in Kraft gesetzt worden.

In dieser Feststellung drückt sich knapp umrissen der Mißerfolg aus, den der deutsche Außenminister vom Londoner Konferenztisch heimgebracht hat. Die Entschlossenheitsstimmung, für die sich Dr Simons durch seine süddeutsche Werbereise einen Resonanzboden zu sichern bemüht war, hat sich den Londoner Einflüssen gegenüber nicht als stichfest erwiesen. Die weltpolitische Lage wäre, wie an dieser Stelle dargetan, für geschickt gefaßte deutsche Gegenvorschläge zum mindesten nicht ungünstig gewesen. Dadurch daß man diesen Gegenvorschlägen aus kleinlichen Angstgründen eine Form gab, die lediglich durch innerpolitische Rücksichten bestimmt war, wurde die Eröffnungspartie so gründlich verpfuscht, daß es den taktisch weit überlegenen Gegnern verhältnismäßig ein leichtes war, den deutschen Partner in wenigen Zügen mattzusetzen. Es ist schlechthin unverständlich, wie Dr Simons, der doch von Lloyd George mit dem lobenden Zeugnis eines intelligenten Menschen bedacht worden ist, sich zu dem faulen Trick herbeilassen konnte, an Stelle des Gesamtwertes der 42jährigen Annuitäten von 226 Milliarden Mark mit der maskierten Ziffer von „nur“ 50 Milliarden Mark Gegenwartswert herumzujonglieren. Die deutsche Öffentlichkeit ist derart allenfalls einen halben Tag lang über die wahre Höhe unseres Angebots im unklaren gehalten und regelrecht geblufft worden, außerhalb Deutschlands aber hat sich gleichzeitig eine völlig irrige Vorstellung festgesetzt, indem nun alle Welt rein zahlenmäßig 226 mit 50 in einen für uns äußerst schädlichen Vergleich setzte. Eine weit schlimmere Nachwirkung aber haben wir für die Folgezeit von jenem unglückseligen Provisorium zu erwarten, mit dem der Außenminister, von gerissenen Einbläsern verleitet, im letzten Augenblick die verfahrene Situation zu retten hoffte. Das einmal ausgesprochene Wort, so gern er's jetzt wohl möchte, läßt sich nicht tilgen. Mit diesem übereilten,

nach dem Urteil der Sachverständigen unerfüllbaren Zugeständnis hat der Feindbund für zukünftige Verhandlungen im voraus eine erheblich verbesserte Unterlage gewonnen. Legen wir noch etwas zu, so sind wir von der Anerkennung der Pariser Beschlüsse nicht mehr allzuweit entfernt.

Es ist überhaupt schwer einzusehen, wie wir je auch nur zum kleinsten diplomatischen Teilerfolg gelangen könnten, wenn wir unsere Politik nun in der Tat nach der neutestamentlichen Weisung einzurichten gedenken, laut welcher Böses nicht mit Bösem vergolten werden darf. In einem Spiel, bei dem erfahrungsgemäß nach Strich und Faden gemogelt wird, zieht der Ehrliche immer den kürzern. Den machiavellistischen Kampfmethoden der Ententestaatsmänner gegenüber hat jedenfalls die Objektivität, die Sachlichkeit, die Rechtsideologie, deren sich ein redlicher Deutscher vom Schlage des Dr Simons befleißigt, herzlich wenig Aussicht, sich durchzusetzen. Als Lloyd George ein höchst düsteres Bild von der Lage der Sieger erstehen ließ, hat er auf des deutschen Außenministers empfindsames Gemüt einen so nachhaltigen Eindruck erzielt, daß Dr Simons die tausendmal viel schlimmeren Nöte des eigenen besiegten, unterlegenen, geschlagenen Landes vorübergehend ganz vergessen zu haben scheint. Anders wenigstens läßt sich kaum erklären, warum er nicht die Schlagfertigkeit aufbrachte, die Gegenfrage zu stellen, wie denn dem bankrotten Gläubiger gar erst der bankrotte Schuldner wieder auf die Beine helfen solle.

Der Ausgang der Londoner Beratung ist wenig rühmlich für uns. Trotzdem geht es wie ein Aufatmen durch die Bevölkerung. Der seelische Druck, den die ständige Androhung der Strafmaßnahmen hervorrief, ist endlich gewichen. Die Gefahr, die ständig im Dunkeln lauert, übt oft durch ihre lähmende Wirkung einen relativ größeren Schaden aus, als der ist, den die vollendete Tatsache selber schafft. Die Volksgenossen, auf denen die Faust des Unterdrückers lastet, dürfen gewiß sein, daß wir übrigen, die wir noch von ihr verschont sind, des Opfers volle Schwere zu ermessen wissen. Mit der Besetzung der rechtsrheinischen Industriestädte und der Errichtung der Zollschranke hat der Feindbund seinen eigentlichen Haupttrumpf aus der Hand gegeben. Ob der Gewinn sich lohnte oder ob, wie der englische Arbeiterführer Clynes vorausgesagt hat, in spätestens sechs Monaten sich die ganze Spekulation als ein Fehlschlag herausstellen wird, bleibt abzuwarten.

* * *

Ein deutsch-nationales Blatt, die „Süddeutsche Zeitung“, ist gerecht genug, dem deutschen Außenminister einen Posten auf das Pluskonto zu verbuchen: „Endlich einmal ist die deutsche Schuld am Kriege, wenigstens die alleinige Schuld, ausdrücklich zurückgewiesen worden im Angesicht der feindlichen Staatsmänner, im Angesicht der ganzen Welt. Es ist freilich nur in ganz ‚korrekter‘ Weise geschehen, nur unter Berufung auf das künftige Urteil der Geschichtsschreibung, nur unter Vorbehalt eines späteren Wiederaufnahmeverfahrens gegenüber dem ‚rechtskräftig‘ gewordenen Urteil von Versailles. Aber unser Volk ist bescheiden geworden in den Ansprüchen an seine Staatsmänner; man schlägt es schon hoch an, daß überhaupt einmal ein deutscher Vertreter auf einer Entente-Konferenz die Lügen-Grundlage des Versailler Vertrags in Frage gestellt hat.“

Nun gibt es aber in den Augen eines richtiggehenden deutschen Linksradikalisten kein unerhörteres Vergehen als das, an der ausschließlichen Schuld Deutschlands am Weltkriege zu zweifeln. Protestversammlung! In Berlins rauchigen Vergnügungslokalen, in denen abends der tiefste Nackenausschnitt und das schlankste Damenbein prämiiert wird, ballen sich die Arbeitermassen, durch schreiende Plakate der U.S.P.D. herbeigelockt. Es ist lehrreich, eine der typischen Aufhetzungsreden festzuhalten, in denen das Proletariat zu weltpolitischen Betrachtungen angeregt wird. Folgen wir daher einer telegrammhaft kurzen Berichterstattung der „Deutschen Tageszeitung". Emil Barth hat das Wort: „Krieg, Blut, Millionen verwesender Menschenkadaver und noch kein Ende, Elend, Hunger, Arbeitslosigkeit die Folgen. — Und wer ist schuld daran? — Der Untersuchungsausschuß im Reichstag hat erklärt, wir nicht, wenigstens nicht alleine. — Genossen, verehrte Anwesende, laßt euch nicht täuschen, das ist nicht wahr. Wir allein sind die Schuldigen, die unselige preußische Militärkamarilla, das verfluchte Hohenzollerntum und auch du selbst, Proletarier. Wer von euch hat nicht gejubelt, als es losging in den Augusttagen 1914, wer hat nicht den schwarz-weiß-roten Jammerlappen herausgehängt, wer hat nicht die Mordgesänge angestimmt ‚Heil dir im Siegerkranz! Die Wacht am Rhein!' Wer hat nicht gejauchzt, wenn die Siegesnachrichten kamen, wenn ein Unterseeboot ein Verbrechen begangen, wer von euch hat nicht mitgewirkt an dem Riesenzerstörungswerk, wer hat den Bestien in Menschengestalt den Gehorsam verweigert, als es im Spätsommer 1918 galt, den Zerstörungen in Nordfrankreich die Krone aufzusetzen? — Und nun jammern wir in erbärmlichster Weise über Unrecht und Vergewaltigung, nun wollen wir nicht zahlen, nun wollen wir wieder Freunde sein. Das ist eine neue Herausforderung der Entente, und diese hat, so lange wir nicht unsere Schuld bekennen und den festen Willen zur Wiedergutmachung zeigen, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, uns so zu behandeln. — Wie herauskommen aus dem Elend? ‚Krieg', schreien die Deutschnationalen, mit ihrem Ehrgefühl im dreckigen Preußenmaul, ‚Anschluß an Moskau' die Genossen von links, die gemeinen, verantwortungslosen, vor Dummheit vergehenden Kommunisten, diese Totengräber des deutschen Proletariats. Nein, nichts von dem, nur ein Mittel gibt es, neue Verhandlungen mit der Entente, und zwar spätestens in 14 Tagen, sonst haben wir eine Hungersnot, gegen die der Steckrübenwinter 1916/17 ein Waisenknabe war, eine Arbeitslosigkeit, wie wir sie noch nicht erlebt haben. Wie aber zu neuen Verhandlungen kommen? — Nichts leichter als das, durch neue annehmbare Vorschläge. Die 216 Milliarden in 42 Jahren sind gleich 25 Milliarden Goldmark sofortige Barzahlung. Können wir diese zahlen? Jawohl, sogar das Doppelte und noch mehr. Wie? Mit dem Geld und Gut, mit dem die Henkersknechte des deutschen Volkes, die Hyänen des deutschen Wirtschaftslebens, von Stinnes angefangen bis hinab zu Dernburg, das deutsche Volk seit Jahr und Tag bestohlen, das sie nach dem Auslande verschoben haben. Riesengeschäfte sind mit dem Auslande gemacht, in Deutschland selbst ganze Felder, Fabriken, Häuserblocks, Straßenzüge an das Ausland verschachert worden, wo ist aber das Geld — auf den ausländischen Banken. Nicht ein Pfennig ist dafür nach Deutschland

hereingekommen, geschweige denn Rohstoffe und Lebensmittel. Aussperrung der Arbeiter, Erhöhung der Arbeitszeit, Herabdrückung der Erwerbslosenunterstützung. Deshalb Vorschlag an die Entente: Für Bezahlung der 25 Milliarden deutscher Wiedergutmachungsschuld stellen wir die auf den neutralen Banken ruhenden Privatguthaben zur Verfügung. Beschlagnahmt sie durch den Völkerbund, und wer sich von Neutralen dieser Beschlagnahme widersetzt, über den verhänge man die Wirtschaftsblockade. Da könnte der Völkerbund zeigen, ob er wirklich der Völkerversöhnung dienen wolle. Gleichzeitig damit ein besonderes Denunziantengesetz des Reichstages, dessen Wirkung großartig sein würde. Wer so verschobene Gelder zur Anzeige bringt, erhält die Hälfte davon ausbezahlt, wer aber innerhalb 14 Tagen nicht freiwillig sein verschobenes Gut anmeldet, dem wird außerdem noch sein gesamter Besitz in Deutschland beschlagnahmt. Wenn der Reichstag sich dazu nicht bereit findet, weg mit ihm!" Dies sei der einzige Ausweg, der Handel würde einen ungeahnten Aufschwung nehmen, die Valuta steigen, Hunger, Elend und Teuerung wären zu Ende, der wahre Friede wiederhergestellt. Die rettende Tat zu vollbringen, sei Aufgabe des deutschen Proletariats, aber eines einigen, nicht in sich zerrissenen Proletariats. „Erkennt das Proletariat nicht seine Aufgabe, verharrt es weiter in Uneinigkeit und Zerrissenheit, dann ist es nichts anderes wert, als daß es im Dreck verreckt..."

Frenetischer Beifall. Fäuste ballen sich im Tabaksqualm. Die Schädel glühen. Ein rotes Tuch entrollt sich flammend. Und nun — auf in den Lustgarten zur Demonstration! Natürlich; denn was liegt näher, als zu krakehlen, zu demonstrieren, sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen, während der Feind immer tiefer ins Land eindringt. Heil Deutschland dir!

* * *

Der Eisenbart-Kur, man nehme den Schiebern das Geld ab und zahle die deutschen Verpflichtungen auf einem Brett, würde auch der anständige Bürgersmann mit freudigem Herzen zustimmen, wenn nur zuvor das Preisrätsel gelöst wäre, auf welche finanztechnische Art dem Schiebertum beizukommen ist. Denn leider hat sich bislang eben dieses Schiebertum hundertmal gerissener erwiesen als der plumpe, tapsige, schwerfällige Bureaukratentank, den man nach endlosen Ausschußtüfteleien gegen ihn in Bewegung gesetzt hat. Soeben erst legt Parvus in der sozialistischen Wochenschrift „Die Glocke" in aller Deutlichkeit dar, daß unser ruhmvolles Steuersystem Marke Erzberger dicht vor dem Zusammenbruch steht, und daß darum die Erwartungen der Entente, soweit sie sich auf einen weiteren Ausbau des deutschen Steuerwesens, im besonderen auf die Vermehrung der Verbrauchssteuern richten, völlig aussichtslos sein müssen. Parvus beginnt mit einer Kritik des großen Steuerwettrennens, das in Deutschland ausgebrochen ist, und das jeder finanzwissenschaftlichen Voraussetzung spottet. „Das wirtschaftliche Leben des Landes ist von einem komplizierten Netz von Steuern umsponnen, das die wirtschaftliche Entwicklung schlimmer hemmt, als die mittelalterlichen Zollschranken. Vor allem aber sind die Steuersätze so außerordentlich gesteigert worden, daß der Steuermechanismus versagt... Der Zweck der direkten Steuern ist, das Einkommen zu treffen, ohne das wirtschaftliche Leben

zu stören. Man will den *Ertrag* der Industrie bzw. des gesamten Gewerbefleißes treffen, nicht aber diese selbst. Die Sache ist aber infolge der übermäßig hohen Steuersätze *umgekehrt* geworden. Der Industrielle wie der Kaufmann und der Landwirt berechnen jetzt im voraus die Steuern, die sie zu zahlen haben werden, und schlagen derartig die Preise auf, daß ein entsprechend höherer Gewinnertrag herauskommt."

Der Kritiker verweist auf die *Verteuerung der gesamten Erzeugung*, zu der auch das direkte Steuersystem zwangsläufig hinführe, und erklärt: „Man würde die Wirkung dieser Verteuerung durch die überspannten Steuersätze leicht wahrnehmen können, wenn nicht noch andere Faktoren der Teuerung da wären, die diese Wirkung verschleiern, die aber zum Teil selbst durch sie hervorgerufen worden sind, und wenn nicht vor allem durch den Valutasturz eine allgemeine Geldentwertung stattgefunden hätte." Weiterhin kommt Parvus auf die besondere Tragikomödie unseres Steuersystems zu sprechen, nämlich darauf, daß der Staat, um einem großen Teil der Bevölkerung die durch die Steuerpolitik übermäßig verteuerten Lebensmittel bezugsfähig zu machen, *Zuschüsse* zahlen muß. Nach der Denkschrift, die unsere Delegation in London vorgelegt hat, betrugen diese Zuschüsse für das Jahr 1920 rund 10,8 Milliarden Mark. Da der Ertrag des zehnprozentigen Lohnabzuges nur auf 6½ Milliarden Mark geschätzt wird, so stellt Parvus fest, *daß der Staat mit der einen Hand nimmt, was er mit der anderen gibt*, und daß er außerdem noch vier Milliarden dazuschlagen muß. Inmitten dieser Transaktion, die zu nichts führt, steckt aber der Steuerbeamte, der bezahlt werden muß, dazwischen stecken Ärger, Streitigkeiten und bureaukratischer Krempel, mit dem man alle Geschäfte belastet. So kommt Parvus zu der beinahe grotesken, aber leider nur zu berechtigten Frage: „*Wer bezahlt also die Steuern, die der Staat erhebt? Der Staat selbst!*" Und um nunmehr wiederum die Londoner Hoffnungen auf ihr gebührendes Maß zurückzuführen, zieht Parvus den Schluß, daß jede weitere Steuererhöhung nur weitere Teuerung und weitere Geldentwertung mit sich bringen müßte. „Das ist es," so sagt er, „worauf man in London hätte verweisen müssen. Statt dessen verwickelte man sich in Widersprüche, indem man einerseits die Unerträglichkeit der bereits bestehenden Steuerlast nachwies und andererseits die Schaffung von neuen Steuern versprach. Was wir treiben, ist keine vernünftige Steuerpolitik, es ist *fiskalische Schaumschlägerei*. Es ist dasselbe verderbliche Verfahren, wie bei der schrankenlosen Banknotenemission. Nur daß wir beim Gebrauch der Notenpresse auf Grund der früheren sehr trüben eigenen und fremden Erfahrungen uns wenigstens bewußt sind, daß das zu einer Teuerung und Geldentwertung führt, während wir beim schrankenlosen Gebrauch der Steuerpresse noch nicht über die Folgen klar geworden sind. Es sind aber genau dieselben: Teuerung und Geldentwertung. Beides wirkt auch zusammen: Wir erheben hohe Steuern, die uns in Banknoten bezahlt werden, die wir drucken."

Man wird diesen Darlegungen eines sehr weit links gerichteten Sozialisten, der, mag man sonst über ihn denken wie man will, in wirtschaftlichen Fragen einen bemerkenswerten Scharfblick bewiesen hat, in vollem Umfange beipflichten

müssen. Die außenpolitische Nutzanwendung, die sich unsere führenden Männer leider noch lange nicht eindringlich genug klargemacht haben, läßt sich erschöpfend in zwei Sätze zusammenfassen: Wir können unsere Kriegsschulden nicht mit Steuern zahlen. Wir können sie nur durch wirtschaftliche Leistungen abtragen."

* * *

Weshalb stößt man so häufig auf mißtrauische Gesichter, wenn man dem Ausländer gegenüber vom deutschen Elend spricht? Deswegen, weil gerade in den Lebensbezirken, in denen sich der Ausländer bei uns zu bewegen pflegt, ein Talmiglanz entfaltet wird, der in gar keinem Verhältnis steht zu unserer sonstigen wirtschaftlichen Lage. Wir gleichen gewissermaßen einem verlotterten Frauenzimmer, das unter dem letzten Seidenflitterkleid die Lumpen verbirgt. Von denen aber, die aus dem Ausland zu uns kommen, sehen die meisten doch nur die äußere Fassade und nicht das, was hinter ihr ist. So entsteht auch bei den Mitgliedern der verschiedenen Ententekommissionen, soweit sie überhaupt sehen wollen, die Suggestion, daß es Deutschland weit besser geht, als es den Anschein habe, daß es in schnellem Aufstieg begriffen sei und daß es „alles zahlen" könne, wofern nur der gute Wille in ihm vorhanden sei. Und sind wir nicht selbst zu einem guten Teil schuld daran, daß solche verhängnisvollen Eindrücke auch beim neutralen Beobachter aufkommen, regen sich nicht in uns schon wieder jene unseligen Emporkömmlingsmanieren, die uns in zwei Jahrzehnten aller Welt verhaßt gemacht haben? Gerade in die Londoner Woche hinein fiel die Messeschau von Leipzig. „Es sind", berichtet die „Köln. Volksztg." in einem Stimmungsbilde, „achtzig Franzosen nach Leipzig gekommen. Man war stolz und sprach davon wie von einem Erfolg: ‚Deutsche Leistungsfähigkeit hat ihren Haß bezwungen. Sie brauchen nicht zu kaufen, sie sollen nur sehen, sollen den Eindruck mitnehmen, daß in Deutschland wieder gearbeitet wird. Dann wird auch ...' — Nein, dann kam London; kamen Meldungen aus Düsseldorf, Duisburg, vom Rhein: ein General, zweitausend Mann, ein Dutzend Flieger, entwaffnete Sicherheitspolizei, Zollgrenze ... Man las, las noch einmal, man sah einander an, begegnete nur gleich ratlosen Blicken. Und man fragte überall in die Menschenmenge hinein, die von Ausländern wimmelte: ‚Was sagt ihr nun dazu? Ist denn keiner unter euch, dessen Nation sich auflehnt gegen dieses grausame Schauspiel? Ihr seid in Leipzig und habt Augen im Kopf und — ihr schweigt.' Sie schweigen; denn in Musterkoffern ist kein Platz mehr für Politik. Sie schweigen, zucken die Achseln und kaufen weiter. Das ist seltsam, fast überraschend: in den Geschäftsbüchern der Leipziger Aussteller bleibt London, bleibt der 8. März ohne Notiz." Und nun die Schlußfolgerung: Leipzig ist ein Wahrzeichen dafür, daß wir die Lähmung, die von London kam, überwinden werden. Und man hofft: „daß die achtzig aus Frankreich und die Tausende aus den anderen Ländern Menschen seien, nicht — Advokaten, und daß sie aus Leipzig den Eindruck mitnehmen: Ein Volk, das so viel noch zu leisten vermag, ist unentbehrlich für die Welt, ist nicht zu vernichten — auch nicht durch ‚Sanktionen' ..."

Grün ist die Hoffnung — trotz Düsseldorf, Duisburg und Versailles. Über ein kleines muß ja der Feind einsehen, was für Kerle wir Deutsche doch eigentlich

sind, muß er mit Tränen der Rührung den alten Konkurrenten in uns wiedererkennen, den er vom Markt zu verdrängen sich die heillosesten Anstrengungen auferlegt hat — — —

Nein, die gedankliche Verbindung zwischen Leipzig und London kann nur dann für uns von Wert sein, wenn wir jegliche Gefühlsschwärmerei von vornherein ausschalten. Dann allerdings! Im Handelsteil der „Voss. Ztg." finden sich Ausführungen eines nüchternen Beurteilers, die nicht nur den Börsianer angehen: „Wer die großartige Schaustellung deutscher Industrieerzeugnisse auf der Leipziger Messe gesehen hat, wird von den Arbeitskräften in der deutschen Wirtschaft auf allen Gebieten einen sehr starken Eindruck empfangen haben. Aber eine Frage darf bei der Freude über diesen Eindruck nicht unterdrückt werden: Werden die Arbeitsenergien, deren Zeugnisse hier in Erscheinung treten, überall so geleitet und so angewendet, wie es der Notwendigkeit der deutschen Wirtschaft unter dem Druck von London entspricht? Die Beobachter der Leipziger Messe rühmen vielfach stolz die ungeahnte Vielgestaltigkeit der deutschen Erzeugung, die sich in den ausgestellten Waren dartut. Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Vielgestaltigkeit ebenso imponierend wie verwirrend auf den Beschauer wirkt. Entspricht die Vielartigkeit, mit der wir zahlreiche Artikel des täglichen Bedarfs produzieren, entspricht die Buntheit der mehr oder minder überflüssigen Luxusartikel, die nicht nur der Ausfuhr, sondern auch dem Inlandsbedarf dient, der Ökonomie der Kräfte und Stoffe, die der deutschen Wirtschaft nach dem Kriege höchstes Gebot sein sollte? Der nüchterne Beobachter wird zur Verneinung neigen müssen. Damit die wirtschaftlichen Kräfte, die trotz aller Nöte der Zeit doch vorhanden sind, aber so fruchtbar wie es notwendig ist, für den Wiederaufbau eines zusammengebrochenen Landes angewendet werden, bedürfen sie einer neuen geistigen Leitung. Es wird in wirtschaftlicher Beziehung in der Produktion gerade auf dem Gebiete der Fertigindustrie nach der Zusammenfassung der Kräfte gewisser Vereinheitlichungen, der Ausschaltung von Überflüssigem bedürfen. Daß für die Rationalisierung der Arbeit das Feld noch sehr weit ist, zeigt die Messeschau mit großer Eindringlichkeit. Diese Ideen wirtschaftlicher Neugestaltung müssen immer wieder in den Vordergrund gerückt werden, um so mehr, als die Mehrzahl der praktischen Geschäftsleute ihnen heute noch sehr skeptisch, wenn nicht feindlich gegenüberstehen. Ein Einwand, der auch von denen, die die Notwendigkeit dieser wirtschaftlichen Formen grundsätzlich anerkennen, immer wieder auftaucht, soll hier nur ganz kurz gestreift werden. Man sagt: Gewiß wäre eine solche Rationalisierung des wirtschaftlichen Aufbaues erwünscht, aber zunächst würde sie mit der Zusammenlegung von Betriebsarbeitskräften einsetzen, die Arbeitslosigkeit vermehren und dadurch schwere soziale Gefahren heraufbeschwören. Um der Beschäftigung willen müsse man vorläufig alles beim alten lassen. Demgegenüber muß davor gewarnt werden, daß man sich bemüht, Beschäftigung an Stelle produktiver Arbeit zu setzen. Die Beschäftigung darf nicht Selbstzweck werden. Um für den Augenblick die Beschäftigung von Menschen zu erleichtern, darf man nicht den Weg zu einer Erhöhung der Produktivität der Arbeit verbauen. Wenn in der Übergangszeit Kräfte freigesetzt werden durch den Prozeß der Rationali-

sierung, so wird die damit verbundene soziale Last von der Allgemeinheit leichter getragen werden können, als es heute der Fall ist. Auf die Dauer wird die Möglichkeit, alle Arbeitskräfte des Landes produktiv zu verwerten, erhöht werden durch die Rationalisierung der gewerblichen Arbeit."

* * *

Alle noch so sinngemäßen Anstrengungen zur wirtschaftlichen Gesundung aber sind schließlich doch zur Erfolglosigkeit verdammt, wenn dem Reiche die ihm unentbehrlichen Kraftquellen gewaltsam abgeschnitten werden. Es ist auf der Londoner Tagung deutscherseits mit höchstem Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Voraussetzung der deutschen Zahlungsfähigkeit das Verbleiben Oberschlesiens bei Deutschland bedinge. Die Heimattreue der Oberschlesier hat sich inzwischen durch das Abstimmungsergebnis auf das eindringlichste bewährt. Wenn trotzdem in der Südostecke dieses seit Jahrhunderten deutschen Landes eine Reihe wichtiger Industriebezirke polnische Stimmenmehrheit aufweist, so ist dabei der unter französischer Duldung und Förderung verübte schamlose und wüste Terror der Polen von ausschlaggebendem Einfluß gewesen. Die derart gefälschten Ergebnisse werden nichtsdestoweniger von der Obersten Kommission zum Anlaß genommen, um eine Regelung der endgültigen Grenze zu Polens Vorteil durchzusetzen. Dieser Versuch muß rechtzeitig und mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Das ganze Abstimmungsgebiet, das geschichtlich immer zusammengehangen hat, bildet ein untrennbares Ganzes. „Eine Teilung des Industriegebietes, sofern es lebensfähig sein soll, ist" — führt die „Kreuzzeitung" aus — „eine glatte Unmöglichkeit, nicht allein schon wegen der geschichtlichen, sondern besonders wegen der wirtschaftlichen und technischen Zusammengehörigkeitsfaktoren. Der Felderbesitz der großen Bergbaugesellschaften erstreckt sich fast überall auf mehrere Kreise; die einzelnen Teile des Industriegebietes sind von der gemeinsamen Versorgung mit elektrischen Anlagen, mit Nutz- und Trinkwasser abhängig, und schließlich ergeben sich hinsichtlich der Transportmöglichkeiten, der Eisenbahnen, Wasser- und Landstraßen die gleichen Bedingungen, die gegen eine Teilung des Abstimmungsgebietes sprechen."

Das, sollte man meinen, ist jedem einsichtigen Menschen klar. Aber nach den hinterhältigen Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles liegt das letzte Wort beim Obersten Rat in Paris. Ihm hat die Interalliierte Kommission einen Vorschlag zu unterbreiten über die in Oberschlesien unter Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner sowie der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften als Grenze Deutschlands anzunehmende Linie.

Der Kampf um Oberschlesien ist also keineswegs beendet. Er geht weiter. Darüber aber sollten sich bei aller Affenliebe zu Polen die Ententestaatsmänner klar sein, daß Deutschland die in London vorgeschlagenen Leistungen auf keinen Fall mehr als erfüllbar in Aussicht stellen kann, wofern seinem berechtigten Verlangen, Oberschlesien ungeteilt zu behalten, nicht entsprochen wird.



Auf der Warte

Spengler in Logos-Beleuchtung

In einem Sonderheft der angesehenen Zeitschrift „Logos" (Tübingen, Siebeck, 1921, Heft 2) wird Spenglers „Untergang des Abendlandes" von Fachleuten einer Beleuchtung unterzogen. Der Erfolg dieses Buches, so wird im Geleitwort ausgeführt, „hat bewiesen, wie leicht ein kühner Unternehmergeist sich dessen bemächtigt, was nur der geweihten Hand des Genies aufgehoben bleiben sollte". Es ist Pflicht der Kritik, „die ohnehin gepeinigte Psyche des Volkes vor einer Theorie zu bewahren, die geeignet ist, die Kraft zu lähmen, mit der dieses ernste und großartig zuversichtliche Deutschland sich zusammenzuschließen strebt in der Idee seiner selbst und seiner Kultur." Die deutsche Wissenschaft darf es nicht dulden, „daß dem Volke, und sei es in noch so bestechender Form und mit noch so glänzender Beredsamkeit, eine Hypothese aufgedrängt wird, deren Fundamente einer gewissenhaften Prüfung nirgend standhalten." Spengler erweist sich als ein Schriftsteller, „der sich allen tiefsten Problemen des Denkens nicht gewachsen und nicht wahrhaft mit ihnen vertraut zeigt". Sein Buch wird geradezu ein „Blendwerk" genannt. „Fast sieht es so aus, als künde sich in dem ‚Untergang des Abendlandes' der Untergang eines Zeitalters an, das sich von den absoluten und ewigen Werten zu weit entfernte und deshalb dazu kommen mußte, an sich selbst zu verzweifeln."

Dann beginnt der Baseler Philosoph Karl Joël. Er kommt zu dem Urteil, daß sich der Verfasser dieses „kaleidoskopischen Buches" von einer „befremdenden Desorientiertheit und in völliger Selbsttäuschung befangen" zeigt. Spengler will die Seele und faßt nur das Tote; er will faustisch sprechen, aber von seinen zwei Seelen siegt Mephisto. „Meinte Goethe wirklich wie Spengler, das Vergängliche sei nur ein Gleichnis wieder des Vergänglichen? Wollte er einen absoluten Symbolismus lehren, d. h. einen absoluten Relativismus, der sich im unendlichen Kreislauf selber verschlingt? Nein, alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis — aber des Ewigen, einer Sonne der Wahrheit, die niemals untergeht."

Nach dieser Abhandlung beleuchtet Prof. Eduard Schwartz (München) das Verhältnis der Hellenen zur Geschichte; und seine kritische Betrachtung reicht in der Tat aus, „um nachzuweisen, daß die These, der antike Mensch habe kein Organ für die Vergangenheit gehabt, eine grundlose Behauptung ist, auf der nicht einmal eine symbolische Morphologie, geschweige denn eine historische Erkenntnis der hellenischen Seele aufgebaut werden kann".

Der Heidelberger Gelehrte Wilhelm Spiegelberg kommt mit einer ägyptologischen Kritik zu Worte und faßt sein Gesamturteil dahin zusammen, „daß Spengler, soweit die ägyptische Kultur in Frage steht, seiner Aufgabe nicht gewachsen war, weil er diese Kultur nicht genügend kennt".

Zu ähnlicher Ablehnung kommt aus demselben Heidelberg Ludwig Curtius in seiner Betrachtung „Morphologie der antiken Kunst". Er nennt Spenglers Versuch, den er als zivilisationsmäßig „ungläubig, skeptisch, tief unglücklich" bezeichnet, „gänzlich gescheitert". „Er riß uns selber mit, aber kaum erkannten wir die Fahrt seines Gefährts, stiegen wir ab und flohen zurück. Eine Welt trennt uns von seinem Geist."

Es muß dem Leser überlassen bleiben, die anderen gründlichen Abhandlungen des stattlichen Heftes selber nachzulesen. Ergeb-

nis? Spenglers Talent, die entferntesten Gestalten und Begebenheiten über Jahrtausende hinüber behende durcheinanderzumischen, bleibt auch nach diesem gänzlich ablehnenden Heft von Fachmännern ein unbestritten reizvolles Spiel — aber doch eben ein Spiel, das Gedankenspiel eines geistvollen Relativisten.

*

Keyserling gegen Steiner

In einem Heft, das unter dem Titel „Der Weg zur Vollendung" Mitteilungen der Gesellschaft für freie Philosophie (Schule der Weisheit) aus Darmstadt bringt (Verlag Otto Reichl), wendet sich Graf Hermann Keyserling gegen Steiners auch im „Türmer" mitgeteilte Gegenwehr. Seinerseits schreibt er nun: „Daß er mich schlankweg einen Lügner schimpft, von gelinderen moralischen Vorwürfen zu schweigen, und dies in einem so unqualifizierbaren Ton, daß die Stuttgarter Hauptzeitung sich veranlaßt sah, dagegen „als eine Herabwürdigung des Rednerpults, eine Beleidigung der Zuhörerschaft, ja eine Vergiftung der öffentlichen Moral" Verwahrung einzulegen, beweist, daß nur zuviel vom Demagogen in diesem Manne steckt; seine Kampfesweise ist häßlich und schlechthin illoyal... Steiner deshalb gerichtlich zu belangen, was ich wohl könnte, lehne ich ab, denn seit dieser Erfahrung kommt er für mich nur mehr als Untersuchungsobjekt in Frage. Ich berühre den Fall überhaupt nicht, um mich zu verteidigen oder anzugreifen, denn wie immer Steiner zu mir stehe, ich empfinde keine Feindschaft gegen ihn; wie ich 1919 einem seiner Verehrer erlaubte, ein freundliches Urteil über seine Dreigliederungsideen, das ein Privatbrief von mir enthielt, in die Zeitung zu setzen, so habe ich auch keinen Einspruch dagegen erhoben, daß die Darmstädter Anthroposophen ungefähr gleichzeitig mit Steiners Angriffen gegen mich meine wohlwollende Stellung zur Anthroposophie in der Presse als Reklame ausnutzten, und lasse mich seither durch die gegen mich in Szene gesetzte Kampagne (in Heidelberg wurden, einige Tage nach meinem dortigen Vortrag, große Mengen der ominösen Dreigliederungs-Nummer unter den Studenten verteilt) nicht abhalten, für die Sache einzutreten, soweit sie vertretbar ist. Ich berühre den Fall nur deshalb, um an seinem Beispiel recht deutlich zu machen, wie reinlich man zwischen „Sein" und „Können" unterscheiden muß. Von Steiners Sein kann ich unmöglich einen günstigen Eindruck haben; noblesse oblige; wer auf höhere Einsicht Anspruch erhebt, sollte verantwortungsbewußter sein. Aber als Könner finde ich ihn nach wie vor sehr beachtenswert und rate jedem kritikfähigen Geist von psychistischer Beanlagung, die seltene Gelegenheit des Daseins eines solchen Spezialisten auszunutzen, um von und an ihm zu lernen. Ich kenne nicht bloß die wichtigsten Schriften, sondern auch seine Zyklen, und habe aus ihnen den Eindruck gewonnen, daß Steiner nicht allein außerordentlich begabt ist, sondern tatsächlich über ungewöhnliche Erkenntnisquellen verfügt. Für den ‚Sinn' fehlt ihm jedes feinere Organ, deshalb muß er alle Weisheit abstrakt und leer finden, die sich nicht auf Phänomene bezieht; aber was er über solche vorbringt, verdient ernste Nachprüfung, so absurd manches zunächst klingt und so wenig vertrauenerweckend sein Stil als Offenbarer seines Wesens wirkt, weshalb ich es lebhaft bedaure, daß sein mir völlig unerwartet gekommenes Vorgehen gegen mich mir die Möglichkeit raubt, mit ihm selber persönliche Fühlung zu nehmen..."

Das Heft zu durchblättern, ist fördernd: Keyserlings Urteile über Neu-Erscheinungen enthüllen sein eigenes Wesen immer deutlicher in seiner merkwürdig schillernden Vielseitigkeit. Am Schluß liest man Berichte über die Tage der Weisheit in Darmstadt, die in Abende von „höchster Geselligkeitskultur" auszuklingen pflegen: sie sind „auf den Ton der höchsten internationalen Salonkultur abgestimmt" und auf den „höchsten anwesenden Weltmannstypus"...

Rudolf Steiner ist übrigens am 27. Februar 60 Jahre alt geworden. Pfarrer Rittelmeyer hat ihm eine Festschrift gewidmet. (München, Verlag Kaiser.) Wir hoffen darauf zurückzukommen.

Vom Heilandkreuz

Zu unsrer Bemerkung im letzten Türmerheft schreibt uns der Herausgeber des „Volkserziehers“:

Lieber Türmer! Seit meinen Kinderjahren ringe ich mit dieser Möglichkeit, die Einheit der zwei verschiedenen Stufen des „Kreuzes“ in mir herzustellen. Ich habe mich im Berserkerzorn mit allerlei Volk da draußen und daheim, da oben und da unten in Wort und Schrift herumgeschlagen und habe manchen Schmiß und Denkzettel neben Siegeslorbeer und ehrenhafter Genugtuung davongetragen; aber ich habe auch schon frühe weinend über meine Leidenschaft und „Tumbheit“ vor Gott auf den Knien gelegen... Und zwischen diesen beiden Polen und „Kreuzen“ bewegt sich noch bis auf den heutigen Tag des Silberjahres mein Leben. Ich möchte alle feisten „Friedens“-, Kriegs- und Revolutionsschieber aufknüpfen und ihr Hab und Gut an die betrogenen Armen verteilen; und weiß andererseits, daß nur völlige „Abrüstung“ bis auf den letzten Haßgedanken Menschheit und Welt „erlösen“ kann. Ich lese mit wahrer Wonne Tolstoj, Dostojewski und Gorki; Shakespeare, Byron und Shelley; Pascal, Michelet und Rolland; Dante, Leonardo da Vinci und Mazzini; Emerson, Walt Whitman und Thoreau — d. h. ich liebe die Seele dieser Völker um uns herum — und „hasse“ doch diese Trotzki, Lenin und Sinowjew, diese Lloyd George, Northcliffe und Grey; diese Clemenceau, Millerand und Briand; diese Sonnino, Luzzati und „Nathan“; diese Wilson, Gerard und Morgan: wie ist so etwas nur zu vereinigen? Gewiß, sie haben es leichter, die mit Friedrich Wilhelm Förster, A. H. Fried und Theodor Wolff dem starken Deutschtum „stolz“ entsagen und sich der „Welt“ der Feinde friedebettelnd an den Hals werfen; oder die mit „Deutscher Zeitung“, „Alldeutschen Blättern“ und Hunkel-Tanzmann-Schriften auf Christentum und Menschenverbrüderung höhnen und „pfeifen“; aber ich gehöre weder zu jenen „Linken“ des Pazifismus, noch zu diesen „Rechten“ des Militarismus. Mir ist diese „bequeme“ Parteistraße allzu — bequem. Mir liegt mehr die Art des „sanften“ Nazareners, der das „Otterngezücht“ zürnend von sich wies (Matth. 3, 7 und Matth. 12, 34), gelegentlich mit „Geißeln aus Stricken“ zwischen die tempelschänderische Händlerbande schlug (Joh. 2, 15) und der am Marterholze bat: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Luk. 23, 24). Schon vor zehn Jahren habe ich mit Peter Rosegger, der „auch so Einer“ war, über diese allerschwerste Germanen- und Christenfrage ernste Briefe gewechselt — der entscheidende ist im „Lichtsucherbuch“ S. 79, Sp. 2 zum Abdruck gekommen. Aber die letzte Antwort auf die Frage des Heilandkreuzes kann mir wohl nur Einer geben: der mein Herz mit allen seinen Schwächen und Stürmen, seinen Gluten und Tränen bis in die kleinste Falte kennt — GOTT Selber. Ihm habe ich im Heilandkreuz mich selber und damit mein Werk zum Opfer gebracht. Ich hoffe, Er wird es gelten lassen... Wilhelm Schwaner

*

Unheimliche Zahlen!

Nach den neuesten Feststellungen gibt es jetzt in Deutschland 6 Millionen Geschlechtskranke. Man könnte geneigt sein, diese wahrhaft erschreckende Zahl anzuzweifeln, wenn sie nicht von dem Vermerk begleitet wäre, daß es sich um das Ergebnis einer amtlichen Erhebung handele.

Daß nach Kriegen von längerer Dauer die Zahl der Geschlechtskranken eine starke Aufwärtsbewegung zeigt, ist eine dem Statistiker wohlbekannte Tatsache. Immerhin ist die Vorstellung, daß nahezu jeder zehnte Mensch in Deutschland geschlechtskrank sei, auch dann im höchsten Grade niederschmetternd, wenn, wie ja wohl anzunehmen ist, in anderen Ländern ähnliche Verhältnisse herrschen sollten. Rein mechanische Abwehrmaßnahmen, auch wenn sie tief in das staatsbürgerliche Einzelleben eingreifen, werden niemals zu einer Besserung führen, solange auf der andern Seite um politischer Doktrinen willen die sittlichen Grundlagen der Fa-

milie hartnäckig untergraben werden. In der Stadt Hannover wurden allein der Beratungsstelle 241 geschlechtskranke Kinder im Alter bis zu 14 Jahren zugeführt. In anderen Großstädten ergibt sich ein gleiches Bild der Verwilderung. Was aber geschieht von Staats wegen zur sittlichen Hebung der Jugend?

*

Der Fall eines Jugendführers

Wir haben im „Türmer" die Jugendbewegung um Muck-Lamberty erwähnt und ihn gegen eine schwere Verleumdung in Schutz genommen. Ereignisse der letzten Zeit zwingen uns nun, diesen Jugendführer unzweideutig abzulehnen. Es liegt eine ganze Reihe von geschlechtlichen Verfehlungen gegenüber der ihm vertrauenden Weiblichkeit vor. Und wie im Fall Georg Kaiser entwickelt man auch hier Verschleierungsdünste, insofern man für diesen Enthaltsamkeits-Apostel, der in der Kirche Marienlieder singen ließ und selber gröblich unenthaltsam war, Ausnahmerechte beansprucht. Aber der Kern der Sache ist das getäuschte Vertrauen. Hier wurde Inbrunst mit Brunst verwechselt und der unbeherrschte Trieb mit religiösen Phrasen verbrämt.

Eine Jugendbewegung ist ins Herz getroffen: in der Beziehung der Geschlechter. Es wird lange dauern, bis sich das Vertrauen wiederherstellt. Und es läßt sich nicht denken, daß sich edle Weiblichkeit fortan noch solchen abenteuerlichen Lebensformen anvertrauen wird

Wird die „Neue Schar" mutig und klar genug sein, zu erfassen, worauf es ankommt? Man muß es der Bewegung selber überlassen.

Unberührt davon bleibt die bereits von andren Wandergruppen neubelebte Freude am altdeutschen Reigentanz, am Volkslied, überhaupt an Licht und Luft und Rhythmus. Dieser Lebensverklärung wünschen wir gutes Gedeihen.

Und noch eins. Hatte die Bewegung diese Seite ihrer Lebensbetätigung vom „Wandervogel" übernommen, so liegt die andre — gleichfalls nicht schöpferisch-selbständige — Betätigungsform auf dem Gebiete der Siedelungsversuche, die ja jetzt häufig sind. Zu beiden an sich so schönen Bestrebungen, zu jenem Frohsinn wie zu dieser Arbeitsgemeinschaft, gehört unbedingte Lauterkeit und Charakterfestigkeit des Führers. Und der hat versagt.

*

Sozialistische Jugend

Ein Aufsatz im sozialdemokratischen „Vorwärts" über ein Buch, das aus dem weimarischen Reichsjugendtage der Arbeiterjugendvereine hervorgegangen ist, beginnt also:

„Aus all den Reden unserer Parteigenossen, aus unzähligen Zeitungsartikeln, aus den Verhandlungen des Parteitages in Kassel und den Diskussionen der Parteivereine spricht eine tiefe Sehnsucht: Wir wollen nicht nur theoretisieren über sozialistische Ziele, sondern auch sozialistisch leben, nicht nur eine schöne Zukunft erkämpfen, sondern auch die Gegenwart heller gestalten. Unser Gemeinschaftsleben soll neue, freundliche Formen bekommen, soll ein Stück Sozialismus sein. Das Streben geht dahin, nicht nur politische und wirtschaftliche Dinge zu ändern, sondern auch den Menschen in all seinem geistigen und seelischen Wollen und Bedürfnissen. Das heißt: bei der Form des Zusammenlebens, bei der Geselligkeit des Arbeiters anfangen"...

Das sind Erkenntnisse und Wünsche, zu denen wir das Blatt beglückwünschen. Dies heißt aber zugleich etwas sehr Wichtiges erkennen: daß nämlich eine Partei allein mit ihren Dogmen — sei's rechts oder links — nicht ausreicht, um Kultur zu schaffen. Denn die Plattform eines edleren Menschentums, das sich in neuen freundlichen Formen auslebt, ist allen gemein. Nur heißt die hier sich gestaltende Wärme nicht mehr Sozialismus, sondern schlicht deutsch und ohne Fremdwort Brüderlichkeit.

Sehr fein und richtig fährt der sozialdemokratische Verfasser fort, seine Unzufriedenheit mit dem bisher unschöpferischen Sozialismus auszusprechen:

„Die Befriedigung wurde — und wird noch — darin gesucht, die Wirtschaftseinrichtung ein wenig ‚feiner' als der Nachbar zu haben, was durchaus nicht bedeutet, daß sie geschmackvoller ist; in der Kleidung sich sehen lassen zu können. Dabei wird dem Gebot der Mode gehorsam gefolgt. Die Geselligkeit der Arbeiterschaft, ihre Pflege des Schönen, Gesang, Dichtkunst usw., hat noch zu keiner besonderen, veredelten Form geführt. Der Gesellschaftsball, auf dem keine seelischen Beziehungen geknüpft werden, ebensowenig. Der künstlerische Vortrag, für den man in dem dunklen Drange nach Schönheit und Licht willig sein Scherflein opferte, wurde nur zu häufig die kühle Verstandesarbeit eines Künstlers, zu dem man in keine innere Verbindung kam, den jeder für sich anhörte, von dem sich jeder still zurückzog, ohne mit dem Nachbar links und rechts einen Händedruck, einen Blick gewechselt zu haben. Und jeder trug wohl im Herzen das Sehnen nach tiefinnerster Gemeinschaft." ..

Wir drücken dem Verfasser die Hand. Er ist auf dem rechten Wege, zu erkennen und festzustellen, was grade auch dem Sozialismus bisher fehlt: die Seele.

*

Nicht vergreisen, deutsche Jugend!

Unsere Zukunft ist nicht das Vereinsmeiertum. Es schmerzt, zu sehen, wie unsere Jungen Jugendringe gründen, die in Landesjugendringe geschlossen werden, die wieder den Reichsjugendring bilden. Die Weltjugendliga zerfällt in Landesgruppen, die sich in Ortsgruppen gliedern. Die Ortsgruppen der politischen Jugendbünde gehören dem Landesverband an, der ein Teil des Reichsverbandes ist. Wohin man blickt, Nachäfferei des Alters ohne eigene Kraft! Vorsitzende und stellvertretende Vorsitzende, Schriftführer und Kassenwarte werden gewählt. Die Mitglieder zahlen an die Gruppen, die Gruppen an die Verbände Geldbeiträge. Der Reichsjugendring hat ein Hauptarbeitsamt, das in seiner hauptamtlichen Tätigkeit ... Und so weiter!

Sankt Bureaukratius reitet um!

Legt Deutschlands Jugend damit wirklich den Grund zu neuem Kulturschaffen? Die Verbände besitzen Geschäftsstellen und drucken Briefformulare und Umschläge — aber wo ist denn hier das wahre, warme, neue Leben? Kann es ein sichereres Zeichen für die Mechanisierung unserer Kultur geben, als solche „Jugendbewegung"? Wann wird unsere Jugend in freien Freundschaftsbünden die Fesseln zerbrechen, schöpferisch werden und sich erheben zur seelischen und geistigen Wiedergeburt? Heinz Burkhardt

*

Wie wehrt man sich gegen Bühnenschmutz?

Der anständige Teil der Deutschen ist jetzt in peinlichem Zwiespalt. Man mutet unsrem ohnedies erschütterten, verwilderten, sittlichen Gefühl auch auf der Bühne eine noch nie dagewesene Schamlosigkeit in geschlechtlichen Dingen zu. Auch der Wiener Schnitzler hat in dieser Hinsicht seinen Namen befleckt: er hat eine Reihe von Einaktern, die alle auf den körperlichen Geschlechtsakt hinauslaufen, die keineswegs nach der Bühne rufen, die er selber einst zurückgehalten und die ein Staatsanwalt als Unzucht bezeichnet hatte — in der frecheren Luft der Gegenwart auf die Bühne gestellt. Nun wehrt sich das Publikum gegen diesen Schmutz wie gegen die „Pfarrhauskomödie", wie gegen Wedekinds Tanz um die Dirne. Man ist dieses hündischen Gebarens satt. In München, Wien, Berlin und an andren Orten greift man zur Gewalt, da andres nicht mehr hilft.

Der Berliner Bericht eines Augenzeugen besagt über eine solche Schlacht: „Direktor Sladek ergriff nach dem ersten Zwischenfall das Wort und erklärte, daß es sich um eine Kundgebung nationaler Soldaten, die schon unter Kapp (?!) gekämpft hatten, handele. Es sei aber Vorsorge getroffen und 200 Polizisten seien anwesend. Das ganze Haus sei umstellt und niemand komme

heraus. Alle Leute, die nun in den Auftritten, die sich jetzt abspielten, gegen den ‚Reigen' erklärten, wurden verhaftet. Dann ergriff der Direktor Sladek noch einmal das Wort und sagte: „Wer von den bezahlten Lausejungens (!) noch im Saal ist, der verlasse den Saal." Es meldete sich ein Herr, der gegen den Ausdruck protestierte und herausgelassen werden wollte. Der Direktor erklärte: „Nein, Sie werden verhaftet und kommen nach dem Alexanderplatz." Die Vorstellung ging dann weiter. Es war aber ziemlich unruhig, denn fortwährend verließen Zuschauer unter Protest den Saal. Ich sah vor dem Theater eine Dame, die mit einem Polizeioffizier sprach und m. E. ganz richtig sagte: Die öffentliche Aufführung des ‚Reigens' sei eine Schweinerei und die Polizei sollte sich nicht dazu hergeben, derartigen Schmutz zu beschützen. Vor dem Theater hatten sich etwa 100 bis 150 Personen angesammelt Schutzpolizei und Theaterangestellte stellten jeden Zivilisten fest, der sich gegen das Stück aussprach."

So wurden an dieser Kunststätte (!) 34 Personen, darunter fünf Frauen festgenommen und mußten über Nacht im Polizeigefängnis bleiben, bis sie am andren Morgen vernommen wurden!

Die Reigen-Unzucht aber geht weiter. Sogar für die „Kinderhilfe" wird das Stück gespielt!

Einen eigenartigen Beigeschmack bekommt die ekelhafte Sache dadurch, daß die Aufführung durch Rechtsbruch erfolgt ist, während nun die sittliche Entrüstung geknebelt wird! „Wir stehen vor der sonderbaren Tatsache," schreibt ein Berliner Kritiker, „daß die Buchausgabe des ‚Reigens' durch rechtskräftiges Urteil als unzüchtig bezeichnet und bei den Buchhändlern beschlagnahmt worden ist, während sie gleichwohl in einem in jeder Beziehung öffentlichen Haus allabendlich gespielt wird! Im Publikum begreift man diesen Zustand einfach nicht, hält die Aufführung für unrechtmäßig, glaubt an eine Verhöhnung der Gesetze und greift zur Selbsthilfe, weil niemand anders helfen will. Der juristische Formelkram liegt nun aber so, daß die Buchausgabe auf Grund eines Paragraphen verboten ist, während für die öffentliche Aufführung ein anderer in Frage kommt, der zur Voraussetzung hat, daß an der Aufführung Ärgernis genommen worden ist. Der Staatsanwalt kann also nicht einschreiten, wenn sich nicht Leute bei ihm melden, die an der Schmutzerei Ärgernis genommen haben und ihn zum Einschreiten auffordern. Wer also nicht will, daß selbst Männer und Frauen, die sich nichts haben zuschulden kommen lassen als völlig erlaubte, entrüstete Zwischenrufe, von Kriminalbeamten ins Polizeigefängnis geschleppt werden und dort die Nacht verbringen müssen; wer nicht will, daß Menschen sich polizeilich müssen feststellen lassen, lediglich weil sie sich vor dem Theater gegen ein hündisches Stück ausgesprochen haben, der gebe sofort auf seinem Polizeibureau die schriftliche Erklärung ab, daß er an der Aufführung Ärgernis genommen habe und das Einschreiten des Staatsanwalts verlange. Kann man die Erklärung dort nicht entgegennehmen, lasse er sich die Adresse des zuständigen Staatsanwalts nennen und setze sich unmittelbar mit ihm in Verbindung."

Also so steht's jetzt in Deutschland! Die tollsten Aufruhr-Tumulte genügen noch nicht, der Staatsanwaltschaft zu beweisen, daß hier Ärgernis gegeben wird! Was für „Premierenschlachten" hat man einst in Berlin erlebt, als wir noch nicht — Freistaat waren! Jetzt greifen Schutzmannsfäuste ein, um Unzucht zu schützen.

Das Publikum wird eine Form finden müssen, sich gegen diesen Schimmelpilz der Schamlosigkeit zu wehren.

*

Wo bleibt die nationale Bühne Berlins?

Weshalb tut sich der anständige Teil der Berliner nicht zusammen und sichert sich eine in ihrem Spielplan durchaus national und religiös gestimmte Bühne vornehmen Stils?

Es ist in Berlin schon seit langen Jahren einer rührigen Gruppe gelungen, eine immer

wachsende Menge Berliner in den Freien Volksbühnen zu sammeln und Vorstellungen zu ermöglichen, die dem Geiste dieser großen Theatergemeinde entsprechen. Es mag wohl sein, daß es wesentlich Geist vom Geiste der Linksparteien ist, was hier zum künstlerischen Ausdruck kommt. Das Verdienstvolle dieser Leistung bleibt davon unberührt. Tatsache ist jedenfalls: es gibt in Berlin zahlreiche Gruppen und Einzelmenschen, deren Zusammenschluß sofort die Bildung einer Theatergemeinde ermöglichen würde und, wie jener Vorgang beweist, bereits ermöglicht hat. Das gleiche gilt übrigens von jeder anderen großen Stadt.

Weshalb nun begnügen sich die nationalgesinnten Berliner damit, durch ihre führende Presse bloß schelten zu lassen? Weshalb genügt ihnen die Feststellung, daß völkisch oder religiös gestimmte Dichter auf den üblichen Bühnen nicht zu Worte kommen und zu unfruchtbarem Schweigen verdammt sind? Weshalb gehen sie nicht ihrerseits zum Angriff über und bilden eine nationale Bühnengemeinde?

Muß man etwa darauf antworten, daß in den deutschgestimmten Berlinern gegenüber dem internationalen Volksteil zu wenig kulturbildende Kraft stecke? Oder gelingt es ihnen nicht, eine wirkungsstarke Einheit herzustellen? Oder fehlt es an tatkräftigen Führern?

Es ist doch eine Schande, daß es den wahrhaft deutschen Bürgern Berlins nicht gelingt, auch nur eine einzige Bühne im ganzen großen Berlin zu gewinnen oder zu besetzen, die dem nationalen Gedanken dient!

*

Der Reigen-Unfug

Nun wurde glücklich auch Leipzig von der Reigenseuche heimgesucht. Direktor Vieweg vom Schauspielhaus wußte das unter seiner Leitung neu eröffnete „Kleine Theater“ in der Elsterstraße nicht würdiger einzuweihen (!) als mit Schnitzlers erotischen Skizzen! Allabendlich füllt sich der Theatersaal mit Zuhörern aus allen Bevölkerungsschichten — ja, diese scheuen sich nicht vor dem Zwange, beim Eintritt ins Theater eine Erklärung abgeben zu müssen, daß sie wüßten, was ihnen bevorsteht und sie daher keinerlei Einwendungen erheben würden (und Karten nicht von Personen unter 18 Jahren benutzen lassen). Diese traurigen Vorsichtsmaßregeln — vorgeschrieben und ausgeführt in den Tagen, da unerbittliche Feinde an den Grundfesten unseres Reichsbaues rütteln und deutsches Wesen zu zerstören trachten, da hohnvoll einem zermürbten und ohnmächtigen Volk der Fehdehandschuh unerhörter Erpressungen zugeworfen wird — zeigen mit unverhüllter Deutlichkeit, wie der Charakter des Stückes in Wahrheit und — wie unser Volk beschaffen ist! Gegen diese Entdeutschung und Entweihung unserer Bühne hat einer der namhaftesten Vertreter der Leipziger Universität unter dem Beifall Tausender in der Pleißestadt ein mutiges Manneswort gesprochen — ein tapferes Zeichen edler Würde im gleißnerischen Trug dieser verlotterten Zeit. Geheimrat Volkelt schickte den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ ein Eingesandt, das in der Nummer vom 23. Januar ds. Js. veröffentlicht wurde — das aber gegenüber der Seuche genau ebensowenig Eindruck macht wie die derbsten Lärmszenen.

Aber die Deutschen werden sich dies alles merken. Alle diejenigen, die in dieser trüben Gegenwart noch wagen, deutschen Edelsinn, echte Würde und gemütstiefe Innerlichkeit sich zu wahren, werden sich innerlich zu einer Gegenstimmung sammeln, wie bereits am Abend des 10. Februar in Leipzig eine Protestversammlung stattgefunden hat.

Zensur und Staatsanwalt schweigen — — deutsches Volk, wo bleibt die sittliche Wucht, die oft so befreiend aus deinen Besten herausbrach?! Wer schafft dir des Reiches wahre Seele, befreit von diesem Schmutz und dieser Niedrigkeit einer erbärmlichen Zeit?! Mit des neudeutschen Dichters ernster Mahnung schließen wir dieses schmerzliche Kennzeichen deutscher Würdelosigkeit:

„Bist du denn ganz erloschen, du deutscher Edelsinn?
Ihr Herzen der starken Stille, seid ihr denn ganz dahin?
Heraus, du Sonne von innen, zerflamme den üblen Dunst!
Heraus vor allem wieder, du heil'ge deutsche Kunst!"

Dr Paul Bülow

*

Dieb und Literat

Ein Theatraliker, im Geschwindstil des Filmschauspiels mehr aus dem Nervengeflecht arbeitend als aus der Seele, veruntreut anvertrautes Gut; er betrügt die ihm vertrauenden Freunde um Hunderttausende und wird als Dieb vor Gericht gezogen. Sofort erhebt sich in der ihm befreundeten Presse ein einstimmiger Aufruhr! Man rechtfertigt, versteht alles, verzeiht alles, bedauert den psychischen Zustand und telegraphiert an die Staatsanwaltschaft, — kurz, man versucht den Fall zu einem psychologischen Problem umzubiegen und läßt es dabei an Dreistigkeit nicht fehlen. Vor Gericht wird kühl festgestellt, daß der unbedenkliche und selbstbewußte Schriftsteller sehr beträchtliche Veruntreuungen begangen hat, obwohl er von seinem Verleger in den letzten zwei Jahren an die zweihunderttausend Mark bezogen. Den Richtern gegenüber sucht der Beklagte in wahrhaft größenwahnsinnigen Worten sein Verhalten zu rechtfertigen und seine Ausnahme-Bedeutung zu betonen, vielleicht vom Verteidiger zu solchem Phrasenschwulst ermuntert, damit der Fall pathologische Farbe erhalte.

Es lohnt nicht der Mühe, auch nur mit einem Wort auf dieses Geschwätz einzugehen. Das Gericht hat den Schuldigen auf ein Jahr und seine mitschuldige Frau auf vier Monate ins Gefängnis geschickt. Dort mag Georg Kaiser darüber nachdenken, daß es in jeder Lebensgemeinschaft eiserne Gesetze gibt, die man nicht zu brechen versuchen darf, ohne selber zu zerbrechen. Dem deutschen Volk aber muß man aus diesem Anlaß aufs neue einschärfen, sich in seinen Grundinstinkten durch Verschleierungskünste und große Worte nicht irre machen zu lassen. Damit sei dieser Fall abgetan. Das an sich so naheliegende reinmenschliche Mitleid noch besonders auszusprechen, hat hier gar keinen Zweck, so lange die Grundbegriffe derart verbogen werden.

*

Wie sieht's im Elsaß aus?

Man schreibt uns:

„Nachdem ich die Beobachtungen über ‚Elsaß-Lothringen' im 3. Heft des ‚Türmers' gelesen hatte, reizte es mich ungewöhnlich, an Ort und Stelle die Richtigkeit der Beobachtungen des Herrn ‚Alsaticus' ein wenig zu prüfen. Ich hatte über Weihnachten und Neujahr dazu Gelegenheit. Nach jenen ‚Beobachtungen' zu schließen [die bedeutend weiter zurückliegen! D. T.] wäre die Lage im Elsaß etwas ruhiger geworden. Ich habe davon nichts gemerkt. Eher ist das Gegenteil der Fall. Bauern, Arbeiter, Beamte, Geistliche, alle erkennen heute, daß sie anderen Blutes sind als ihre ‚Befreier'. Nicht nur einzelne Stände oder politische Parteien sind oppositionell gestimmt, sondern (man kann es mit bestem Gewissen behaupten) die große Mehrzahl der Elsässer, namentlich in evangelischen Orten. Und in katholischen Gegenden sorgt die klerikale Presse dafür, daß der Widerstand gegen alles, was französisch ist, zusehends zunimmt. Man braucht nur klerikale Blätter zu lesen, um sofort zu sehen, was für ein frischer (Ost-) Wind weht. Abbé Hägy-Colmar schreibt im ‚Elsässischen Kurier': ‚— — Für Lehrpersonen (aus Frankreich!), welche eine religiös-sittliche Erziehung den Kindern nicht zu geben vermögen, muß es heißen: Hinaus aus unseren Schulen! Für ein Schulsystem — — —: Hinaus aus unserem Lande, und zwar schleunigst!' Die Sprachenfrage und die Frage des religiösen Unterrichts hat die Geistlichen aller Konfessionen zusammengeführt, die geschlossen gegen das französische System kämpfen. Einig geht mit ihnen in dieser Frage die sozialistische Presse.

Ganz eindeutig ist die Stellung der Bauern und Winzer. Die ganze letztjährige Weinernte liegt noch in den Kellern. Billige französische Weine überschwemmen das Land. Die Ausfuhr nach Deutschland ist unmöglich (Valuta!). Der Advokat Labergerie hat kürzlich das elsässische Rebland besucht und berichtet in der Nummer vom 8. Januar der ‚Revue de Viticulture' über die Eindrücke, die er über die Lage im Elsaß gesammelt hat. Ich greife einige Sätze heraus: ‚Auch im Elsaß beginnt man den Wechsel des Systems zu verspüren. Das Geld kommt nicht mehr zeitig genug an, die Arbeiter können sogar nicht mehr bezahlt werden.' — ‚Nehmen wir uns in acht, daß dieses System in den wiedergewonnenen Provinzen nicht zu demselben Resultate führt und bei der Bevölkerung Klagen zeitigt, die von den dort noch vorhandenen deutschen Agenten ausgebeutet würden!' — ‚Während unserer Durchreise durch das Elsaß haben wir schon bei unseren dortigen Freunden ein Vorurteil feststellen können, welches die lebhafte Tätigkeit der deutschen Agenten beweist.' Wenn Herr Lab. zu diesem Urteil kommt, dann muß es wohl wahr sein. — Ein Bürgermeister eines Rebortes fragte mich: ‚Kommst du allein aus Deutschland?' — ‚Wen hätte ich denn mitbringen sollen?' — ‚40000 Preußen! Dann wäre alles wieder gut!' — Dutzende solcher Äußerungen durfte ich in 14 Tagen hören, besonders auf der Bahn. — Das Theater ist ein anderes Schmerzenskind. Der sozialistische ‚Republikaner' (Mülhausen) schreibt: ‚In derselben Kunsthalle, wo jetzt Variétézoten Triumphe feiern, soll früher das Publikum Beethoven, Mozart, Wagner, Schiller, Goethe belauscht haben. Soll unser Musentempel ein Pariser Tingeltangel werden? Läuterungsgeist tut not! Kampf diesem frivolen, antielsässischen Pariser Bourgeoisgeist mit der bewährten Waffe altelsässischen Geistes!' — Am 16. Jan. d. J. ist in Colmar ein neuer Lehrerverein gegründet worden mit dem Ziel: ‚Sicherung der erworbenen Rechte, Bekämpfung der Sonderrechte der Lehrer aus Innerfrankreich'. Die feindliche Presse nennt den neuen Verein ‚Amicale B', lies: ‚A. boche'. — Die Frage der Rekrutierung verursacht am meisten böses Blut. In Belfort haben sich einige meiner Bekannten geweigert, Dienst zu tun. Folge: 6 Monate Gefängnis. In der Silvesternacht sangen junge Burschen in der Straße Markirchs ein Lied mit dem Kehrreim: ‚So leb' denn wohl, du deutsches Vaterland!' —

Ich könnte noch viele Beispiele aufzählen. Doch wollte ich Ihnen nur zeigen, daß augenblicklich von einer Beruhigung nicht die Rede sein kann; im Gegenteil: immer schärfere Opposition..."

*

„Eine beachtenswerte Unterrichtsmethode"

Diese Worte stehen unter zwei Bildern in einer Unterhaltungsbeilage des „Vorwärts". Schulkinder stehen vor einer Fahne aufgestellt, die eins der Kinder hält; links hebt eine Lehrerin einem wahrscheinlich widerspenstigen Kinde die Hand hoch und lehrt es die republikanische Fahne „grüßen", rechts ziehen grüßende Jungens an der Fahne vorüber. Die Erklärung sagt dazu: „Die Bildungsbestrebungen unserer Partei gehen, wie wir das an anderer Stelle ausführlicher darlegen, erfolgreich ihren Gang. Auch in Deutschösterreich sucht man nach Kräften so zeitig wie möglich auf die republikanische Anschauung der Jugend — schon der Schuljugend — einzuwirken. Lehrer und Lehrerin unterweisen die Kinder, in welcher Weise sie der Staatsfahne Gruß und Ehrerbietung entgegenzubringen haben: eine höchst beachtenswerte Unterrichtsmethode, die auch in anderen Ländern Nachahmung finden sollte."

Dies wachsende Staatsgefühl freut uns herzlich. Man beachte, wie die Worte „Partei", „republikanisch", „Staatsfahne" sich hier reizend ineinanderschlingen, um diese „höchst beachtenswerte Unterrichtsmethode" schmackhaft zu machen! Was hättet ihr denn aber wohl früher gesagt, wenn man die Kinder der Kaiserzeit zu solchen Grüßen methodisch gezwungen hätte?!

*

Putsch von rechts?

Es wäre doch wohl ungefähr das Dümmste, was die Rechtsparteien tun könnten, wenn sie durch einen Putsch die Entwicklung beschleunigen wollten. Hoffentlich läßt sich selbst der hitzigste Rechtsnationale nicht zu solcher verbrecherischen Dummheit hinreißen. Es geht eben wieder eine Warnung durch die Blätter. Unseren Feinden draußen und den Radikalisten im Innern könnte gar kein größerer Gefallen geschehen.

Es gibt nur eins, was uns wahrhaft fördern kann: das Erstarken eines edlen Volksbewußtseins. Diese Erstarkung aber kann durch Putsche nur zerrüttet werden, grade durch Putsche von rechts. Denn bei der Rechten, bei den bürgerlichen Parteien insgesamt, setzt man stärkeres Nationalbewußtsein von vornherein voraus. Der Kommunismus lauert ja nur auf solche Anlässe, auf solche Vorwände. Tut ihm den Gefallen nicht!

Etwas andres ist es mit der stillen Sammlung und Fühlungnahme, wie es einstmals in den Tagen der „Tugendbünde" war. Jetzt ist für leiderprobte Deutsche die gemeinsame Sorge der beste Kitt. Nicht zu viel Wesens machen von äußeren „Organisationen"! Die in uns wirkenden geistigen Urkräfte beleben! Sich stärken an großen Ahnen! Auch nicht zu viel Zeit verlieren mit Hader gegen die unaufhaltsame Zersetzung! Von Zeit zu Zeit eine klare, unzweideutige, wuchtige Äußerung reiner Gesinnung und ein wirksamer Aufruf deutschen Gewissens — immer mit dem Ziel, die deutsche Sendung in ganzer Kraft und Reinheit herauszuarbeiten!

So werden wir von innen heraus, langsam und sicher, Herren unseres Schicksals.

*

Die rote Welle

Die Sprengung der Siegessäule gegenüber dem Reichstag sollte eigentlich das weithin hallende Signal zum Losbruch dieses abermaligen Bolschewistenaufstandes geben, der ganz und gar russischer Abklatsch ist. Es mutet fast symbolisch an, daß lediglich das Versagen einer verdorbenen Zündschnur, nicht wie uns amtliche Darstellung weiszumachen versucht hat, das Eingreifen der Ordnungsbehörde den fürchterlichen Anschlag vereitelt hat.

Wenn (wie es im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehen, den Anschein hat) die Aufruhrbewegung in Mitteldeutschland zum Stillstand kommt, so wird dies weit mehr bewirkt durch die innerliche Unzulänglichkeit des ganzen Putschunternehmens als etwa durch die Abwehrmaßnahmen der Regierung. Wie geradezu jämmerlich erscheint angesichts der Riesengefahr für den Bestand des Reiches die Haltung eines Hörsing, der aus Schlotterangst vor den kommunistischen Machthabern das wüste Verschwörertum durch Amnestieversprechungen zu bekehren versuchte, statt die beispiellos verhöhnte Staatsautorität, deren letzter Kredit vor dem Auslande auf dem Spiel steht, mit Maschinengewehren zu verteidigen. Selbst bei dem größten Teil der Arbeiterschaft hätte diesmal ein energisches Eingreifen der Regierung Verständnis und, wenn nicht offene, so doch geheime Zustimmung gefunden. Denn für den Arbeiter zwischen 18 und 50 Jahren, der gewaltsam in die Rote Garde gesteckt wird, ist dieser brüderliche Militarismus doch im Grunde keineswegs erfreulicher als der, um dessentwillen er die Revolution von 1918 gemacht hat.

Einer politischen Organisation gegenüber, die das zunftmäßige Verbrechertum als Stoßtrupp benutzt, ist irgendwelche Schonung so unangebracht wie nur möglich. Oder steht der gegenwärtigen Regierung, die doch vorwiegend bürgerlich ist, das Wohl und Wehe der kommunistischen Partei höher als das des übrigen Deutschlands?

Bei der Verhaftung der Siegessäulen-Attentäter drang ein Kommissar mit zwei Mann in das Bolschewistennest. Auf seinen Donnerruf „Hände hoch, oder wir schießen!" hoben die fünfzehn schwarzmaskierten, bis an die Zähne bewaffneten Pikrinhelden die Hände in die Höhe.

Die Moral dieser Überrumpelungsgeschichte ist lehrreich. Besonders für die Reichsregierung ...

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße. 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Maiabend

Karl Breuer

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. Mai 1921 Heft 8

Wofür starben sie?

Von Arthur Hoffmann-Erfurt

Dreißig, die vor dem Kriege in enger Gemeinschaft zusammengehört hatten, feierten nun — zehn Jahre nach der Trennung — ein erstes Treffen. Wir Lebenden — noch neunzehn, und mit uns unsere Toten! Um Worte Fichtes sammelte sich der Kreis, und der Geist des deutschen Idealismus erfüllte eine Stunde der Besinnung. Was dort im Innern lebendig wurde, sei hier denen bezeugt, die mit auf dem Wege sind nach dem „neuen Deutschland“ ...

* * *

Es war im Winter 1807/08, da rang in Berlin ein Kreis seelisch aufgeschlossener, geistig tiefer Menschen darum, die Zeichen der Zeit — einer Zeit des äußeren Zusammenbruches wie heute — zu erfassen. Dort gab Fichte der Frage nach dem Sinn der Opfer des Krieges die Antwort: „Für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen soll, verspritzten sie mit Freudigkeit ihr Blut.“ Sie gingen auf in der „verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert“.

Dazu ein zweites Bild: Wir sehen Fichte einer ganz anderen Aufgabe hingegeben. In Jena hat er im Sommer 1794 eine Schar junger Menschen um sich versammelt. Er empfindet tief mit ihnen, wie ernste Lebensfragen in denen drängen, die über die Angelegenheiten eines bloßen Brotstudiums hinaus tiefere

Belange kennen und größere Aufgaben meistern wollen. Solchen Lebendigen — und „wir Lebenden“ wollen uns zu ihnen rechnen — gibt er am Schlusse einer Vorlesung die Worte mit: Das ist „der an uns ergangene Ruf, daß wir es sind, die für die Vervollkommnung anderer zu arbeiten haben. Lassen Sie uns froh sein über den Anblick des weiten Feldes, das wir zu bearbeiten haben! Lassen Sie uns froh sein, daß wir Kraft in uns fühlen, und daß unsere Aufgabe unendlich ist!“

In diesen beiden Worten eines der größten geistigen Führer unseres Volkes ist alles beschlossen, was unsere heutige Besinnung an letzten und tiefsten Gedanken finden könnte. Es wird nur meine Aufgabe sein, diesen reichen und tiefen Sinn ein wenig zu entfalten, so daß Tröstung und Stärkung uns daraus zufließe.

Wofür starben sie? Auf diese Frage, die in Stunden ratloser Verzweiflung wie in Augenblicken stillerer Trauer bei so vielen Tausenden angeklopft hat, die noch heute längst nicht schweigt und noch lange — bald stärker, bald schwächer — aus dem Tageslärm und den Tageskämpfen herausklingen wird, auf diese Frage die schlichte Antwort: „Für eine Ordnung der Dinge.“

Es ist nichts von Grund auf Neues, das der Denker uns mit diesen Worten aufschließt. Es liegt ja vielmehr auch das in ihnen, was der religiöse Mensch nach Stürmen der Verzweiflung als seinen Ankergrund findet, und wobei er nach Leid und Schmerzen ausruht und sich geborgen weiß: das gläubige Vertrauen darauf, daß ein göttlicher Wille das für unsere Augen oft Sinnlose am Ende doch zum Sinnvollen, zum Guten wendet.

Wir wollen es heute dabei bewenden lassen, an diese Lösung unserer Frage, die dem religiösen Menschen gegeben wird, wenn sein Ringen ernst ist, nur kurz zu erinnern. Es hat sich ja unsern Gedanken ein Führer beigesellt, der — so tief auch er von einem Gotteserlebnis durchdrungen war (Fichte hat uns eine „Anweisung zum seligen Leben“ geschrieben) — beim religiösen Erleben nicht halt machte, sondern auch mit einem vertieften „Wissen“ darum rang, letzte Lebensfragen zu erfassen. Was seine Weltweisheit erschlossen hat, davon möge uns etwas aufgehen. Versuchen wir es so zu erfassen, welcher Sinn darin liegt, daß unsere Toten für uns sterben mußten, und daß wir nun für sie leben sollen.

„Für eine Ordnung der Dinge.“ — Es ist wirklich eine letzte und tiefste Lebensfrage, die sich in diesen Worten ankündigt. Das erfassen wir ja alle leicht, daß das verworrene Geschehen um uns auf eine Gestaltung hindrängt. Aber welche Ordnung ist es denn nun, für die die schwersten Opfer eben doch nicht zu groß sind?

Schauen wir in unsere Zeit hinein, dann sehen wir Tausende sich geschäftig regen, um eine gewisse „Ordnung der Dinge“ mit gestalten zu helfen. Wir stehen alle mitten darin in diesem Getriebe und haben alle mit teil an diesem Geiste, so daß eine klare Auseinandersetzung mit ihm zuerst nottun wird. Es fehlt nicht an solchen, die verkündet haben — und auch nach ärgsten Enttäuschungen noch daran festhalten —: daß das große Ringen gegangen sei um die Interessen des wirtschaftlichen Lebens. Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß es für ein Volk eine ungemein wichtige Aufgabe ist, wie es sein Wirtschaftsleben gestaltet. Die Unterhaltung unseres äußeren Lebens — die Sorge also um Nahrung, Wohnung

und Kleidung, die Förderung der Gütererzeugung und die Regelung des Verbrauches — das sind Dinge, die mit ihren Auswirkungen weit in die feinsten Verzweigungen des kulturellen Lebens hineinreichen und deren Vernachlässigung sich daher bitter rächt. —

Aber denken wir nun daran, wie unser Zeitalter mit solchen Aufgaben sich abgefunden hat. Gewiß, es war ein Aufstieg, der uns stolz machen durfte, als aus dem Volke der Dichter und Denker, das das Ausland sich gern als Träumer und Schwärmer dachte, eine im Wirtschaftsleben führende Weltmacht wurde. Als in jeden Winkel unserer Heimat hinein die neuen Errungenschaften der betriebsamen „modernen" Menschen drangen. Als in jede versteckte Hütte neuzeitliche „Aufklärung" hineinleuchtete. Als jeder Kopf anfing, wirtschaftliche und soziale Probleme aufzufangen, klug mitzurechnen, gerissen mitzumarkten. Aber wissen wir denn heute noch immer nicht, was mit solcher „Ordnung der Dinge" letzten Endes über uns kam? Sehen denn heute so viele immer noch nicht, wie gute und richtige Gedanken uns zum ärgsten Unheile wurden, als in einer schwachen Stunde — einer Stunde, die etwa von den Gründerjahren an nach Jahrzehnten zu rechnen ist — unser Volk sie hemmungslos seine Seele überwuchern ließ? Fühlen wir noch nicht alle, daß es nun, nachdem der wirtschaftliche Geist in solcher Entartung wie eine verheerende Seuche unter uns haust, ein Frevel ist, die „Ordnung der Dinge", für die die Unseren starben, die wirtschaftliche zu nennen? Wir müssen einmal uns ganz klar werden über die furchtbare seelische Not, die über uns gekommen ist, weil unser Volk seine wahre Sendung vergaß. Den jungen Menschen, die Fichte in Jena durch seine Vorlesungen über ihre eigentliche Bestimmung zu einem neuen Leben aufrütteln wollte, prägte er ein Bild ein, das auch auf uns wirken muß mit der erschütternden Wucht, die solcher sicheren Erkenntnis des wahren Wesens einer innerlich verarmten Zeit innewohnt: Fichte zeigte seinen Hörern die „Menschen ohne Ahnung ihrer hohen Würde und des Gottesfunkens in ihnen, zur Erde niedergebeugt, wie die Tiere, und an den Staub gefesselt; sah ihre Freuden und ihre Leiden und ihr ganzes Schicksal, abhängig von der Befriedigung ihrer niedern Sinnlichkeit, deren Bedürfnis doch durch jede Befriedigung zu einem schmerzhaftern Grade stieg; sah, wie sie in Befriedigung dieser niedern Sinnlichkeit nicht Recht noch Unrecht, nicht Heiliges noch Unheiliges achteten; wie sie stets bereit waren, dem ersten Einfalle die gesamte Menschheit aufzuopfern; sah, wie sie endlich allen Sinn für Recht und Unrecht verloren, und die Weisheit in die Geschicklichkeit, seinen Vorteil zu erreichen, und die Pflicht in die Befriedigung ihrer Lüste setzten; sah zuletzt, wie sie in dieser Erniedrigung ihre Erhabenheit, und in dieser Schande ihre Ehre suchten; wie sie verachtend auf die herabsahen, die nicht so weise und nicht so tugendhaft waren, als sie. Sah — ein Anblick, den man nun endlich in Deutschland auch haben kann — sah diejenigen, welche die Lehrer und Erzieher der Nation sein sollten, herabgesunken zu den gefälligen Sklaven ihres Verderbens, diejenigen, die für das Zeitalter den Ton der Weisheit und des Ernstes angeben sollten, sorgfältig horchen auf den Ton, den die herrschendste Torheit und das herrschendste Laster angab." — „Sah Talent und Kunst und Wissen vereinigt zu dem elenden Zwecke, durch alle

Genüsse abgenutzten Nerven noch einen feinern Genuß zu erzwingen." Das ist eine Abrechnung, die aus der Zeit vor hundert Jahren zu uns herüberklingt, als wäre sie für diesen Tag geschrieben. Nicht der Geist maßvoller wirtschaftlicher Besonnenheit, den auch jeder einzelne von uns betätigen und sich wahren muß, wohl aber der Ungeist händlerischer Verkommenheit, der keine anderen wertvollen Belange kennt als solche, um die sich nach Heller und Pfennig markten und feilschen läßt, dieses Unwesen, zu dem ein Volk von ganz anderer innerer Prägung entartete, empfängt hier sein vernichtendes Urteil.

Was fordern unsere Toten von uns? Wir stünden mit leeren Händen vor ihnen, könnten wir noch so tief in klug errechnetem Besitze wühlen. Wir wären arm auch nach äußeren Siegen und müßten verzweifeln, wenn aus den Augen der toten Brüder und Freunde, der Weggenossen, die uns vorausgingen, immer und immer wieder die Frage zu uns spräche: „Und ihr?", könnten wir zur Antwort nichts anderes in uns lebendig werden lassen, als die flinken Gedanken vom besten Profit, die sich am Ende doch immer unfruchtbar im Kreise drehen, als das öde Geklapper klug berechnender Schlüsse — wäre in uns nichts anderes zu finden als das Begriffsnetz mit den weiten Maschen, das eine geistig so überlegene Zeit sich von geschäftigen Händen hat spinnen lassen, damit die Bedenken und Einwände anständiger und sauberer Menschen, die hin und wieder doch nicht ganz zu übertönen sind, nur ja nicht einmal irgendwo einhaken könnten und an all den zum Fang ausgelegten Fäden unangenehm zerrten. Denn fiele das Gespinst eines Tages zusammen, dann stünde der Mensch unserer Tage so nackt und erbärmlich da, daß auch die hartgesottensten unter den „Wissenden" von heute bei dieser Vorstellung schon ein Grausen packt — und wie müssen **wir** erst solch ein hellsehendes Schauen empfinden, wenn wir eben dessen voll bewußt sind, daß die Forderung unserer Toten über unserm Leben steht.

Wie ordnen wir aber die Dinge nun anders, wie gestalten wir ein solches Leben neu? Entsinnen wir uns an dieser Stelle des „Vermächtnisses", das ein anderer Großer im Geiste uns hinterlassen hat:

„Sofort nun wende dich nach innen!
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

Es ist also „nicht draußen, da sucht es der Tor; es ist in dir, du bringst es ewig hervor". Der Ordnung der Dinge, die sich ihre Grundsätze von der nach außen gerichteten Begehrlichkeit vorschreiben läßt, tritt eine Lebensgestaltung von einem inneren Zentrum aus gegenüber. Haben wir diesen Punkt nur recht erfaßt, dann sind wir zu der entscheidenden Stelle unserer heutigen Besinnung aufgestiegen. Aber nehmen wir es doch ja recht ernst mit diesem Erfaßthaben. Es ist nichts gewonnen, wenn wir uns der Stimmung unserer Feierstunde einmal hingeben und schönen Worten mit freundlicher Zustimmung lauschen. Was nun noch auszuführen ist, um den Gehalt unseres Fichteschen Textes auszuschöpfen,

das will weniger verstanden und begriffen als vielmehr gelebt werden. „Handeln! Handeln! Das ist es, wozu wir da sind.“ Es dreht sich auch in dieser Stunde nicht um ein besinnliches Schauen, sondern um ein tatkräftiges Aufbauen.

Jeder wird mit solcher Neuordnung bei sich selber anfangen müssen. Wir sind als Kinder unserer Zeit vielfältig in die Schlingen verstrickt, aus denen das Leben gelöst werden muß. Keinem bleibt es erspart, daß er sich immer wieder einmal dabei ertappt, wie ein nüchtern erwogener, auf sein liebes Ich nur zu genau eingestellter Zweck ihm der Maßstab aller Dinge ist. Bis in die kleinsten Verrichtungen und bis auf den Verkehr von Bruder zu Bruder hat diese geistige Verrottung, diese Verkümmerung jeder Regung selbstloser Hingabe übergegriffen. In solchem Umfange konnte, als wir bei der Scheidung des Wesenlosen vom Wesenhaften versagten, eine Geistesart unserer Herr werden, die im Grunde uns fremd und vielmehr in den Systemen des englisch-amerikanischen Pragmatismus heimisch ist, und die von sinnloser Verblendung eingetauscht wurde für edles deutsches Geistesgut. —

In vielen anderen, die immerhin für ihre Lebensordnung größere Zusammenhänge suchen, spukt der Irrtum nach, daß der Sinn und Wert auch des Menschentums sich restlos begreifen lasse, wenn wir von dem Zauberworte „Entwicklung“ einen recht ergiebigen Gebrauch machen. Entwicklung aus dem Leblosen zu den Anfängen des Lebens hin, von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen, vom Menschen zum Übermenschen. Der Mensch, vorwärts getrieben von einer großen rätselhaften Woge, die ihn emporhebt — aber ausgelöscht alles, was auf innerlich erschauten Tafeln als Gesetz seines Lebens über ihm stand. Kann das die neue Ordnung sein? Wir müssen die Frage verneinen. Und wenn auch diese Zeitkrankheit des deutschen Denkens sich besser einprägen und dann leichter meiden läßt, wenn wir ihr ein Kennwort geben, so sei es genannt: Es ist der Biologismus — in einer Sonderform: der Monismus —, der an seinem Teile geholfen hat, dem deutschen Geiste Quellen lebendigen Wassers zu verschütten.

Endlich ein weiterer Abweg. Ich nehme hier das Kennwort voraus: Es ist schließlich noch die Geisteshaltung des Psychologismus, der wir mit weiten Schichten unseres Volkes verfallen sind. Wir hatten gelernt, in seelische Zusammenhänge tief hineinzuschauen, hatten uns daran gewöhnt, jedes Erlebnis zu zerfasern und zu zergliedern, kamen schließlich dahin, mit psychologischen Methoden es dem Geiste vormessen zu wollen, wie hoch er sich erheben oder vielmehr nicht erheben könne, weil ja alles durch „Gesetze“ des Naturgeschehens geregelt sei. So schlich sich das Mißtrauen und Unverständnis des Psychologismus gegenüber der schöpferischen Tat der großen führenden Persönlichkeiten ein. Das Wort „Führertum“ wurde im Wortschatze einer Zeit überhaupt gestrichen, deren Lebensformen dann daran zusammenbrachen, daß in ihnen alles so hohl geworden war.

Ich habe geflissentlich hier ein paar Schlagworte eingestreut, habe mich dabei verweilt, die Lehre einiger Modeströmungen im Geistesleben unserer Zeit kurz darzulegen, um zu zeigen, wie es dem Suchenden heute gar nicht so leicht ist, sich zu der wahren Ordnung, die künftig erblühen soll, hindurchzufinden. Es sind uns von allen Seiten her schon längst geschäftig und rührig Hilfsmittel dafür an-

geboten worden, wie wir mit dem Leben weiterkommen könnten. Hier heißt es sorgfältig prüfen, damit nicht ein falscher Lockruf uns täusche. Entsprechend dem Ernste unserer Gegenwart, in der wir an einen neuen Anfang gestellt sind, ist unsere Verantwortung gewachsen für die Wahl des richtigen Weges, für die nach dauernden Hochzielen gerichtete Lebensführung. Und — das wird uns in diesem Zusammenhange nun besonders deutlich — es ist im Grunde doch das Bekenntnis dazu, wie wir uns für das neue Werden doppelt und dreifach mitverantwortlich fühlen, was sich in dem Leitgedanken unserer Zusammenkunft, „Unsere Toten und wir“, aussprechen sollte.

Nehmen wir in unser Bewußtsein zu dem starken Gefühle der Verantwortlichkeit noch einen zweiten Leitgedanken auf: den der Hingabe, so sind wir schon nahe zum Kern der neuen Ordnung vorgedrungen, deren Wesen ein letzter Teil unserer Besinnung uns nun erkennen lassen soll. Es ist freilich schwer, sich über diese Belange verständlich zu machen. Die Schwierigkeiten wechselseitiger Verständigung liegen hier darin, daß es dem nur noch an realistische Erwägungen gewöhnten, einseitig ding- und seinsgläubigen Menschen unserer Zeit vorkommt, als werde in einer fremden Sprache gesprochen, wenn ihm die schlichten Grundgedanken des deutschen Idealismus, die Grundzüge einer Sollensgesetzlichkeit, die letzten Sinn- und Wertzusammenhänge aufgezeigt werden sollen.

Und doch: „Es ist daher kein Ausweg: Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“ Das „Ihr“ in diesem Satze meint diejenigen, die sich der deutschen Sendung bewußt sind, eine Kultur der Innerlichkeit zu schaffen und einen solchen Lebensstil all den tausendfachen äußeren Hemmungen gegenüber tatkräftig durchzusetzen. Sie sind oft sehr unpraktisch, diese Menschen im Geiste. Bringen sie es doch etwa fertig, mitten im schönsten Geschäfte ein lautes Halt zu rufen, weil ein inneres Gesetz es ihnen verbietet, aus ihrem Handeln einen — wüsten Schacher werden zu lassen. Dann spielt das gewaltig überlegene Lächeln um die Lippen der anderen. Wenn es hoch kommt, wenn sie es überhaupt für eines aufgeklärten Kopfes würdig halten, dann beginnen sie beredt zu beweisen, wie es verfehlt sei, das Leben nach höheren Leitgedanken zu richten, „weil es sich nicht ausführen lasse, und weil denselben in der wirklichen Welt, so wie sie nun einmal ist, nichts entspreche; ja — so führt Fichte diese Erwägung weiter fort — es ist zu befürchten, daß der größte Teil der übrigens rechtlichen, ordentlichen und nüchternen Leute so urteilen werde, denn obgleich in allen Zeitaltern die Anzahl derjenigen, welche fähig waren, sich zu Ideen zu erheben, die kleinere war, so ist doch ... diese Anzahl nie kleiner gewesen, als eben jetzo“. Was soll nun werden, wenn der Geist dieser vielen, die Fichte mit so scharfem Spotte die Rechtlichen, Ordentlichen und Nüchternen nennt, das allgemeine Leben zu bestimmen sich anmaßt? Wir haben von dem Rechte, das den Wucher und das Schiebertum deckt, von der Ordnung, die heilloseste Verwirrung organisiert, und von der Nüchternheit, die furchtbarste Kälte ist, doch übergenug als Gift in unserm Volkskörper sitzen, das endlich herausheilen muß. Fichte fährt an der zuletzt angeführten Stelle fort: „Wenn es unmöglich ist, in diesen den einmal ausgelöschten Funken des höheren Genius wieder

anzufachen, muß man sie ruhig in jenen Kreisen bleiben, und insofern sie in denselben nützlich und unentbehrlich sind, ihnen ihren Wert in und für denselben ungeschmälert lassen. Aber wenn sie darum nun selbst verlangen, alles zu sich herabzuziehen, wozu sie sich nicht erheben können, wenn sie z. B. fordern, daß alles Gedruckte sich als ein Kochbuch, oder als ein Rechenbuch, oder als ein Dienstreglement solle gebrauchen lassen, und alles verschreien, was sich so nicht brauchen läßt, so haben sie selbst um ein Großes unrecht." Dieses Unrechtes, das von den kalten Verstandesmenschen ausgeht und unsere Arbeit an uns selber und an den uns anvertrauten Menschen hemmen will, müssen wir uns mit allen Kräften erwehren.

Es gehören zu solcher Wehrhaftigkeit natürlich Mut und Selbstvertrauen. Ja, was als haltlose Schwarmgeisterni so oft mißverstanden und verspottet worden ist, der deutsche Idealismus, das hat sich letzten Endes zu bewähren als die rücksichtslose Forderung, der unbeugsame Wille, die entschlossene Tat, aus dem endlosen Strome der Vielzuvielen endlich herauszutreten, die dem äußeren Erfolge als dem Trugbilde eines Lebenszieles nachjagen und von dem Scheinwesen des „Fortschrittes" sich getragen und getrieben fühlen. Es sind oft belächelte und vom modernen Menschen „natürlich" längst „überwundene Dinge", die eine idealistische Lebensordnung so — dem bequemen Herkommen entgegen — wieder in den Mittelpunkt stellt: Das selbständige, unbestechliche Gewissen, das dem edlen Menschen die „Sonne seines Sittentages" ist; gläubiges Aufschauen zu dem Ewigen, das im geschichtlichen Leben sich seine Gestaltungen schafft; maßvolles Sichbescheiden den weiten Zusammenhängen gegenüber, in die der einzelne sich eingeordnet weiß; Vertrauen auf das Führertum, zu dem begnadete Menschen berufen sind; Ehrfurcht vor kulturschöpferischer Tat, wo immer sie aus dem Alltäglichen leuchtend hervorbricht; Hingabe an das, was als der letzte Sinn des Lebens und der höchste Gehalt alles Geschehens über uns steht und als das Absolute im Wandel der Zeiten unverrückbar beharrt. All diese einzelnen Einsichten, die deutsches Forschen aus tiefen Schächten zutage förderte und eine nur zu oft vergessene und schamlos verleugnete Überlieferung uns als Erbe anvertraute, fügen sich zu dem inneren Kerne zusammen, zu dem „Zentrum da drinnen, daran kein Edler zweifeln mag". Haben die Kämpfer draußen uns, die wir es ernst nehmen mit unserer Nachfolge und mit dem Verständnis ihres Opfers, eine solche Gewißheit neu erstritten, dann eben war, was als ein gewaltiges Geschehen über Europa hinwegging, für uns eben doch kein Unterliegen, sondern ein Sieg· und dann wird die Untergangsstimmung, in die viele sich jetzt verlieren, einer Morgenröte weichen, die strahlender als je zuvor über dem Abendlande aufgeht.

Das ist die Botschaft, die wir aus unserm Thema heraushören können, wenn jeder von uns ist oder wird, was er werden soll. Dazu muß freilich jeder sein Damaskus erleben; die große innere Entscheidung für das neue Leben setzt ein, wenn jeder dessen inne wird, daß auch an ihn eine Berufung zu Höherem erging. Es klingt vermessen, muß aber doch einmal ausgesprochen werden: der Niedergang oder Aufstieg unseres Volkes hängt auch davon mit ab, wie wir heute auseinandergehen. Bleibt es dabei, daß unsere Feier wieder nur klingende Worte ertönen ließ, denen keine Taten folgen, dann komme das Schicksal

über uns, das auch wir so selbst als unser verdientes Los bestätigten. Dann sei es aber auch das letzte Mal gewesen, daß wir von „unsern Toten“ sprachen. Denn was in dunkeln Stunden verzweifelten Seelen oft schon zu drohen schien, das wird dann erst wahr: sie sind dann erst tot für uns, und selbst unser Leben wird, wofern wir es weiter so nennen wollen, ein leeres Schauspiel, dessen wir uns schämen sollten. Fangen wir aber in dem Augenblicke, in dem ein höherer Gedanke in uns Wurzel schlug oder ein Willensantrieb in uns zündete, so daß das Feuer der Läuterung und der Begeisterung für unsere Sendung auf unser ganzes Wesen übergreift — beginnen wir in dieser Stunde damit, an uns selber eine neue Lebensordnung durchzuführen, dann stehen die Verklärten uns als Weggenossen wieder zur Seite und lassen ihre Hand nicht mehr aus der unseren. Allerorten bricht dann aus dem, was jetzt so wüst darniederliegt, Neues, Lebensvolles, Jugendliches und Starkes durch. Sei es in der Art, wie einer zum andern wieder in reinerem Vertrauen, mit ehrlicherer Achtung und mit Liebe redet; sei es in der schlichten Selbstverständlichkeit, mit der wir uns in eine einfachere Lebenshaltung fügen, indem wir alle Nöte durch Bescheidung unserer Ansprüche überwinden; sei es in der Freudigkeit, mit der Blumen in ein Fenster gestellt oder Form und Farbe eines Kleides feiner abwägend und unbeirrt durch modische Launen gewählt werden. Im Streite politischer Überzeugungen spricht sich weniger Haß und mehr Verstehen aus. Eine Hochzeit wird mit tieferer Anteilnahme als „hohe Zeit“ gefeiert; einem Kinde wird froher entgegengegangen. Im Gebete kreisen die Gedanken näher und freier und gesammelter um das Hohe über uns. — Wo soll man anfangen und wo aufhören! Die neue Ordnung, die neue Lebenshaltung wird unerschöpflich sein in der Fülle dessen, was vom „Zentrum da drinnen“ aus gestaltet werden will und neu werden kann. Freuen wir uns dessen und danken wir es dem Schicksal und mit ihm seinen Wegbereitern, daß wir zur Eroberung solchen Neulandes bestellt worden sind, daß die Berufung zu solchem Neuaufbau an uns lauter erging als an frühere Geschlechter. Uns ist ein neuer Anfang gegeben. Verstehen wir die Zeichen der Zeit!

Blühend steigt ein Rauch ins Blau

Von Walther Lentz

Blühend steigt ein Rauch ins Blau
tief aus Tales Morgengründen.
Alles will ins Lichte münden,
alles strebt zu weiter Schau!

Wie sich's laut im Walde regt,
Jubel tönt aus vollen Kehlen,
höher wird und höher schwelen
Fahne, die ein Wind bewegt

leuchtend um der Berge Wand —
und verfließt im Weitersteigen
keusch ins uferlose Schweigen.
Aufgeschlagen liegt das Land.



Ein lübischer Junker
Novelle von Eilhard Erich Pauls

Die „Susanne von Holstein“ war eine schmucke Schnigge gewesen, als sie im Gefolg der stolzen Koggen, der schnellen Briggs und breiten Kutter ausgesegelt war, um gegen König Christiern zu kriegen. Damals läuteten die Glocken von Sankt Marien ihren Segen freigebig den üppig geschwellten Segeln nach, damals winkten die schönen Mädchen vom Ufer her mit bunten Tüchern, und die Ränder der Trave waren beidseits vom bunten Herbst strahlend vergoldet. Das Fähnlein war zu früh an die Stange gebunden, selbst die schmucke Schnigge, so leichtfüßig sie auf den blauen Ostseewellen getanzt hatte, war gerupft worden und kehrte trübsinnig heim mit zusammengerollten Segeltüchern und ließ die Flagge am Mast wie ein zerzaustes Jungfernkränzlein hängen. Dezemberregen war da, kalt und unfreundlich, und eine frühe Nacht, hinter der sich die arme „Susanne von Holstein“ schamvoll verbergen konnte, und Junker Alf Schwerin schaute über die Bordwand ins graue Wasser hinein, das so unlustig war wie er, übers schwer hängende, verdorrte Schilf hinweg, das so müde war wie er, zu den Treidlern hin, die seine gute Schnigge am Taue heimzu zogen, langsam, und Junker Alf Schwerin hatte keine Hast, nach Lübeck mit der Prügel in seiner Jacke heimzukommen, die König Christiern von Dänemark den Hansestädten bereitet hatte. Aber da kam ein Reiterlein den Treidelsteg geritten, den schmalen Steg zwischen den stinkend moorigen Tilgenwiesen und der trägen Trave, nur die Treidler, gebückt in ihren schweren Tauen hängend, die matten Augen vor sich auf die Füße geheftet, achteten seiner nicht. Junker Alf sah, daß es ein Knabe war, der auf besinnlichem Eselein fürbaß ritt und trotz Abend, Regen und Dezemberkälte fröhlich und schier übermütig hinaussang. Das konnte freilich ein irdisch Knäblein sein, das seine Beine in zerrissenen Hosen von Esels Rücken herabbaumeln ließ und nicht fror, weil es aus zu kurzen Jackenärmeln die Hände tief in die Hosentaschen vergrub. Das Eselein trabte allein vergnüglich seinen Weg. Es konnte freilich auch in eines so etwa zwölfjährigen Menschenkindes jungen Augen ein helles Leuchten sein, das wußte alles Junker Alf, welcher aufgesprungen war und sich weit über Reeling legte. Aber das wußte Junker Alf auch, obwohl er schweren Herzens war, daß keines niederen Sterblichen Augen durch abendnächtlichen Dezemberregen wie zwei Sterne oder leuchtende Feuer herüberstrahlten. Nun hörte der Junker auch, was das Reiterlein vom Esel her ohne eigentliche Melodie, nur so in einem unendlichen Jauchzen vor sich hin sang, und wenn es Worte waren und nicht bloß Seligkeit, so blieb es in des Junkers Ohren haften:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke, — schenke euch mein Himmelreich.“

Junker Alf Schwerin, dem die Schnigge gehörte, rief die Treidler an, die standen sofort und reckten sich auf, langsam und mit tiefem Stöhnen und ließen die „Susanne von Holstein“ gleiten, aber der Junker wunderte sich nicht, daß keiner von ihnen den Jesusknaben hatte reiten sehen. Es war ihm, dem reichen

Adelsmanne einer sehr reichen Hansestadt, schon lange klar geworden, daß da ein falscher Satz zum wenigsten in der Bibel stand, und der war geschrieben, wenn er nicht wo anders auch noch zu lesen war, bei der Geschichte vom armen Mann mit Namen Lazarus, und lautete: Es begab sich aber, daß der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Denn der Junker meinte, es müsse der Mensch eine Seele haben, der zur Seligkeit kommen wollte. Und der Junker meinte, daß Armut die Seele töte auf Erden.

Nur, daß er das aus seinen Gedanken heraus hinspintisierte. Gedanken aber waren wie die Segeltücher seiner Schnigge, die zusammengerollt an die Rahen gebunden schräg gegen den Mast hingen. Das war jedoch ein ander Ding, wenn die Segel gehißt wurden und das Tuch knatterte, schlagend im Winde, und dann warf sich der Wind in die geblähten Segel und füllte sie zum Bersten. Dann machte die Schnigge einen Satz, und es gab keinen schnelleren Vogel weit über die Ostsee als die „Susanne von Holstein". Das war dann Leben, und Leben war mehr als Denken. Es sollte nichts erdacht werden in der Welt, meinte der Junker, es sollte nur erlebt werden.

Und so hatte das Eselreiterlein, das in dem Dunkel dahinten entschwunden war, in einem hingegossenen Jubel gesungen:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke, — schenke euch mein Himmelreich."

Junker Alf blickte auf, als die Treidelknechte wieder anziehen wollten. Aber er fürchtete sich vor der Heimatstadt. Lübeck lag hinter dem Walde, und noch eine Nacht wollte er zwischen sich und die Heimkehr schieben. So ließ er halten und die Schnigge am Ufer vertäuen.

Am anderen Morgen hatte der Junker Schwerin für sich und zwei seiner Freunde, die mit ihm an Bord der „Susanne von Holstein" gewesen waren, von seinem Israelsdorfer Hofe her Pferde kommen lassen, und im ersten Frühdämmer ritten sie selbdritt durch den Wald, auf dessen weichem Boden die Hufe ihrer Pferde lautlos blieben, und in dessen Nebelfeuchte ihre Leiber gestaltlos verschwammen. Denn es wäre dem Junker nicht lieb gewesen, mit der Schnigge im Hafen zu landen, überall und sofort als Besiegter, Geschlagener, Geprügelter erkannt. Er schämte sich und wollte sich schier im nassen Walde verkriechen.

„Ich wäre nicht heimgekehrt," begann der Junker —

„Wenn die Demut nicht zu Hause wär'", lachte sein Begleiter.

„Ich bin nicht stolz auf Geld und Gut. Ich bin nicht stolz auf Ruhm und Ehr' —." Der dritte der Reitenden sang, fast ebenso ohne eigentliche Melodie wie das Knäblein auf seinem Esel, als die Schnigge am dunklen Ufer entlang geglitten, in einem Spotte hin. „Wenn die Demut nicht wär', wenn die Demut nicht wär'!"

Junker Alf antwortete still hin ohne Empfindlichkeit.

„Die Demut ist mein Mädchen, und es gibt kein zweites wie dieses auf der Welt."

Es war ihm gar nicht recht, daß die andern beiden lärmend zustimmten. Ihm schien der Wald von ihrem Schreien in seiner morgenfrühen Unberührtheit geschändet zu sein, und es schien ihm ihr Jubel nicht zu seiner Demut zu passen.

Aber die Freunde machten von sich aus den Vorschlag, daß sie am selben Abend noch zu ihm in die große Burgstraße, wo die Demut ihm in seinem weiten Hause die Wirtschaft leitete, zum Essen kommen wollten.

„Wer wird uns sonst in der Heimatstadt begrüßen?“ sagten sie. „Weil wir geschlagen sind und ein Stück lübische Ehr' haben im Winde zerflattern lassen. Sie werden uns alle böse Gesichter schneiden, die Ratmannen und Bürgermeister und die Fräulein vom Zirkel. Aber die Demut schlägt die schönen Augen zu Boden und nickt uns einen holden Willkommen.“

Es war ihm nicht recht so, dem Junker Alf, der an sein Mädchen dachte, aber er tröstete sich damit, daß ihm bis zum Abend ein langer Tag allein mit seiner Liebe geblieben sei. Und Junker Alf war leicht zur Dankbarkeit gestimmt.

Auf dem Heiligengeistkamp trennten sie sich, und Junker Alf hatte noch einen kleinen Weg, den er allein in seinen Gedanken reiten konnte. In trübem Wetter, auf nasser Straße, unter schwerem Himmel ritt er dahin, er stahl sich heim, schaute scheu auf, wenn ein Mensch ihm entgegenschritt und versteckte sich in seinen Mantel. Es war nicht bloß deshalb, daß er zu den Besiegten gehörte. Er war freilich dann auch zum Diebe an dem Ruhm seiner Vaterstadt geworden, er hatte ihre Ehre geschmälert. Und es wäre das nur eine Gerechtigkeit gewesen, wenn er all sein Hab und Gut nun wegwerfen müßte, damit er selbst arm sei, der andere arm gemacht habe. Vielleicht doch, daß sein Geld und Reichtum der Heimatstadt einen Schaden wieder ausflicken könnte, den ihre Ehre durch ihn gelitten. Er blickte traurig vor sich nieder. Aber er war nicht deshalb traurig, daß er sich vielleicht vor der Armut fürchtete. Die Armut hatte ihm sein Mädchen geschenkt. Denn Demut kam nicht aus dem Kreise der Zirkeldamen, sondern war eines Landstörzers Tochter gewesen. Aber sie würde wieder in die Armut hinein müssen, und er fühlte es wohl, Demut war ein kleines, feines Mädchen geworden in seinen schützenden Händen, die Demut war ganz gewiß nicht heimisch, wo heiße Armut war. Es war nicht deshalb, daß er sich doch seines Reichtums schämte. Der Jubel der Knabenstimme klang noch in seinen Ohren:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke — schenke euch mein Himmelreich.“

Was war ihm denn all sein Reichtum, daß er den Jubel des Knaben hätte teilen dürfen? Er wußte schon, daß ihm aus all ihrem Nichtssein und Nichtshaben heraus die Demut mehr geschenkt hatte als er, wenn er sie mit weichen Tuchen kleidete und um ihren feinen Hals goldene Kettlein hing. Er schämte sich auf einmal seines Reichtums — eigentlich nur, weil er überhaupt tief im Gefühl der Scham steckte und weil er meinte, daß es ihm mit Recht zugeteilt war, ein allgemeines Gefühl besonders tief in seiner reizbaren Seele zu empfinden. Und er schämte sich seines Reichtums, weil doch weder ihm noch den Hansekaufleuten das rote Gold geholfen hatte, glücklich zu sein.

Und er hatte doch Demut und hatte sie lieb. Vielleicht, daß das arme Mädchen glücklich war, weil sie ihn lieb hatte.

So ritt Junker Alf durch das Burgtor in die Heimatstadt ein und sah den Giebel seines Hauses und sprang vom Pferde.

Eine kurze Zeit stand er allein in der weiten Diele. Beischlag und Küche waren leer, graue Fliesen auf dem Boden, weiß gekalkte Wände. Er sah sich um und fühlte ein Unbehagen sich ankriechen. Eine breite Treppe wand sich in die Höhe. Fast hoffnungslos blickte der Junker hinauf. Warum hing schön Demut noch nicht an seinem Halse? Und schluchzte und jauchzte, daß nur er wiederkommen war, und schmeichelte und tröstete, daß aller Kummer verflöge? Und war doch von Anfang an ein warmer Sonnenschein gewesen, stille Wärme, aber die zu Herzen drang. Er blickte durch das weite Gartenfenster hinaus, beinah in Angst, denn draußen begann rasch eintretende Dezemberkälte die grünen, blinden Scheiben mit Eisblumen zu überziehen. Es war immer Klarheit um schön Demut gewesen von da an, wo sie den ersten bescheidenen Schritt in diese Diele gesetzt hatte. Ein halb Dutzend Jahre waren es her, und aus einem weichen Jüngling war ein Mann geworden, der in Schande geworfen aus verlorenem Kriege heimkam und mit sich und dem Seinen nichts anfangen konnte. Und aus einem zehnjährigen Mägdlein, das wie ein verängstet Vöglein an seine Brust geflattert war, erblühte eine Jungfrau und nahm von seinem Herzen Besitz.

Er war einst über die Heide geritten und kehrte müde auf müdem Gaule zur Stadt zurück. Der Hund ließ die Zunge hängen und trottete hinter dem Pferdeschwanz. Die Herbstsonne wollte in Glut verscheiden, da stand das Mägdlein vor ihm, barbeinig und in dürftigem Röckchen mit langen, dünnen Gliedmaßen, und die eckigen Schultern zuckten durch das zerrissene Kleid, aber das goldene Haar leuchtete durch den Staub der Wanderstraßen, umstrahlt vom Heiligenscheine der Abendsonne. Und die hellblauen Augen waren mit Tränen gefüllt.

„Kommt zum Vater, Herr!“ hatte sie gebeten.

Also hatte Junker Alf sein Pferd an einen Baum gebunden, und abseits der Straße lag im Heidekraut ein sterbender Mann, ein Bettler, Schmutz im weißen Barthaar. Junker Alf kniete nieder, als der Bettler Mühe machte, sich zu erheben, und hörte das sterbensmüde Flüstern.

„Das Mädchen! Meine Tochter!“

Und die Hände griffen in seinen Arm, hielten sich gekrallt.

Junker Alf hatte hinübergeschaut, einen Blick nach dem Mädchen, und einen Blick in die Angst ihrer Augen, die ein erstes Mal den Tod im Menschenleben erkannten und sich weiteten, einen Blick, der schier erschrocken war und warm, weich wurde, um den schmalen Körper, dann hatte er des Sterbenden Hand aus der Verkrampfung glatt geschmeichelt.

„Ich sorge für das Kind!“

Und der Sterbende ließ sich ins Heidekraut zurückfallen und flüsterte seufzend den Namen des Mägdleins:

„Demut!“

Das kniete nieder und küßte des alten Mannes matte Augen.

In dem Sterbenden war aber mit dieser letzten Tröstung der Widerstand gegen das Sterben versunken, der Widerstand gegen alles, was menschlicher Wille gefangen halten konnte. Eines nur war noch in ihm, kein Erleben mehr und kein Einzelmenschentum, es war der Rest, der schale Rest, der Ertrag eines Menschenschicksals. Das hatte er noch zu sagen, und Junker Alf hörte und verstand:

„Du hast mich betrogen, Gott, und darum fluche ich dir!“

Der Junker machte eine Bewegung, als wollte er den Mund des Sterbenden schließen.

„Du bist verächtlich geworden mit deiner Welt, und darum verachte ich dich.“

Ein haßerfüllter Blick löste sich noch einmal aus den brechenden Augen des alten Mannes, das war der letzte, welcher den Junker traf und sich an ihn heftete.

„Aber du bist zum Teufel geworden in den Reichen, und darum hasse ich euch!“

Der alte Mann streckte sich, und Junker Alf schloß ihm die toten, haßerfüllten Augen. Das Mägdlein hatte gehört und in ihrer Seele aufgenommen, was sie nicht verstanden hatte. Sie folgte willig dem Junker, weinte, aber ließ die Tränen trocknen, denn eine sachte Hand führte sie. Eine sachte Hand und weckte die Sonne, die still in ihr wärmte.

So hatte es begonnen. Junker Alf schreckte zusammen und warf die Erinnerung einer kurzen Minute von sich. Er schritt zur Treppe hin, da kam die Demut herab und barg sich an seiner Brust.

Es waren auf einmal alle auf der Diele und starrten nach der Treppe, die im Hause waren, Stallknecht und Magd und Köchin und Gärtner, und flüsterten miteinander und duckten sich voll Scheu, wenn des Herren Blick sie traf, und wiesen einander nach den beiden, die auf der Treppe sich umschlungen hielten. Und Demut weinte.

Da zog der Junker sein Mädchen in ein Zimmer hinein und schloß die Tür fest hinter sich, und das arme Mädchen warf sich erneut an ihn und verbarg den Kopf auf seiner Schulter. Es war seiner Schulter eine schwere, schwere Last. Und Demut weinte.

Da wußte der Junker, daß er sein Mädchen im Wiederfinden verloren hatte.

Einst war es anders gewesen. Einmal hatte er Abschied genommen von einem kleinen Mädchen, das seit drei, vier Jahren in seinem Hause aufwuchs, das er sah, wenn es seinen Weg kreuzte, und vergaß, wenn es aus seinen Augen war. Er hatte nur einem kleinen, fremden Mädchen die Hand zum Abschiede reichen wollen. Ein feuchter Blick, scheu von unten aufgeschlagen, fragend, suchend, hatte sein Herz getroffen. Da hatte er sie in seine Arme genommen, und sie hatte weltenfern gelächelt, als er sie ein erstes Mal küßte. Da waren sie in Jubel ineinander geflossen und hatten ihre erste scheue Liebe gekostet, ehe der Junker das Pferd bestieg. Im Abschied gewonnen, im Wiedersehen verloren. Junker Alf war nicht zornig, nur müde und traurig und schüttelte den Kopf, wenn er um sich Reichtum und Behaglichkeit erblickte.

Er wollte die Tränen trocknen, die noch immer flossen.

„Es kommen Gäste heute abend, Demut“, sagte er und ergriff ihre Hände. „Richte zum Essen.“

Ganz verzagt antwortete das Mädchen: „Es kommt auch einer, mich zu sich zu nehmen.“

Des Junkers Hände zuckten doch im Schmerze, und sein Gesicht verzerrte sich zum Zorne. Aber das Mädchen, ohne den Blick aus ihrer Demut zu erheben, bleich im Antlitz und zitternd, strich den Zorn und das Beleidigtsein aus seinem Gesichte.

„Nicht so, Alf", flüsterte es. „Ein Prophet ist aufgestanden." Aber die Demut floh vor ihm aus dem Zimmer.

Junker Alf erfuhr es von seinen Leuten, ehe der Abend kam. Er brauchte nicht danach zu fragen, sie waren voll davon, und die ganze Stadt war voll davon, daß die Niederlage der Hanseflotte eindruckslos an ihnen vorübergegangen war. Ein Prophet war aufgestanden; von der Rampe vor der Jakobikirche aus predigte er zum Volke. Seit Tagen schon und war in dieses Haus gedrungen. Junker Alf hörte und zuckte verächtlich die Mundwinkel. Er glaubte an alle Wunder, aber darum glaubte er an keine Propheten.

Am Abend kamen die Freunde. Und Demuts Augen, die den Tag über in Betrübnis gewesen waren, taten sich zu rundem Entsetzen auf. Von draußen brachten sie die scharfe Kälte mit, die jählings über das Land gefallen war, drinnen trieben sie es zu heißem Übermut.

„Sie haben gar keine Zeit für die Prügel, die König Christiern uns ausgeteilt hat", schalt der eine. „Sie haben den Propheten und laufen ihm nach."

„Drei Koggen sind untergegangen," antwortete Junker Alf, „und dreimal einhundertundzwanzig Mann sind in der Ostsee ertrunken."

Schön Demut seufzte tief, aber der Junker lachte sie aus.

„Ein Nichts ist das gewesen", schalt der Freund. „Denn sie toben darüber hin und folgen dem Propheten."

„Es waren alles Lübecker Bürgersöhne", antwortete Junker Alf. „Bring' Wein, Demut, wir wollen sie feiern!"

„Denn wir leben", antwortete der Freund. „Sie aber ertranken."

Demut ließ den Wein bringen, aber sie trank nicht, saß abseits und lauschte nach draußen, von wo sie den Propheten erwartete. Gelächter, Lärm und Lieder rauschten an ihr vorüber, denn nur ein Sang war in ihr, der trieb sie aus diesem Hause, und das war ein Lied, das von weither fordernd klang. Ein alter Mann lag im Heidekraut, sterbend, und das Mägdlein kniete vor seinen Flüsterworten.

„Und weil die Welt versinkt, versinkt — trinkt, Brüder, trinkt!" sangen die Freunde.

Einmal stand Demut wohl auf, dem Liede folgend, das in ihrer Seele sechs Jahre lang geschlafen hatte und wach geworden war, und trat zu des Junkers Stuhl heran.

„Ich höre die Worte des alten Vaters", flüsterte sie.

Junker Alf sah kurz zu ihr auf. Dann riß er sie zu sich auf seine Knie. Die anderen brüllten im beifallenden Jubel, schön Demut wagte erschrocken kaum sich zu wehren. Mit lodernden Augen, trunken, aber nicht vom Weine, zehrte der Junker an ihrer Gestalt. Und flüsterte heiser die Antwort des alten Mannes.

„Du hast mich betrogen, und darum fluche ich dir!"

Schön Demut schüttelte schmerzlich den stillen Kopf.

„Du bist verächtlich geworden, und darum verachte ich dich."

Schön Demut antwortete ganz leise, und wenn Junker Alf es nicht wußte, konnte er ihr Flüstern nicht verstehen.

„Ich habe dich lieb gehabt."

Da lachte Junker Alf. Er preßte nur einen letzten Kuß auf die Lippen des Mädchens.

„Aber du bist zum Teufel geworden in den Reichen, und darum hasse ich dich!"

Und sprang auf, schön Demut flüchtete vor ihm. Und er hob sein Glas, trank und zerschmetterte es an der Wand.

„Nichts rührt uns die Not der Kleinen," schrie er, „denn sie tanzen über ihrer Schande. Wir leben und leben im Besitze. Darum trinkt, Freunde, trinkt! Ach, es ekelt mich, ich habe Überdruß an diesem Leben."

Die Freunde tranken und zersplitterten wie er ihre Gläser an den Wänden. Da führte schön Demut den Propheten in den Saal. Der stand und schaute mit grimmig flackernden Blicken gegen die übermütige Freude an. Schüchtern verschwand Demut an seiner Seite. Junker Alf ging ihm lächelnd entgegen.

„Also du hast mir mein Mädchen gestohlen?" Er hielt ihm ein Weinglas hin und spottete, als jener es ihm aus der Hand schlug.

„Das Mädchen," antwortete er hart, „habe ich gerettet."

Aber Junker Alf lachte laut.

„So predige uns, Prophet!" forderte er verächtlich.

„Komm zu den Armen", antwortete der andere. „Dem Volke predige ich, nicht den Reichen." Und ging und zog das Mädchen mit sich fort. Es folgte ihm gesenkten Hauptes, und es war dem Junker ein letzter Schmerz, daß sie sich nicht ein armes Mal nach ihm umschaute. Aber er lächelte herb. Er wandte sich den Freunden zu.

„Wir wollen wissen, was den Hanseleuten wichtiger geworden ist als die Schande ihrer Waffen", sagte er. „Wissen will ich, was mir mein Hab und Gut verleidet hat", fügte er leiser hinzu und forderte die Freunde auf, ihm zu folgen.

Auf dem Koberg vor der Jakobikirche fanden sie den Haufen Volkes. Im frischgefallenen Schnee stand er, und nur von diesem Schnee aus ward der abenddunkle Platz erleuchtet. Die Sterne flimmerten hernieder, und in der Kälte ihrer Lumpen drängte sich die Masse des armen Volkes. Sie achteten nicht auf die paar Vornehmen, die in Pelze gehüllt sich unter sie mischten. Sie flüsterten bang miteinander. Ein paar Weiblein knieten nieder und beteten, die alten Männlein vom Heiligengeistspittel zitterten und waren wie verängstete Kinder. Ein junger Bursch stieß einen heiseren Schrei aus. Aber ihre Augen waren auf die Rampe gerichtet, wo sich der Rotdornenkranz in der Last jungen Schnees um den Turm der Jakobikirche legte. Ihre Augen brannten und gierten nur nach einer Ecke der Rampe. Und wilde Schreie rangen sich aus ihrer Brust, als der Prophet dort erschien.

Es schnitt dem Junker noch einmal durch das Herz, daß schön Demut in ihrer süßen Anmut neben dem Manne stand, vor allem Volke stand und sich preisgab. Denn es war Gier in den Blicken der erregten Männer, es wuchs Haß aus den Augen der wilden Frauen. Sie waren außer Band und Fesseln gekommen, die Besitzlosen Lübecks, die Armen und Gehetzten. Die ohne Seele waren, dachte der Junker.

Der Prophet hob die Hand, da legte sich das Schweigen der Sterne auf die Mäuler der Menge. Ach, Junker Alf sehnte sich zur Sterneneinsamkeit hinauf.

„Wehe Sodom und wehe Gomorrha!“ begann der Prophet. „Denn der heilige Gott ist der Welt Sünden überdrüssig geworden. Und wehe Babylon, der großen Hure am Meer! Ich habe die laute Stimme aus dem Tempel gehört, die zu den sieben Engeln sprach: Gehet hin und gießet aus die Schalen des Zornes auf die Erde. Und der Engel Gottes wird die Schale ausgießen in dein Meer, und es wird Blut als eines Toten, und alle lebendige Seele stirbt in dem Meere. Heute oder morgen!“

Sie stöhnten in Angst und duckten sich vor dem Brausen der Prophetenstimme. Der streckte seine Hände gegen die Sterne und warf den Fluch Gottes über die Menge.

„Denn sie haben Gott nicht die Ehre gegeben, darum sollen sie in Schande kommen“, schrie der Prophet. „Sie haben zum goldenen Kalbe gebetet, darum werden sie in den Mist getreten. Und wenn Gott ihre Koggen vernichtet hat und ihre Flotte zerschlagen, so begann der Tag des Gerichtes. Heute oder morgen!“ schrie der Prophet.

Und als ein Winseln der Bangnis ihm antwortete, jauchzte er über die Menge weg: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt!“

Junker Alf riß seine Freunde heftig zusammen. Und die drei schlugen eine gelle Lache an, die peitschte über den Platz.

Daß schön Demut ihr Antlitz mit den Händen bedeckte, sah nur Junker Alf. Aber der Prophet fuhr im Jähzorn empor, und wütende Fäuste, wilde Schreie zuckten gegen den Junker. Und der Prophet geißelte die Wut.

„Der Herr ist grimmig ihrer Unzucht“, schrie er und überschrie sich, daß sie ihn hören mußten. „Darum hat er beschlossen, die Erde zu vernichten. Heute oder morgen! Warum seid ihr bange und fürchtet euch vor dem Tode? Ihr seid nicht schuld —“ Und sein Hohn riß die letzte Bändigung von ihrer Wut. „Ihr gehet in Gott ein, wann die rote Flut euch brennt. Wenn ihr sterben müßt, sterbt ihr ihretwegen. Ihr seid ja auch ihretwegen gestorben, wenn es gegen König Christiern ging.“ Und sein schneidendes Lachen hallte in ihrem Gellen, ihrem Schreien, ihrem Wüten wieder.

Sie drangen auf Junker Alf ein. Denn Junker Alf stand allein, und als er sich umsah, wußte er, daß seine Freunde entwichen waren. Er lächelte kaum. Er sah ihnen ruhig entgegen und genoß die Verächtlichkeit ihres Wahnsinns. Geifer auf ihren Lippen, Haß in ihren Augen, Messer in ihren Fäusten. Junker Alf wartete noch. Er hörte ein leises Weinen in allem Lärm. Ehe der erste Schlag ihn traf, sprang er zur Rampe empor und stand neben dem erschrockenen Propheten und neben Demut. Demut suchte den Propheten zu schützen vor ihm. Das sah er und das fraß an seinem Herzen. Dann schrie er gegen das Volk an.

„Dort steht mein Haus!“ schrie er und wies gegen die Burgstraße. „Ihr kennt mich. Geht hin, denn ich schenke euch meine Habe.“

Und er lachte.

Sie stutzten, sie gierten, sie brüllten, und sie liefen übereinander weg, daß sie die Ersten wären beim Rauben.

Junker Alf wendete sich zum Propheten.

„Ich hab' noch einen Pelz auf dem Leibe, den schenke ich Euch", sagte er. „Da Ihr doch nicht mit den andern um die Wette laufen könnt." Sein Verachten konnte nicht herzlicher werden, da jener den Rock nahm.

Schön Demut weinte nicht mehr. Aber sie ging nicht mit dem Propheten, als der von dannen schied.

Junker Alf war allein auf der Rampe. Ringsum zertretener Schnee, oben die Einsamkeit der Sterne, aber im Herzen eine Leere, die wehe tat. Ein wenig lauschte er in die Ferne, wo der Lärm der plündernden Rotte verklang. Dann schritt er hinweg, müde, überdrüssig.

Irgendwo fand er einen Wagen auf der Straße stehen. Als er unter ihn kroch, grunzte ihm ein Schwein entgegen.

„Weg da, hier liegt ein lübischer Junker", sprach er und legte sich zum Schlafen.

Die Sterne tanzten in jäh fallender Kälte, und eisiger Winter strich durch die Straßen.

Aber auf seinem Eselein ritt der zwölfjährige Knabe durch die Straßen und ließ die nackten Beine herunterbaumeln, und das selige Leuchten seiner hellen Augen strahlte durch Nacht und Winterkälte. Und dieses selige Leuchten traf den schlafenden Junker und weckte ihn und füllte seine Leere mit dem Lichte dieser hellen Jesusaugen. Nun hörte der Junker auch, was das Reiterlein vom Esel her ohne eigentliche Melodie, nur so in einem unendlichen Jauchzen vor sich hin sang, und wenn es Worte waren und nicht bloß Seligkeit, so blieb es in des Junkers Ohren haften:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke — schenke dir mein Himmelreich."

Und Junker Alf schloß seine Augen und schlief selig ein.

Am anderen Morgen fanden sie seinen erfrorenen Leib.



Sonntagnachmittag · Von Kurt Arnold Findeisen

Und manchmal klingt durch Wände ein Klavier,
Gedämpft am Sonntagnachmittag.
Du bist allein im Haus. Und nur der Pendelschlag
Der Uhr ist noch bei dir.

Dann spielt der fremde Spieler deine Qual,
Und alles Gestern drängt sich wieder näher
An dein mit Müh' zur Ruh' gebrachtes Herz.
Du lächelst kahl. —
Und deine Wünsche springen auf wie Spätzer — —



Die Ahnentafel

Von Ludwig Finckh

Die Ahnentafel ist die mathematische Feststellung der Unsterblichkeit. — Als ich diesen Satz geschrieben hatte, schlug mir das Gewissen. Man hat mir meine Ahnenzahlen nachgerechnet, und mehrere richtige Mathematiker bewiesen mir — mit algebraischen Gleichungen und Wurzeln —, daß sie falsch seien; jeder kam zu einem anderen Ergebnis. — Mir selbst fiel die Rechnung nicht schwer. Ich bin in der Mathematik einmal beinahe durchgefallen; ich konnte mich also nicht auf meine eigenen ungenügenden Kenntnisse verlassen, sondern habe einfach, wie früher auch, abgeschrieben. Die Zahlen stehen in dem „Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung“ von Friedrich Wecken. Übrigens hat mir ein freundlicher Mathematiker auch ausgerechnet, bei welcher Ahnenzahl wir auf das eine Elternpaar im Paradies zurückkommen. Ich will auch gar nicht recht behalten. Wir können zuletzt immer noch Einstein anrufen. Der wirft uns dann alle miteinander um.

Nein, mit Mathematik habe ich nichts zu schaffen. —

Aber Schicksal steckt in einer Ahnentafel, ewiges Leben der Zelle, Untergang und Erneuerung. Alle diese Tausende von Menschen haben einmal geboren werden müssen, und das war vielleicht gar nicht immer so einfach. Sie alle mußten irgend etwas lernen und sich einen Hausstand gründen; sie mußten sich einmal verheiraten, und auch das konnte Schwierigkeiten haben. Glück, Kummer, Leid und Not gingen an keinem vorüber. Und alle mußten sie einmal gestorben sein, sie konnten die Summe ihres Lebens ziehen, und nach vollbrachtem Tagwerk hinüberschlummern. Viele Tränen sind um alle geweint worden. Jedes war ein Vater oder eine Mutter.

Wenn man dies bedenkt, wird man vorurteilslos; Ahnenforschung macht frei. Man wird so klein dabei vor dem Sensenklang der Zeit, und doch wieder froh und kraftbewußt, und willens, selbst wieder einen guten Weg zu gehen. Es gibt nichts zu protzen dabei. Denn dicht neben dem Ruhmvollen, das dem Ehrsüchtigen den Kamm schwellen lassen kann, steht das Arme und Traurige, das in Gottes Namen in jedes Menschen Leben vorhanden ist. Das macht wieder fein demütig. Auf und ab, Berg und Tal, Wellenbewegung — das ist die Ahnentafel. Und wer sie richtig versteht, der freut sich an ihrem Wechsel und ihrer Weisheit. Spiegel des Menschenlebens!

Nein, es sind keine toten Zahlen, die so nüchtern mit mathematischen Gleichungen abzutun sind. Überall steht etwas zwischen den Zeilen, Arbeit von Händen, Flammen von Hirnen, Zucken von Herzen. Nicht um mich zu brüsten oder um mich zu schämen, sondern um an einem Einzelfall die Vergänglichkeit des Irdischen und das Überspringen des Funkens zu erweisen, blättre ich in dem lebendigen Buch. Ein greiser Forscher, Dr. Gottfried Maier, hat es mir gebunden. Es umfaßt 2200 Ahnen.

Mein ältester Ahne väterlicherseits trägt die Zahl 1 128 508. Er hieß Hartmann Haupt, 1352 selig, und seine Tochter Haile Haupt. Sie heiratete den Fritz Gaisberg, Stammvater der Herren von Gaisberg; und da steht auch gleich noch ein anderes edles Geschlecht, Jakob Walter Kuhorn von Fürstenfeld, Bürgermeister zu Stuttgart 1498, — stiftet mit seiner Frau den Ölberg zu St. Leonhard in Stuttgart.

Alt Sebastian Finckh, † 1644, wurde von einem Knaben morgens 8 Uhr an seiner Einfahrt mit der Armbrust durchschossen.

Johannes Brenz von Weilderstadt, der Reformator Württembergs, gibt seine Tochter Agathe dem Kanzler Mathias Hafenreffer von Tübingen zum Weibe.

Der Vogt Konrad Fauth von Cannstatt wurde 1517 enthauptet.

Der Bürgermeister Johann Hegel wandert aus Kärnten nach Großbottwar ein und wird der Stammvater des Philosophen Hegel und des Dichters Karl Philipp Conz.

Johann Valentin Andreä, Doktor der Theologie und Abt von Bebenhausen, sinnt auf die Albberge hinüber. Konrad Hartmann von Efferenn, Adelsritter zu Köln, klirrt mit seinem Schwert. Elisabeth Edle von Plieningen, Major von Brecht, die Besserer von Ulm, die Kapff von Schorndorf zahlen ihren Sold. Die Seele wandert. —

Meine Ahnen mütterlicherseits stehen nahe an meinem Herzen. Sie haben sich aus engen Verhältnissen heraufgeschafft zu starken Menschen. Viele waren Handwerker. Und da man nichts von ihnen kannte als ihre Armut, so grub ich nach. Und grub ihre Wurzeln aus: 52 Bürgermeister, Schulzen und Magister, darunter die berühmten Bürgermeister Joß Wyß von Reutlingen, Philipp Laubenberger, der Meisterjäger Michael List von Pfullingen, der Stammvater Friedrich Lists, Johann Felder, Burgvogt auf Einsiedeln 1480. Daneben auch viele „kleine Leute", Weber und Totengräber; eine, Katharina Dorn, 1578, wird bei ihrem Tod „Badreiberin" genannt. Einer, Johann Jakob Reiff, Stabschultheiß in Oberhausen, erhält beim 50jährigen Ehejubiläum 1770 einen Eimer Wein von der Gemeinde. Einer, Urban Fasnacht, genannt Krummhals, wird 1675 wegen Hexerei verbrannt; dasselbe Schicksal hatte vor ihm schon eine Ahnfrau, Maria Schmid, erlitten. Eine Unglückliche hat sich 1768 in der Echaz in Pfullingen ertränkt, nachdem sie drei Tage umhergeirrt.

Ein Vorfahre, Daniel Votteler, Hutmacher, hatte 3 Söhne. Der eine ging 17jährig nach Paris zur französischen Revolution und starb dort im Spital, im „Gasthaus zum Herrgott"; man würde ihn heute Edelspartakist geheißen haben. Und, was bezeichnend ist: er war Nachtwandler. Der andere Sohn wurde Pfarrer zu Neuweiler; der dritte ist mein Urgroßvater. —

Dann wieder taucht die Glockengießerfamilie Kurtz auf, welcher der Dichter Hermann Kurtz entstammte, die adligen Familien von Wernwag und von Mansperg, die alten Namen Bantlin, Eisenlohr, Gayler, Knapp, Laiblin, Fizion, aber auch die Kindsvatter, Käsbohrer, Windbeer, Sterneißen, Mutschelbeck, Schreijäckh, Kiefuß und Kübelwein.

Und da, halt: Anna Maria Jud von Metzingen. —

Man hat mich gefragt, ob ich bei meinen Forschungen irgendwann auf einen Juden gestoßen sei, und ich mußte antworten: auf keinen einzigen. Und da stand eine leibhaftige Jud vor mir, geboren 1601. Aber wie war das: ihr Großvater stand schon im Kirchenbuch, Hans Jud, Krämer in Metzingen, die Familie war schon lange dort ansässig — Maria, Johannes, Adelheid, Auberlin —, und sie hieß schon 1454 so. Es muß also ein Übername gewesen sein, für einen, der kaufmännisches Talent entwickelt hatte; es gibt ja so viele Kaiser, König, Pfaff und Papst, von denen nie einer die Würde seines Namens bekleidet hatte. —

Auch der Bürgermeister Johann Georg Göppinger, der 1713 die Schwefelquelle, den Heilbrunnen von Reutlingen entdeckte, war mein Vorfahr; er entstammt einer alten Reutlinger Rotgerberfamilie. —

Und am Ende der langen Ahnentafel stehst Du, Mensch von heute, allen schuldig und verpflichtet für einen kleinen Baustein, einen Eindruck des Leibes, einen Hauch in der Seele. Was bist du, was willst du aus deinem Leben machen? Eines Tages wirst auch du zur Ruhe gegangen sein und nur in deinen Kindern fortleben, als Keim, als Funke, als Ahnherr. Wirst du ein Bereicherer gewesen sein, ein Halt und eine Pforte — oder eine mathematische Zahl?



Elisabeth

Von Hans Gäfgen

In ein Gedicht von überird'scher Schöne
Schloß er Elisabeth, sein Weib.
Die Verse schmiegten sich, wie dunkle Mantelfalten,
Um ihrer Seele silbermildes Sein,
Und ihre leise, leicht verhängte Stimme
War in den Worten, die sein Stift geschrieben.
Der Duft des Abends, der aus Wiesen kam,
Die alle Blüten dieser Erde trugen,
Das Leuchten jener ersten, stillverklärten Nacht,
All diese seltsam großen Heiligkeiten,
Sie waren eingeschlossen in das Lied.
Doch als er kam, von ihrem Blick zu sprechen,
Vom märchenhaften Auge der Elisabeth,
Da stockte seine Hand, und ihr entfiel der Stift.
Er saß und sann, und viele Worte kamen,
Doch keines schien ihm wert, zu bergen,
Was er empfand, wenn ihre Blicke ineinander sanken.
Er wurde Mann.
Er wurde Greis.
Und das Gedicht ward nie vollendet.



Sonnenaufgang

Skizze von W. A. Krannhals

Ganz still ist's ringsum. Die Blumen schlafen und die Bäume atmen in tiefer Ruhe. Dunkel umhüllt die Nacht mit weichem, warmem Schleier Wiesen und Wälder und die Wohnungen der Menschen.

Komm, setz' dich zu mir unter diesen Strauch! Sieh, wie regungslos die goldnen Dolden herabhängen, wie matt sie leuchten im Dunkel unserer Nacht! — Goldregen. — Ganz weit und leise klingt ein feiner Ton, dann ist's wieder ganz still. — Die Erde schläft. — — —

Sieh dort! Das Häuschen! Ein feiner Strahl dringt gelblich durch die Fensterläden in unser Dunkel. — Nun ist er wieder fort — Ruhe, tiefe Stille. — —

Von Osten her naht ein kühler Hauch; er legt sich auf Brust und Arme, umfächelt dein Gesicht, rührt an den goldnen Blüten, an den Gräsern, und streicht mit linder Hand über die weichen Kuppeln der Bäume. — Dann wieder einer. Stärker, kräftiger, wie ein Weckruf: „Wachet auf, es nahet gen den Tag!" Sieh, wie die Blüten die Köpfchen heben, verschlafen blinzelnd, hier eins, dort eins. — Es ist so kühl! — War das nicht ein Vögelchen? Nein, es ist wieder ganz still. — Ganz hoch oben am Himmel kommt eine helle Flut gezogen, langsam erfüllt sie den Raum, und wie ein feiner Silberregen sinkt es zur Erde nieder. Es wird licht. Sieh, wie die Gräser sich dehnen und heben. Zitternd streckt das Espenlaub seine Ärmchen in die kühle Morgenluft. Ganz fern ruft schüchtern ein Vöglein; ein anderes antwortet, da wieder eins und wieder, immer lauter und schneller — hier — dort. Aus dem Häuschen wirbelt Rauch auf. Ein Hund schlägt an! —

Und immer lauter wird es. Die Vögel jubeln und zwitschern, baden sich in den kleinen Rinnsalen, plustern sich ihr Federkleid zurecht. Die Bäume neigen sich und biegen sich und raunen sich zu, was sie geträumt. Das helle Licht überströmt Wiesen und Wälder, und immer lauter klingt es und tönt es, und es ist ganz hell — aber matt und hart. Die Hähne erheben ihre Stimme, man hört Menschen, die Pferde klirren mit ihren Ketten. Der Tag ist da!

In tönenden Akkorden klingt es und summt es, schwirrt und jubelt, raschelt und singt und jauchzt es: Der Tag ist da! Hoch aus den Lüften kommt ein feiner, klingender Ton. Nichts ist zu sehen, und doch hörst du ihn! Lerchen! — — Und dann ist es auf einmal still, wie tot. Nur einen Augenblick lang, als schöpfe die Natur Atem. Und die Wärme steigt, und das Licht, und es tönt wieder und jauchzt, und ein Duften zieht durch die Lüfte.

Auf einmal schweigt das ganze klirrende Konzert. Wiederum ein Atemholen der Natur. Anders als vorher, banger, süßer! Du selbst hältst den Atem an, als käme nun etwas Großes, Gewaltiges!

Ein Windstoß beugt die Gräser — — Da!

Ein goldiger Blitz zuckt durch das klare, silbrige Licht des Himmels. — Wieder einer — wieder einer — leuchtender — sieghafter —

Deine Hand bebt leise in der meinen — — —

Und dann plötzlich bricht eine goldige, rötliche Welle in die erwachte Natur. — Die Sonne, die Sonne! Und ein Leuchten legt sich auf Feld und Wald, auf Busch und Strauch, blitzt in den Bächen und funkelt in den Fenstern der Menschen, und stürmisch bricht es wieder los in schwellenden, jubelnden Tönen, es jauchzt und klingt aus fern und nah, aus Höhen und Tiefen; hoch aus den Lüften jubelt es in der trunkenen Freude des neuen Tages: Sonne, Sonne, goldene, warme Sonne!

Luthers Einzug auf die Wartburg

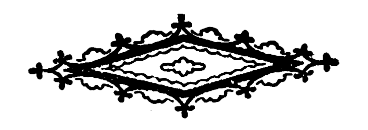
(4. Mai 1521)

Von Friedrich Lienhard

Der Schmied von Ruhla geisterte im Forst
Und hämmerte sein „Landgraf, werde hart!"
Die Schmiedewucht, vor der das Eisen borst,
Klang in Jung-Siegfrieds donnerstarker Art.
Der Wald war von dem Geisterklange voll.
Da war es, wo am Hang ein Hufschlag scholl,
Wo Rosse schnoben rasselnd berghinan — —
Bei Eisenrittern saß ein Kuttenmann.

Die Nacht sank. Schwer und dröhnend schlug ein Tor.
Von Fackelflammen quoll's da droben vor
Und schien unheimlich, ein gefang'ner Brand,
Vom Wartburghof hinaus ins deutsche Land.
Dann hoben sie den Mönch herab vom Roß,
Langsam verzog sich Reitersmann und Troß,
Der Burghauptmann schritt mit dem Gast empor:
„Hier Euer Stübchen! Doktor, tretet ein!"
Und Martin Luther war mit Gott allein.

Nun saß, was einst durch manches Herz gebraust
An ritterlicher Wucht, in Luthers Faust:
Sie ballte sich, doch nicht zu Sport und Spiel,
Sie ballte sich um einen Federkiel
Und geistgewaltig um das Tintenfaß,
Das festen Wurfes auf dem Teufel saß.
Sie schuf und schuf, es wuchs das Pergament — —
Dann stand getürmt das deutsche Neue Testament!



Rundschau

Luther auf der Wartburg

Luther in der Einsiedelklause auf der bergenden Landgrafenburg ist den Deutschen bildhafter, volkstümlicher geblieben als der Streiter der Ablaß-Thesen im damals doch noch recht zu den Randstaaten gehörenden Wittenberg. Sicherlich spielt die Romantik hinein. Doch wie so manches Mal zeigt auch die Volkserinnerung naiv ein historisch sehr feines Gefühl. Die zehn Monate auf der Wartburg sind der biographische Punkt, da der noch halblateinische Professor sich in den Reformator der Nation verwandelt, in den machtvollen Volksmann, der die deutsche Erneuerung am richtigen Ende anpackt.

Der Wormser Reichstag mußte es Luther lehren, bei dem christlichen Adel deutscher Nation, ihren regierenden und oberen Ständen, die objektive Bildung und Denkgründlichkeit einigermaßen herunterzutaxieren. Nicht, ob der Gebannte seine Schriften gegen den Vorwurf der Ketzerei rechtfertige, nicht dies hatte interessiert, sondern der in Luther verkörperte Vorstoß gegen hierarchische und römische Autorität. Die Besuchenden vom Adel und entsandten Vertrauenspersonen, von denen in Luthers Wormser Herberge es nicht leer ward, besagten auch alle nichts anderes, als was auf der Reise hierher über Weimar und Frankfurt das zuströmende Volk gezeigt hatte, wenn es das Rollwägelchen aus Wittenberg an dem stattlich mittrabenden Reichsherold erkannte: die spannungsvolle Allgemeinerwartung durch den neuernden mutvollen Ketzer. Christlichen Standes Besserung! Auch in rechtlicher und weltlicher Beziehung! Kritiken und Deutungen, die über so vielerlei Ratlosigkeit und Hilflosigkeit aufleuchten. Die Erregung, die Macht, die für Luther vorhanden ist, hat er mit Augen gesehn — und die er gut tut, in die Hand zu nehmen. Denn sie ist Ungeduld am Rande des öffentlichen Aufruhrs. Nur ein Teil davon, kaum der heftigste, ist der Unwille über die kirchliche Habsucht, Entsittlichung und Üppigkeit.

Es ist wohl kulturgeschichtlich überaus vielsagend, wenn der päpstliche Nuntius beim Reichstag, Aleander, die geglückte Reichsächtung des tapferen Ablaßbekämpfers durch ein gutgekanntes ovidisches Zitat nach Rom schreibt: „Singt Triumph, und nochmals Triumph, wir haben sie im Garn, die heißersehnte Beute!" — aus des Ovidius' Lehrbuch der schlüpfrigen Liebeskünste. Aber doch nur mit minderer Belesenheit ist das durchschnittliche Deutschland reichlich ebenso entartet, von materieller Gier verflacht und mittelbar entsittlicht. Während die Deutschen zur staufischen Mittelalterzeit die edelste Standesverpflichtung und eine hochgesinnte schöne Dichtung aus sich entwickelt hatten, verdankten sie ihr seitheriges Herunterkommen dem platten Materialismus, der nun einmal so einseitig nicht in die deutsche Veranlagung hineinpaßt und der daher immer bei uns zur zerfressenden Krankheit wird. Schmählicher, als andere Nationen so haltlos entarten, waren die Deutschen ihres Besten verlustig geworden und hatten sich ringsum verachtet und verhaßt gemacht, nicht allein nur in den von der Hanse, wie man heute sagt, „wirtschaftlich erschlossenen" Ländern. Luthers Schrift (1524), worin er „Kaufhandel und Wucher" auseinanderhält, gibt nur gemilderte Vorstellung von dem maßgebenden Ausbeutungsgeist, von der „gewissenlosen" und „lieblosen" Erdrückung der nichthändlerischen Stände, wobei es Luther noch an mancherlei Kenntnis fehlte, u. a. wie politisch gefügig das

Kaisertum den monopolistisch die täglichsten Bedürfnisse bewuchernden patrizischen Trustgesellschaften geworden war, welche auch die Wahl Karls V. finanziert und gemacht hatten. Das damalige Gesamtbild führt uns hier zu weit. Man entnimmt es sich annähernd aus den letzten Entwicklungen neuerlich bei uns, da die Verschiedenheiten gering sind; sie sind eher Parallelen, z. B. den tüchtigen, gebildet regen Kräften, die heute vorzugsweise in der Technik sind, welchem um 1500 das noch selbstachtungsvolle Handwerk entsprach, wohin auch die Künste noch gehörten. Auch damals gab es die gutsinnig redliche deutsche Mehrheit. Aber diese war in sich selbst lahm, bedeutungslos, vertretungslos, seit die reichsfürstliche Anbahnung politisch-sozialer Besserungen (i. J. 1500) baldigst von der geschädigten Plutokratie wieder mittels des kaiserlichen Hebels unterdrückt worden war. Bis auf einzelne Inseln der Bildung, die auch im süddeutschen Patriziat nicht fehlten, war in dem Ganzen dieser deutschen Oberfläche die Geistes- und Herzensbildung gleichermaßen erloschen, wie Dichtung und edlere Literatur. Das Gemeingültige sind Geldmachen und üppiges Geldzeigen, sind genüßliche Lebensideen, leer bis zur Verblödung der Moden und Vergnügung, bis zur Verzotung des Witzes und der Mysterienbühne. Und über dem rohen Getriebe waltet der Haß und Entrechtungskampf aller Stände wider alle, worin sich die vollste materialistische Auflösung der politischen und nationalen Gemeinschaftsethik darstellt. Keine „Sammlung der Geister", weil dafür Bildung, Entschlußkraft, Einigkeit zu weitgehend zerstört waren. Spintisierende Quacksalber aus den unteren Ständen genug, predigende Sackpfeifer und Bauernhirten; bürgerliche Vereinsmeierei in Fülle, Mystiker und Theosophen, und wenn die Konventikel fromm gebliebener Laien sich verzichtvoll zurückziehn, so will die Ideenbrüderei, in der Art der bekannten Zwickauer, um so zuversichtlicher helfen. Aber nun in diesen Jahren des Wormser Reichstags ziehn sich die größeren Bewegungen der Unzufriedenheit auch schon zusammen, verschiedene zur gleichen Zeit, nur bezeichnend unter sich zerspalten, unverbunden losschlagend: die Ritter des Sickingenschen Aufruhrs, der große Aufstand der Bauern, des ländlichen Bundschuhstandes, nicht mit den übelsten sozial- und reichspolitischen Reformgedanken, ferner die bilderstürmerischen, wiedertäuferischen, kommunistischen Bewegungen, diese mit dem typisch sich entwickelnden Macht- und Blutrausch und der sultanischen Lüsternheit der Führer.

Zwischen dem allen ist es von gar nicht abzuschätzender segensvoller Wichtigkeit, daß die eine Persönlichkeit, die dem Chaos gewachsen war, während der Frist der noch unfertigen Gärungen jene Wartburgzeit gehabt hat. Erstaunlich bleibt uns doch immer dieser Durchbruch der überlegenen, allseitigen Vollnatur. Zu Worms der zwar innerlich Sichere, vor großen Herren doch noch Befangene, auch Ungeschickte; weltlich das Mündel der kursächsischen Amtsherren, an deren Instruktionsfäden er sorgsam so bugsiert wird, daß er mit dem hellen Nichtwiderruf, der sein Teil ist, durch die sachlich zwecklose Veranstaltung hindurchkommt. Noch ist er das mutige „Mönchlein", welches Teilnahme, Achtung, doch nicht gerade starken Eindruck abgewinnt. Zwei Tage haben Luther gesagt, was er ist, was die anderen sind, bis zu Kaiser und Kurfürsten hinauf, so auch jener anständig mit ihm verhandelnde Trierer, der, wenn Luther einlenkt, mit kräftigen Pfründen und gutem Schutz ihn gegen die enttäuschte Öffentlichkeit versichern will. Die Sicherheiten sind nunmehr in Luther allein: Entscheidung, selbstgewisse Haltung, herrenartiges Befehlen. Den Reichsherold, der ihn von Wittenberg holte, sieht er auf der Rückfahrt nun auch mit anderen Augen an, fertigt ihn als Briefboten an den Kaiser ab und läßt ihn rechtzeitig umkehren. Er selbst ist fortab Instanz und Macht; die geistlichen und weltlichen Instanzen sind nicht mehr ihm zu Häupten. Begreiflich ist, wie dieses Herrschaftsgefühl in seiner Neuheit etwas Hochbetontes annimmt, zumal er auf der Wartburg niemanden um sich hat, mitberatend und an ihm feilend. Aus Wartburgschriften, welche die Wittenberger Freunde lieber nicht zum Druck geben, sieht die Ekstase dieses Kraftgefühls heraus, auch aus Aufkündungen des heimischen landesherrlichen Schutzes, welcher doch wahrscheinlich Luther bis in dieses Asyl bewahrt hatte. „Ich halt, ich wollt Ew. Kurfürstlichen Gnaden mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte." Solche Sachen müsse Gott allein schaffen.

Aber auch das war geschichtlich unerläßlich, daß er so an Kurfürst Friedrich schreiben mußte. Von da ab war er der Obere, beginnt er Reformator über den fürstlichen Landesherren zu sein. Über Kämpfern gleich ihm dürfen keine höchsten Kriegsherren geschont und zuständig bleiben.

Die Bedeutung der wichtigsten Wartburgtat — neben dem übrigen Fleiß —, daß er den Laien das Neue Testament in die Hand gab, kann hier nur gestreift werden. Es war nicht die erste Übersetzung, welche entstand. Aber es war diejenige Entschließung und war die Verdeutschung, die aus dem Auftreten eines Wittenberger Theologen die Reformation im deutschen Volke, und mit diesem zusammen, gemacht haben. Auf das Lesen des Volkes hin hat er dort in der Wartburgklause die Heilige Schrift zu übertragen begonnen. Nicht auf die exakte Wiedergabe der hellenistischen oder hebräischen Münzen, Maße und Gewichte.

Und hat in ihr gezeigt, wo die deutsche Sprache zu finden sei. Im kraftvollen Reichtum des mündlichen Gebrauches, im tragenden Rhythmus der Sätze, in dem feinhörigen Gefühl der mündlichen Formensprache. Nicht bei den „Kanzleien- und Puppenschreibern".

Wer 1520 in dem Kranachschen Kupferstich sich Luthers Bild betrachtete, der hätte gewißlich am wenigsten gedacht, dieser lateinische verstudierte Prediger in der Mönchskutte, mit den eckigen Backenknochen im hohlen Gesicht und mit den auf ihren Gedankenkreis eingestellten Augen, der werde ein Jahr später als ein unrasierter Junker Jörg durch die Wartburgwälder streifen! Es war ihm nötig. Das jahrelange Übermaß an Gedanken- und Schreibtischerregung machte körperliche Folgen geltend. Es kam zur rechten Stunde; auf der Bergburg konnte es gelinde überwunden werden. In diesen Exilmonaten kam Luther zur neuen Festigung seiner von einfachen Eltern mitgegebenen Gesundheit. Wenn Hans von Berlepschs, des Burgamtmanns, Küche dem hohlen Mönch die Wangen rundete, so hat auch dies Jahr den inneren Luther gerundet. Das Frohmännliche, die wundervolle Verbindung der zornigen Kraft mit Freundlichkeit, Ruhe und scherzendem Humor beginnt sich heranzubilden, nebst jener vortrefflichen Nervenpolitik, welche für all solche, die ihn nur aufhalten — weniger Gegner, als halbzufriedene Mitgänger, Benörgeler seiner Schriften, seiner Bibel, seines Deutsch usw. — das Stereotypwort „die Esel" festsetzt, sie kurzfertig grob in diesen Sack zusammentut und drinläßt. Aus den Sinnen des Junker Jörg kommt in seine Schriften eine neu erfrischte Bildlichkeit, der Vögel klingender Schall, die rauschenden Zweige, die schwälenden Kohlenmeiler in den Wäldern.

Dann entschließt er sich zum Abschied. Die Reichsacht, auch die Rücksicht, daß niemand Luthern atzen, hausen und ihm Vorschub leisten darf, bei Güterverlust, wischt er, wie man mit der Hand durch die Luft streicht, von sich weg. In Wittenberg ist aus dem Dilettantismus der Zwickauer und Karlstadts Prophetentum der ideenmäßige Unfug geworden und bald die randalierende, kirchenschänderische Roheit. Drum ist Zeit, daß er wieder sichtbar werde. In Hosen und Wams des reisenden Ritters, mit flotter roter Kappe, die Hand mit Vorliebe auf den Schwertknauf stützend, hinter sich den Reitknecht, so kommt das Mönchlein nach Wittenberg zurück.

Zu Worms war die befreundete Sorge gewesen, daß der Überzeugungsmann nur nicht gar so unpolitisch sich und das begonnene Werk verderbe. Zu Wittenberg, als er unter die aufgerührte Bürgerschaft tritt, ist er mit ruhiger Hoheit derjenige, von dem nun das Weitere hier erfolgen wird. So stiftet er wieder Ordnung und Vernunft, geistlich und weltlich; und über die frohaufatmenden mitteldeutschen Fürsten weiter pflanzt sich bis ans Reichsregiment die rücksichtsvolle Erkenntnis fort, daß von dem amtlichen Reichsächter erheblich wohl auch das Weitere im Reich abhangen wird. In jenen Wartburgmonaten, da er das Neue Testament übersetzte, scheiden sich zeitlich die zwei deutschen Lebenswelten: die in ihrem „nur-wirtschaftlichen" Materialismus sittlich und sozial bankerott gewordene, und die durch Luther wieder zu Ernstlichkeit, Ehrbarkeit, Geistigkeit und zu neuem öffentlichen Gemeinschaftssinn hinangeführte, auch von uns so tiefersehnte Welt der edlen deutschen Ordnung.

Prof. Dr. Ed. Heyck



Strategische Rückblicke

Ein ausgezeichnetes Buch „Kritik des Weltkrieges“ (Leipzig 1920, Verlag von K. F. Koehler, Preis 20 ℳ), dessen ungenannter Verfasser ein württembergischer Generalstäbler sein soll, hat in Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregt, wenn man auch mit den Urteilen des Verfassers nicht durchweg einverstanden sein kann. In schwungvoller Sprache geschrieben, gibt es auf 243 Seiten einen knappen und guten Überblick über die militärischen Operationen der schweren 4 Kriegsjahre und ermöglicht es auch dem Laien, sich ein Urteil über die kriegerischen Vorgänge zu bilden.

In weiten Volkskreisen war bisher die Meinung verbreitet, daß während des Weltkrieges nur die politische Leitung versagt habe, daß aber die Heerführung ihrer Aufgabe in vollem Umfange gewachsen gewesen sei. Dem ist leider nicht so. Ausgezeichnet und über jedes Lob erhaben waren nur die Leistungen unserer braven Truppen. Auch die Armeeführung hat teilweise Vortreffliches geleistet. Es sei hier nur an Tannenberg erinnert. Die Oberste Heerführung dagegen hat vielfach versagt, nicht nur in den ersten Kriegswochen, die zur Marneschlacht geführt haben, sondern auch noch später unter Falkenhayn. Bei Übernahme des Oberbefehls durch Hindenburg war unsere militärische Lage bereits derart schwierig geworden, daß auch ein Hindenburg nicht mehr viel daraus machen konnte. Bei der letzten entscheidenden Offensive im Frühjahr und Sommer 1918 hat aber auch er nicht das Höchste zu erreichen vermocht. Sie bietet der Fachkritik viele und berechtigte Angriffspunkte.

Es sind nunmehr bereits 3 Jahre verflossen, seit wir mit banger Hoffnung dem Ergebnis dieser letzten entscheidenden Offensive, die Rettung oder Untergang bringen mußte, entgegengesehen haben. Wir haben seitdem einen gewissen Abstand zu den Ereignissen des Weltkrieges gewonnen und können hieraus die Berechtigung schöpfen, uns, wenn auch noch kein abschließendes Urteil, so doch kritische Gedanken über die Geschehnisse zu machen. Eine wahre Hochflut militärischer Literatur ist seitdem erschienen. Sie entspringt teils diesem Bedürfnis, teils dient sie der Rechtfertigung eigener Handlungsweise. Hindenburg, Falkenhayn und Ludendorff haben gesprochen, eine Anzahl von Armeeführern oder deren Generalstabschefs oder sonstige an hervorragendster Stelle tätig gewesene Offiziere haben sich geäußert. Es ist für den Laien nicht leicht, sich in dieser Hochflut zurechtzufinden und die Spreu vom Weizen zu scheiden. Denn auch viel Wertloses ist vorschnell auf den Markt geworfen worden. Vieles hat auch nur für den Fachmann Interesse und ermüdet den nicht fachmännisch vorgebildeten Leser, der sich nicht in militärische Einzelheiten verlieren, sondern ein in möglichst knappen Strichen gezeichnetes Bild in sich aufnehmen will. (Sehr empfehlenswert ist übrigens hiezu: Jungmann und Schwarz. Der Weltkrieg in sprechenden Bildern, Selbstverlag. Karlsruhe, Lessingstraße 23.) Es sei nun in nachstehendem der Versuch gemacht, auf jene Erscheinungen der neuesten Kriegsliteratur aufmerksam zu machen, die diesem Zwecke dienen können und die teilweise noch nicht gebührende Beachtung gefunden haben.

Hier seien vor allem genannt „Graf Schlieffen und der Weltkrieg“ von Oberstleutnant Förster (Berlin 1921, Verlag Mittler & Sohn, I. Teil 10 ℳ, II. Teil 13 ℳ). Der erste Teil behandelt in geradezu meisterhafter Weise den Schlieffenschen Operationsplan und die deutsche Westoffensive 1914 bis zur Marneschlacht, der zweite Teil unterzieht die Ostoffensive 1915 in Galizien und Rußland einer eingehenden Würdigung und kommt hiebei zu einem allerdings ziemlich vernichtenden Urteil über den General v. Falkenhayn. Ein dritter Teil wird sich mit der Hindenburgschen Heerführung beschäftigen. Man wird ihm mit Spannung entgegensehen dürfen. Besonderes Interesse hat in den weitesten Kreisen begreiflicherweise die Marneschlacht erregt. Wird sie doch nicht so ganz mit Unrecht als der Wendepunkt unseres Kriegsglücks betrachtet. Das Beste hierüber ist von Oberstleutnant Müller-Löbnitz, einem Württemberger, „Der Wendepunkt des Weltkrieges“ (Berlin 1920, Mittler & Sohn, 10 ℳ). Eine

nicht minder treffliche Darstellung bringt General v. Kuhl, der Generalstabschef Klucks, in seinem „Der Marnefeldzug 1914“ (Berlin 1921, Mittler & Sohn, 35 M). Die glänzende Führung der 1. Armee durch Generaloberst von Kluck findet hiebei besonders eingehende Würdigung. Eine außerordentlich klare, knappe und übersichtliche Schilderung der Marneschlacht findet sich endlich in dem I. Teil des Buches von General v. François „Marneschlacht und Tannenberg“ (Berlin, Verlag August Scherl, 50 M), während der 2. Teil — Tannenberg — sich mehr in Einzelheiten verliert, die vorwiegend den Fachmann fesseln werden. Über die Einleitung des rumänischen Feldzuges hat Oberstleutnant Wetzell eine kleine, sehr interessante Studie „Von Falkenhayn zu Hindenburg-Ludendorff“ geschrieben (Berlin 1920, Mittler & Sohn, 4 M), bei der Falkenhayn gleichfalls schlecht wegkommt. Zu erwähnen und sehr zu empfehlen sind endlich noch „Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges“ von General v. Kuhl (Berlin 1920, Mittler & Sohn, 15 M) sowie das ganz ausgezeichnete Werk des österreichischen Generals Alfred Krauß „Die Ursachen unserer Niederlage“ (München, Lehmanns Verlag, 16 M), ein treffliches Buch, das insbesondere die Zusammenhänge von Politik und Kriegführung in geradezu musterhafter Weise beleuchtet und im übrigen auch interessante Einblicke in österreichische Verhältnisse gewährt. Wer sich für letztere interessiert, Näheres über die Persönlichkeiten der österreichischen Generalstabschefs Conrad und Arz und ihr Verhältnis zur deutschen Obersten Heeresleitung, das leider, besonders unter Falkenhayn, nicht ungetrübt war, erfahren will, dem sei das Buch des Generals v. Cramon „Unser österreich-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg (Berlin, Mittler & Sohn, 16 M) warm empfohlen. Von den Stimmen unserer Feinde wird das Buch des Generals Buat „Ludendorff“ (Kochler & Volkmar, Leipzig, 18 M) zweifellos berechtigtem Interesse begegnen. Die Person des Generals erfährt dort eine zwar nicht gerade wohlwollende, aber immerhin in manchem nicht so ganz unzutreffende Beurteilung, die sich bemüht objektiv zu bleiben, soweit dies bei einem Gegner möglich ist, und der man Sachkenntnis und gutes Urteil nicht absprechen kann. Die Verhimmelung Fochs und seiner Strategie dagegen ist übertrieben und abzulehnen.

Wenn ich in nachstehendem nun versuche, in knappen Umrissen jene Hauptmomente kurz hervorzuheben, die nach meiner Meinung in erster Linie unsere schließliche militärische Niederlage herbeigeführt haben, so bin ich mir wohl bewußt, daß eine erschöpfende Behandlung im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes unmöglich ist. Hierüber könnte man dicke Bücher schreiben. Ich muß mich daher darauf beschränken, diese Hauptmomente nur kurz anzudeuten.

Es liegt in der Natur des Stoffes, daß hiebei die trefflichen, teilweise glänzenden Leistungen unserer Heerführer, die ja allbekannt sind, außer Betracht bleiben, und nur jene Momente hervorgehoben werden, denen eine Mitschuld an unserem schließlichen militärischen Zusammenbruch beigemessen werden kann. Sie lassen sich in fünf knappe Worte kleiden: Marneschlacht, Ostoffensive 1915, Saloniki, Verdun und Westoffensive 1918. Hiezu kommt noch das Versagen der Österreicher. Die anderen, zweifellos ausschlaggebenderen Gründe unseres Zusammenbruchs sind bekannt. Sie brauchen daher nicht weiter erörtert zu werden. Hier soll nur von militärischen Dingen, soweit sie sich auf die Leitung der Operationen beziehen, die Rede sein.

Zuerst die Marneschlacht. Sie war letzten Endes das Ergebnis eines falschen Aufmarsches. „Fehler im ersten Aufmarsch lassen sich im Verlauf eines Feldzuges nur selten wieder gutmachen“, sagte schon der alte Moltke. Der Schlieffensche Aufmarsch und Operationsplan war ausgezeichnet. Er war im höchsten Grad genial, klar, einfach und folgerichtig. Er bezweckte mit dem Durchmarsch durch Belgien und Verlegung des Schwerpunktes auf den rechten Flügel die Überraschung des Feindes, die uns denn auch in vollstem Maße gelungen ist, im weiteren Verlauf die Einkreisung und Vernichtung des feindlichen Heeres. Er hätte folgerichtig durchgeführt nach menschlichem Ermessen zu einem schnellen, durchschlagenden

und kriegsentscheidenden Sieg im Westen führen müssen und auch tatsächlich geführt. Hierüber ist sich die gesamte militärische Fachkritik so ziemlich einig. Den wenigen anderslautenden Stimmen, insbesondere den Verfechtern einer Ostoffensive, die sich hiebei auf den alten Feldmarschall Moltke berufen, fehlt jede Beweiskraft. Es würde zu weit führen, dies hier näher zu begründen Man lese bei Förster oder Kuhl nach. Noch auf seinem Totenbette soll der alte Schlieffen, zu dem alle, die ihn kannten, das unumstößliche Vertrauen hatten, daß er uns unfehlbar zum Sieg geführt haben würde, gerufen haben: „Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Gerade das Gegenteil hiervon ist 1914 geschehen. Schon im Frieden ist sein genialer Aufmarschplan von seinem Nachfolger, dem Generaloberst v. Moltke, stark verwässert worden, indem der linke Flügel (6. und 7. Armee) in Elsaß-Lothringen auf Kosten des rechten übermäßig stark gemacht wurde. Dies war der Urgrund allen Übels, das in der Folge daraus entsprang. Anscheinend konnte man sich nicht dazu entschließen, Elsaß-Lothringen und eventl. Süddeutschland vorübergehend einem feindlichen Einfall preiszugeben. Nach Ansicht Schlieffens war der beste Schutz Süddeutschlands ein voller Sieg über die Franzosen und Engländer. (Denn auch mit diesen als Gegner hatte Schlieffen bereits gerechnet.) Und darin hatte Schlieffen sicher recht. Betört durch strategisch belanglose Anfangserfolge der 6. und 7. Armee und durch eine allzu optimistische, unrichtige Beurteilung der Lage beim Oberkommando der 6. Armee unterließ jedoch die Oberste Heeresleitung die spätestens Ende August unbedingt gebotene Verschiebung starker Kräfte von dort zu Kluck an den rechten Flügel. Nicht genug, daß dies unterblieb, wurden auch noch 2 Armeekorps, ausgerechnet vom rechten statt vom linken Flügel, gerade in den kritischen Tagen Ende August nach dem Osten verschoben, wo sie weder verlangt noch notwendig waren. Denn Tannenberg wurde vor ihrem Eintreffen und ohne sie geschlagen. So kam es, daß Kluck vor Paris angelangt, viel zu schwach war, um die ihm durch den Schlieffenschen Plan zugedachte Rolle einer Umfassung und Zertrümmerung des französisch-englischen linken Flügels durchzuführen. Er kam vielmehr, durch Maunoury aus Paris in der Flanke angegriffen, selbst in eine schwierige Lage, die er jedoch durch ein ausgezeichnetes Manöver zu meistern und in einen vollen Sieg über Maunoury umzuwandeln im Begriffe war, als ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel der durch Oberstleutnant Hentsch, Abteilungschef im Generalstab des Feldheeres, überbrachte Befehl zum Rückzug traf.

Wie kam das? Was war geschehen? Kluck war genötigt gewesen, zur Abwehr des Angriffs aus Paris Kräfte, die bisher im Anschluß an die Nebenarmee Bülow südlich der Marne gefochten hatten, herauszuziehen, und sie an seinen rechten Flügel nach Norden, in die Gegend westlich des Ourcq, zu werfen. Hierdurch war zwischen ihm und Bülow eine klaffende Lücke von etwa 30 km Breite entstanden, die nur von Kavallerie und schwachen Detachements notdürftig geschützt war. In diese Lücke begannen die Engländer, wenn auch nur sehr zögernd und vorsichtig, allmählich einzudringen. Die Führung der Engländer in den ersten Kriegswochen und im Marnefeldzug war nebenbei bemerkt überaus kläglich. Kluck hatte recht, wenn er vor ihnen keinen allzugroßen Respekt hatte. Anders Bülow. Er hielt den rechten Flügel seiner Armee und, in unrichtiger Einschätzung der Lage bei Kluck, auch dessen Armee für derart gefährdet, daß er die Gesamtlage beider Armeen für unhaltbar ansah und sich infolgedessen trotz günstiger Fortschritte des eigenen linken Flügels, der einen vollen Sieg über die Armee Foch errungen hatte und sich eben anschickte, die französische Front zu durchbrechen, zum Rückzug entschloß. **Rückzugsentschluß und Rückzugsbefehl in der Marneschlacht gingen von General v. Bülow aus.** Das steht unbestreitbar fest. Bülow, der im Frieden hohes Ansehen genoß und auf dessen Urteil die O.H.L. viel gab, befand sich allerdings in schwieriger Lage und scheint die Nerven verloren zu haben. Über seiner Armeeführung schwebte von Anfang an kein günstiger Stern. Vielfach wird der Oberstleutnant im Generalstab Hentsch, der den Rückzugsbefehl an Kluck überbrachte, als Urheber des Marneunglückes bezeichnet. Dies ist unrichtig Hentsch handelte im Rahmen seines Auftrages. Allerdings hätte er auf Grund

seiner Weisungen Bülow den Rückzug ausreden sollen. Anscheinend war er aber durch die überragende Persönlichkeit Bülows beeinflußt. Nachdem Bülow zurückging, konnten die anderen Armeen auch nicht mehr vorne bleiben. So nahm das Verhängnis seinen Lauf und damit war der Marnefeldzug endgültig verloren.

Es besteht heute kein Zweifel mehr, daß der Rückzug in der Marneschlacht unnötig war, daß diese vielmehr zu einem vollen Sieg über die Franzosen ausgestaltet werden konnte, zwar zu keinem Sieg in durchschlagendem, feldzugsentscheidendem Schlieffenschem Sinne, — dazu war man vom Plan des Altmeisters von Anbeginn an zu sehr abgewichen — aber immerhin zu einem recht respektablen „ordinären" Sieg, der unsere Lage wesentlich verbessert und uns vielleicht einem baldigen Frieden näher gebracht hätte. Ein einwandfreier Zeuge, der französische General Bajolle, äußert sich hiezu wie folgt: „Aber was wäre geschehen, wenn Kluck den Vormarsch gerade auf Paris fortgesetzt hätte, wie ihm aufgetragen war? War Paris in der Lage sich zu verteidigen? Sicherlich nein! Es wäre eine politische und militärische Katastrophe geworden, die einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Krieges gehabt hätte."

Ein vollgerüttelt Maß von Schuld, daß es nicht so kam, trifft die Oberste Heeresleitung. Sie war unzulänglich von Anbeginn bis zum Ende des Marnefeldzuges und zwar in einem Maße, das man nicht für möglich gehalten hätte. Nicht nur, daß sie aus noch nicht ganz aufgeklärten Gründen in Koblenz und Luxemburg viel zu weit hinten blieb und infolgedessen gerade in den kritischen Tagen jede Übersicht und Leitung verlor, sondern auch ihre spärlichen Anordnungen stellen eine Reihe schwerster Fehl- und Mißgriffe dar und waren zudem durch die Ereignisse meist überholt. In den kritischen Tagen der Marneschlacht ließ sie die Zügel völlig schleifen und war „inéxistante" (nicht vorhanden), wie ein französischer Kritiker boshaft, aber treffend bemerkt, obwohl eine Reihe schwerwiegendster Anordnungen zu treffen gewesen wäre. Dem General v. Moltke, dessen edler und vornehmer Charakter über jeden Zweifel erhaben dasteht, darf man hieraus keinen Vorwurf machen. Er war vor eine Aufgabe gestellt worden, die seine Kräfte weit überstieg, und war zudem krank. Daß aber in seinem engeren Stabe sich kein einziger fähiger Kopf befand, war ein geradezu tragisches Verhängnis. Denn an fähigen Köpfen hat es im deutschen Generalstab keineswegs gefehlt. Dies haben die späteren Ereignisse bewiesen. Ein schwächlicher Rechtfertigungsversuch des damaligen Chefs der Operationsabteilung strotzt von Unrichtigkeiten und kann als mißlungen angesehen werden.

Nach dem Zusammenbruch Moltkes übernahm Falkenhayn mit fester Hand die Zügel der Obersten Heeresleitung. Er hat sich hierzu nicht gedrängt. wie vielfach angenommen wird, sondern ist vom Kaiser bestimmt worden. Das Erbe, das er zu übernehmen hatte, war auch nicht gerade verlockend. Seine Wahl hat sich in der Folge als nicht gerade glücklich erwiesen. Der Gedanke liegt nahe, wie ganz anders alles hätte kommen können, wenn Hindenburg damals schon mit der Oberleitung betraut worden wäre. Nach Erstarrung der Westfront im Stellungskrieg galt es nun, die Entscheidung im Osten zu suchen und unverzüglich vorzubereiten. Falkenhayn hat sich nicht rasch genug hierauf umgestellt. Viel junges Blut ist bei Ypern und auf französischem Boden noch unnütz geopfert worden. Daß dort vorerst keine Feldzugsentscheidung mehr zu erhoffen war, ist zu spät erkannt worden. Als man sich dann endlich, viel zu spät, zur Ostoffensive 1915 entschloß, wollte Falkenhayn die Russen nur „lähmen", während Hindenburg sie zu vernichten und im Osten reinen Tisch zu machen bestrebt war. Ein höchst unerquicklicher Streit Hindenburg-Falkenhayn war die Folge, bei dem Falkenhayn mit Hilfe des Kaisers schließlich gesiegt hat. Die Folge davon war, daß auch im Osten die Front schließlich im Stellungskrieg erstarrt ist und daß man auch über die Russen nicht jenen durchschlagenden Erfolg erzielt hat, der sie zum Frieden geneigt hätte machen können. Ein solcher Erfolg lag im Bereiche des Möglichen, wenn man Hindenburg gefolgt wäre. (Näheres hierüber siehe Förster II. Teil!) Statt dessen waren die Russen nur zeitweise allerdings „gelähmt", kamen aber 1916 bei Luzk sehr zur Unzeit wieder und brachten fast alles ins Wanken.

Auch mit Conrad wußte sich Falkenhayn nicht zu stellen, was nicht zum Vorteil der gemeinsamen Sache ausgeschlagen ist.

Falkenhayn war mit dem Ergebnis der russischen Frühjahrsoffensive 1915 zufrieden. Die von ihm beabsichtigte „Lähmung" des russischen Gegners war erreicht. Seine endgültige Niederwerfung und Zertrümmerung hatte er im Gegensatz zu Hindenburg für unmöglich erachtet und nicht angestrebt. Nun ging es gegen Serbien, ein Lieblingsplan Falkenhayns, mit dem er sich schon lange getragen hatte. Falkenhayn gebührt das Verdienst, das Bündnis mit Bulgarien zustande gebracht zu haben. Der serbische Feldzug verlief zwar erfolgreich. Das letzte und höchste Ziel Schlieffenscher Strategie, die Vernichtung des Gegners, wurde aber auch hier nicht erreicht. Der Gegner entkam, wenn auch schwer geschädigt, um später neu gekräftigt bei Saloniki wieder aufzutauchen. Es hat vielfach befremdet, daß die verbündeten Armeen nach der Eroberung Serbiens an der griechischen Grenze haltgemacht haben, anstatt reinen Tisch zu machen und Saraill ins Meer zu werfen, was damals wohl möglich gewesen wäre. Man hat dahinter politische, höfische und verwandtschaftliche Rücksichten vermutet, um König Konstantin keine Ungelegenheiten zu bereiten. Diese Gründe mögen immerhin mitgesprochen haben, allein ausschlaggebend waren sie nicht. Es haben auch gewichtige militärische Gründe mitgesprochen, denen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Falkenhayn macht geltend, daß die bulgarische Armee außerhalb des Balkankriegsschauplatzes nicht zu verwenden gewesen wäre. Hierin mag er recht haben. Durch ihre Anwesenheit wurden aber bei Saloniki immerhin 2—300000 Mann Ententetruppen gebunden, die dann auf dem Westkriegsschauplatz fehlten. So brachte die bulgarische Armee wenigstens einen indirekten Nutzen für die Gesamtoperation, während sie andernfalls nutzlos gewesen wäre. Diese Gründe sind stichhaltig und nicht von der Hand zu weisen. Andererseits blieb die Pestbeule Saloniki aber doch andauernd eine große Gefahr. Es hat sich 1918 nach dem schmählichen Verrat der Bulgaren schwer gerächt, daß bei Saloniki seinerzeit nicht schon 1915 reiner Tisch gemacht worden ist, wie Conrad gewollt hatte. Mit dem Zusammensturz der bulgarischen Front vor Saloniki ist unsere militärische Lage erst völlig hoffnungslos und unhaltbar geworden. Es war also doch ein Fehler, 1915 vor Saloniki haltzumachen. Nicht allgemein bekannt ist übrigens, daß sowohl Graf Gopcevic in seinem interessanten Buch „Österreichs Untergang usw." (Verlag Karl Siegismund, Berlin, 15 M), das allerdings viel Klatsch enthält, als auch Prinz Windischgrätz in seinem nicht minder fesselnden „Vom roten zum schwarzen Prinzen" (Ullstein, Berlin, 20 M) den Zaren Ferdinand von Bulgarien ganz offen eines schmählichen Doppelspiels und infamen Verrats der Mittelmächte bezichtigen.

Dann kam 1916 Verdun! Die Wahl dieses Operationszieles wird zwar von Hindenburg in seiner milden Art gebilligt. Man kann aber doch wohl auch anderer Meinung sein; die Mehrzahl der Kritik steht heute auf letzterem Standpunkt und verurteilt diese Operation aufs schärfste. „Die Hölle von Verdun" war eine nutzlose Menschenschlächterei. Vor Verdun ist der gute Rest unserer unvergleichlichen Armee, der uns von 1914 noch geblieben war, unnütz geopfert worden. Seitdem war das Instrument des Feldherrn schartig geworden. Falkenhayn sucht in seinem Buch Verdun zu rechtfertigen, vermag hierbei aber nicht zu überzeugen. Bernhardi macht in seinem ausgezeichneten Werk „Eine Weltreise 1911/12" (Hirzel, Leipzig, 63 M), das eine Fülle tiefer Gedanken und treffender Beobachtungen enthält, in seinen etwas temperamentvollen Tagebuchnotizen eine leise Andeutung, als ob Liebedienerei gegen den Kronprinzen bei Verdun im Spiele gewesen sei. Dies wäre überaus schlimm und ist selbstredend unbewiesen. Recht geben muß man wohl Bernhardi, wenn er am Schluß ergrimmt ausruft: „Falkenhayn und Bethmann sind unser Unglück." Auch General Buat bezeichnet die Operation gegen Verdun als „ungeheuren Mißgriff". Die „Ausblutungstheorie" Falkenhayns führte nur zu unserem eigenen Verbluten. Der Angriff auf Verdun mußte spätestens Ende März eingestellt werden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß es nicht im ersten Anlauf

wie Lüttich oder Antwerpen genommen werden konnte. Die Fortsetzung des Angriffes über diesen Zeitpunkt hinaus war ein Hohn auf alle Regeln der Kriegskunst und hat uns nie wieder gutzumachenden Schaden gebracht. Über Verdun und den nicht rechtzeitig vorausgesehenen Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg ist Falkenhayn dann auch zu Fall gekommen. Als Armeeführer hat er dann Besseres geleistet, denn als Oberfeldherr.

Nun kamen Hindenburg-Ludendorff und mit ihnen ein neuer Geist. Freilich aus den überall erstarrten Fronten ließen sich keine Operationen im Geiste Schlieffens formen. Man hatte Mühe genug, das Bestehende zu halten Vielverheißend begann die Offensive in Italien 1917. Doch auch hier wurde dank der Unfähigkeit des Führers der österreichischen Isonzoarmee, des Feldmarschall Boroevic, das strategische Endziel, die Vernichtung des italienischen Heeres, nicht erreicht. Näheres hierüber bei Krauß, der selbst hervorragenden Anteil am Gelingen dieser Operation hat. Wenig bekannt ist die Tatsache, daß damals bei richtigem Verhalten Boroevics der König von Italien mitgefangen worden wäre. Die vom ungenannten Verfasser der „Kritik des Weltkrieges“ an die richtige Durchführung der Offensive geknüpften Folgerungen, die schon von einem Vormarsch der Deutschen über die See-Alpen nach Südfrankreich träumen, sind doch wohl etwas zu weitgehend und phantastisch. Immerhin wäre von einem durchschlagenden Erfolg in Italien auch eine günstige Rückwirkung auf die Gesamtlage zu erwarten gewesen, insbesondere wenn die Offensive nach dem Vorschlag des bayerischen Generals v. Krafft, des damaligen verdienten Generalstabschefs Otto v. Belows, mit dem Hauptnachdruck von Tirol aus eingeleitet und durchgeführt worden wäre. Doch hiezu erklärten sich die österreichischen Bundesbrüder damals außerstande, um später 1918 dieses Manöver mit einem völligen Fiasko dank verfehlter Durchführung zu wiederholen.

Wir nähern uns dem letzten Akt jenes weltpolitischen Dramas, der großen Westoffensive 1918, deren Vorbereitung und Durchführung in den Händen Hindenburg-Ludendorffs lag. Zum ersten Male seit den Augusttagen 1914 war es wieder gelungen, eine zahlenmäßige Überlegenheit an der Westfront zu versammeln. Der letzte entscheidende Schlag mußte gelingen, wenn er richtig geführt wurde. Leider ist er nicht richtig geführt worden. Anstatt die Kräfte zu einem großen einheitlichen Schlag und in einer Richtung vorzuführen, die strategische Auswirkung bot, verzettelte man die Kräfte und trieb Zermürbungsstrategie, wo nur ein großer einheitlicher Schlag in operativ wirksamster Richtung d. i. in Richtung Lens und St. Pol gegen Calais und die Somme-Mündung zum Ziele führen konnte. Dem herben Urteil, das sowohl der ungenannte „Kritiker des Weltkrieges“ als auch General Buat über die Art und Weise fällen, wie damals die Operationen auf deutscher Seite geführt worden sind, muß man leider zustimmen. Buat bemängelt vor allem das Fehlen jedes höheren strategischen Gedankens. Der Geist Schlieffens schwebte nicht über den Angriffen. Sie wurden durch ihre Häufigkeit nicht besser und endeten schließlich bei Reims mit einem schrillen Mißerfolg. Die von Ludendorff in seinen Erinnerungen vorgebrachte Begründung seiner Anordnungen klingt nicht gerade überzeugend. Mit einem abschließenden Urteil wird man aber vorerst noch zurückhalten müssen, bis alle Umstände, die einer richtigen Durchführung angeblich im Wege standen, restlos geklärt sind. Soviel dürfte aber heute schon feststehen, daß das Ziel des 1. Angriffes im März 1918 falsch gewählt war und schwerlich zu dem angestrebten durchschlagenden Enderfolg hätte führen können. Auch ist es befremdlich, daß nicht auf der ganzen Westfront gleichzeitig angegriffen wurde, um den Gegner am Verschieben seiner Reserve zu verhindern, wie dies Foch später uns gegenüber richtig gemacht hat. Statt dessen ließ man ihm schön Zeit, seine Reserven stets an die bedrohten Punkte zu schieben, und schaltete zwischen den einzelnen Hauptangriffen unzeitgemäße Operationspausen ein. Nach dem Mißlingen des 2. Angriffes auf Calais war zu erwägen, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, jede Hoffnung auf Erzwingung einer günstigen Entscheidung aufzugeben, die Angriffe abzubrechen, um wenigstens das Kriegsinstrument noch möglichst intakt zu erhalten. Auf eine siegreiche Beendigung des Krieges war

kaum mehr zu hoffen. Die Überlegenheit des Gegners wuchs mit jedem Tage. So kam denn, was kommen mußte: der Zusammenbruch! Seit 18. Juli 1918 mußte jedem sachverständigen Militär klar sein, daß der Endsieg nicht mehr zu erzwingen war.

Franz Freiherr von Berchem



Die Deutschamerikaner und wir

Alma Hedin, die Schwester des berühmten Weltfahrers, die jüngst ihr Amerikabuch herausgebracht hat, kommt zu der gleichen Erfahrung mit den Schwedisch-Amerikanern, wie wir Deutsche mit den Amerikanern deutschen Stammes. „Mit den Schweden in Amerika hat es eine merkwürdige Bewandtnis. Sie lieben Schweden, aber sie sind vor allem anderen amerikanische Bürger. Vielleicht verletzt es uns Schweden, und man ist verwundert über gewisse politische Gesichtspunkte. Aber man muß diese Schweden nach den Verhältnissen beurteilen, unter denen sie leben."

Schon wenn man kurze Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt hat, geht es einem auf, eine wie verwickelte, schwierige Frage das Verhältnis von Reichsdeutschen und Deutschamerikanern ist. Bleibt man längere Jahre drüben, so wird diese Frage immer tiefer und brennender. Die ganze Tragik des Zusammengehörens und doch Getrenntseins geht einem auf. Man leidet sich durch alle Zustände von dem ersten Schmerz an durch rastlose Versuche zum Ausgleich, zum Wiederzusammenfügen, durch den ohnmächtigen Zorn des Verzichts durch bis zur Dreinergebung und endlich zum Anfang einer bejahenden Annahme der Tatsache hin.

Und dann kommt man heim und findet, daß man im Vaterland kaum eine Ahnung von diesem Weltproblem hat!

Wenn in unserm ersten Winter in Neuyork (1911—12) eine Deutschamerikanerin auf Englisch sagen konnte: „O, alle deutschen Frauen sind dumm", so empörten wir uns und wunderten uns ebensosehr, wenn man uns fragte, warum wir denn nach Amerika gekommen wären, wenn wir doch unsre „Papiere nicht herausnehmen" wollten, d. h. uns um die amerikanische Bürgerschaft bewerben. In allen den Jahren unsres Aufenthalts drüben haben wir ganz selten Deutschamerikaner getroffen, die verstanden, daß wir gekommen waren, um Land und Leute zu studieren und zwar gründlich, durch Mitarbeit und Mitleben. Meistens lächelte man zu solcher Erklärung und glaubte uns nicht.

Diese scheinbar kleinen Zeichen sind nun doch von allergrößter Bedeutung und Tragweite. Deshalb sind auch weder Empörung noch Staunen angebracht, ja, man kann so weit gehen, zu sagen, daß wir Deutschen letztlich diesen Krieg verloren haben, weil wir uns beides nicht abgewöhnt hatten, vielmehr weil wir über beides nicht hinausgekommen waren.

Die Frau, die da alle deutschen Frauen für „stupid", dumm, hielt, war aus der zweiten oder noch wahrscheinlicher schon dritten Generation, das heißt, ihre Großeltern waren aus Deutschland eingewandert, ihre Eltern radebrechten noch einiges Deutsch, sie selbst wußten noch, was Ja und Nein heißt und die Worte Sauerkraut und Frankfurter waren ihr geläufiger als Amerikanern anderer Abstammung. Deutsche Frauen kannte sie nur von Neueingewanderten, die meistens aus einfachen Verhältnissen kamen oder als vom Leben Übelbehandelte, jedenfalls nicht als sichere, elegante, weltgewandte und vor allen Dingen englisch sprechende Damen. Deshalb der falsche Begriff, der aus vielen falschen Urteilen und Darstellungen in der englischen Presse, sowie der meistzugänglichen Literatur ergänzt wurde. Gewandte, sich gut anziehende deutsche Frauen hält man für Ausnahmen. Tatsächlich ist uns Deutschen ja auch das, was der Amerikaner „smart" nennt und was er von allen menschlichen Vorzügen am höchsten einschätzt, nicht oder eben nur ausnahmsweise gegeben. Der „smartness", einer

Mischung von Klugheit, Schlauheit, Schnelligkeit und Energie haben wir eine Reihe von Eigenschaften entgegenzusetzen, die wir mit Recht höher bewerten, die der Amerikaner aber nach seiner Veranlagung und seinen Verhältnissen nicht so gebrauchen und deshalb auch nicht so verstehen und anerkennen kann.

„Um Himmelswillen," sagte unser irisch-amerikanischer Briefträger um 1915 herum, „wenn bloß die Deutschen hier nicht herüberkommen! Dann müßten wir alle gründlich und ordentlich werden. Das gibt ein Unglück!"

Und viele Volkskreise hatten vor diesem „Unglück" eine sehr wirkliche und anhaltende Angst. Mit „smartness" läßt es sich so gut leben. Dabei reißt man sich nicht ab, das paßt zu dem ganzen Riesenland mit seinen in ungeheure materielle Weiten gehenden Aufgaben. Man sieht das auch vollständig ein, wenn man nicht rettungslos in eigenen Ideen verbohrt ist, sondern andern Gegenden und Leuten Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Die Amerikaner sind anders, müssen und sollen anders sein und in ihrer Eigenart erkannt und geachtet werden.

Ja, die Amerikaner — die Angelsachsen drüben — — Aber die Deutschamerikaner? Die doch nicht. Die gehören doch nicht dazu. Die müssen doch uns Deutsche verstehen, sich nach allen deutschen Werten recken, sich das volle deutsche Wesen ersehnen!

So glauben wir Reichsdeutschen. Und daß es nicht so ist, daß es so etwas gibt wie dieses deutschsprechende oder schon nicht mehr deutschsprechende Amerikanertum, das ist unsäglich schwer für uns zu begreifen, und dann als Tatsache zu verarbeiten. Immer wieder rennt man sich zuerst den Kopf ein, täuscht sich, wiegt sich von neuem in Illusionen. Man schüttet einem langjährigen Bekannten über irgend etwas Deutsches oder Amerikanisches sein Herz aus und glaubt sich nach wie vor auf gemeinsamem Boden; da wird plötzlich sein Gesicht lang und länger, ein seltsames Kältegefühl überschleicht einen — — Aha! Der Amerikaner! Noch zweifelnd trotz mancher gleichen Erfahrungen schaut man das bekannte Antlitz an. Es ist amerikanisch. Das Deutsche ist momentan wie ausgewischt, selbst die angelsächsischen herabgezogenen Mundwinkel erscheinen. Man hat den einen Punkt berührt, bei dem alles Gleichfühlen und Miteinandergehen aufhört. Amerikaner drüben, Deutscher hüben.

Gespräch im Herbst 1914.

„Unerhört! Diese Lügerei, diese Engländer — —"

„Ja, und die Franzosen usw." —

„Es ist einfach nicht zu glauben usw."

„Und diese Unverschämtheit hierzulande!"

Das andere Gesicht wird lang. „Unverschämt? Da gehen Sie denn doch zu weit —"

„Wieso? Warum machen die deutschen Elemente hier nun nicht den Mund auf — —"

Das amerikanische Gesicht ist da.

„Sie meinen, wir Deutschamerikaner sollten — —? Was können wir jetzt tun? Wir müssen uns nur ruhig verhalten —"

— — Gespräch 1919 im Mittelwesten.

Frau N. N. und ich über Kriegsursachen, Waffenstillstands- und Friedensbedingungen, allgemeines deutsches Leben und Wesen. Ich schon sehr vorsichtig. So verstehen wir uns eine Weile sehr gut. Aber dann kommt es.

„Die deutsche Erziehung! Ja, da gehen eben unsre Wege auseinander. Hier in Amerika erziehen wir unsre Kinder zu selbständigen Menschen. Jedenfalls ist es unrecht, wenn man — wie B.s — die Kinder hier noch durchaus deutsch erzieht."

„Aber wie können reichsdeutsche Eltern ihre Kinder anders als deutsch erziehen?"

„Reichsdeutsche? Haben B.s es denn versäumt, zu rechter Zeit ihr erstes Papier herauszunehmen? (Während des Krieges ging das nicht mehr.)

„Soviel ich weiß, ist es nie ihre Absicht gewesen, Amerikaner zu werden."

Frau N. N. richtet sich auf. Das amerikanische Gesicht ist längst da.



„Sie sollten jedenfalls die Absicht haben. Wenn man lange Jahre in diesem Land lebt und seine Vorteile genießt, soll man auch Bürger werden."

Die alte Geschichte! Zum wievielten Male setze ich — der Sache wegen — jetzt mit sehr viel mehr Ruhe als vor 7, 8 Jahren — auseinander, warum ich es nicht für nötig, ja unter Umständen für unehrenhaft halte, selbst bei langjährigem Aufenthalt in einem Land dessen Bürger zu werden.

„Wir genießen doch nicht nur die Vorteile des Landes, sondern geben ihm auch unsre Arbeit, unser Wissen und verbrauchen unser Geld hier. Wie viele amerikanische Zahnärzte z. B. leben in Deutschland und denken nicht daran, Deutsche zu werden, noch denkt Deutschland daran, sie dazu zu bewegen."

„Wir sind ja auch hier nicht Deutschland. Wir haben hier ganz andere Verhältnisse — — usw."

Und das ist richtig. Amerika mit seiner Einwanderung aus aller Herren Länder mußte das Problem der Bürgerschaft anders auffassen und anfassen als wir. Ob es nun richtig geht oder falsch —: jedenfalls gibt es keine deutschen Maßstäbe für drüben. Ebensowenig freilich ist der Amerikaner berechtigt, wie wir es in unendlichen Abwandlungen hörten, zu sagen: „Wenn man es in Deutschland machte wie wir usw." Der Fehler liegt also auf beiden Seiten. Aber in der klaren Erkenntnis der Fehler nähert man sich schon der Behandlung und möglichen Lösung der eigentlichen Frage: was fangen wir nun mit den Deutschamerikanern an und sie mit uns?

Was wir voneinander erwartet und verlangt haben, stimmt nicht, hat auch nie gestimmt, obgleich es vor dem Kriege für viele oberflächliche Beobachter danach aussah. Wir im Vaterland dachten, drüben versprengte, nach deutschem Geistesleben hungernde Volksgenossen mit deutscher Kultur beglücken zu müssen. Die aus deutschem Stamm in der „neuen Welt" glaubten, ihren zurückgebliebenen Brüdern Demokratie, Freiheit, Großzügigkeit vermitteln zu sollen. Beide erwarteten voneinander Verständnis für diese ihre Ideen und Bestrebungen und verlangten Treue und Dankbarkeit. Und das wäre schließlich auch das Natürlichste in der Welt und könnte einen idealen Austausch und Ausgleich geben.

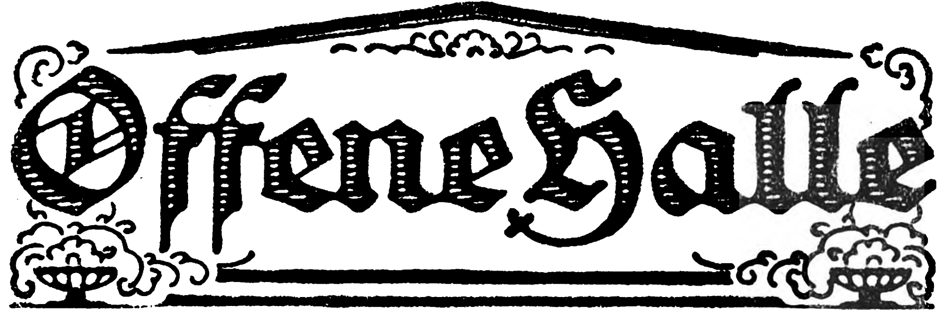
Wir müssen es beiderseits aufgeben, einander anzuprahlen oder abzukanzeln und zwischendurch in aufflammender Brüderlichkeit zu umarmen. Solange wir Deutschen nicht nüchtern und würdig sein können in Urteil und Behandlung anderer Völker, schwanken wir mit unsrer Geschichte ruhig weiter wie bisher — himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt. Solange wir die Deutschamerikaner nicht in aller Klarheit aus ihrer Besonderheit heraus betrachten lernen, kommen wir zu keinem richtigen Standpunkt ihnen gegenüber. Mögen wir dann vernünftige Kritik üben, uns auch energisch gegen falsche Auffassungen oder Zumutungen ihrerseits wehren, wie sie das Recht ebenso gegen uns haben. Wir müssen uns aber zunächst einmal in klarer Weise trennen, um danach auf neuer Grundlage so viel Gemeinsames zu pflegen wie möglich.

Die Deutschamerikaner sind verschieden genug von den Englisch-Amerikanern oder allen den übrigen Bindestrichlern. Sie werden uns stets näher bleiben. Aber sie stehen außen. Wenn wir damit scharf und klar gerechnet hätten, wäre es uns und ihnen besser gegangen.

Vielleicht klingt das alles ein wenig hart für die treuen Helfer drüben, die Tausende von Deutschamerikanern, die jetzt jahrelang unermüdlich für das alte Vaterland gewirkt und alle die schweren an sie gestellten Aufgaben so tapfer erfüllt haben. Die Einsichtigen aber wissen selber, wie es steht und wie es gemeint ist. Klarheit über Tatsachen ist im Grunde das Liebevollste, was es gibt An der Entwicklung der Deutschamerikaner im allgemeinen läßt sich nichts mehr ändern. Wir Deutschen werden gut daran tun, unsre Kraft gesammelt und geschlossen zu halten und uns aus eigenem Volk und Boden erneuernden Ersatz zu schaffen.

Toni Harten-Hoencke





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

National oder Übernational?

Nach einer Predigt von Pfarrer X. hatte ich eine Aussprache mit ihm, da er gehört hatte, daß ich anderer Meinung sei über seine darin ausgesprochene Ansicht.

Er sagte etwa: Wir Deutsche sollten uns nicht auflehnen gegen das uns von den Feinden auferlegte Joch; erstens hätte es keinen Sinn, da wir ja machtlos seien (das ist natürlich richtig) und dann sei es einfach der uns von Gott auferlegte Opfergang, den wir schweigend und duldend antreten müßten; Gott selbst habe uns ja kurz vor dem Sieg das Schwert aus der Hand gerissen! (Gegen dies letztere könnte man freilich einwenden: Nein, wir waren nicht „getreu bis an den Tod", ließen die Waffen fallen, als es ans „Letzte" ging, drum konnten wir auch die Siegeskrone nicht erreichen.) Wir sollten auch nie wieder nach äußerer Macht streben, sondern nur noch nach Verinnerlichung, da darin unsere Sendung bestünde.

Kann das nun richtig sein? Darf man von einem ganzen Volk als bewußte Tat verlangen, wozu immer nur die einzelnen reif und fähig sind? Und wird eine solche Unterwerfung eines ganzen Volkes, ein solches doch erzwungenes Opfer und infolgedessen eine innere Unwahrheit nicht viel eher Schlappheit, Feigheit und Ehrlosigkeit im Gefolge haben, wie es sich auch schon bei uns zeigte — statt Verinnerlichung?

Clausewitz sagt: Eine feige Unterwerfung eines Volkes, das nicht bis ans Letzte ging, wirkt wie Gift zersetzend in dessen Adern durch viele Generationen. — Und hat nicht Paul Ernst recht, der kürzlich im „Gewissen" sagte: Nur die Reifen werden besser durch Unglück und Niederlagen, die Gemeinen (Kleinen) aber schlechter —? Kann und darf ein ganzes Volk sich nur Verinnerlichung als Ziel setzen? Muß es nicht, um kräftig und lebensvoll zu bleiben, auch nach außen hin gedeihen und wachsen wollen? Wird es nicht zugrunde gehen, wenn es kein Ziel des äußern Hochkommens hat, und heißt es nicht lähmend auf das Volk wirken, wenn man es abhält, alle seine Kräfte anzustrengen, um wieder hochzukommen?

Wird ein guter Familienvater, auch wenn er noch so sehr davon durchdrungen ist, daß die Seelen seiner Kinder das Wichtigste sind, nicht ihnen trotzdem auch ein irdisches Haus bauen? Dürfen und müssen wir diesen gesunden Gedanken des Wachsen- und Blühenwollens, auch nach außen, nicht auch auf das Volk anwenden, statt immer gleich von „Weltmachtgedanken" verwerfend zu sprechen?

Pfarrer X. sagt mir noch, er habe sich — allerdings in sehr schweren Kämpfen — zum übernationalen Denken durchgerungen. Sollte uns da nicht Fichte ein besseres Vorbild sein, der sich in den Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung vom Kosmopoliten zum nationalen Denker gewandelt und diese Wandlung nicht als eine Rückwärts-, sondern als eine Aufwärtsentwicklung ansah?

Johannes Müller sagte einmal das gute Wort: Nach dem einzelnen kommt erst sein Volk und dann erst die Menschheit, sonst überspringt er eine Stufe. Und dies Wort half schon vielen einen richtigen Standpunkt gewinnen.

J. M.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Eine neue Art Literaturgeschichte

Unsere Literaturgeschichten sind Geschmacks-Urteile ihrer Herausgeber. Sie geben also, mit Ausnahme der kurzen Angaben über Leben und Buchtitel, keine objektiven, sondern subjektive Werte. Je nach dem Urteilsvermögen ihrer Herausgeber ist demnach ihr Wert höchst verschieden, und wir haben törichte und kluge, verärgerte und begeisterte, kurz- und langlebige. Aber auch die letztgenannten haben nur ein kurzes Leben und müssen nicht nur der Nachträge wegen, die den inzwischen aufgetauchten Sternen gelten, sondern vor allem auch wegen des dauernden Geschmackswandels ihrer Herausgeber und — der Leserschaft bei jeder neuen Ausgabe umgearbeitet werden. Es wird keinem verständigen Menschen einfallen, ihren oft außerordentlich hohen Wert herabsetzen oder ihren Nutzen, ja ihre Notwendigkeit bestreiten zu wollen. Der Gebildete macht bei ihrer Benutzung schon von selber die Abstriche, die ihm nötig scheinen, um ein seiner Überzeugung nach objektives Urteil zu erhalten.

Aber sie haben einen tiefgehenden Mangel, der zunächst am Beispiel der auffallenden Neu-Erscheinung aufgezeigt werden soll. Nehmen wir an, ein Dichter „entdeckt" irgendeine neue Art des Vers-Aufbaus, er schreibt etwa die Worte seiner Gedichte mit lauter Großbuchstaben und setzt den Reim statt ans Ende des Verses an den Anfang. Niemand, der die zeitgenössische, auf das Verblüffen ausgehende Neigung aller Kunstbetätigungen verfolgt, wird leugnen, daß so etwas jeden Tag auftauchen kann. Wenn dieser ausgedachte Fall eintritt, und der Dichter nur folgerichtig zehn Jahre lang bei seiner Narrheit bleibt, so kann es gar nicht ausbleiben, daß er zunächst wenige und dann mehr Nachfolger findet. Und auch das ist in Deutschland selbstverständlich, daß er Gelehrte findet, die in fremdwortseligen und von dunkelen Worten starrenden Aufsätzen diese neue Dichtung als die große Erfüllung preisen. Immer wieder wird die, von der Angst rückständig zu scheinen gejagte Leserschaft in die neue Lehre „eingeführt", und je verkrampfter die schwulstigen Sätze der Propheten, je unsinniger die Wortbreie des Dichters sind, um so esoterischer leuchten die feierlichen Gesichter der Kenner. Nirgends dringt die Mode ins Volk, keinem Leidenden trocknet sie die Träne, keinem Fröhlichen entbindet sie die Seligkeit seiner Seele, kein wandernder Student singt das Zeug, es ist lediglich für einen kleinen Kreis da, und zwar für einen Kreis von Feinschmeckern, die nach Ablauf der zehn Jahre ebenso gierig eine neue Mode aufnehmen. Man wird zugeben müssen, daß wir ähnliche Erscheinungen gehabt haben und noch haben.

Keine Literaturgeschichte, auch die ernst zu nehmende nicht, kommt um die Auffallende Neu-Erscheinung herum. Und da diese sich nicht in den Rahmen der geruhigen und gesunden Entwicklung einfügt, so muß ein besonderes neues Kapitel ihretwegen eingebaut werden. Nun wird den Gründen nachgeforscht, die zu dieser Seltsamheit möglicherweise die Erklärung geben könnten, man gräbt in der Geschichte des Schrifttums nach und entdeckt natürlich jedesmal „Vorläufer", um vollständig zu sein, müssen die Propheten des neuen Lichtes genannt

und ihre orphischen Deutungen angezogen werden, müssen die Schüler aufgeführt, vielleicht auch die (selten fehlende!) Zeitschrift besprochen werden.

Und so hat sich die Auffallende Neu-Erscheinung schließlich einen breiten Platz in allen Literaturgeschichten erzwungen, lediglich auf Grund eines psychologischen Gesetzes, das all diesem zugrunde liegt. Scheinbar gleichberechtigt — wenn der Schreiber die Mode auch noch so lebhaft ablehnt —, steht die eitele Narrheit weniger Dutzend Alcibiades-Naturen neben der stillen großen Kunst der Zeitgenossen verzeichnet. Wer aufmerksam Literaturgeschichten der letzten 20 Jahre liest, wird um Belege kaum in Verlegenheit kommen.

Dies Beispiel der auffallenden Neu-Erscheinung zeigt also, wie das Wert-Urteil des Schrifttum-Darstellers beinahe gegen seinen Willen umgebogen werden kann ins objektiv Unwahre. Denn es soll sich ja in unserem Beispiel nicht um eine Entwicklung der lebendigen Dichtung, sondern um eine Verblüffungs-Mode einzelner Verstiegener handeln, an der nicht nur das Volk, sondern auch alle großen Schaffenden der Zeit in freundlicher Nichtachtung vorübergegangen sind. Und die nach weiteren zehn Jahren ohne irgendwelche Spuren hinterlassen zu haben vergessen ist. Die unechte Art, die sich nicht fortpflanzen konnte und nur eine krankhafte Zufallsbildung war, ist von den Literaturgeschichten jahrelang verkannt und als neu gefundene neben die lebendigen echten Arten gestellt worden.

Das Volk in seiner Mehrzahl ist ganz gewiß nicht fähig, gute und schlechte Kunst zu unterscheiden, ja, es ist vielleicht nicht einmal fähig, gute Kunst wirklich restlos zu genießen. Immerhin hat es aber doch einen gewissen Instinkt für das Gesundwüchsige und lehnt widernatürlich Entwickeltes ab. Mindestens aber ist sein Urteil in höchstem Maße wertvoll für die Geschichte seiner eigenen inneren Entwicklung! Ich glaube deshalb, daß neben den eingangs erwähnten Literaturgeschichten, die uns den Geschmack ihrer Herausgeber bieten, auch eine neue Art dringend nötig wäre, die uns den Geschmack des Volkes, der breiten Masse der mehr oder minder Gebildeten zeigt.

Ist es nicht ein Unding, daß unsere Literaturgeschichten, die den wenigen Tausend Käufern und Lesern irgendeiner sich literarisch gebärdenden Mode gewichtige Kapitel widmen, die am meisten gelesenen Schriftsteller unserer Tage überhaupt nicht einmal mit Namen nennen! Wer es nicht glaubt, der suche einmal Courths-Mahler oder Wothe oder Eschstruth oder May im Namensverzeichnis irgendeines dieser Werke!

Diese Schriftsteller wären nicht literarisch wertvoll genug?

Wie würden Sie über eine Botanik denken, die das Gänseblümchen als zu gemein und die Erle als forstlich zu wertlos nicht behandelte? Würden wir uns nicht mit Recht einen Gelehrten verbitten, der uns eine Auslese von Pflanzen nach seinem Geschmack als Botanik darböte! Nicht viel anders aber ist dies hier. Das Schrifttum ist eine Gesamtheit, in der feine und vielfältige Übergänge vom Wertvollen zum Wertlosen, vom Kleinen zum Großen vorhanden sind, und man kann aus dieser organischen Masse, in der jede Zelle die andere trägt, jede von jeder getragen wird, nur gewaltsam Teile herauslösen und als „wichtig" besprechen. Im Gewordenen sollte es für die Wissenschaft keine Wert-Urteile geben, „was ist, ist vernünftig", lehrte Hegel, und das Schlechte hat seinen „zureichenden Grund" nicht weniger als das Gute. In dieser Gesamtheit ist, entwicklungsgeschichtlich gesprochen, jeder Teil gleichberechtigt dem anderen.

Eine wissenschaftliche Darstellung dieser Gesamtheit kann gleichzeitig eine Geschmacksauslese geben, irgendwie notwendig ist das jedoch keineswegs. Und wenn sich die Arbeit zur Aufgabe stellt, neben den Arten die Menge des Vorkommens, neben der Würdigung durch den Verfasser die Aufnahme im Volk, neben den Inhalten auch die Auflagenzahlen zu nennen, so wäre das, wie ich glaube, ein wissenschaftlicher Gedanke von gewissem Wert.

Diesem Gedanken möchte ich hier Schritt machen. Zunächst wollen wir höchst literarischen Leute doch recht vorsichtig in dem Glauben an die Unfehlbarkeit unserer Wert-Urteile sein. In



einer pikanten kleinen Zeitschrift höchster geistiger Prägung finde ich einige der eben genannten Namen fast in jeder Nummer mit allerbösester Verachtung gebrandmarkt. Und neulich stand dort der Satz: „Sie fragen, ob ich von den Genannten einmal etwas gelesen hätte —, Gott soll mich davor bewahren!“ Aber sie als Pest des Schrifttums hinstellen — ja, davor bewahrte den Herausgeber der Gott der Ehrlichkeit nicht!

Nun, ich habe einige Bände dieser „Pest“ gelesen und kann versichern, daß sie recht mäßig waren, aber doch eigentlich mehr unbedeutend als böse, schlecht, geschmacksverderbend. Mit allem Gewicht meines Urteils aber und im Bewußtsein, damit heute etwas Ungeheuerliches auszusprechen, will ich dies sagen: Sie waren an dichterischem Wert durchaus nicht geringer als ein Dutzend der allergepriesensten Modegötter des literarischen Marktes! Sie sind nur unliterarisch, sie wirken ein wenig unbeholfen, sie sind etwas Mode von vorgestern. Sie machen die Verkrampfungen und gequälten Wortstellungen nicht mit, die heute unbedingt dazu gehören. Sie haben die alte Dichterfreude am Fabulieren, am Interessanten beibehalten, und sie lieben es, einen Knoten nicht nur zu schürzen, sondern auch freundlich zu lösen. Das hat gewiß nichts mit ihrem Wert zu tun, ebenso gewiß darf ihnen aber daraus doch auch kein Unwert zugesprochen werden.

Aber dies ist kein wesentlicher Teil meiner Darlegungen, und ich erwähne es nur, um die Allzuliterarischen irrezumachen im Glauben an ihren Geschmack. Wer die Geschichte der literarischen Würdigung etwa Shakespeares im Laufe der Jahrhunderte kennt, wird ohnehin zur Bescheidung neigen. Wenn aber selbst ein so überragendes Genie von ganzen Geschlechtern übersehen werden konnte, wie schwierig mag es dann sein, diese unbeträchtlichen Leutchen mit ihrer unglaublich fruchtbaren Tätigkeit zu beurteilen!

Eine Geschichte des Schrifttums, wie ich sie hier fordere, hätte als Maßstab die Volksgeltung zu nehmen, es wäre also eigentlich eine Geschichte der Auflagenzahlen. Hat man nie daran gedacht, etwa die Volksgeltung Shakespeares graphisch darzustellen durch eine Linie, die durch ein System ansteigt und abfällt, dessen Stufen je ein Tausend Neuauflage bedeutet? Mich will bedünken, daß das wertvoller wäre als manche gelehrte Untersuchung über die Druckfehler-Unterschiede der einzelnen Folio-Ausgaben. Vielleicht wäre es auch möglich, die Zahl der Aufführungen in gewissen Zeitabschnitten festzustellen und auf dem gleichen Blatte die Zahlen der Aufführungen etwa Goethes und Schillers, ebenfalls in Linien neben den Shakespeareschen herlaufen zu lassen. Und wie wertvoll müßte etwa ein Blatt sein, das ähnlich die Auflagenzahlen der gelesensten Romane von 1800—1832, die der Gedichtbände von 1880—1920 aufzeichnete! Ich glaube, daß manche dieser Seiten geradezu Offenbarungen bringen könnten über die Entwicklung des Schrifttums — und der Volksbildung.

Selbstverständlich nicht über den literarischen Wert. Ich wiederhole das, um nicht etwa den Gedanken aufkommen zu lassen, als ob dieser neue Ausbau der Literaturgeschichte die bisherigen überflüssig machen oder irgendwie ersetzen könnte. Bei manchen Dichtern wird geradezu die Geschichte ihrer Auflagen eine Darstellung des Ungeschmacks ihrer zeitgenössischen Leserschaft sein, wie denn überhaupt diese ganze Wissenschaft durchaus ein doppeltes Gesicht zeigt, ein literarhistorisches und ein volkspsychologisches.

Nun würde aber die Untersuchung nicht bei der gewiß oft mühsam festzustellenden Auflagenzahl und ihrer bildlichen Darstellung haltmachen dürfen. Wichtiger noch ist es, die Ursachen aufzudecken, weshalb das Volk in seiner Gesamtheit heute einen Dichter aufnimmt, den es vor einigen Jahrzehnten ablehnte, heute einen ablehnt, der der Liebling ihrer Eltern war. Mannigfache Einflüsse können da mitspielen, und mit der Wendung vom „Wandel des Geschmackes“ ist es nicht getan. Vielleicht hat ein anderer Dichter als Vermittler die Brücke zu dieser schwierigen Kunst geschlagen, vielleicht ein Kritiker sich dauernd und laut für ihn eingesetzt. Für diesen hat eine Zeitschrift, eine Gesellschaft geworben, jenem hat ein verlorener

Krieg oder der Umsturz den Boden der Wirkungsmöglichkeit entzogen, einem dritten wurde es zum Verhängnis, daß der Fürst ihn bevorzugte, ein vierter ist gar durch eine Oper über ihn auf der Leiter der Volksgeltung wieder hinaufgestiegen. Oft wird auch der Titel eines Buches stark mitbestimmend sein oder die Schlüpfrigkeit des Inhalts oder die Langweiligkeit der Fabel.

Dieser Literaturgeschichte wird es nicht unterlaufen, daß sie etwa das weitaus verbreitetste Volksbuch überhaupt nicht kennt, wie das mit dem „Münchhausen" tatsächlich in einer ganzen Reihe der bisherigen der Fall ist. Sie wird Bescheid um den Geschmack des Volkes wissen wie ein Leihbibliothekar. Sie wird den ungeheueren Anteil der Jugendlichen am Schrifttum, der sich etwa in der Verbreitung der Grimmschen Märchen ausspricht, aufdecken und nicht wie die bisherigen die Kinderbücher als unliterarisch beiseite schieben. Sie wird aufräumen mit den Modegötzen, die mit Lärm ihre spärlichen Auflagen vertreiben. Sie wird aufzeigen, wie ungeheuer lebendig noch heute die (ach, so totgeschlagenen!) Geibel und Scheffel und Schiller sind, während von den hochgelobten Dichtern der Moderne nicht ein Lied auf Kneipen und Wanderfahrten gesungen wird, nicht ein Zitat im Volke lebendig ist. Sie wird die Überlegenheit der natürlichen, der heiteren und der erhebenden Kunst (Baumbach, Wilh. Busch, Schiller) über die gekünstelte, unbefriedigende für die Seele des Volkes in überwältigenden Darstellungen zur Anschauung bringen. Und sie wird überhaupt erst eine Scheidung zwischen der lebendigen, d. h. der von den Gebildeten und Halbgebildeten des Volkes in ihrer Mehrzahl aufgenommenen, und der toten Kunst, d. h. der von literarischen Katteenzüchtern gepflegten, möglich machen. Wie vieles wird uns durch eine solche Darstellung unbeträchtlich werden, was heute auch der Ablehnende nur mit würdiger Vorsicht ablehnen darf, wie manches wird wertvoll werden müssen durch seine Wirkung.

Denn das möchte ich zum Schluß aussprechen: Dichter, die eine so tiefe und breite Wirkung ausübten, wie etwa Karl May oder Julius Wolff, kann man doch nicht mit den billigen Spottworten „Indianerschmöker" oder „Butzenscheibenromantiker!" abtun. Derartige Urteile mag die literarische Wissenschaft den politisch-literarischen Parteien und Cliquen überlassen, die ein Interesse am Totschlag der genannten haben. Mich dünkt eine starke Wirkung immer die Folge einer starken Ursache, und eine solche in der Kunst dieser Männer oder in der Zeitstimmung der damaligen Leserschaft aufzudecken, kann nur bereichernde Erkenntnisse bringen. Vielleicht ist das Volk gar nicht so dumm, wie die nichtgekauften Dichter glauben!

Der übelste Geschmacksverderber der Leserschaft zu Goethes Zeiten war Kotzebue, er war gewiß literarisch ebenso minderwertig, ja vielleicht noch tieferstehend, als unsere Vielschreiber. Daß Goethe ihn aufs lebhafte bekämpfte, versteht sich von selber. Und doch lehnt er das Schelten einiger literarischen Jünglinge auf diesen Mann kühl ab: „Nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet!" Und zu Eckermann sagt er über Kotzebue die höchst merkwürdigen Worte, die ich der Literaturgeschichte der Volksgeltung als Leitwort vorsetzen möchte: Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein! —

Ich habe ein tiefes Mißtrauen gegen die berühmte Nachwelt, die den von seiner Zeit völlig verkannten Dichter plötzlich ausgräbt und in leidenschaftlicher Liebe liest. Mir ist kein Beispiel aus der Geschichte des Schrifttums bekannt, daß ein Dichter, der seiner Zeit gar nichts zu geben hatte, nach 100 Jahren allgemein gelesen worden wäre. Dazu veralten schon die Sprache und die äußeren Formen der Dichtung viel zu schnell. — Ich habe im Gegenteil dies gefunden: Jeder Dichter, den die Nachwelt als ewig pries, hatte auch schon bei Lebzeiten einen starken Widerhall in seinem Volke. Wie sollte es auch anders sein, wenn Kunst etwas Lebendiges und auch der Künstler ein im tiefsten seinem Volke eng verbundener lebendiger Mensch, ja, nur die Steigerung aller Eigenschaften seiner Zeit und seines Volkes ist! Wer seiner Zeit nichts gibt, wird auch der Nachwelt nichts zu sagen haben, und wer das Ohr seines

Volkes bei Lebzeiten nicht hat, wird, wenn man ihn einmal wieder entdeckt, immer nur eine Kuriosität sein. Jene vielgepriesene Nachwelt wird ebenso ungerecht sein wie die Gegenwart, und wird ihre Nöte und Freuden, ihre Kunst und ihre Dichtung so haufenweis haben, daß sie wohl zum Ausgraben Leute haben wird — denn es gibt immer Totenausgräber von Beruf — aber ganz gewiß keine überflüssige Zeit und Lust und Fähigkeit zum Lebendigmachen!

So stellt sich mir also der berüchtigte „Publikums-Erfolg", den alle Erfolglosen so laut bespötteln und so leidenschaftlich insgeheim ersehnen, doch ein wenig wertvoller dar, als er gemeinhin auch von der literarischen Wissenschaft gewertet wird. Wohl hat das Volk eine Menge Lieblinge, die vor dem Urteil der Gebildeten und der Nachwelt keinen Bestand haben — das Volk ist unersättlich in seinem Lesehunger, und da es seinen guten Magen kennt, kann es sich gelegentlich auch geringwertige Nahrung in Mengen zumuten. Aber es lehnt unerbittlich das Widernatürliche, das Gesuchte, das Verstiegene, das Unorganische ab.

Und es liebt neben den Unwürdigen in aller Naivität gleichzeitig auch jedesmal die großen Dichter seiner Zeit!

Von diesem Gesichtspunkte aus würde eine literaturgeschichtliche Darstellung, wie ich sie oben vorschlug, doch auch eine wertvolle Ergänzung der bisherigen in dem Sinne sein, daß sich Urteile dauernden Wertes aus ihr ergeben müssen.

Börries, Freiherr von Münchhausen



Allerlei Kunstgaben

I.

Da legt uns ein annoch unbekannter Schwabe Namens **Paul Jauch** allerliebste „Zwölf Zeichnungen zu Ludwig Finckhs Jakobsleiter" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) für den billigen Preis von nur 10 Mark zu Beurteilung vor. Man vergißt das Beurteilen vor diesen duftigen, versonnenen Blättern aus der schwäbischen Landschaft. Finckh leitet sein kurzes Vorwort mit den Sätzen ein: „daß man mit dem schwarzen Bleistift Luft und Farbe wiedergeben kann, ist keine neue Entdeckung; daß man aber mit einem Bleistift **malt**, das ist Paul Jauchs Eigentum". Wir wollen dieses „malt" nicht zu eng fassen; man könnte vielleicht besser sagen: daß man mit dem Bleistift **beseelt** und **durchsonnt**, daß man **Fernduft** um die Berge ebenso einfängt wie die **stille Seele** einiger Lilien oder einer Fensterecke, das versteht dieser feine Künstler, der nur mit einer Reihe von Bleistiften aller Härtegrade arbeitet. Ein Landsmann Mörikes strahlt hier seine goldklare Seele aus, weltfern, verträumt, wie diese zarte Stimmung über der Sommerlandschaft, deren Wipfel und Blumen er so leicht und licht mit dem durchgeistigten Gelände vermählt.

Um die kräftigen, ja leidenschaftlichen Zeichnungen „Leiden Christi" von **Peter Würth** (München, Patmosverlag, 13 M) zu würdigen, müßte man sich über die Auffassung der Gestalt Christi verständigen, worüber eben die inneren Vorstellungen auseinandergehen. Wir übersehen nicht das gleichsam Dramatische dieser kraftvoll angepackten Gestalten und Vorgänge, wenn uns auch diese Menschen um den Heiland her oft gar zu vertiert, zu verbrecherhaft abstoßen. Die Ausdruckskraft des Künstlers hat sich an einem Dürer und Grünewald geübt; und diese einfach-kräftige Schwarzweißkunst hilft der glutvollen Innerlichkeit nach. Doch das Grauen und die Verrenkung des dramatisch bewegten Pathos überwiegt zu sehr die sieghaft leuchtende Ruhe, die vom Gesicht des Heilands ausgehen und die Gegenkraft bilden müßte.

Aber wer kann das heute? Der Furche-Verlag (Berlin 1921) schenkt uns ein sehr hübsches Werk über **Wilhelm Steinhausen** mit 36 ein- und mehrfarbigen Bildtafeln nach teilweise bisher unveröffentlichten Gemälden (Halbleinenband 60 M). Dieser greise, mit Hans Thoma

befreundete und geistverwandte Maler hat sich öfters der Christusgestalt gewidmet. Man findet in dieser vorliegenden Kunstgabe eine Reihe von Motiven aus der heiligen Geschichte. Es ist seltsam auch hierbei, wie sich das eigene Ich in der Gestaltung der Heilandszüge widerspiegelt — nicht nur bei Albrecht Dürer. Jeder sucht hier unwillkürlich auf den Grund seiner Seele zu tauchen und sein Bestes veredelt und durchgeistigt wiederzugeben oder zum überpersönlichen Typus zu erheben. Steinhausens Selbstbildnis hat einen feinen Leidenszug; diesen Zug findet man auch in Miene und Haltung seines Heilands. Niemand wird die Innigkeit und Seelenhaftigkeit dieser künstlerischen Selbstbekenntnisse bestreiten; doch möchte man Steinhausens einsamer Herzensfrömmigkeit etwas von der Kraft und Gesundheit unsres zugleich gemeinschaftsfrohen großen Johann Sebastian Bach hinzuwünschen. Mit unbeeinträchtigter Freude läßt man immer wieder des edlen Künstlers Familienbildnisse, diese läßlich-ruhigen, in sich geschlossenen Köpfe und Gesichter, auf sich wirken; und selbst im farbigen Nachdruck kommen hier allerlei Landschaften zu eindrucksvoller Wirkung. Zu alledem hat Dr. Oskar Beyer eine ebenso ausführliche wie liebevolle Einführung gegeben, wobei es zu begrüßen ist, daß er grade dem Künstler und seinen Ausdrucksmitteln besondre Aufmerksamkeit zugewendet hat. Es ist eine gute, dreiteilige Auswahl (Bildnisse, biblische Stoffe, Naturbilder); und die technische Wiedergabe dieser tiefernsten Kunst ist äußerst lobenswert.

Ganz in das niederdeutsche Gelände, an die friesisch-dithmarische Wasserkante, versetzt uns Gustav Frenssen mit seinem Werk über Jakob Alberts (Berlin, Grotescher Verlag 1920, Halbleinenband 50 M). Das ist niederdeutsche Kunst, die sich über Düsseldorf, München und Paris erdkräftig zu sich selber heimgefunden hat. Der Künstler, an der Mündung der Eider geboren, besonders von der großen, stattlichen Mutter mit prachtvollem Erbteil ausgestattet, erfährt hier von dem bekannten Erzähler eine fein charakterisierende Darstellung, die schon durch sich selber fesselt. Eingeführt hat sich der Eiderstedter Maler einst durch sein Gemälde „Beichte auf Hallig Oland", das bei der ersten Sezession jener sogenannten Vereinigung der Elf (worunter Max Liebermann, Ludwig von Hofmann, Leistikow, Klinger, Skarbina) vertreten war. Man empfand sie natürlich zunächst als trocken; doch zwei Jahre später schon sagte derselbe Kritiker, es wäre merkwürdig, das Bild bekäme etwas Stilles, Vornehmes, Altes, wie eine edle Patina. Dies könnte von dem ganzen Schaffen dieses Nordseekünstlers gelten, von den satten stillen Farben seiner Innenbilder oder Moorlandschaften wie von den Bildnissen dieser herben Gesichter mit den schmalen, geschlossenen Lippen, dieser Halligbewohner, denen man die Schweigsamkeit und Schwerblütigkeit von weitem schon ansieht. Was für ein kräftiges, im Kampfe gegen die Natur zäh beharrendes Volkstum! Man mag einerseits an Leibl, andrerseits an die Holländer denken, doch Alberts ist ein Eigener, „ein Mann von guter, nordischer Art, ehrlich, frisch, klug und demütig vor dem, was wir nicht wissen können".

Derselbe Verlag veröffentlicht fast gleichzeitig die Gabe eines meisterhaften Kunstschriftstellers: Henry Thode, der im vorigen Jahre zu früh verstorben ist, hat „Paul Thiem und seine Kunst", als Beitrag zur Deutung des Problems deutscher Phantastik und deutschen Naturalismus, ausführlich gewürdigt (Berlin, Grote 1921, geb. 60 M). Haben wir es bei Alberts wesentlich mit niederdeutschen Stoffen und Gestalten zu tun, so begegnen sich in diesem andren neudeutschen Vollkünstler mehrere Strömungen, die zugleich verschiedene Seiten seines Wesens beleuchten. Kaum glaubte man in einer märchenhaften Phantasie sein Wesen als mit Böcklin verwandt feststellen zu können, so springt er uns mit dämonischen, humoristischen und burlesken Gebilden dazwischen; und kaum haben wir uns mit dieser übermütigen malerischen Sprache befreundet, so taucht unser Blick in Landschaften unter, die weiter nichts sein wollen als hingegebene Freude an Form, Farbe, Stimmung eines beseelten Stücks Natur. Es steckt in diesem Maler zugleich ein Musiker und ein Dichter. Sein Sinn für das Unheimliche, für das Heroische, für das Komische hat sich an der Realität geschult, überspringt aber diese zugleich in übertreibendem Spiel der Einbildungskraft und erzielt nicht nur in der Linienführung,

sondern auch im Kolorit eigentümliche Wirkungen. Wir legen auf Thodes Prägung „impressionistisch-phantastisch" nicht viel Wert; künstlerische Individualitäten pflegen solche Benennungen zu sprengen. Hier ist eine starke Persönlichkeit, die sich übrigens auch in Dichtungen und ästhetischen Betrachtungen geäußert hat; das vorliegende Buch teilt, zwischen zahlreichen Bildern, auch Aphorismen und sonstige Gedanken reichlich mit. Bei Thodes meisterhafter Art, sich in die Seele eines schaffenden Menschen zu versenken und den Stoff klar zu gliedern, bedarf es über dieses letzte Werk des hervorragenden Kunstbetrachters keines besondren Lobes.

Was aber Phantastik der Gestaltung betrifft, so kommt doch keiner dieser Modernen dem Niederländer Peter Brueghel nahe, dem Kurt Pfister im Inselverlag eine Ausgabe widmet (mit 78 Vollbildern, in Halbleinen 24 ℳ). Dieser ältere der bekannten Maler aus dem 16. Jahrhundert — im Dorfe Brueghel bei Breda geboren — hat einen so verschwenderischen Übermut im Erfinden und Gestalten, daß man aus dem Staunen über solche verwegene Ausdruckskraft gar nicht herauskommt. Dabei diese saftige Bauerngesundheit und spaßhafte Bauernderbheit! Er läßt mit überlegenem Humor seine Menschen tanzen und stampfen, essen und zechen und freien, vollblütig wie sie und gleichwohl über ihnen stehend, als ob er sich über dieses ganze animalische Behagen mit philosophischem Ingrimm lustig machte. Es ist nicht nur Freude am Gesichtsausdruck, den er mit markiger Charakterisierungskraft herausarbeitet, es ist zugleich Freude am Gewimmel und an dessen Bändigung und Gliederung. Er war nach außen „ein stiller und vernünftiger Mann, der nicht viel Worte machte", wie sich Carel van Manders ausdrückt, doch in seiner Phantasie muß es spukhaft genug ausgesehen haben. Pfisters gedankenvolle Einleitung, zu sehr die seelische Zwiespältigkeit betonend, endet in Moll; sie hätte daneben des Künstlers Ausdrucksfreudigkeit stärker hervorheben können.

Wir werden im nächsten Heft noch auf einige andre schöne Gaben hinweisen.



Für und wider die Passionsspiele

Gefördert durch den „Bühnenvolksbund" — eine „sittlich und entschieden religiös gerichtete Vereinigung" wesentlich wohl katholischer Teilnehmer —, tritt zurzeit die „Große deutsche Volkspassion" in die breitere Öffentlichkeit. Dies „Unternehmen der Herren Faßnacht" hat den Zweck, das alte Oberammergauer Passionsspiel in allen größeren Städten, späterhin auch in den kleineren zur Aufführung zu bringen. Die Vorbereitungen dazu führen jeweils die Ortsausschüsse des genannten Bundes aus. Eben werden hier in Mannheim Vorbereitungen in allergrößtem, an Reinhardt gemahnendem Stile getroffen, um „in besonders großem und würdigem Rahmen eine Reihe Aufführungen des Passionsspieles zu veranstalten". Seit längerer Zeit schon dazu berufen, aktuelle Ereignisse künstlerischer Art breiteren Volksschichten — wobei gar nicht etwa nur an untere Schichten des Volkes gedacht ist — durch Presseartikel, Vorträge oder Flugschriften in ihrer Bedeutung nahe zu bringen und zur rechten Einstellung und Erlebnismöglichkeit Hilfe zu leisten: sahen wir uns veranlaßt, auch anläßlich der Aufführung der Passionsspiele eine Einführung in deren Wesen zu geben. Da die Spiele vielerorts noch stattfinden werden, so dürfte jene auch für weitere Kreise von Interesse sein. Eine kritische Betrachtung wird sich daran anreihen.

Wie hier — bei starkem Andrang — so wird auch anderenorts die „Große Deutsche Volkspassion" als „Novität" angesehen werden. Und in der Tat handelt es sich dabei auch um etwas, was in dieser Art und Weise noch nie so dargeboten wurde.

Doch nur scheinbar ist dies ein Neues. In Wirklichkeit ist es ja nur Wiederbelebung von etwas sehr Altem. Neu daran ist lediglich der Rahmen, innerhalb dessen ein altes Bild neu erscheint. Ob dieser dazu paßt, d. h. wie das Neue — die Darbietungsform mit Aus-

nutzung aller Errungenschaften moderner Bühnen und Saalkunst — mit dem Inhalt in Einklang gebracht wird, der im alten Rahmen früherer Jahrhunderte so einzigartig zur Geltung kam, muß die Aufführung erweisen. Wir wollen uns jedenfalls einmal Wesen und Wirkung der Passionsspiele vergegenwärtigen, um zur rechten Einstellung ihnen gegenüber zu gelangen. Dies geschieht am besten durch einen tieferen Blick in die Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung. Was wir an klarlegenden Arbeiten darüber haben, sind meistens größere Werke, die den wenigsten der Leser zugänglich sind, noch auch ihres schwierigen Stoffes wie der gelehrten Sprache wegen ihnen willkommene Lektüre böten. Es sei nur erinnert an Autoren wie Milchsack, Lange, Hartmann, an Wundts Ausführungen allgemeinerer Art im 2. Band seiner Völkerpsychologie oder an solche unsres unvergeßlichen Albrecht Dieterich, des genialen Heidelberger Erforschers der Entstehung von Tragödie, Mysterienspiel u. a. So dürfte eine allgemeinverständliche, geschichtliche Betrachtung nicht unwillkommen sein.

Einen gewissen Weltruf haben sich die Oberammergauer Passionsspiele erworben. Sie sind neben den Brixlegger und Erler Passionsspielen, die jedoch nie zu größerer Bedeutung gelangten, die einzigen, die sich aus alten Zeiten in das 19. und 20. Jahrhundert herübergerettet haben. Ehemals war das anders. Da gab es kaum einen Ort — bis in den entlegensten Waldwinkel hinein —, wo nicht in der Passionszeit solche Spiele aufgeführt worden wären. Es handelt sich also dabei nicht nur um eine hier oder dort auftretende Erscheinung (wie man etwa vermuten könnte, wenn man hört und liest vom Alsfelder, Heidelberger Spiel oder von Oberammergauer, Augsburger, Weilheimer oder Freiburger Texten), sondern um einen damals fast überall anzutreffenden „Brauch“, der mehr ist, als nur das, was man Brauch, Sitte, Mode, Zeiterscheinung zu nennen pflegt.

W a n n entstanden nun diese Passionsspiele und w i e? Das älteste uns erhaltene Stück stammt aus dem 14. Jahrhundert. Es ist die sogenannte Frankfurter Dirigierrolle mit Spielanweisungen und Stichworten der in ihrer Reihenfolge aufgeführten Personen, samt der vollständig erhaltenen Fassung des Passionsspieles, allerdings aus späterer Zeit als der Regietext. Gerade dieser zeigt uns aber, daß es sich dabei um eine schon zur Blüte gekommene Erscheinung handelt. Wo ist ihr Anfang zu suchen? Es erhebt sich für uns die gleiche Frage wie angesichts des antiken Dramas. Während aber für die letztere trotz Nietzsche und Dieterich die Antwort immer noch aussteht, ist diese für die unsre als gegeben zu betrachten. Es ist erwiesen, daß sich das Passionspiel aus dem Kultus des Mittelalters, aus der katholischen Meßliturgie heraus entwickelt hat, und zwar aus jener des ersten Ostertags, die hierfür die nötigen dramatischen Keime enthielt. Seit dem zehnten Jahrhundert läßt sich allgemein der „Brauch“ feststellen, bei der Matutin (Frühgottesdienst) des Ostersonntags ein besonderes Stück einzuschalten, das den Gang der drei Marien zum Grabe und deren Ostererlebnis dabei zum Inhalt hatte. Es war zunächst nur für den Vortrag durch Liturg bzw. Rezitator (Evangelist) und Chor bzw. zwei Halbchöre in Form von Frage und Antwort bestimmt. Bald schritt man jedoch, ganz und gar darin der Volkseigentümlichkeit, alles zum äußeren Ausdruck, zur Darstellung zu bringen (Expressionismus der Gotik) natürlich Folge leistend, dazu, diesen Einschub als Szene zu behandeln. Man dramatisierte ihn. Damit hatte man zugleich auch den ersehnten „frommen Ersatz“ für die von den P r i e s t e r n d e r K i r c h e a u s g e t i l g t e n h e i d n i s c h - g e r m a n i s c h e n F r ü h l i n g s s p i e l e. Das biblisch-christliche Drama, wie es im Passionsspiel in seiner ausgeprägtesten Form vorliegt, nimmt seinen Anfang also im 10. Jahrhundert mit der szenischen Darstellung des Ganges der drei Frauen zum Grabe Jesu, das in der Kirche hergerichtet war. Dabei wurde von Anbeginn Musik verwendet — zunächst Gesang, der dem Choralschatz der Kirche entnommen war. Dann wurde auch Instrumentalmusik herangezogen, zur Unterstreichung des Charakteristischen, wie es die Handlung verlangte: Flöten, Posaunen, Orgel u. a. Damit war zugleich, wie später bei Bachs Kantaten, der Anfang zum Hinaustreten des Stückes aus der Kirche in die „Welt“ gegeben und seine Erhebung zu einem, vom „eigentlichen“ Kultus



losgelösten, selbständigen Gebilde. Die liturgische Szene ward Drama, das ursprünglich kirchlich fixierte Kultusgebilde ein Kunstgebilde, freilich eines mit ganz besonderem Gepräge. Im Kerne kultisch, war es doch jenseits von Kirche wie Welt, rein religiös, rein menschlich-göttlich und damit kosmisch, wie es das Wesen der großen Kunst überhaupt ist. Dies gilt für Frankreich, Italien, England, Holland, Spanien genau so wie für die deutschen Lande.

Der Passionstext der vier Evangelien bot Möglichkeiten der Dramatisierung genug; und so entstand nach und nach — bezeichnenderweise der immer größer werdenden, bis zur Prunkhaftigkeit sich steigernden Inszenierung nach von Frankreich ausgehend — das Passionsdrama, das die gesamte Leidensgeschichte Jesu darstellt. Als wollte die Kirche jener Zeit das zu selbständiger Ausbildung zum Kunstwerk hinstrebende Kultusdrama mit aller Gewalt in den Mauern der kirchlichen Regie halten, so mutet es uns an, wenn wir hören, daß in diesen alten Spielen die „Kirchensprache", d. h. das Lateinische herrschte, und daß der „Prozeß der Umsetzung in die Volkssprache überaus zögernd vor sich ging". Langsam erreichte das feiernde Volk, daß an das lateinische Spiel eine gereimte Übersetzung in „seiner" Sprache angefügt wurde. Diese wurde schließlich zum Mittelpunkt der Aufführung, der fremd empfundene lateinische Teil fiel weg. Das Passionsspiel war damit „verweltlicht". Es wird fortab unter freiem Himmel aufgeführt — wie einstens das antike Drama. Damit war weiterer Ausgestaltung — z. B. der Einführung größerer Massen, grotesker Gestalten, analog den antiken Possenreißern oder allegorisierender „Moralfiguren" — die Möglichkeit gegeben, aber auch dem Einschleichen zerstörender, entweihender Elemente. Mehrfach mußte denn auch gegen das „rohe Spiel", das oft mehr Posse denn Passionsdrama war, vorgegangen werden. Es war das in den Zeiten, davon weltliche wie kanonische Urkunden klagen, daß Volk und Klerus einem unglaublichen Zynismus verfallen waren.

Die Entwicklung, die eingesetzt hatte, war nicht mehr aufzuhalten. Die Gefahr der Verweltlichung lag in der Heimszene selbst. H. J. Moser macht besonders aufmerksam auf die „Weltlichkeit der Maria Magdalena, die in Wiener liturg.-lat. Osterspielen des 13. Jahrhunderts (!) schon die reinen Operettenschlager singt, und auf die Späße des Salbenkrämers, der den Frauen die Spezereien verkauft". So bildete sich das Drama jenseits der Kirche heraus. Es verweltlichte sich rasch, griff nichtbiblische Stoffe auf. Das Theater forderte sein Recht und zog nun seinerseits der Kirche gegenüber seine Grenzen. Wo sollte nun da das Passionsspiel seine Stätte haben? Für die „Bühne" war es zu ausgesprochen religiös, kultisch; für die Kirche war es schon zu sehr Drama, inszeniertes, gemimtes, „verweltlichtes" Stück geworden. So war es auf Schaffung eigener Aufführungsstätten angewiesen. Sie schaffen zu können, hing ab von allerlei Gesichtspunkten, zumal von dem äußeren wie inneren Interesse der Umwelt. Dieses sich dauernd zu erhalten, war schließlich — von kleineren unbedeutenden Erscheinungen abgesehen — nur den Oberammergauer Passionsspielen beschieden. Im Besitz eines eigenen, Jahrhunderte alten Spieltextes hat diese Gemeinde seit alters her in ihren Gemeindegliedern von Geschlecht zu Geschlecht die Pflege dieses Spiels als edle Überlieferung gepflegt. Und die aus Stolz und Begeisterung kommende Trefflichkeit der Darstellung wie die herrliche Natur, die dem Ganzen zugute kommt, hat auch immer von auswärts, vom In- und Ausland, Menschen zu den Passionsspielen zuströmen lassen, die finanziell das Unternehmen immer wieder sicherstellten.

Jetzt wird also, vom Volksbühnenbund veranstaltet, ringsum im Reich das Oberammergauer Passionsspiel zur Aufführung gebracht. Einem ernsten Betrachter können Bedenken dabei kommen. Es entsteht doch zunächst nicht, seinem eigentlichen Ursprung und Wesen nach, aus eigenem Kultusleben heraus, sondern wird jeweils von auswärts als ein „Unternehmen" der „Herren Faßnacht" dargeboten. Indessen kommt einem aber ja zum Bewußtsein, daß heutzutage alles umgekehrt ist; daß vor allem aber zu solchen Spielen schließlich doch nur die kommen, die von sich aus das Bedürfnis dazu haben. Mit anderen Worten: daß solch

ein wahrhaft riesiges Unternehmen möglich ist, beweist, daß es unbedingt auf sichere Teilnahme rechnen kann. Gesicherte Teilnahme ist aber stets Ausdruck für vorhandenes Bedürfnis nach dem Dargebotenen. Somit kommt diesem Passionsspiel in gewissem Sinne ein vorhandenes örtliches kultisches Leben entgegen. Es fragt sich nur, ob es ihm entspricht und genügt? —

Weder der Kirche zugehörend noch dem Theater, gehören solche Spiele zu den Dingen, die dem Menschen das Höchste und Innerste — in allgemein kultischer Form — veranschaulichen, und die er hin und wieder braucht, um des Zusammenhangs mit jenem, den das rohe Leben oftmals zu zerreißen droht, erneut gewiß zu werden. Es wird da dem Frommen, der niemals den Theaterraum betritt, in gleichem Maße wie dem Freigerichteten, der nicht zur Kirche geht, ein Dienst erwiesen. Versöhnung der Gegensätze oder doch wenigstens besseres Verstehen mag der Segen solcher Tat sein, vorausgesetzt, daß die Aufführung unsre durch Betrachtung von Geschichte und Wesen der Passion bedingte Forderungen erfüllt.

* * *

Dies war jedoch nicht der Fall. Unsre Vermutung, daß das alte Bild nicht in den neuen Rahmen passe, bestätigte sich. Es stellte sich das Gebotene nur allzusehr dar als ein „Unternehmen", das „sechshundert Mitwirkende" auf die Riesenbühne bringt, wie es auf den Plakaten hieß. In nichts, aber auch in nichts unterschied sich die Aufmachung, einschließlich Reklame, im allgemeinen wie die Darbietung im besonderen von der unserer Kinos oder Zirkusse. Vieles — z. B. die Gethsemane- und Osterszene, die modern filmartig aufgeputzte Maria Magdalena und die ganz abscheulich geschminkte Mutter Maria wirkten tatsächlich als Kitsch — war angesichts des Stoffes noch schlimmer als das, was man so nennt, war auf gröbste Massenwirkung berechnet, die jedoch selbst den Massenmenschen zuletzt anwidern muß. Das sprach sich denn auch in vorzeitigem Verlassen des Saales durch viele wie in der Ablehnung durch die — künstlerisch gut beratene — Hauptpresse aus. Es wurde darin hingewiesen auf die „Außerachtlassung des Wichtigsten: des mystischen Moments" und daß „diese Spiele in der krassen Naturalistik der Aufführung auf den Erwachsenen als Kitsch, auf das Kind — und es waren Hunderte von Kindern da — wie ein schlechter Film oder Schundliteratur wirken". Das ist ein starker Vorwurf — aber er trifft zu. Er bestätigt unsre Wahrnehmung.

Wir bedauern, daß der Deutsche Bühnenvolksbund sich in einer Theaterstadt wie Mannheim nicht besser einzuführen gewußt hat.

Ängstlich wurde auch die Musik dessen gemieden, der einzig und allein dazu berufen gewesen wäre, bei einer solchen großen Passionsaufführung zu Worte zu kommen: Joh. Seb. Bachs Passionsmusik. Statt dessen eine kaum erträgliche, überlange Pausen füllende und Szenen melodramatisch (!) begleitende sacharinsüße Orgelmusik und einige Chöre welschen Gepräges; alles ohne Saft und Kraft, auf Effekte angelegt, nicht einmal technisch einwandfrei. Inmitten solchen Treibens dann der Christus, von Faßnacht dargestellt, anfänglich zu weich, dann aber stark und ergreifend, durch und durch echt erscheinend, ohne Pose (nur leider geschminkt), sichtlich ganz innerlich. Unmittelbar dachten wir an Haas-Berkow und seine immer noch nicht genug bekannte und anerkannte Schauspielerkunst.

Nur in solchem Geiste können wir uns die Aufführung eines Passionsspiels vorstellen, die unsren Forderungen, zu denen uns Geschichte und Wesen des Passionsspieles berechtigen, genügt, sofern dies überhaupt möglich ist. Nötig ist ja solch eine Passionsaufführung überhaupt nicht: das wirklich religiöse Gemüt, das seinen Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet, braucht sie nicht; der „noch nicht religiöse" Mensch fühlt sich viel mehr abgestoßen als „zur Bekehrung geneigter", wie die hinter der großen Deutschen Volkspassion stehenden Kleriker meinen; der künstlerisch gerichtete Mensch hat in Bachs Passionen alles, was er braucht, und erlebt erschüttert in diesen Tonbildern all die Begebnisse, die, bühnenmäßig dargestellt, ihn enttäuschen. Aufführungen von Passionsspielen oder ähnlichen Spielen, wenigstens in der Art des besprochenen Unternehmens, haben wir als Sehende abzulehnen. Dr. Karl Anton

Deutsches Menschentum in Briefen

Es ist in diesen Jahren des äußeren Zusammenbruchs oft und laut genug gesagt worden, daß nur die innere Erneuerung die äußere herbeiführen könne. Das Wort „Verinnerlichung" steht in Gefahr, ein Schlag- und Tagwort zu werden, das mit dem Tag sich abnützt und vergeht. Verinnerlichung ist Tat, nicht Rede. Die „bewegte Innerlichkeit", die ein Kierkegaard forderte, ist jene rastlose Arbeit des einzelnen an sich, für die das längste Menschenleben zu kurz ist. Das Wesen solcher Arbeit, ihre unerbittliche Schwere und nie zu erschöpfende Schönheit, veranschaulicht sich am eindringlichsten im Vorbild. Drei Selbstzeugnisse von ganz verschiedener Art, von Menschen vergangener, ganz verschiedener Generationen liegen vor mir: während sie scheinbar der Zufall aneinanderreiht, wird ihre tiefe Gemeinsamkeit — die Arbeit am inneren Menschen — offenbar werden.

Das bildnerische Lebenswerk von Hans von Marées, in der Schätzung der Gegenwart noch immer im Wachsen begriffen, gehört der Kunstwissenschaft an. Der beste Kenner des Meisters, Julius Meier-Gräfe, hat seinem umfassenden dreibändigen, nicht jedem zugänglichen Marées-Werk schon 1912 eine gedrängte, zur Einführung ausgezeichnete Darstellung folgen lassen (3. Auflage, 1920, bei R. Piper, München). Dieser Studie tritt jetzt (im gleichen Verlag) ein Briefband zur Seite, der auf 250 Seiten eine Auswahl von hohem Wert bietet. Die große Mehrzahl der Briefe ist an Konrad Fiedler gerichtet, der seit 1868 das äußere Dasein des Künstlers sicherte; wenige Briefe im Eingang der Sammlung gelten dem Baron Schack, mit dem es eben 1868 zum Bruch kam; andere vorzugsweise dem Bildhauer Adolf Hildebrand und dem Bruder Georg. Mit geringen Ausnahmen datieren die Zeilen aus Italien, aus Rom, das die zweite Heimat des 1837 in Elberfeld geborenen, aus einem alten, in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden weitverbreiteten Ritter- und Kaufherrengeschlecht stammenden Künstlers wurde. Ex fide vivo — aus Treue leb' ich: selten ist der Wappenspruch eines Geschlechts in einem späten Sproß so zur sinnfälligen Verkörperung geworden, wie in Hans von Marées. Fast jede Seite dieser, sprachlich oft ungelenken, aber inhaltlich starken und ergreifenden Bekenntnisse ist ein Zeugnis solcher Treue. Von Natur kränklich, der Anlage nach reizbar und schwierig bei großer Zartheit des Empfindens, bis an sein Lebensende ohne jeden wirtschaftlichen Erfolg seines Strebens, ersteht dieser „Rembrandt, der durch die südliche Welt hindurch ging", aus seinen Briefen als ein unermüdlich Ringender, der an keinem Tag dem Menschen und dem Werk genug tut. Werk und Person, Künstler und Mensch sind ihm eins. „Adel der Gesinnung" ist ihm „für Kunsttreibende und Kunstfördernde die conditio sine qua non". „Die Gesinnung ist es, die das Tun des Menschen lenkt, und in dieser kann man sich vervollkommnen"; immer von neuem wiederholt er es sich und anderen, „daß der Künstler auf seine menschlichen Eigenschaften die größte Aufmerksamkeit verwenden soll"; daß er ein Mensch ist, macht es ihm so schwer, ein Künstler zu sein, und doch ist das eine ohne das andre nicht möglich: „So kann er sich auch unmöglich der Aufgabe entziehen, ein ganzer, womöglich durchläuterter Mensch zu werden". Stets hält er sich gegenwärtig: „jede Regung zum Wahren und Guten soll man sorgfältiger hüten, als irgend eine andere Sache", denn er glaubt „unerschütterlich an die Lebenskraft alles dessen, worin nur ein Körnchen des Echten und Guten enthalten ist". Damit war ihm auch der Leitsatz für sein gesamtes Schaffen gegeben. Sehen lernen ist alles — diese für einen bildenden Künstler wichtigste, für einen Deutschen besonders schwer in die Tat umzusetzende Erkenntnis war sein Lieblingsspruch. Sein heißes Bemühen, dem er in immer neuen Schöpfungen Erfüllung zu geben strebte, bleibt es, „Vorstellung und Darstellung in eins zusammenfließen" zu lassen. Aber er weiß: „Künstlerstand" ist „der wahre Stand der Unzufriedenheit mit sich"; so unablässig er ersehnt, „das Beste und Feinste", was er empfindet, „auszudrücken", „das Empfundene und Erkannte rein von Seele und Hand abzulösen" — es

gibt kein Genug, kein restloses Zufriedensein, und mitten in einem „Arbeitssturm“ wie nie nimmt der Tod dem noch nicht Fünfzigjährigen den Pinsel aus der Hand. Über Mensch und Werk steht das wundervolle Wort, das er wenige Jahre vor dem Ende bescheiden-stolz niederschrieb: „Ein gewisser Zusammenhang mit dem Besten und eine wenigstens große Gesinnung wird dem Verständigen aus diesen Sachen entgegenleuchten“. Der Maler und Zeichner, zumal der werdende, wird aus Marées Briefen Unschätzbares für seine Kunst lernen können; nicht minder werden es alle jene, die wissen, was es bedeutet, mit Recht von sich sagen zu dürfen: klar und ehrlich sein, sich selbst offen zeigen — dieses Bestreben war „der ganze Vorgang meines Lebens“...

In einem Briefe Marées vom Januar 1883 findet sich die Stelle: „Vor einer dauernd ruhig innerlichen Beschäftigung schrecken die meisten Menschen heutzutage zurück und sehen nicht ein, daß sie dadurch das kurze Dasein noch mehr verkürzen.“ Eigentümlich bedeutsam wird diese Bemerkung im Hinblick auf eine zweite Veröffentlichung, deren im gleichen Zusammenhang gedacht sein möge: die zweite Auflage von „Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut“ (Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha). Mit Bewunderung sieht man aus diesen Blättern einen Reichtum, eine Tiefe, eine Zartheit seelischen Besitzes sich entgegentreten, der wahrhaftig kraft innerlicher Beschäftigung menschliches Dasein nicht nur nicht verkürzte, sondern recht eigentlich verlängert und vervielfacht zu haben scheint. Ein bald vierzigjähriger, in mannigfachen Herzensschicksalen gereifter Mann verlobte sich Schleiermacher im Sommer 1808 mit der um 20 Jahre jüngeren Henriette von Willich, der Witwe seines nach kurzer Ehe verstorbenen Freundes. In Landsberg hatte der jugendliche Student für die Tochter des Pastors Schumann geschwärmt; während der Schlobittener Hauslehrerzeit hatte die anmutige, siebzehnjährige Gräfin Friederike Dohna sein Herz gefangen genommen; in Berlin, wo er als Geistlicher an der Charité seine Wirksamkeit beginnt, verbindet er sich in leidenschaftlicher Freundschaft mit der geistreichen „Anempfinderin“ Henriette Herz; in Eleonore Grunow endlich, der unglücklichen Gattin eines Berliner Predigers, glaubt er die Gefährtin fürs Leben gefunden zu haben. Der Kampf um diese in Gewissenspein schwankende Frau, Verzicht und tiefste Niedergeschlagenheit werfen ihre Schatten über die ersten Briefe zwischen ihm und Henriette von Willich, die, glücklich an der Seite ihres Mannes, zu dem doppelt so alten, schon berühmten Verfasser der „Reden über die Religion“ und der „Monologe“ wie eine Tochter aufschaut. Äußerlich unter dem Einfluß eines schweren Schicksalsschlages, innerlich unmerklich, in feinster Abwandlung ändert sich das Bild. Henriette sieht ihrer Entbindung entgegen; aus bewegtem Zeitgefühl heraus schreibt ihr Schleiermacher: „Wenn ... Bitten etwas über dich vermöchten, so möchte ich dich bitten, gib uns jetzt einen Knaben: die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von dir und Ehrenfried erwarte, mutig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz begraben, werden ein köstliches Gut sein“; im nächsten Brief meldet die jäh und hart getroffene junge Frau den Tod ihres Mannes. „Du mußt mein Vater sein in dem größten Sinne,“ ruft sie in ihrem fassungslosen Schmerz, „du kannst es ganz — ich gebe dir meine ganze innere Liebe aus Herzensdrange — ich lehne mich ganz auf dich.“ Und er, der mitfühlende Tröster, der hinreißende Verkünder der „ewigen und heiligen Ordnung Gottes“, der treue Berater in der Erziehung der kleinen Willichschen Kinder wird mehr als Henriettens Vater: die Freundschaft wird zur Liebe, die dem auf langer Irrfahrt suchenden Mann Erfüllung, der niedergebeugten jungen Frau ein neues Leben voll ungeahnten Glückes bringt. Es hieße die Zartheit der immer inniger werdenden Herzensgemeinschaft, die einen Toten als unverlierbaren Dritten in sich aufnimmt, entweihen, wollte man die Worte, in denen sie sich entfaltet, in Bruchstücken wiederholen oder ihr Wesen andeutend zu umschreiben suchen. Man muß das selber lesen. Diese Henriette, „die kleine Pastorin“, die in schlichter Demut neben den „großen Schriftsteller“, den „berühmten Professor“

tritt — in ihrer, wie er selber sie kennzeichnet, „herrlichen Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohsinn, Stärke und Herzhaftigkeit“, und dieser männliche Mann, in dem feurige Kraft und unschuldige Innigkeit sich paaren — — wir verdanken ihnen ein Denkmal der Liebe, in dem zwei Menschen in ihren feinsten seelischen Regungen sich offenbaren und immer reiferem Menschentum sich entgegenbilden. „Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er für mich in eine höhere Klasse“ — dies Urteil Friedrich Schlegels findet im vorliegenden Briefwerk seine volltönende Bestätigung; ebenbürtig steht daneben das verehrungswürdige Streben der geliebten Frau: „wahrhaft lebendig zu sein in allen Teilen (ihres) Wesens“. Vergegenwärtigt man sich mit den beiden Menschen, die im Mittelpunkt stehen, den Kreis gleichgestimmter Freunde, mit dem sie in steter Wechselbeziehung des inneren Gebens und Nehmens stehen; vergegenwärtigt man sich die Zeit — der unsrigen, ach, so ähnlich —: „in welcher nichts, durchaus nichts sicher ist als der gegenwärtige Augenblick“ — so ermißt man mit dem Ideal der Verinnerlichung unseren Abstand davon...

Der Blick des Malers Hans von Marées war inbrünstig nach außen gerichtet, um sehen zu lernen und das Gesehene zu gestalten; ganz nach innen gesenkt, in die Tiefe des Gemüts der Schleiermachers und Henriettens, um das eigene Ich durch die Liebe immer reicher und belebter zu machen. Des Innen und Außen gleich mächtig, beide Welten in seiner Persönlichkeit und in seinem Werk zur Einheit meisternd, begegnet uns in diesem Zusammenhang ein letzter und zugleich größter: Goethe. „Goethes Schweizerreisen“ betitelt sich ein Buch, in dem Hans Wahl, der verdiente Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, sammelte, was Goethe aus der Schweiz schrieb, was er dort in sein Tagebuch aufnahm, dichtete und zeichnete (Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha). Ein glücklicher Gedanke läßt uns hier nacheinander den fast sechsundzwanzigjährigen, den dreißigjährigen und den achtundvierzigjährigen Goethe durch die Schweiz begleiten und gibt uns damit eine Entwicklungsgeschichte im Querschnitt, von der Schwelle bis zur Höhe des Mannesalters. Lili, Charlotte, Christiane sind die drei Erlebnisse der Liebe, die in die drei Reisen hineinklingen. Jünglingshaft, von der Gewalt der Natureindrücke überwältigt kämpft der Goethe von 1775 darum, das Geschaute und Empfundene in Wort und Zeichnung zu fassen. Vier Jahre später — und der Dreißigjährige zieht selbst mit staunenswerter Klarheit die Summe von damals und jetzt: „... wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewöhnte Seele erst aus und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt; durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig; der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen; was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerem Wachstum...“ Gefühl und Ausdruck, der naturselige Mensch und der gestaltheischende Künstler haben ihr wunderbares Gleichgewicht gefunden. — Der Goethe endlich von 1797, der in Italien war, seine Farbenlehre entdeckt, mit Schiller sich begegnet hat, ordnet mit überlegener Ruhe die Eindrücke von Land und Volk in sein unermeßliches Weltbild. Was dieses weltweite Auge schaut, vom Kleinsten zum Größten, vom Leblosen zum Belebtesten; wie der geistmächtige Wille das Geschaute in der Persönlichkeit und im Kunstwerk bändigt und verklärt — dies nie fertige und doch in sich immer vollendete Wachsen steht, nicht mehr nur Vorbild, sondern ehrfurchtgebietendes Symbol außer allem Maß und über aller Zeit. Wie schrieb doch Goethe vom Regenbogen, der über den stürzenden Wassern des Rheinfalls sich hob? „Er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.“

Heinrich Lilienfein



Der Geschichtschreiber der Stadt Rom

Kurz vor dem Kriege veröffentlichte Johannes Hönig die literarhistorische Studie „Ferdinand Gregorovius als Dichter“ (Stuttgart 1914), und, auf der Grundlage dieser Arbeit hat er jetzt den Bau der Biographie des ostpreußischen Romfahrers errichtet. (Ferdinand Gregorovius, „Der Geschichtschreiber der Stadt Rom“. Mit Briefen an Cotta, Franz Rühl und andere. Von Johannes Hönig. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1921.) Hönig betont, daß er Gregorovius vom Standpunkt des Literarhistorikers betrachte, wenn er auch die Absicht habe, ein Bild der Gesamtpersönlichkeit zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages dieses seltenen und imponierenden Mannes zu geben. Er hat sicher eine fleißige und notwendige Arbeit geleistet und besonders das Dunkel, in das Gregorovius seine Jugend absichtlich hüllte, aufgehellt. Es ist auch kaum etwas dagegen zu sagen, daß er Gregorovius vorzugsweise als Dichter sieht, dem Weltgeschichte den epischen Stoff lieferte; ebenso könnte ein Historiker vorzugsweise den Fachgenossen sehen, der mit besonderer dichterischer Einfühlungskraft gestaltete. Aber mir scheint, als bliebe immer ein Rest, ein wesentlicher und ausschlaggebender Rest, ungelöst und als bedürfe es wiederum eines Dichters, um den tragischen Helden Gregorovius zu erfassen und wiederzugeben. Über jede fachliche Einordnung wird der Geschichtschreiber der Stadt Rom immer hinausragen, immer hinaussehen mit einem fremden, geweiteten, tragischen Blick, sehnsuchtsvoll und erschütternd. Man sieht meist bei einem bedeutenden Menschen nicht die bestimmende Wirkung der geistigen Welt, der er entstammt, den Einfluß der Zeitideen, die er in seiner Jugend entscheidend aufnahm. Natürlich wird ein tüchtiger Biograph, indem er fleißig sein Material zusammenträgt, auch auf den Grund stoßen, in dem sein bedeutender Mann wurzelte, das tut auch Hönig, fr ilich als Wissenschaftler, der nur das Nachweisbare sieht. Aber er kann mit seinem Material nichts anfangen, die geistige Schau, die intuitiv erkennt, fehlt ihm, wie die schöpferische Kraft, die aus Stoff ein Lebendiges macht. Das ist kein Vorwurf, sondern nur eine feststellende Bemerkung, die, wie die Dinge heute liegen, der Wissenschaftler sich sogar als Lob anrechnet.

Ferdinand Gregorovius erwachte in der von Fortschrittsideen erfüllten Luft der vierziger Jahre zum Bewußtsein. Er war zum Theologen bestimmt, brachte es auch zum Kandidaten und stand sogar zweimal predigend auf der Kanzel. Innerlich aber war er seinem Amt schon gänzlich entfremdet. Nicht war es der expressionistisch-revolutionäre Trotz, der ihn beseelte, das Vorrecht eines jugendlichen Genies, das, geschwellt von unsagbaren Zukunftswerten erst zerschlägt, ehe es die Bindung an das Überkommene findet und zum organischen und freien Schaffen anhebt, sondern es war eine Infizierung mit Zeitideen, eine Durchsetzung des Gefühls mit satirischem Intellektualismus. Politisch Demokrat, religiös liberal oder gänzlich Freigeist, als Schriftsteller satirisch und kritisch, äußerlich einfacher Privatlehrer ohne Aussicht auf Amt: so lebt er inmitten seiner Königsberger Freunde und kaum vor ihnen sich irgendwie auszeichnend. Adel, Offizierstand, Geistlichkeit, Staat — gegen alles steht er in Opposition, unfruchtbar und belanglos. In dieser von giftiger Luft erfüllten Wüste vegetiert er, irgendwie aufrecht erhalten von einem dumpfen Gefühl, daß ihn irgendein Weg ins freie oasenreiche Land führen müsse, wo die großen beseelenden Dinge des Lebens offenbar werden. Nun gerät er (durch einen Zufall von außen gesehen) nach Italien — es war die Flucht von Mekka nach Medina, die jeder große Mensch in seinem Leben ausführen muß — und nun kommt er in die heroische Natur Korsikas und seiner Bewohner, jetzt sofort schlägt sein Herz in den großen Kurven der Berge und geschichtlichen Ereignisse — in dem Werk „Korsika“ ist dieser Herzschlag. Eine größere Offenbarung wird ihm bald darauf: Rom. Auf diesem „tragischen Theater“, wie er Rom einmal nennt, sieht er Weltgeschichte sich auswirken, der einzelne wird

klein, die Ideen stehen auf und handeln. Der Plan zu einer Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter steht deutlich im blendenden Licht des zeugenden Blitzes: fast zwei Jahrzehnte schafft er an jenem Werk, das ebensosehr Rom wie ihn selber zum Mittelpunkt hat.

Die weltgeschichtlichen Schauer, die ihn umwehten, die ungeheuren Hintergründe, die sich ihm auftaten, fanden aber keinen freien und jungfräulichen Geist, sondern das Feld, auf dem die Ernte reifen sollte, war unheilbar durchsetzt mit den unschöpferisch vernünftigen Fortschrittsideen; er konnte, seiner durch die Zeit bestimmten Natur nach, in der Weltgeschichte wie in der Geschichte Roms nicht das Auswirken einer göttlichen Idee sehen, eines Schöpferwillens, sondern wollte durchaus nur das Gesetz der Kausalität erkennen, einen vernünftigen Kreislauf von Ursache und Wirkung Geduldig und stoisch ging er diesem vorgestellten Kreislauf Schritt für Schritt nach und doch zuweilen innehaltend und verzückt auf die dunklen und geheimnisvollen Ströme lauschend, die unter seinen Füßen melodisch erklangen. Ein tragischer Zwiespalt zerriß sein Wesen, der Ausdruck dieses persönlichen Zwiespaltes ist die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter: Weltgeschichte als Selbstbekenntnis.

Keiner der Freunde hat ihn je lachen sehen. Gregorovius konnte nicht lachen. Die Menschheit, unter dem Joche der Notwendigkeit keuchend, er selber sich als Menschheit unter dem Joche fühlend — wie konnte er anders als ein tragischer Held leben? Die Heiterkeit, die nur den Menschen beseelt, der als Kind Gottes am Herzen des Vaters liegen durfte und das rhythmische Spiel dieses Herzens, das man Weltgeschichte nennt, erlauschte — diese Heiterkeit mußte Gregorovius fremd sein. Ihm ziemte der heroische Ernst, die stoische Pflichterfüllung; er konnte nur gehoben und getragen sprechen, als Mensch, Dichter und Philosoph. Die Briefe an Cotta, an den Jugendfreund Rühl und andere, Briefe, die in Hönigs Band mehr wie dreihundert Seiten umfassen, sind alle von jener tragischen Gehobenheit erfüllt, trotzdem sie kaum tiefere Dinge, sondern lediglich Fragen des praktischen Lebens erörtern. Gregorovius hatte das statuarisch-strenge Selbstbewußtsein des tragischen Helden; es prägt den kleinsten Dingen, die es durchdringt, ihren besonderen Stil. Selbst wo er lyrisch empfindet, ist dieses Empfinden auf tragischem Grund erblüht, ist leuchtende Wehmut, wie etwa bei Leopardi. Dadurch aber hat alles, was er singt, einen hallenden, geheimnisvollen Unterton, Hinterton, es schwingt wie Abendläuten noch lange nach, und namenlose Gefühle hüllen den Leser wunderbar ein.

Dieser, fast jeden Satz seines Lebenswerkes, wie der übrigen Bücher, begleitende hallende Klang, macht die Lektüre der Geschichte der Stadt Rom zu einem zauberhaften Genuß. Die Historie ist gleichsam nur der Resonanzboden; man hat nie den Eindruck, Geschichte zu lesen, sondern eine Dichtung. Die Geschichte Roms im Mittelalter mag so oder so sich abgespielt haben: der Dichter ist immer wahr; in Gregorovius' dichterischem Ingenium konnte sich die Geschichte nur so spiegeln — als eine zwischen der Eroberung Roms durch Alarichs Horden und dem Sacco di Roma eingespannte weltgeschichtliche Tragödie, eine der vielen, die die Menschheit auf ihrem Leidenswege durchmachen muß, seufzend unter dem Joch des Kausalitätsgesetzes.

Franz Herwig



Türmers Tagebuch

Am Grabe · Auch Masse
Schinderhannes und Ordnungsbestie
Amerika, der rettende Engel
Die letzte Waffe

Kaiserin Auguste Viktoria, die fern der Heimat die Augen schloß, ist keine „politische Frau" gewesen — wenn die „Rote Fahne" und der Franzose Pertinax es übereinstimmend versichern, muß es wohl wahr sein. „Sie war eine Nebenperson", bemerkt ein englisches Blatt mehr im wohlmeinenden als herabsetzenden Sinne. Wirklich? Ereignisse und Gestalten erfahren im Licht späterer Forschung oft eine überraschende Umdeutung. Zur steilen Höh', auf der Fürsten stehn, dringt des Untertanen Blick nur selten empor, und im Dunstkreis des Höfischen erscheinen die darin wandelnden Persönlichkeiten unscharf und verschwommen. Gewiß, es sind an sich durchaus charakteristische Züge, aus denen sich das Porträt der Kaiserin zusammensetzt, wie es im Volke lebt und wie der Fernerstehende es zu überprüfen bisweilen Gelegenheit hatte. Wir wissen, daß die Kaiserin eine treue Gattin, eine sorgende Mutter, eine durchaus häuslich veranlagte Natur und frommer Werke Stifterin gewesen ist. Aber was verrät das alles von dem inneren Wesen der Frau? Sie starb, und Haß, Parteigezänk und niedriger Klatsch kamen auch über ihrer Leiche nicht zum Schweigen. Im Hohlspiegel unterliegt jedes Ding der Verzerrung, und es bedarf nur einer kleinen Verrückung der moralischen Perspektive, um aus der Tugend ein Laster zu machen. Ein radikales Arbeiterblatt suchte die Tote, die ihrer Zeit als Musterfrau im bestbürgerlichen Sinne galt, dem menschlichen Mitgefühl seiner proletarischen Leser durch die Kennzeichnung „bigott und beschränkt" zu entrücken, und eine demokratische Zeitung gar wußte ihr Andenken heimtückisch zu verunglimpfen dadurch, daß es aus einem Pariser Boulevardblättchen einen Abschnitt der Memoiren der Prinzessin Luise von Koburg übernahm, in denen es u. a. heißt: „Als sie Kaiserin geworden war, sah sie in ihrem Gatten in übertriebenem Maße den summus episcopus. Anstatt daß man Unsinn über Rom, die christliche Zivilisation und das Altertum schwatzte, hätte sie ihren Gatten aufklären und ihn von seinen unsinnigen Vorstellungen befreien müssen, die mit Anrufen von Wotan und des Gottes Thor vermengt waren. Es war nicht leicht,

Gnade vor den Augen der Kaiserin zu finden. Ihre Anforderungen an die **Vollendung der deutschen Tugenden** waren so groß, daß sie eine Art von wohlwollender Polizeibeamtin aus mir machte. Pessimistisch und sitteneifrig, ganz eingenommen von ihren häuslichen Pflichten und ihren Forschungen auf dem lutherisch-religiösen Gebiete, denen sie mit Eifer und mit Feindseligkeit gegen andere Religionen diente, glaubte sie Deutschland erziehen zu können."

Das dem französischen Geschmack entsprechende Geschwätz der eitlen, leichtsinnigen und maßlos eingebildeten Koburgerin, die freilich keine gelehrige Schülerin für die Erziehung zur Tugendhaftigkeit gewesen sein dürfte, vermag die von Gewährsleuten unvergleichlich vertrauenswürdigeren Grades wiederholt angedeutete Tatsache nicht zu verdunkeln, daß der seelische Einfluß der Kaiserin auf ihren Gemahl sich mit den fortschreitenden Jahren ersichtlich verstärkte. Im Großen Hauptquartier war man sich klar darüber, welchen Halt der Kaiser an ihr hatte, und man fürchtete Anfang 1918, als die Kaiserin infolge eines Schlaganfalles wegzusterben drohte, einen Nervenzusammenbruch des Monarchen. Ihren wachsenden Einfluß politisch auszunutzen, lag ihr völlig fern. Rein frauenhaft veranlagt und ohne jeden Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, war sie lediglich darauf aus, wo es nur anging, Härten zu mildern, Schroffheiten auszugleichen, versöhnend zu wirken. An sich unbedeutende Züge lassen die Vermutung berechtigt erscheinen, daß sie mit ihrem gesunden und ungetrübten Instinkt mitunter Fehler sah, die der Umgebung verborgen blieben und die sie nicht verhindern konnte, da sie des Talentes zu intrigieren ermangelte. Sie war keine Kaiserin Friedrich, die auf jedem Gebiete mitraten, mittaten und bahnbrechen wollte. Auguste Viktorias sympathisches Unvermögen, einer abweichenden Auffassung anders als auf frauliche Art Geltung zu verschaffen, äußerte sich fein und rührend bei **Bismarcks Entlassung**, als sie dem Fürsten nach der ungnädigen Verabschiedung durch den Kaiser einen Strauß Rosen überreichte. Eine mit intimeren Vorgängen offenbar vertraute Persönlichkeit bestätigt in der „Südd. Ztg.", daß sie die politische Lage bisweilen mit praktischem Blick überschaute. „Wohl als erste hat sie in den hinter uns liegenden Jahren die Gefahr erschaut, in der das Reich und das Hohenzollernhaus schwebten, hat mit schwerer Sorge schon im Herbst 1914 die Dinge im Hauptquartier beurteilt und in ihrer Art — aber ganz anders, als 1870 die Bismarck verhaßten fürstlichen Damen — eingegriffen. Intuitiv erkannte sie Bismarcks Größe, durchschaute sie die Jämmerlichkeit der Bethmann und Müller und der übrigen ‚Lenker' unserer damaligen Geschicke. Im April 1915 ließ sie in Charleville Tirpitz zu sich kommen, der — er kannte ja die Kaiserin — ihr ganz ungeschminkt die Lage schilderte und es beklagte, daß der Kaiser hier umgeben und eingeschlossen sei in einer weichen Masse. Da wehrte sie nicht etwa ab, da spielte sie nicht etwa die beleidigte Majestät, sondern sagte: ‚Ja, leider ist es so!' und versprach, alles, was sie könne, für Heranziehung Hindenburgs und für größere Energie der Kriegführung zu tun. Sie hat ihr Versprechen gehalten, sie hat die **berühmte Zusammenkunft des Kaisers mit Hindenburg** in Posen zustande gebracht, hat die beiden dann auch, wie sie da im Gespräch beieinander standen, photographiert und dafür gesorgt, daß das Bild Millionen von Deutschen vor

Augen kam; denn diese einfache Frau wußte besser als mancher Minister, was Propaganda sei und wonach das bang schlagende Herz des Volkes frage."

* * *

Über der toten Kaiserin hat sich die Gruft geschlossen, und in dem kleinen Tempel, den der alte Fritz als Pantheon für seine antiken Statuen in einem versteckten Winkel von Sanssouci errichten ließ, schlummern nun auf immer die Überreste eines Menschenlebens, das in Glanz begann und in Gram und Trübsal endete. „Widerliche Lobhudeleien" hat das führende Kommunistenblatt zusammenfassend all die Kundgebungen der Trauer und des Schmerzes genannt, die der weitaus größte Teil des bürgerlichen Deutschland zum Ausdruck brachte. Wie anders als mit einem ohnmächtigen Schimpfwort hätte auch das Leiborgan des Herrn Hölz seiner Wut über die unverkennbar tiefe, nicht nur zahlen-, sondern mehr noch gefühlsmäßige Teilnahme des Volkes an dem Hinscheiden der ehemaligen Landesmutter Luft machen sollen, an deren Persönlichkeit auch der ärgste Hasser des dynastischen Gedankens in den mehr als dreißig Jahren, während deren sie der öffentlichen Kritik standhalten mußte, keinen Fleck und keinen Makel hat aufweisen können. Seit der Revolution haben wir so häufig den Aufmarsch der Arbeiterbataillone erlebt, so ausschließlich beherrschten sie allein das politische Straßenbild, daß damit der Begriff „Masse" erschöpft zu sein schien. Was aber am Begräbnistage der letzten Königin von Preußen nach Potsdam pilgerte, war keineswegs nur die offizielle Welt des versunkenen Kaiserreichs, sondern — auch Masse, und zwar ein endloser Zug von Graumelierten, die doch irgendwie auf einen politischen Generalnenner zu bringen sein müssen. Sie insgesamt dem deutschnationalen Parteibestande zuzuschreiben, wäre bequem, aber höchst oberflächlich. Mancher demokratische, mehrheitssozialistische, vielleicht gar kommunistische Häuptling würde am Ende bei näherem Zusehen sein blaues Wunder erlebt haben. Und lediglich Neugier hat sicherlich auch nicht diese Massen in Bewegung gesetzt, die doch ihrerseits auch nur wiederum symbolisch ein gewaltiges unsichtbares Deutschland verkörperten. Der Tod der Kaiserin war in diesem Betracht nur der äußerliche Anlaß, ein Gefühl zum Durchbruch zu bringen, das seit den Novembertagen bis jetzt in immer steigendem Maße sich bemerkbar gemacht hat. Nicht als ob in der stummen Demonstration einer Anteilnahme, die selbst die Seelen der unteren Schichten vorübergehend mitschwingen ließ, nun etwa der Wille zur Monarchie sich greifbar deutlich bekundet hätte. Dies anzunehmen wäre ein Trugschluß und eine verhängnisvolle Täuschung, vor der nicht genug und eindringlich gewarnt werden kann. So schnell verharscht im Volksempfinden nicht der Zwiespalt zwischen Schein und Sein, unter dem wir im Kaiserreich Wilhelms II. gelitten haben. Aber wie sich im Gedächtnis der Hinterbliebenen die Vorzüge eines Verstorbenen länger und frischer erhalten als dessen Nachteile und Fehler, so ist bei noch so scharf kritischer Einstellung mit dem Rückblick auf das vorrevolutionäre Deutschland doch gleichzeitig die Erinnerung an unendlich viel Wertvolles verknüpft, das wir als etwas Selbstverständliches hinnahmen, dessen Verlust wir heute aufs bitterlichste verspüren und demgegenüber die „Er-

rungenschaften der Revolution" auch vom Standpunkt des Arbeiters aus betrachtet vorläufig nur einen recht mäßigen Ersatz bedeuten. Der dumpfe, mehr oder minder bewußte, unbezwingliche Drang, der die Bevölkerung an den Bahndamm trieb, auf dem der Totenzug der Kaiserin dahinrollte, der innere Impuls, der unterschiedslose Scharen von Deutschen nach Potsdam zog, ist im Kern als das erste hoffnungszarte Anzeichen eines wiedererwachenden Bewußtseins dessen zu deuten, was wir verloren haben. Nicht der Talmiprunk des alten Kaiserreichs ist es, nach dem die Sehnsucht der Stillen im Lande geht. Damit, daß wir Bettler geworden sind, daß wir den Sturz aus strahlender Höhe in schauerliche Tiefe taten, könnten wir uns abfinden. Daß wir aber ethisch so auf den Hund gekommen sind, daß sich in dem Charakterbild unseres Volkes alle diejenigen Züge fast spurlos verflüchtigt haben, die bei allen Emporkömmlingsmanieren uns doch jahrzehntelang die Achtung der Welt in hohem Maße sicherten, das ist, was den quälenden Zweifel aufkommen läßt, ob wir des nationalen Aufschwungs überhaupt noch fähig sind. Wenn auch fernerhin Treue und Redlichkeit, Pflichtgefühl, Ordnungssinn und Unbestechlichkeit ein leerer Wahn bleiben im neuen Deutschland, wenn von der obersten Spitze der Staatspyramide her nicht bald der Anfang gemacht wird, nach unten hin die ethische Hebung durch das praktische Beispiel zu propagieren, dann wird der Verfall unaufhaltsam sein. Tausende und aber Tausende quer durch alle Parteien empfinden dies mit größter Eindringlichkeit, ohne daß die Machthaber der Republik eine Ahnung davon zu haben scheinen. Die Huldigung, die das unsichtbare Deutschland der toten Kaiserin darbrachte, war im Grunde ein Bekenntnis zum Friderizianischen im Hohenzollerntum.

* * *

Eine Woche bevor die deutsche Kaiserin ihre letzte Fahrt antrat, bewegte sich durch den Norden Berlins ein anderer Trauerzug: der Kommunistenführer Sylt wurde im Zeichen des Sowjetsterns zu Grabe getragen. Er gehörte zu den Männern der „Aktion", von denen erwiesenermaßen einige hundert genügen, um Deutschland von heute zu morgen regelrecht auf den Kopf zu stellen. Die theoretisch einwandfreie Feststellung, daß der Putsch in Mitteldeutschland im Gegensatz zur vorjährigen Aufstandsbewegung im Ruhrgebiet nicht als politische Handlung, sondern als ein „räuberisches Privatunternehmen" zu betrachten und daher rein kriminalistisch zu bewerten sei, läßt die weit wichtigere praktische Frage unbeantwortet, was denn nun eigentlich für die Zukunft geschehen soll, um eine Wiederholung derartiger Vorkommnisse zu verhindern. Daß die Sondergerichte abschreckend wirken werden, erwartet kein Mensch. Die meisten Mordbrenner sind entkommen, und eine Gelegenheit, die Verurteilten zu begnadigen, wird sich schon finden. Ungeniert verkündet die „Rote Fahne": „Formiert euch neu zum Kampf. Steht gerüstet. Bald heißt es wieder: Sturmriemen unters Kinn!"

Paul Levi, noch vor kurzem Vorsitzender der kommunistischen Partei, ist mit Schimpf und Schande davongejagt worden, weil er sich Moskau gegenüber nicht bis zur Hundedemut unterwürfig gezeigt hat. Aus Levis Anklage- und

Verteidigungsschrift geht unzweideutig hervor, daß es der Abgesandte des russischen Exekutivkomitees gewesen ist, der den Anstoß zu dem Putsch gegeben hat. Radeks Plan, der „über den Kopf des hirnlosen Deutschland hinweg die Weltrevolution nach den Ententestaaten tragen“ möchte, findet seine stärkste Stütze in der lauen Haltung der Regierung, die es stillschweigend duldet, daß ein Netz von Hetzzentralen das Land durchwuchert, daß Sprengstoffe aufgehäuft werden, daß ganze Heereshaufen sich auf ein Signal der Berliner Zentrale hin zusammenrotten und so das Vorgefecht der Weltrevolution auf deutschem Boden eröffnet wird.

Statt dieser allezeit latenten Gefahr offen ins Auge zu sehen und die entsprechenden Abwehrmaßnahmen zu treffen, betrachtet die Regierung die ganze Angelegenheit als erledigt, sobald es unter sorgfältigster Schonung der Aufrührer gelungen ist, einen der periodisch immer wieder aufflackernden Teilbrände zu löschen. Eine Regierung, die ernst genommen sein will, muß in jedem Putsch, von welcher Seite er auch komme, das schwerste Verbrechen gegen den Staat erblicken. „Die Motive zu einer Umsturzbewegung“, legt R. v. Bentivegni überzeugend im „Tag“ dar, „können unmöglich vom Staat berücksichtigt werden, wenn er nicht von Aufruhr zu Aufruhr taumeln will. Die Beweggründe zu derartigen Handlungen beruhen auf Werturteilen, über die unter politisch verschieden Denkenden eine Einigung schlechterdings nicht möglich ist. Für den Staat genügt es, daß man ihn vernichten will, um seinen Gegner niederzuschlagen, wobei es praktisch belanglos ist, welche Gründe den letzteren zu der Tat veranlassen. Die Tatsache, daß ein Staatsgebilde aus einer Revolution hervorgegangen ist, erklärt zwar etwa folgende Revolutionsversuche, kann sie aber in den Augen der Staatsgewalt nicht entschuldigen. Der Staat kämpft hier um sein Dasein und ist nicht unparteiischer Richter; logischerweise sind diesem Daseinskampf alle anderen Aufgaben nterzuordnen. Soweit muß Übereinstimmung herrschen zwischen allen politischen Parteien, die nicht den gewaltsamen Umsturz des Staates fordern, und selbst die letzteren nehmen nur insofern eine Sonderstellung ein, als sie diese Grundsätze zwar nicht für den bestehenden, sondern erst für den von ihnen erstrebten Zukunftsstaat anerkennen.“

Die überzeugten Demokraten und alle diejenigen, die ihre Verfassungstreue so gerne betonen, sollten daher eigentlich im Kampf gegen den Umsturz die schärfsten Kämpen abgeben. „Hier aber tritt deutlich das große Rätsel in der modernen deutschen Demokratie zutage; ein Rätsel, das nicht seine Lösung im Wesen der Demokratie an sich, sondern in der Psychologie ihrer Anhänger findet, die von der pazifistischen Gedankenblässe angekränkelt sind. So ist die schwächliche Unentschlossenheit im Kampf gegen den Kommunismus zu erklären, die diesem den Mut gibt, auch in aussichtslosen Fällen die Aufruhrfackel zu entzünden. Mitläufer, grüne Burschen, Gesindel findet sich leicht zusammen, wo die Autorität des Staates fehlt. Es scheint eben nicht allzuviel riskiert, mit diesem Staat Schindluder zu treiben.“

Was nützt es, wenn selbst in Kreisen, die der Regierung nahe stehen, die Erkenntnis dämmert, daß mit der bisher geübten Taktik der Duldsamkeit der

bolschewistischen Hydra nicht beizukommen ist! Die sozialdemokratische Nebenregierung verlangt, daß der Proletarier geschont werde, auch wenn er ein Plünderer und Mordbrenner ist. „Wir sind die letzten," so seufzt das Zentrumsorgan, die „Köln. Volksztg." aus tiefster Not und händeringend, „die politische Meinungen mit Maschinengewehren austreiben möchten, aber gegen den Fanatismus des Verbrechens hilft nur der Fanatismus der Ordnung; da die Kommunisten es nicht anders wollen, mag denn die Parole lauten: Hie Schinderhannes! Hie Ordnungsbestie! Sie berührt nicht nur bei uns, sondern auch in allen andern Kulturstaaten den Kern des Problems, ob und wieweit der Sozialismus zu praktischer Politik tauglich ist. Immer wieder ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß der Zwang unserer Notlage Sozialisten und Bürgerliche mit der Nase darauf stößt, gemeinsam die Ordnung zu schaffen und gemeinsam die Ruinen wieder aufzubauen. Diesem Zwange versagen sich die Sozialdemokraten auch heute noch; sie fühlen sich dem kommunistischen Räuberhauptmann geistesverwandt, dem bürgerlichen Ordnungsfanatiker wesensfremd; sie möchten sozialistische Familienpolitik treiben, finden aber nicht die Autorität, sich gegenüber den jüngern Geschwistern durchzusetzen, und hemmen so jeden gesunden Fortschritt."

Das sind Ausführungen, die den Nagel auf den Kopf treffen. Sie sind sicherlich auch zahllosen Anhängern des Zentrums aus dem Herzen gesprochen. Aber glaubt die „Köln. Volksztg." im Ernst, daß ihre Partei jemals gewillt sei, den „starken Mann" gegenüber dem Kommunismus herauszukehren, wenn sie sich durch die Übernahme dieser Rolle die Aussicht auf eine gelegentliche nutzbringende Koalition mit der Sozialdemokratie verscherzen würde?

* * *

Die Reichsregierung hat die innere Gefahr mit halben Maßnahmen bis zum nächsten Emporflackern dämpfen können. Vor dem Unheil aber, das sich finsterdrohend von außen her gegen das Reich heranwälzte, ist sie — einfach ins Mauseloch gekrochen. Das Bittgesuch an Harding bedeutet wohl die ungeheuerlichste Belastungsprobe, die jemals das Nationalempfinden eines Volkes zu tragen gehabt hat. Daraus, daß trotz der trüben Erfahrungen mit Wilson in unserer verzweifelten Lage noch einmal Amerikas Vermittlung zu erlangen versucht wurde, soll schließlich den Urhebern dieses Schrittes kein Vorwurf gemacht werden. Der Ertrinkende greift schließlich selbst nach einem Strohhalm. Aber die Form, der die Regierung Simons-Fehrenbach ihrem Hilferuf gab, war schmählich und kaum wohl jemals ist der erstaunten Welt ein Schauspiel von so vollkommener nationaler Selbstaufgabe geboten worden. Wenn die Leiter der deutschen Angelegenheiten, wie es doch offenbar der Fall gewesen ist, einfach nicht mehr wußten, was sie tun sollten, wenn sie gänzlich ratlos den kommenden Entscheidungen entgegensahen, dann war es ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit abzutreten. Niemals unterm „persönlichen Regiment" ist so ins Blitzblaue hinein Politik getrieben worden. Das selbstherrliche Vorgehen der Simons und Fehrenbach über die Köpfe des Volkes und des Par-

lamentes hinweg stellt alle jene spontanen Kundgebungen Wilhelms II., die seinerzeit das Toben der Demokraten und die Mißbilligung aller Vaterlandsfreunde hervorriefen, weit in den Schatten. Und nun komme noch einer daher und behaupte, daß wir in der Republik und unter der Demokratie vor politischen Überraschungen besser geschützt seien als früher!

Über Amerikas Herzmuskel wacht das Hirn. Von dieser einfachen Erwägung hätte Deutschlands Vermittelungsersuchen an den amerikanischen Präsidenten zum mindesten ausgehen müssen. Amerika als Kontinental-Kommissionär — das ist die Formel, die sich als günstigenfalls für uns erreichbar aus dem Wust der heillos durcheinandergeratenen weltwirtschaftlichen Interessen herauswirren ließe. Das will besagen: „Aus ureigenstem Interesse stellen sich die Vereinigten Staaten zwischen die europäischen Gegenkontrahenten, um über die wirtschaftliche Brücke hinweg eine Entspannung der politischen Lage zu ermöglichen."

Das wäre nicht Phantasie, sondern, wie Treutler im roten „Tag" des näheren auseinandersetzt, „greifbares Gebild realer Tatsachen insoweit, als Amerika mit dieser Aufgabe die Chancen in die Hand bekäme, einerseits die Gewähr für die pünktliche Bezahlung der von den Westmächten eingegangenen Schulden zu erhöhen dadurch, daß es die mitteleuropäischen Staaten in den Stand setzte, die Forderungen der Alliierten zu erfüllen, andererseits seinem eigenen Handel in der gesamten alten Welt frischen Auftrieb zu geben. Und da nun einmal in der Weltgestaltung von heute die Wirtschaft den Gang der Politik in ihren letzten Ausstrahlungen bestimmt, wäre Amerika so auch befähigt, diese maßgebend zu beeinflussen, ohne sich direkt einzumischen. Hardings Hauptgrundsatz in seiner Botschaft, sich nicht in die Angelegenheiten der Alten Welt verwickeln zu lassen, bliebe mithin bestehen, und Amerikas Europahandel wäre nicht nur gesichert, sondern könnte sich zu höchster Blüte entfalten. Damit erreichte der republikanische Präsident — bis zu einem gewissen Grade wenigstens —, was Wilsons Phantastereien nie gelingen konnte, ‚Weltrichter' zu sein."

* * *

Wenn aber nun alles versagt, wenn keinerlei Hemmung irgendwelcher Art diejenigen zurückzuhalten vermag, die in der endgültigen Vernichtung Deutschlands das Ziel erblicken? Dann, so antworten die „Grenzboten", ist die einzige Waffe, die einem Volk in unserer Lage noch verbleibt, die passive Resistenz. Völker, denen eine solche Lage weniger neu ist, haben sie längst mit Erfolg angewandt, so neuerdings erst die Inder. „Man möge kommen und uns verwalten. Es wird eine bittere und schädliche Aufgabe für den Feind sein... Die Industrie und der Zentralverband des deutschen Großhandels, auch eine Reihe örtlicher Wirtschaftsfaktoren sind der Regierung mit gutem Beispiel vorangegangen, indem sie zum Boykott aller nicht unbedingt notwendigen feinderzeugten Waren aufriefen. Die Gesellschaft hat hier den Staat zu erziehen. Versagt die Gesellschaft nicht, so ist ein großer, vielleicht der entscheidende Schritt aufwärts von der tiefsten Lage deutscher Geschichte getan. Bleibt Deutschland diesmal fest, so wird sich die ‚Reparationsbill' als ein Schlag ins Wasser er-

weisen. Allerdings müssen wir bereit sein, zu leiden. Aber der Feind, der uns jetzt nicht mehr goldene Berge verspricht, sondern Leiden so oder so, macht uns den Entschluß leicht, wenigstens so zu leiden, daß er mitleide... Der Rheinzoll, d. h. im wesentlichen eine der deutschen Wirtschaft auferlegte Kohlensteuer, wird unser Wirtschaftsleben ebenso schwer belasten, wie die Ausfuhrpfändung ihm Lebensadern verstopft. Wir sind weit entfernt, das Ertragen dieser Unannehmlichkeiten als leichtes Werk hinzustellen. Bluten aber müssen wir so oder so. Dieser Weg aber hat den Vorteil, daß für den Feind dabei sich kein wirkliches Plus ergibt. Er ernährt vielleicht einige Schergen mehr auf deutschem Boden. Aber er erhält nichts, was ihm die eigenen Vollzugskosten des Wirtschaftskrieges, der stets zweischneidig ist, ersetzte, geschweige denn darüber hinaus einen Überschuß abwürfe. Er wird vermehrter Gläubiger in Papiermark, die sich ganz entsprechend entwertet, und zerrüttet dafür mit dem europäischen sein eigenes Leben."

Daß sich die englische Geschäftswelt bei den eigenartigen Wirkungen der Sanktionen keineswegs sonderlich wohl fühlt, tritt immer deutlicher zutage. Die „Daily Mail" warf vor kurzem die Frage auf, wer der Übermensch sein werde, der das Ruhrgebiet mit seinen zwei Städten mit über einer halben Million Einwohner und mit seinen sechs Städten von über hunderttausend Einwohnern, mit seinen hunderten Kohlenbergwerken und seinen vielen tausenden Fabriken verwalten werde. Diese Aufgabe würde eine ungeheure sein, um so mehr, als die deutschen Direktoren, Ingenieure und Arbeiter ihre Mithilfe dabei verweigern würden. Das Blatt versicherte, daß kein Engländer die Verwaltung dieses Gebietes zu übernehmen Lust haben werde...

* * *

Es sind fünfzig Jahre her, daß wie heute Simons für das unterlegene Deutschland, Thiers im Namen der besiegten Franzosen Milderungen verlangte. „Niemals", rief er, „werde ich in diese Forderungen einwilligen, niemals. Sie wollen unser Land in seinen Finanzen und in seinen Grenzen ruinieren. „Dann nehmen Sie es ganz, verwalten Sie es, ziehen Sie die Steuern ein. Wir werden uns zurückziehen und Sie werden das Land regieren, soweit dies die Welt zugibt."

Belfort wurde auf diese Art für Frankreich gerettet. Zweifellos war die politische Lage für die Franzosen 1871 in Anbetracht der englischen Rückendeckung nicht so ungünstig, wie sie umgekehrt für uns Deutsche heute ist.

Aber die mannhafte Sprache des französischen Unterhändlers ist es, die uns mit Neid erfüllt. Uns Sieger von damals, die wir heute bekleckert die Hintertreppe heraufschleichen, wenn man uns die Vordertür vor der Nase zuschlägt.



Auf der Warte

Vom Lebenswerk Rud. Steiners

Es ist unter obigem Titel zum 60. Geburtstag des vielumfehdeten Anthroposophen (27. Februar) ein gehaltschweres Sammelwerk erschienen (München, Verlag Chr. Kaiser, 354 S., geh. 28 M). An diesem von dem bekannten Berliner Pfarrer Lic. Dr Friedrich Rittelmeyer herausgegebenen Huldigungsbuche kann fortan weder Feind noch Freund vorübergehen. Es sind nicht nur Mitglieder des engeren Kreises, die hier das Wort ergreifen. Der Nürnberger Hauptprediger D. Dr Christian Geyer ist z. B. kein Anthroposoph, weiß aber doch äußerst bedeutsam über „Steiner und die Religion" zu sprechen. „Wer die Geschichte Swedenborgs kennt, weiß, wie verhängnisvoll schnell seine theologischen und philosophischen Zeitgenossen mit ihm fertig geworden sind. Ein gleiches droht jetzt gegenüber Steiner. Auch hier beginnt das Reden über und gegen ihn, bevor man ihm aufmerksam zugehört hat. An dieser Versündigung gegen die Vorsehung möchte der Verfasser dieser Zeilen nicht Anteil nehmen. Darum hat er, obwohl er nicht zur anthroposophischen Gesellschaft gehört und aus eigenster Erfahrung all die Hemmungen kennt, die einem modernen Theologen den Zugang erschweren, in Wort und Schrift (D. Dr Geyer, Theosophie und Religion, Theosophie und Theologie, Nürnberg, Fehrle & Sippel, 2. Aufl. 1919) auf die Bedeutung Steiners für Religion und Theologie hingewiesen, und benützt mit Freuden die Gelegenheit dieses Buches, um es wieder zu tun." Und Pfarrer Rittelmeyer bittet: „Nicht um eine Steinermode heraufzuführen, haben wir geschrieben, sondern um die Besten, Freisten, Ernstesten auf allen Gebieten zur Prüfung herauszufordern." So schreibt er selbst denn über „Steiners Persönlichkeit und Werk", auch über seine Stellung zum Deutschtum; der norwegische Dozent Dr Richard Eriksen über „Steiner und die Philosophie", Prof. Dr Hans Wohlbold über „Steiner und die Naturwissenschaft"; Dr Erich Schwebsch, Berlin, betrachtet Steiners Verhältnis zu Goethe, Prof. Dr Hermann Beckh zum Morgenland, der Schweizer Dr Roman Boos zur Politik; während Lehrer Michael Bauer Steiners Beziehungen zur Pädagogik, Ernst Uehli seinen Einfluß auf die Kunst darlegt und der Breslauer Stadtbibliothekar Dr Richard Dedo mit einem Überblick über das literarische Werk des Gefeierten das Ganze abschließt.

Für diese Männer war — wie auch für den Dichter Christian Morgenstern — die Begegnung mit Steiner ein Erlebnis. Etwa wie es an einem Beispiel Ernst Uehli veranschaulicht, dem der Besuch im Atelier zu Dornach „ein künstlerisches Ereignis von Lebensbedeutung" geworden. „Ungefähr 30 Menschen, den verschiedensten Nationalitäten angehörend, hatten sich im Atelierraum versammelt. Steiner im schlichten weißen Bildhauerkittel sprach einiges über die (dort der Vollendung entgegengehenden) Gruppen. Außer den einzelnen Teilen befanden sich noch eine Anzahl Modelle und Vorarbeiten im Atelier, Zeugnisse eines jahrelangen Ringens nach endgültiger Gestaltung. Alle diese Arbeiten einem Leben abgerungen, das neben der ungeheuren Arbeitslast, die der Bau mit sich bringt, eine unerhörte Fülle von wissenschaftlicher, schriftstellerischer, sozialer und Vortragstätigkeit in sich schließt. Was er als Künstler sprach, war bis in jedes Wort hinein markant und geistdurchformt, aber von einer Einfachheit, hinter der alles Persönliche zurück-

trat. Mitten im Anblick dieser Werke erhielten seine Worte eine tief ergreifende Resonanz . . . Das Werk gab einen unauslöschlich haftenden Hintergrund" . . .

So kommt jeder dieser Mitarbeiter dazu, von einem besondren Ende her Steiner als eine „epochale" oder „phänomenale" Erscheinung zu verehren, wobei natürlich andre Zeitgenossen oder Meister der Vergangenheit leicht ein wenig neben dem Helden des Festtags verblassen.

Die „Dreigliederung des sozialen Organismus" hat viel Staub, viel häßliche Fehde aufgewirbelt. Vielleicht bahnt dieses Buch eine mehr sachliche Besprechung an.

Siegfried Wagner

wird auf unsren Bühnen gröblich vernachlässigt, während der „Reigen" seine Unzucht tanzt. Das Publikum hat also gar keine Möglichkeit, sich über diesen Tonkünstler ein festes Urteil zu bilden. Immerhin dringt auch durch die Berliner Kritik — anläßlich eines von ihm dirigierten Konzertes — etwas wie eine Ahnung durch, was hier hätte werden können, wenn man diese Begabung nicht von ihrem Wirkungsfeld abschlösse. In der gewiß unbefangenen „Welt am Montag" liest man, in berlinerhaftem Tone freilich, bereits folgendes:

„Als einst einer meiner Studiengenossen den Tristan-Schöpfer, von der gewährten Ehre beglückt, in seiner Vaterstadt herumführte, geschah es, daß der Meister seinen jungen Anbeter unterbrach: ‚Ach was, ich bin ja nur der Wotan. Der Siegfried kommt erst noch nach.' Sollte diese bescheidene, so unwagnerisch erscheinende Regung nicht stärkst bei der Geburt des späteren Bayreuther Thronerben aufgetaucht sein? Die Vornamenswahl und das „Siegfried-Idyll" sprächen dafür. Trifft dies zu, so war solche holdnaive Hoffnung natürlich eine Utopie. Denn daß der Hochbau einer Geistesgröße just von ihrem Sohn übertrumpfend mit einem Turm gekrönt werden könnte, verneint alle Erfahrung. Freilich ist umgekehrt die Annahme der alles behufs hirnlicher Handlichkeit in eine Nußschale quetschenden Klotzköpfe, daß Geniesöhne insgesamt Nullen seien, gleich irrig. Ein wie gegenteiliges Beispiel bietet allein die Familie Bach! Doch unter diesem Vorurteil hat so mancher lebenslang zu leiden gehabt. Auch Siegfried Wagner. Dieser unterbreitete in der Philharmonie mit dem Saalorchester und dem Tenoristen Walter Kirchhoff, der Sachlage nach als Dirigent (was er von Natur nicht ist), allzu kleinmütig sein Programm mit Vater Richard und Großvater Liszt (die ihn selbst nur schädigten) aufzuputzen trachtend, Bruchstücke aus eigenen Bühnenwerken: Wittichs Sonnengesang aus ‚Banadietrich' und Vorspiele zu dem Märchenspiel ‚An allem ist Hütchen schuld', zu ‚Sonnenflammen', ‚Friedensengel' und zum ‚Schmied von Marienburg'. Wer mit aufmerksamen, durch Unverständigkeit unverdrehten, gutwillig eingestellten Kennerohren da hineinlauschte, wird mir beistimmen: Ein durchaus berufener, trefflich geschulter, lobwürdigem Ziel zustrebender Komponist! Volkstümliche Thematik, logisches Sinnen und Spinnen, durchsichtig-feines Orchesterfiligran! Vor allem angenehm modefeindliche Melodienblüte! Allerdings auch Fehler. Zwei. Ererbte. Längenliebe, librettistischer Sprachschwulst. Erwürbe er einen Freund, der ihm das Rotstifteln und das Versfeilen beibrächte, sonst auch seinem in dem einsamen, engen, Wahnfriedlichen (friedlichen!) Treibhause gehinderten Naturwuchs noch nachträglich aufhülfe, so schüfe er uns vielleicht die lang ersehnten Volksopern im Stil, in der Linie, im Wert etwa wie seines Meisters Humperdinck ‚Hänsel und Gretel' . . ."

Nach sibirischer Gefangenschaft

Wenn man Sandros packende, von Anfang bis zu Ende fesselnde „Fluchtnächte in Frankreich" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) liest, möchte man ein neudeutsches Heldenbuch wünschen, das die Leistungen dieser im Dulden wie im Trotzen gleich zähen und wagemutigen jungen Deutschen sammelnd festhält. Ähnliche Gedanken wecken die Betrachtungen eines sibirischen

Gefangenen — des Lehrers Martin Müller — der im vorigen Jahre zurückgekehrt ist und im „Volkserzieher“ ein paar sehr ernste Töne anschlägt. Wie anders fanden manche dieser leidgereiften Helden ihr Vaterland, als sie sich's auf ihren Leidensstationen erträumt hatten!

„... Ich darf eigentlich nicht sprechen von der Knute der Kosaken, von den Arreststunden im Leichenhaus zwischen Toten, von dem absichtlichen Zugrunderichten-Wollen unsres Blutes, von dem großen Sterben, das durch uns ging... Aber wir haben uns nicht unterkriegen lassen! Achtung haben wir unseren russischen Vorgesetzten doch abgezwungen. Wenn wir nachts draußen auf den Trümmern unserer Arbeit in den sternefunkelnden Himmel die Beethovensche ‚Heilige Nacht‘ sangen, dann schlichen sie beschämt wie die Hunde von dannen. Und wenn ich sie am anderen Tage traf, so konnten sie meinen Blick nicht ertragen und wurden beim Sprechen verlegen. Unter sich haben sie uns seit jener Zeit die stolzen steinernen Germanen genannt. Und wenn wir bebürdet zur Arbeit zogen, so blickten sie scheu hinter den Fenstern hervor.“

Dieser Heimgekehrte — nach fünfjähriger Gefangenschaft! — überhört auch im Russentum nicht den Schrei nach Liebe und gedenkt mit tiefem Dank einer edlen Wohltäterin wie der Schwedin Else Brandström.

„Ich dachte des einfachen Russen, den ich mir von der Straße Moskaus nahm und mir Führer sein ließ in dem himmelstrebenden Prachtbau der Erlöserkirche: wie er vor dem Gemälde der Abendmahlspende aus der Seele von Millionen sprach. mit der Hand auf die Zwölfe weisend: ‚Siehe, das sind die unblutigen Kommunisten.‘ Und ich verstehe dieses Verlangen nach Liebe, das im russischen Volke ringt und Wahrheit werden will, aber nicht durfte und nicht darf, da allzuviel Volksfremdlinge und Eindringlinge am Werke...

Und was mich die ersten deutschen Worte und Blicke fühlen ließen, das weiß ich jetzt: Ich hatte die deutsche Lichtburg nur geträumt...

Der Schrei der Liebe geht auch hier wie drüben ungehört vorüber. Der große Nazarener steht noch immer vor der Tür; und wo er durch die Straßen schreitet, weichen sie gar scheu ihm aus und meiden seinen Weg...

Und wenn man auch das Bildnis der Schwedin Else Brandström in Silber graben läßt — es ist ja doch nur Götzendienst. Es tat mir vor vierzehn Tagen so weh, als ich ihr Bild da drüben an der Wand im Kasten neben einer amerikanischen Straßensignalstation hängen sah. Der Heldin selbst wohl auch; denn ihr Gesicht ist gar so trübe. Hat gar nichts mehr an sich von dem Glanz, der auf ihm lag, da sie durch die Typhusreihen schritt...

Ich sehe sie noch, wie sie am Stamme saß bei uns dahinten in der Baracke, in der es nie hell wurde. Ich sehe noch den Lagerältesten der deutschen Offiziere, wie er sie abhalten wollte, zu uns hereinzukommen und selber draußen blieb, da sie doch ging.

Und wenn ich weiß, daß in Stolp jener Frau, die sich ebenso geopfert wie die Else Brandström, die in Sibirien die Kranken gepflegt wie ihr eigenes Kind, das sie bei sich hatte, die sich in unseren Reihen die Pocken, den Typhus geholt, und doch nicht müde ward, die nach ihrer Heimkehr drei Monate in Deutschland umhergereist, um Wege schnellerer Hilfe zu öffnen, die bereit ist, noch einmal hinüberzugehen, wenn es gilt: wenn jener Frau, nachdem sie endlich eine Bleibe gefunden, am ersten Tage verboten wird, in die Küche der Hauswirtin zu kommen, daß sie genötigt ist, in die Kneipe zu gehen, um ihren Durst zu löschen: und wenn das noch dazu die Vorsteherin des Stolper Wohltätigkeitsvereins ist...

Dann klingt uns wahrlich viel nach Hohn. Dann werden's auch manche verstehen können, wenn in unsern Herzen eine ferne Sehnsucht nach Sibirien klingt. Mag's auch wie halber Wahnsinn scheinen. Das ist die Tragik aller Heimkehrer, die die Gefangenschaft bis zum letzten Tropfen haben auskosten müssen.“

Nicht doch! Das ist nur vorübergehende Trübung. Deutschland ist jetzt euer Arbeitsfeld!

Dieser Heimkehrer bekennt einmal, daß er, trotz alledem, „an des Eismeers Küste ein Reich Gottes gesehen“ — weil sie alle, diese

Schicksalsgenossen, in Liebe und Treue fest zusammenhielten. Wird er einmal in Deutschland dieses Reich Gottes erleben?

*

Sven Hedins Ermunterung

Bei F. A. Brockhaus, Leipzig, erscheint ein Buch von Alma Hedin, „Arbeitsfreude“ (Was wir von Amerika lernen können). Dem Buch seiner Schwester schickt Sven Hedin ein Vorwort voraus, worin er „mit unerschütterlicher Überzeugung zwei Prophezeiungen auszusprechen“ wagt:

„Zum ersten: Wenn die Politik der Entente noch längere Zeit von demselben unversöhnlichen Haß bestimmt wird wie jetzt, so treiben wir in Europa einer Katastrophe entgegen, mit der verglichen der Weltkrieg ein Kinderspiel gewesen ist.

Zum andern: Unter allen Umständen wird Deutschland einmal sich wieder erheben, sich erholen und seine alte Größe und Macht wiedergewinnen.

Das deutsche Volk besitzt alle Voraussetzungen, um in der Welt eine führende Rolle zu spielen. Seine Arbeitsfreude, seine Gründlichkeit, seine Ehrlichkeit, sein Handel und seine Industrie, seine Wissenschaft und Kunst stehen so hoch oder höher wie die aller andern Völker. In Organisation und Disziplin aber waren die Deutschen so weit gelangt, daß sie vier Jahre lang der ganzen Welt standhalten konnten, und daß sie erst zu besiegen waren, als die Übermacht sich nach deutschem Muster organisiert hatte und die Deutschen durch ihren Selbstmord dem Feinde zuvorkamen. Der ganze Weltkrieg drehte sich um Deutschland.

Ein zerschmettertes und vernichtetes Deutschland würde in der Mitte Europas einen leeren Raum zurücklassen, der wie eine Krebskrankheit den ganzen Erdteil in Fäulnis versetzen und die christliche Kultur dem Untergang entgegenführen würde. Ein Volk, das eine so unerhörte Prüfung wie den Weltkrieg überlebt hat, das gleichzeitig mit Fronten nach allen Richtungen gekämpft hat, und das am Ende noch von seinem eigenen verbluteten Bundesgenossen im Stich gelassen wurde — ein solches Volk ist berufen, zu einem viel höheren Grad von Entwicklung emporzusteigen, als es vor den Tagen der Prüfung besaß“ ...

Den Deutschen ruft Sven Hedin zu: „Hört auf mit der schändlichen und feigen Verleumdung der Armee und der militärischen Führer, die euch von Sieg zu Sieg führten! ... Ich möchte jedem Deutschen zurufen: Schweige, arbeite und ersetze durch felsenfestes Zusammenhalten den Parteihader!“

*

Norwegische Studenten und das Verwelschungsfest der Straßburger Universität

In dem sonst so feierlich ruhigen alten Festsaal der Universität Kristiania fand im Oktober 1919 eine sehr erregte Akademikerversammlung statt, wo die Geister des kalten Nordens mit südländischer Leidenschaft aufeinander platzten. Die französische Studentenschaft hatte ihre Kommilitonen in Norwegen zum Verwelschungsfest der Straßburger Universität eingeladen.

Trotzdem Norwegens öffentliche Meinung von Northcliffe und Alliance Française mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit bearbeitet worden waren, hatte der norwegische Studentenausschuß doch so viel Beurteilungsvermögen, daß er sagte: „Aus Neutralitätsgründen ist es uns unmöglich, dorthin zu gehen.“ Eine Minderheit, allerdings eine sehr einflußreiche, war aber anderer Meinung. Ihr geistiger Führer war der Polarforscher Prof. Dr Frithjof Nansen. Er hielt auf jener Versammlung auch die Hauptrede. Er führte darin aus, daß es nicht ein Siegesfest sei, zu dem die norwegische Studentenschaft nach Straßburg eingeladen sei, sondern es sei ein Fest, auf welchem Elsaß-Lothringens Wiedervereinigung mit Frankreich gefeiert werden soll, ein Fest, wodurch der Sieg des Rechtes über den preußischen Militarismus zum Ausdruck gebracht werden soll! (Der berühmte Polarforscher war damals wohl noch nicht zur Erkenntnis gelangt, daß es z. B. auch in Frankreich so etwas wie Militarismus

gibt?) Weiter führte er aus: Die Gefahr, welche der deutsche Militarismus für die Freiheit der Nationen war, ist nun abgeschlagen; die französische Jugend zog in den Kampf gegen ihn und siegte — deshalb hegt die große Mehrzahl des norwegischen Volkes so starke Gefühle für Frankreich. Wir sind eingeladen und wollen dabei sein, mitzufeiern den Sieg der französischen Lebensauffassung über den deutschen Militarismus.

Nach Professor Nansen sprach Nils Collet Vogt, der berühmte lyrische Dichter; er meinte, in Straßburg würde ein Auferstehungsfest (!) gefeiert werden und Frankreichs Siegestag sei auch Norwegens Siegestag, deshalb müßten sie absolut nach Straßburg!

Hierauf bestieg ein junger Historiker — Worm-Müller — das Podium; aber er kam nicht weit, denn es gab einen gewaltigen Skandal: die „Neutralisten“, die bis daher aus Respekt vor den zwei Großen — Nansen und Collet-Vogt — ruhig waren, schlugen nun einen gewaltigen Krach. Nachdem die germanischen Parteigänger Frankreichs sich der „Neutralisten“ etwas geräuschvoll entledigt hatten, konnte Worm-Müller seine Rede zu Ende bringen, man war dann hübsch unter sich. Auf Vorschlag von Prof. Chr. Collins wurde zunächst folgender Gruß an die französische Studentenschaft geschickt: „An Frankreichs, in Straßburg zur Feier der Befreiung versammelte Studenten senden wir älteren und jüngeren Akademiker unseren warmen Glückwunsch und die Versicherung unserer tiefen Sympathie. Wir teilen Eure Freude, da wir die elsaß-lothringischen Brüder wieder vereint mit Frankreich sehen, wir hissen unsere dreifarbige Flagge, deren Farben uns an Frankreich erinnern, zu Ehren von Frankreichs Jugend, dankerfüllt für deren Heldenmütigkeit im Kampf für Freiheit und Recht.“ Man sieht, die gallische Advokaten-Dialektik ging nicht so spurlos an unseren nordgermanischen Brüdern vorüber.

Zuletzt wurde einem Ausschuß noch das Recht übertragen, eine Abordnung für das Straßburger Verwelschungsfest zu ernennen. Dann ging man auseinander, fühlte sich ganz als Gallier, denn beim Scheiden sangen diese „Germanen“ (!) stehend die Marseillaise und brachten ein neunfaches „Vive la France!“ aus!

Nun, die Abordnung der Minderheit, an deren Spitze der Historiker Worm-Müller und ein Herr Meyer-Myklestad standen, reiste nach Straßburg.

Von elsässischer Seite war der Historiker Worm-Müller vorher auf die altdeutschen elsässischen Klassiker, Erwin und Goethe, nebst Sesenheim aufmerksam gemacht worden, mit der Bemerkung, daß diese Reise der Nordgermanen zu dem Verwelschungsfest der Straßburger Universität auf die germanisch fühlenden elsaß-lothringischen Kommilitonen, und es seien deren nicht wenige, einen bitteren Eindruck machen müßte. Stolz überreichten die Norweger eine seidene Flagge dem Straßburger welschen Studentenausschuß und entschuldigten sich, daß es beileibe nicht Boche-Freundlichkeit der Mehrheit gewesen sei, die keine Abordnung senden wollte.

Meyer-Myklestad schrieb dann einen Panegyrikus über diese Tage des Freudenrausches in Straßburg, drei lange Artikel, in „Aftenposten“, einem vielgelesenen norwegischen Blatt französischer Richtung (Nr. 55 und 60, 1920). Es wurde von altelsässischer Seite (Realdirektor Dr Beyer) versucht, „Aftenposten“ zu veranlassen, einen Kommentar zu eben jener Meyer-Myklestadischen Prosa über „Strasbourg“ zu bringen, der sich in völlig sachlicher Weise mit dem befaßte, was die Norweger in Straßburg *nicht* gesehen und *nicht* gehört hatten. „Aftenposten“ konnte dies aber nicht gut tun, denn einer seiner Hauptschriftleiter war gerade zum Ehrenlegionsritter ernannt worden — und schwieg also die Arbeit tot. Des Rechtes der germanisch fühlenden Elsaß-Lothringer — sowohl Alt-Elsaß-Lothringer als auch neue — scheint sich leider auch niemand in *unserem Deutschland* so recht annehmen zu wollen. Als „Aftenposten“ nichts weiter von sich hören ließ, wurde der Versuch gemacht, besagten Kommentar dem norwegischen Studentenausschuß vielleicht durch Vermittlung der deutschen Studentenschaft zu unterbreiten.

Die Meinung, daß der „Allgemeine deutsche Studentenausschuß in Göttingen“

diese Aufgabe mit Freuden tun würde, war aber irrig: die Göttinger meinten nämlich, dies könnte — ausgerechnet das Berliner Auswärtige Amt tun. Nun wurde dieser Kommentar direkt an den norwegischen Studentenausschuß in Kristiania geschickt. Es ist nicht bekannt geworden, was aus diesem Schriftstück geworden ist. Verlesen wurde es aber wahrscheinlich nie in einer Studentenausschußversammlung — ebensowenig gedruckt.

Die erwähnten Hauptereignisse spielten sich im Oktober und November 1919 ab. Der Dezember kam, und da geschah ein Wunder: aus dem leidenschaftlichen Parteigänger Frankreichs und Freund der Verwelschung der Straßburger Universität Frithjof Nansen wurde im Dezember, als es gegen das liebe Weihnachtsfest ging, ein Deutschenfreund.

Der rührige Brockhaus-Verlag übermittelte damals unserem Volk Nansens „Freiluft-Leben" — und extra für den lieben deutschen Leser hatte der gute norwegische Onkel eine Trostpredigt als Vorwort geschrieben! Ist das nicht rührend?

Nehmen wir vergleichsweise einmal an, die Russen hätten seinerzeit die Russifizierung der Universität Helsingfors festlich begangen, und eine Minderheit deutscher Studenten hätte sich dort vertreten lassen und der verrußten Universität eine deutsche Flagge überreicht: — was hätten wohl Nansen und all seine norwegischen Verwelschten dazu gesagt? G. H.

*

Einhämmern!

Das war's, was der feindliche Zeitungsstab so großartig verstanden hat: die ganze erreichbare Welt in den Bannkreis ihrer Vorstellungen zu zwingen, derb und unbedenklich! Und das ist's, was der mehr vernünftelnde als wollende Deutsche nicht versteht.

Ach, die verderbliche Temperamentlosigkeit des Durchschnittsdeutschen! Der nicht einmütig-großpolitisch zu denken vermag! In Berliner Zeitungen wurde mehrmals darauf hingewiesen, so von W. v. Massow, wie rasch der durchschnittliche deutsche Leser wichtige, politisch äußerst verwendbare Tatsachen zu vergessen pflegt. „Überall schon reckt die Wahrheit, die wir schon versunken glaubten, aus der Flut ihre Hand empor, und wir ergreifen sie nicht! Gewiß, es steht ‚in der Zeitung' und wird allgemein gelesen. Wenige Tage später ist es von den meisten vergessen. Das Ausland horcht einen Augenblick auf und wartet, was der Nächstbeteiligte, Deutschland, dazu sagt, und da es nicht viel ist, was es darüber zu hören bekommt, so endet die Sache mit Achselzucken. Bald werden wir wohl so weit sein, daß es schon mit Achselzucken anfängt. Was hätten unsere Gegner aus dem Suchomlinow-Prozeß gemacht, wenn sie die Sache so zu ihren Gunsten hätten verwenden können, wie das Ergebnis in Wahrheit für uns sprach! Noch nicht ein Vierteljahr ist es her, seit der ehemalige Hafenkollektor von Neuyork, Dudley Field Malone, mit wichtigen Enthüllungen über die von ihm amtlich geprüfte Ladung des Dampfers ‚Lusitania' hervortrat und in öffentlichen Reden die damaligen amtlichen Lügen der Wilson-Regierung brandmarkte. Auch das wurde in allen deutschen Blättern gewissenhaft vermerkt, auch zum Teil ausführlicher erläutert. Wer weiß heute noch etwas von diesem wichtigen Zeugnis über die Irreführung des amerikanischen Volkes in einem Falle, der für den späteren Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg gegen uns grundlegend geworden ist? Neuerliche bedeutungsvolle Urteile über die Schuldfrage aus dem Lager der ehemaligen Neutralen und auch Amerikas finden in Deutschland nur geringen Widerhall. Als der Engländer Morel seine Landsleute über die Schändung der weißen Rasse durch die schwarzen Franzosen im Rheinlande aufklären wollte, mußte er bittere Klage erheben, daß er durch die öffentliche Meinung in Deutschland nicht unterstützt werde. Als mir im August 1920 amtlich beglaubigtes Material über die Untaten der Schwarzen im Rheinlande an deutschen Frauen und Mädchen zur Verfügung gestellt worden war, lehnte eine angesehene Zeitschrift eine Veröffentlichung darüber mit der Begründung ab, daß sie das Thema schon einmal im Mai (!) behandelt

habe..." Und noch ein Beispiel zu dieser kleinen Blütenlese! Vor einiger Zeit hat Herr Paléologue, der ehemalige französische Botschafter in Petersburg, seine Erinnerungen aus der Zeit des Kriegsausbruches veröffentlicht. Sie sind an sich nicht viel wert. Nach dem Urteil eigener Landsleute ist er mehr „Romancier" als Historiker, und sein deutscher Kollege aus jenen Tagen, Graf Pourtalès, hat ihm nachgewiesen, daß er mehr als kräftig geflunkert hat. Aber es ist doch gerade recht bezeichnend, daß dieser Mann, dem es auf eine Handvoll freie Erfindungen nicht ankommt, um seine Erlebnisse und Verdienste in bengalischer Beleuchtung spielen zu lassen, offenbar im Eifer des Geschäfts vergessen hat, einen Schleier über eine Tatsache zu breiten, die die französische Regierung ihrem Volke bisher ängstlich zu verschweigen und zu verhüllen beflissen war: es ist die Tatsache, daß die russische Mobilmachung der deutschen vorausging und dies der französischen Regierung bekannt war. Wo bleibt die Ausbeutung dieses Geständnisses in der deutschen Presse?"...

In einer ähnlichen Betrachtung schreibt Dr Herbert Stegemann: „Wir Deutschen haben noch immer nicht das Wesen der Propaganda recht begriffen. Wir stecken noch in den Kinderschuhen eines weltfremden Idealismus, der da glaubt, das Gute und Echte werde sich schon von selbst durchsetzen" — ja, oder wir gehen so plump ins Zeug, daß man schon von weitem die Absicht merkt. Man muß bei Paul Rühlmann („Kulturpropaganda, grundsätzliche Darlegungen und Auslandsbetrachtungen", Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte) nachlesen, „in wie vorbildlicher Weise die einzelnen europäischen Großstaaten diese kulturpropagandistischen Aufgaben gelöst haben. Allen voran Frankreich, dem die alte Tradition von der Überlegenheit der französischen Kultur, des lateinischen Genius dabei zustatten kam, und das in zähem Selbstbewußtsein und in unerschütterlichem nationalen Willen seine geistigen Fangarme über ganz Europa, über Amerika, über die gesamte zugängliche Welt ausstreckte. Unter dem Schlagwort des ‚Genie Latin' ward Südamerika, ward Spanien, Belgien mit einem Netz von wissenschaftlichen, künstlerischen und sonstigen geistigen Beziehungen aller Art übersponnen, und die reifen Früchte dieser mit Geldopfern, Klugheit, Umsicht und Takt durchgeführten Propaganda fielen Frankreich im Weltkriege als reife Früchte in den Schoß..."

Aber nun sehe man sich einmal das Wesen der französischen Schule an: wie da nationales Empfinden von früh an eine selbstverständliche Grundlage des ganzen Unterrichts bildet, besonders in Geschichte und Volkskunde!

*

Sind die Menschen durch den Krieg schlechter geworden?

Eine Frage, die heute manchen bewegt! Hat Spengler recht? Sind wir im Untergang?

Vergleichen wir äußerlich die Handlungen oder Sinnesart der Menschen vor dem Kriege und heute, so müssen wir allerdings urteilen: ja, durch den Krieg ist die Menschheit von der erreichten Kulturhöhe heruntergestürzt; das deutsche Volk scheint wie einst durch den Dreißigjährigen Krieg in verworrene Verhältnisse zurückgesunken. Lug und Trug beherrschen die Welt, wild wirbelt der Tanz um das goldene Kalb, Genuß ohne Maß ist das Scheinglück, nach dem jeder einzelne mit allen Kräften strebt; jedem ist das niedere Ich die Gottheit, der er alles opfert. Die Kräfte, die sich selbst befreiten, werden zu einem tobenden Meer, das gegen die Deiche brandet. Die Deiche bröckeln, stürzen — und hemmungslos ergießen sich die Fluten über das Land.

Das ist die Sachlage.

Aber wie das Meer das gleiche ist, ob es friedlich glatt in leichten Wellen ans Ufer schlägt oder ob es aufgepeitscht als Sturmflut die Deiche zerreißt und sich ins Land ergießt — so ist der Mensch der gleiche, ob er im Schutze friedlicher Ordnung sein Feld bestellt oder ob er entfesselt die Schranken niederreißt, in die ihn das Gemeinschaftleben zwang. Übermächtige Naturkräfte sind

es, dort wie hier, die beide zum Überwallen bringen. Mit gleicher Bewunderung und mit gleicher Betrübnis sehen wir die Verheerungen, die beide anrichten.

Das Meer bleibt immer das gleiche. Aber der Wind verwandelt sein Äußeres bis zur Unkenntlichkeit. Der Mensch bleibt immer der gleiche: aber der Geist, von dem er sich treiben läßt, macht ihn zum Schöpfer oder zum Vernichter.

Nach Freiheit strebt der Mensch als nach dem höchsten Gut; doch die Lebensgemeinschaft mit andern fordert für jedes Nehmen ein Geben, zwingt also zur Beschränkung. Leicht fügte sich der Mensch dieser Notwendigkeit im Frieden, als Freiheit und Beschränkung sich in ausgeglichenem Ebenmaß die Wage hielten. Doch als der Krieg zur Wahrung der Freiheit die größte Beschränkung erforderte, verwandelte sich das ruhige Miteinander beider Kräfte in ein aufgeregtes Widereinander. Und schließlich, nach der langen Kriegsspannung, brach die Sehsucht ungehemmt heraus.

Und doch: die Menschen sind durch den Krieg nicht schlechter geworden. Nur die notwendigen Fesseln sind nacheinander gefallen, so daß die Sehsucht zur ungehemmten Herrschaft kam. Was können wir tun, um unser Volk emporzureißen aus den Tiefen?

Der Wind ist es, der das Meer bewegt: der Geist ist es, der den Menschen treibt. Laßt uns die ganze Kraft sammeln auf den rechten Geist! Was ist der rechte Geist? Es ist der Geist freiwilligen, selbstlosen Dienstes, der dort aufbaut, wo der Geist selbstsüchtiger Zügellosigkeit niedergerissen hat. Der Geist sei rein, ihr Jungen, der im neuen Vaterlande herrschen soll! Dieser sittliche Stolz muß der Jugend in Fleisch und Blut übergehen! Es gilt, den reinen Geist zu stärken und zusammenzufassen zu schöpferischer Kraft. Es gilt den Geist der Selbstlosigkeit, den Geist des Idealismus, den heiligen Geist der Wahrheit zu ermutigen. Er wirkt schon in den verschiedensten Formen, Gruppen, Gemeinschaften — aber sie alle sollen sich eins fühlen als die zum Aufbau Berufenen! Jetzt ist not, über die Verschiedenheiten hinwegzusehen, sich zusammenzuschließen zum Geisteskampf gegen den einen Feind. Jetzt muß reine Liebe gegen Selbstsucht, Geist gegen Stoff, Aufbau gegen Zerstörung wachgerufen werden. Laßt uns nie vergessen, daß wir Kampfgenossen sind; und zwischen Kampfgenossen gibt es nur Wetteifer in Liebe.

Diese Liebe, die Tod und Leben zusammenkettet: sollte die nicht gleichstrebende Bewegungen zueinanderziehen? Es muß so sein! Ich sage nicht: es ist Pflicht des Christen dafür zu sorgen, daß es so sei; denn was heißt Pflicht gegenüber der alle Gebote verdunkelnden Liebe! Aber räume jeder Christ in sich die Hindernisse aus dem Wege, die der kräftigen Ausstrahlung dieser Liebe entgegenstehen! Dann wird der Edelmensch alle Mitstrebenden mit seinem heiligen Feuer anstecken. Mehr Feuer! Der Protestant darf den Katholiken nicht mehr als Gegner betrachten, nicht mehr der Katholik den Protestanten mit Ungläubigen auf eine Stufe stellen. Ich weiß, es gibt in beiden Lagern viele, die in diesem großen heiligen Kampfe ein Miteinander statt des Gegeneinanders wollen. Diese sollen sich die Hände reichen. Sollte der heimliche Bund aller Christen und Idealisten nicht stärker sein als die Untergangs-Stimmung?! Werner Leopold

*

Nachdenkliches aus der vierten Klasse

Es ist während des Sommers. Im selben Abteil „vierter“ Wagenklasse sind ein paar Geschäftsreisende, die also offenbar noch keine Schiebergewinne erzielten (diese Gattung kommt gelegentlich noch vor), ferner ein paar Frauen und Mädchen von einfachem Äußeren, ein paar Gemüsebauern, die mit ihren Körben in die nächste Großstadt wollen, einige Arbeiter und dann noch drei oder vier Gestalten von nicht ganz vertrauenerweckendem Aussehen.

Bei einem bekannten Badeort steigen ein alter Herr in försterähnlicher Kleidung und zwei Damen ein. Eine von ihnen wird von der anderen als Frau von So und So an-

geredet. Darob überraschte Gesichter der Umsitzenden! Man mustert die Neuankömmlinge; allerlei Empfindungen spiegeln sich auf den Gesichtern. Dem alten Herrn wird sofort Platz gemacht, die Damen finden schließlich auch noch Sitze. Der Greis ist kränklich; er fängt in der redseligen Art alter Leute alsbald eine Unterhaltung an; die eine Dame ist still und ersichtlich bedrückt; die andere dagegen, Frau von So und So, lebhaft und energisch. Sie sitzt aufrecht da, ohne sich anzulehnen, aber sie tut keineswegs fremd; bald leitet sie die ganze Unterhaltung, als ob sie niemals anderswo als in der vierten Klasse heimisch gewesen wäre. Die Lebensmittelpreise geben einen Anknüpfungspunkt für das gemeinsame Interesse. Manche Mienen, die zuerst diese Angehörige „der anderen Klasse" beargwöhnt hatten, hellen sich auf; eine Atmosphäre des Verstehens ist geschaffen.

Und während die Unterhaltung, geführt von dieser Dame, die früher nicht in diese Klasse, will sagen Wagenklasse, gehörte, offensichtlich zu allseitiger Zufriedenheit weiter geht, steigen im Stampfen des Zuges Gedanken über Gegenwart und Zukunft auf...

Ist nicht die vierte Klasse ein Symbol für unser jetziges Deutschland? Oder könnte sie es nicht sein? Deutschland fährt jetzt vierter Klasse unter den Nationen. Vom Ausland her bemüht man sich, uns zu denjenigen Völkern zu stellen, die zum vierten Stande gehören, d. h. die von der Hand in den Mund leben müssen. Aber erstaunlicherweise ist bei uns diese Sachlage keineswegs erkannt; man redet sich krampfhaft ein, es wäre wohl nur halb so schlimm, wenn man auch wohl jammert darüber, daß dieses und jenes an gewohnten Äußerlichkeiten fehlt. Vor allem aber haben leider weiteste Kreise des deutschen Volkes nicht genug innere Haltung und Würde, ein schweres Geschick willig auf sich zu nehmen und dadurch zu überwinden — so wie Frau von So und So hier im Wagenabteil.

Aber die Zeit der Valutagewinne wird einmal aufhören; viele Leute, die jetzt als „neue Reiche" aufgebläht „zweiter" fahren, werden wieder bescheidener werden. Und die „vierte" wird dann der Ausdruck der allgemeinen wirtschaftlichen Lage sein. Dann wird es als unumgänglich erkannt werden, Gemeinschaft in der Notlage zu lernen.

Eins ist ja freilich klar: allein durch die Tatsache des Vierter-Klasse-Fahrens wird die nötige neue Gesinnung nicht entstehen. Aber diese ist doch schon da, wenn auch einstweilen nur in kleinen Kreisen, von denen die lärmende Öffentlichkeit nichts merkt. Wenn äußere Umstände die Berührung mit weitesten Kreisen fördern, dann kann und wird diese vorhandene Gesinnung sich ausbreiten. Gereifte und geläuterte Naturen, wie Frau von So und So, können und werden dann die Führer sein; schon bei dieser Unterhaltung hier im Wagenabteil war das ja zu beobachten. Denn die Mehrzahl der Menschen braucht Führer.

Wer inneren Gehalt hat, braucht das Zusammenkommen mit Menschen, die, nach Fichtes Ausdruck, nur von Furcht und Hoffnung getrieben werden, nicht zu scheuen. Denn auch in der „vierten" und gerade in ihr bieten sich reiche Möglichkeiten, für den Neuaufbau zu wirken. Nämlich für den seelischen Neuaufbau der einzelnen Menschen, der die grundlegende Voraussetzung für alles andere ist, was die Zukunft zu schaffen fordert. Dr W. Richter

*

Lebenszeichen

Als ich vor nahezu dreißig Jahren A. Damaschke in Berlin kennen lernte, galt derselbe noch als eine Art Kuriosität und war neben Vegetariern und Naturmenschen nur mehr wie ein wunderlicher Sektenheiliger angesehen. Und doch hat er schon damals verkündet, was er heute noch tut, heute, wo Tausende es ihm begeistert nachtun: das Evangelium vom deutschen Bodenrecht. Aber auch andere Pfadfinder kommen nach der Herrschaft intellektueller und materieller Überstiegenheit, die uns moderne Söhne Babylons entarten ließ, nur erst spät, vielleicht zu spät zu Wort. Einer der kühnsten ist zweifellos S. Gesell, welcher der gesamten Unnatur unseres Geldwesens zuleibe geht,

das er auf einen gesunden, volksorganischen Boden zu stellen versucht. Freiland und Freigeld! Dieser Schlachtruf wird im neuerstehenden Deutschland nicht mehr verstummen, wie man sich auch zu ihm stellen mag. Überall entstehen und mehren sich Vereinigungen, deren Losung die innere Volkseinheit ist und die sich um den Namen wahrhaft deutschfühlender Männer großen Andenkens scharen, denen der völkische Geist viel schuldig geblieben ist. Im Mittelpunkt all dieser Strömungen stehen Namen wie J. G. Fichte, P. de Lagarde und K. Chr. Planck. An Fichte, den Vertreter eines gefestigten Nationalbegriffs, lehnt sich W. Stapels vornehm gehaltene Zeitschrift „Deutsches Volkstum" an. Auch die „Jungdeutschen Stimmen" gründen auf Fichtes völkischer Bedeutung im Sinne seiner späteren aus der schlechtweg universellen Formel herausgetretenen Volksgestalt. K. Ch. Planck hat außer in Sohn und Tochter in F. Schöll einen beredten Anwalt gefunden. Der letztere hat in einer trefflichen Schrift: „Karl Christian Planck und die deutsche Aufgabe" ein klares Wesensbild des gerade auch für die Gegenwart bedeutsamen schwäbischen Denkers gegeben. Freilich überhebt uns all das Gute und Wahre an den Gedankengängen Plancks nicht der Aufgabe, uns für eine ungewisse Zukunft das anzueignen, was von Raum und Zeit noch lange nicht überholt sein dürfte und was uns von jeher am meisten fehlte: den Instinkt für nationale Selbsterhaltung.

Wenn wir uns aber von Grund aus vorbereiten wollen auf eine abermalige Erstarkung des deutschen Namens in der Welt, dürfen wir an nichts vorübergehen, was unsere reichsinnere Einheit herbeizuführen vermag. In dieser Hinsicht enthält die Schöllsche Schrift, welche freilich die jetzt vielempfohlene Steinersche „Dreigliederung des sozialen Organismus" ablehnt, eine Reihe sachlicher Vorschläge, die an fast alle in dieser Richtung marschierenden Reformbestrebungen anklingen. In diesem Zusammenhange darf denn auch der „Deutsche Arbeitsbund" nicht unerwähnt bleiben, welcher sich die Forderung aller Siedlungsgenossenschaften nach dem Vorbild der Kolonie Völpke, über welcher der Name des Hauptmanns a. D. Detlev Schmude steht, zur Aufgabe gemacht hat. Auch in der „Arbeitspartei" wird die berufsstaatliche Forderung einer biologisch begründeten, rein deutschen Reichs- und Rechtsordnung erhoben und damit die Überwindung unseres innerhäuslichen Parteielends angestrebt. Mit ähnlichen Arbeitszielen meldet sich auch die Genossenschaft „Bergfried" an, unter dem Motto: „Liebe zur Tat". Ihre Siedlungspraxis will angewandtes Denken sein, weshalb sie auch ihrerseits die Landfrage als entscheidenden Versuchsboden an den Anfang aller volksverjüngenden Reformmöglichkeiten setzt. So kann die Abkehr von der zersetzenden Großstadtatmosphäre als ein gemeinsames Merkmal aller im Vordergrund stehenden Erneuerungstriebe bezeichnet werden. Mündet doch selbst G. Stammlers vornehme und nicht leicht zugängliche Anschauungspädagogik in seinem „Haus Bühlerberg" in den Siedlungsgedanken aus. Mit Stammlers geisthaltigem Spruchwerk „Worte an eine Schar" begegnet sich — freilich näher auf Raum und Zeit eingestellt — M. H. Böhms „Ruf der Jungen", ein Ruf, der in weitesten Kreisen unseres Volkes gehört zu werden verdient. Auch die von hohem sittlichen Ernst getragene Schrift Th. Bertrams „Der Frontsoldat, ein deutsches Kultur- und Lebensideal" fügt sich dem vaterländischen Chor beherzigenswerter Mahn- und Richtworte glücklich ein. Daß Bertram, gegenüber jenen Bauleuten der Revolution, welche so manchen Eckstein verwerfen zu dürfen glaubten, im „Feldgrauen" ein für Gegenwart und Zukunft bedeutsames Symbol erblickt, ist erfreulich, und es hätte dabei keineswegs der Parole bedurft: „Los von Altweimar!"

Im Hinblick auf unsere leider in manchem Belang unerquicklich gewordene Volksseele wie auch auf unsere im Vordergrund stehende materielle Not wird jetzt von nicht wenigen das, was J. Popper-Lynkeus in seiner Schrift: „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage" zum unfehlbaren Heilmittel macht, ernstlich in Erwägung gezogen. Popper-Lynkeus' soziale Auskunft,

welche sich zunächst vom Pegelstand wissenschaftlichen, technischen und moralischen Fortschritts nicht weiter abhängig macht, nimmt in seiner „Nährarmee" eine geradezu militärische Gestalt an und zeigt, daß man auch auf dieser Seite nicht ohne den vielgeschmähten Geist von Potsdam, ohne den kategorischen Befehl durchkommen zu können glaubt. Ganz auf die seelische Umwälzung gestimmt, mit der jeder Einzelne bei sich anzufangen hat, ist der „Volkskraftbund". Seine philanthropische Weitmaschigkeit ist schön gemeint; und soweit nicht unerläßliche völkische Notwehr in und außer dem Reichshause in Betracht kommt, wird man seiner Friedenspredigt gerne beipflichten. Auch der „Deutsche Volkshausbund", der sich gegen den zur Zeit lebhaft aufblühenden Organisationsfanatismus wendet, stellt uns vor allem vor den umfassenden Glauben an Menschen und Menschenliebe. Vergessen wir aber auch hier nicht, daß wir nur insofern dem Menschentum dienen können, als wir in der Lage sind, unser Volkstum, auch wenn es nottut, in rückhaltloser Gegenwehr zu behaupten!

Heinrich Schäff-Hallwangen

*

Der Wert des Auslanddeutschen

Durch den Friedensvertrag hat Deutschland seinen kaufmännischen Kredit eingebüßt. Schon durch den Verleumdungsfeldzug ist uns während des Krieges unser moralischer Kredit genommen worden: dann durch die Aufbürdung des „Schuldbekenntnisses", gegen das wir nicht durch Gegenbeweis ankämpften; endlich durch Schiebertum, Wuchertum, Raub und Diebstahl, die in unerhörter Weise bei uns ihr Spiel treiben.

Leider haben sich auch in das Auslandsgeschäft zweifelhafte Sitten eingeschlichen: der einst so geachtete deutsche Kaufmann hat auch da an Kredit verloren Damit droht uns der letzte Halt zu weichen, wenn wir nicht Gegenkräfte spielen lassen. Wir müssen die Welt wieder an uns glauben machen!

Haben wir nun Personen, die Mittler des deutschen guten Leumunds sein können? Haben wir Personen, die befähigt sind, uns den hochwertvollen Kredit des Ansehens zurückzugewinnen? Wir besitzen sie und zwar in unseren Auslandsdeutschen. Die Auslandsdeutschen sind zum größten Teile gewillt, erneut in das Ausland zurückzukehren. Sie kennen nicht nur die Märkte dieser Länder, sie kennen auch die Sitten dieser Völker und wissen am ehesten, wie der Weg des Vertrauens zu uns wieder gangbar zu machen ist. Sie können gewissermaßen eine lebende Beweisführung für die guten Sitten Deutschlands sein.

Wie jedoch die Auslandsdeutschen so zu den Trägern des guten Rufes Deutschlands werden können, ebenso können sie naturgemäß zu einer schweren Gefahr für den moralischen Kredit Deutschlands werden, wenn ihnen nicht die gute kaufmännische Sitte geläufig ist. War vor dem Kriege der Auslandsdeutsche in seinem Tun und Unterlassen schon ein entscheidender Faktor für unsere Handelsanknüpfungen, soweit das Vertrauen in Frage kam, so ist heute seine Verantwortung außerordentlich.

Nun sind aber leider die Auslandsdeutschen in ihrer Heimat teilweise in einer Weise behandelt worden, die aller nationalen Weisheit und völkischen Bruderliebe widerspricht. Das sagt, nebenbei bemerkt, ein Nichtauslandsdeutscher. Es war oft nicht möglich, den Auslandsdeutschen Wohnungen zu verschaffen; es war auch nicht möglich, ihnen die ihren Kenntnissen zukommenden und die ihnen erwünschten Beschäftigungen zugänglich zu machen. Nicht anders steht es mit der Entschädigungsfrage. Hier hat man den Auslandsdeutschen teilweise mit einer Härte behandelt, die in ihm die Stimmung erwecken konnte, daß er als — Ausländer und nicht als Deutscher bewertet werde. Noch schlimmer steht es mit der Steuerfrage. Die Besteuerung des Auslandsdeutschen ist leider so zugeschnitten, daß man es keiner der in Frage kommenden Persönlichkeiten verübeln kann, wenn sie mit schmerzlich wenig Vaterlandsgefühl und außerordentlich viel Verbitterung den Staub der Heimat von den Füßen schüttelt. Auf diese Weise gewinnt

man sich wirklich keine willigen und freudigen Streiter für den Kampf um den deutschen, moralischen Kaufmannskredit, der uns so bitter nötig ist. An dem Vermögen der Auslandsdeutschen will der Staat kleine Ersparnisse machen — und dafür vernichtet er Millionenwerte; und was noch schlimmer ist: Werte, die so kostbar sind, daß sie nicht mit Geld zu verwerten sind. Denn Auslandserfahrungen, das auf persönliche Bekanntschaft beruhende Vertrauen der Fremdstaatler zu einem Deutschen, das sind Dinge, die nur durch Jahre erlangt werden; das sind Werte, die noch gerettete Bruchteile aus der händlerischen Großmachtstellung Deutschlands sind.

Wir brauchen neue Vertreter deutscher, noch immer vorhandener Wohlhabenheit im Auslande. Wir brauchen die Stimmen der materiell bis zu gewissen Grenzen gesicherten Deutschen im Auslande, die dem Fremdstaatler durch ihr Tun und Handeln beweisen: das ist Deutschland!

Sollen wir verbitterte und mittellose Auslandsdeutsche hinaussenden? Das wäre dann ein zweiter verlorener Handelskrieg.

G. Buetz

*

Kommissionen bei der Arbeit

Ein Bild macht die Runde durch die illustrierten Blätter: „Inbetriebsetzung“ irgendeiner Anlage durch eine Regierungskommission.

Man sieht einen Schacht. Darin einen Arbeiter. Einen. Am Rande des Schachtes stehen an die zwölf Herren mit den bekannten Aktenmappen unterm Arm — die Kommission. Die Kommission steht und — guckt dem einen Arbeiter zu.

Früher, als wir noch ein wohlhabendes Volk waren, arbeiteten zwölf und einer führte die Aufsicht — —

*

Bismarck — Englands Eideshelfer

Die „Times“ veröffentlicht Stücke aus Bismarcks 3. Band in offenbar vollkommen tendenziöser Entstellung und mit Zusätzen, die als solche vom Urtext nicht zu unterscheiden, dagegen ganz auf die englische Geschichtseinstellung zugeschnitten sind.

So wird das geistige Erbe des größten deutschen Staatsmannes mißbraucht, um die englische Politik vor der Welt zu rechtfertigen! Dieser haarsträubende Fälschertrick ist nur möglich gemacht worden durch das Verbot deutscher Gerichte, das die Veröffentlichung des Werkes im Wortlaut untersagte.

*

Produktive Wirtschaft

Die Einrichtung des Wohlfahrtsministeriums mit seinen zahllosen „Kommissariaten“, Wohnungs- und Mieteinigungsämtern hat bisher an zwei, nach amtlicher Berechnung „nur“ anderthalb Milliarden verschlungen!

Ein Leser richtet an die „Voss. Ztg.“ eine Zuschrift mit der schüchternen Anfrage, ob es nicht am Ende besser gewesen wäre, wenn man diese unerhörte Summe — zum Bau von Wohnungen verwendet hätte.

Statt Wohnungen beschert man uns Ämter, die ihrerseits wieder Unterkünfte haben müssen. Statt durch Belebung der Bautätigkeit neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen und dadurch die Erwerbslosenziffer herabzumindern, stampft man immer neue Beamtenscharen aus dem Boden.

*

Erwerbslosenzüchtung

In der Gesamtheit der Erwerbslosen nichts als den „Bürgerschreck“ zu sehen, ist ungerecht. Man sollte sich auch hier vor Verallgemeinerungen hüten. Das Los der Volksgenossen, die von ehrlichem Arbeitswillen beseelt sind und keine Beschäftigung finden können, ist denkbar bitter, denn wenn die Unterstützung, die der Staat gewährt, auch relativ hoch erscheint, so genügt sie doch kaum, um bei den heutigen Preisen auch nur das nackte Leben zu fristen. Wie sehr der Hunger die seelische Widerstandskraft zermürbt, haben wir alle mehr oder weniger in den Blockadejahren erfahren.

Die Schuld daran, daß viele ernstlich Arbeitswillige trotz aller Bemühungen keine Beschäftigung erlangen können, trifft in zahllosen Fällen die sogenannten Arbeitsämter, deren Praxis nur zu oft an die der Kriegsgesellschaften gemahnt. Fälle, in denen einem Arbeitgeber binnen vierzehn Tagen acht bis zehn „Arbeitswillige“ zugewiesen werden, die gar nicht daran denken, die Arbeit aufzunehmen, sie im Gegenteil sofort unter den nichtigsten Vorwänden wieder niederlegen, etwa weil kein „Kino“ am Orte ist (!), und die dann ohne weiteres wieder in den Genuß der Arbeitslosenunterstützung treten, sind alltäglich und in Masse quellenmäßig nachzuweisen. Die „Deutsche Tagesztg.“ macht sich erbötig, mit einer Fülle von Beweisen aufzuwarten und ein Arbeitsamt zu nennen, wo seit Wochen ein Dutzend von Angestellten aus einem Bestande von etwa tausend Erwerbslosenunterstützungsempfängern nicht in der Lage ist, einen einzigen Handlanger zu dauernder Arbeit anzuhalten. „An vielen Orten macht es so den Anschein, als würden Erwerbslose mit vollem Vorbedacht gezüchtet, um eine verläßliche Armee von Desperados unter denen aufzuziehen, die gern arbeiten möchten. In derselben Richtung liegt es, daß ruhige Arbeiter aus den Betrieben gedrängt und durch aufsässige Elemente ersetzt werden, wie es z. B. in der Berliner Metallarbeiterschaft planmäßig geschehen ist und geschieht. Den Gipfel dieser unerträglichen Unmöglichkeiten bildet schließlich die Forderung der örtlichen Betriebsräte, auswärtige Arbeitswillige nicht eher zu beschäftigen, als bis der letzte Arbeitslose des eigenen Ortes eingestellt ist. Damit wird tatsächlich erreicht, daß der arbeitswillige Familienvater aus dem Nachbarorte feiern muß, ohne daß die Arbeitslosenunterstützungsempfänger des eigenen Ortes sich bequemen, zur Arbeit zu gehen, so daß diese einfach liegen bleibt.“

Durch derartige Zustände wird künstlich für einen Reservebestand gesorgt, dem die kommunistischen Parteien je nach Bedarf das Kanonenfutter für ihre Putsche entnehmen können.

*

Einer von der Technischen Nothilfe

ein Oberprimaner des Schiller-Gymnasiums zu Charlottenburg, Karl Albrecht, hat in einem Gedicht die Empfindung dieser jungen Leute, die helfend in den Tagen des verbrecherischen Streiks einspringen, zum Ausdruck gebracht („Die Räder“):

Nächtliche Heimkehr

O, angstvoll, diese Lust des nächtlichen Nachhausegehens!
Wir sind so müde vom vielen Herumhantieren,
vom Schlackenziehen, Kokslöschen, Maschinenschmieren.
Wir wachen nur, daß etwas Fürchterliches geschehe, unversehens!

Uns hat die Arbeit zu Brüdern gemacht.
Als wir antraten, sagten wir zueinander: Sie!
Wir trugen weiße Kragen und bewegten uns in fein gezirkelten Gesten.
Dann aber zischten Leuchtraketen, und Schüsse peitschten
und Schreie schlugen durch die Nacht.
Wir mußten schaffen und zitterten vor Lust
und schwitzten wie sonst nie!
Da packte Ekel uns vor langerträumten, blumengeschmückten Festen.

Unsere Arme bewegten sich hart, und unsere Augen brannten.
Wir zogen die Jacken aus und standen tiefatmend mit offenen Brüsten,
wir *schufen*! während die Stadt nun schlief und die Menschen
sich schaukelten an des Traummeeres Küsten.
Und nach Stunden war uns, als ob wir schon jahrelang uns kannten

Als wir nach dem Schichtwechsel dann auseinandergingen,
taten wir nicht wie andere, die beim Abschied sich noch viel Liebes sagen.
Unsere *Arbeit* hatte in uns die immer heuchelnden Worte zerschlagen!
Und wir hörten nur immer das *Werk*, das *Werk* in uns singen.

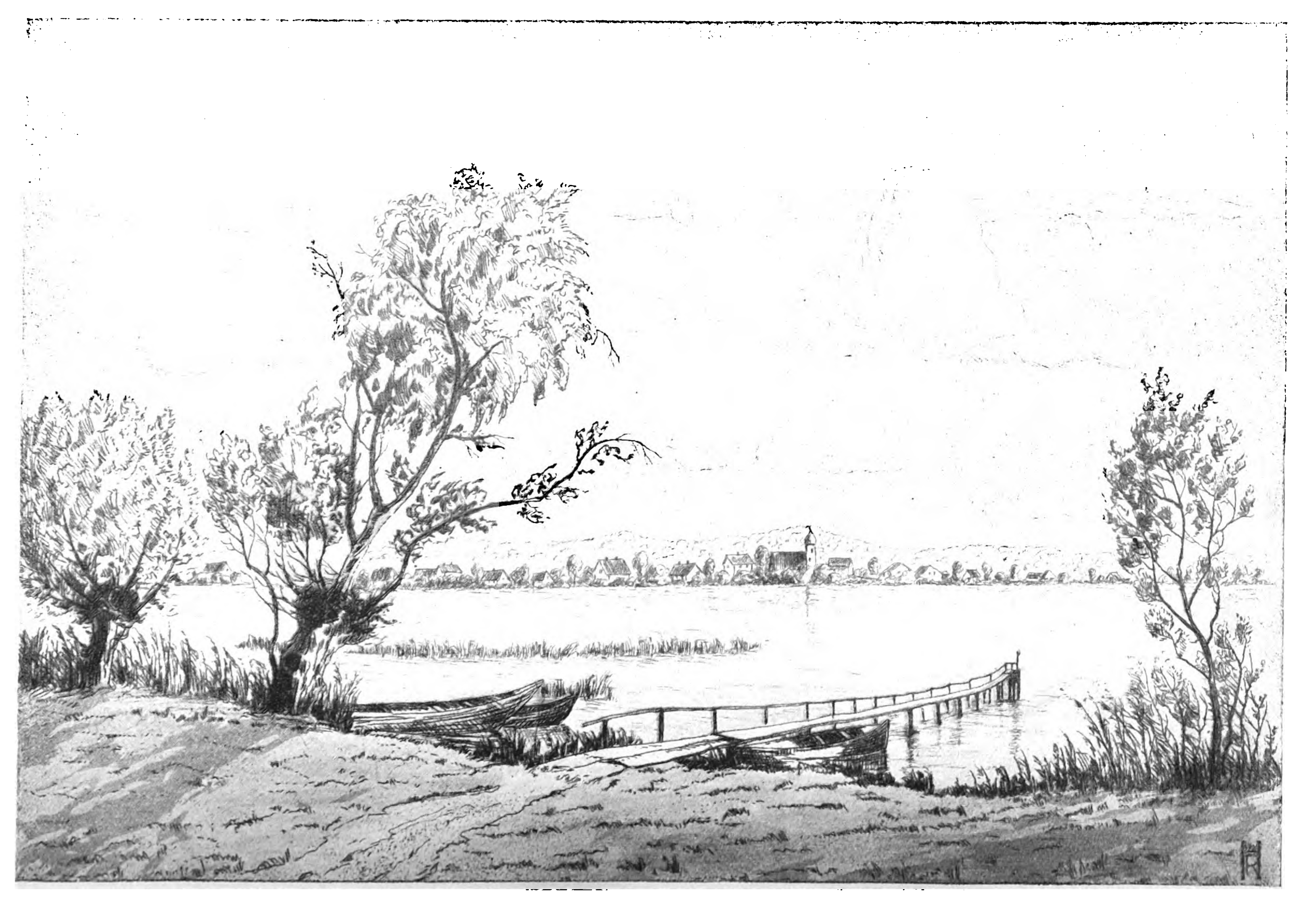
*

Im bolschewistischen Rußland

Man vergißt es zu leicht wieder in Deutschland, wie furchtbar das gepeinigte Rußland dahinstirbt unter seiner terroristischen Räterepublik. Im Wochenblatt „Licht und Leben" finden wir einen Brief, der aus der Gegend von Odessa im August 1920 geschrieben ist und Anfang 1921 hier ankam. Da heißt es:

„... Wir im Lande der sogenannten Freiheit sind gebunden mit Ketten, mehr als Sklaven. Unser Leben ist eine täglich aufreibende Angst. Ihr habt keine Vorstellung, wie es hier in der lügnerischen Freiheit zugeht! Alle Tage müssen wir auf das Verteilen gefaßt sein. ‚Kommuna' (Besitzgemeinschaft)! Das Land gehört der Regierung. Die Bevölkerung muß es bearbeiten. Die Regierung gibt den Bedarf an Nahrungsmitteln, Kleidern usw. Aber wie wird das sein! Die Frau ist für frei erklärt. Es gibt keine Ehe mehr. Die neugeborenen Kinder werden der Mutter nach einem Monat abgenommen und in Kleinkinderanstalten erzogen, wo wahrscheinlich auch die Wöchnerinnen aufgenommen werden sollen. Es soll also kein Familienleben mehr geben. Die Kinder sollen alle nach ihrem, dem bolschewistischen, Programm erzogen werden. Es wird in allen Schulen eingeführt. Die Waisenkinder in Odessa dürfen nicht mehr in die Kirche gehen, auch beten dürfen sie nicht. In unsrer Nähe ist es auch verboten worden im Waisenhaus. Die Sprüche im Betsaal sollen von den Wänden entfernt werden. Ein Kindergarten ist aber eingeführt. Drei jüdische Lehrerinnen unterrichten die Kinder von 3—7 Jahren, damit sie von den Eltern entwöhnt werden. Viele behaupten, man wolle sie alle entführen! Welche Angst! Ach ich kann euch nicht alles schreiben. Ein Grauen ohne Ende befällt einen beim bloßen Gedanken an dieses Elend. Der alte, liebe Gott ist verworfen. Verehrt werden ihre Obersten Lenin und Trotzki. Das sind die jetzigen Weltregenten, die hier statt des alten Gottes verehrt werden. Auch andere verehren sie noch, die schon tot sind: Rosa Luxemburg, Liebknecht und Bebel. Ihr werdet sie ja kennen. Wir gehen einer Glaubensverfolgung entgegen, die schon begonnen hat, wovon es heißt, daß die Menschen gesichtet werden wie der Weizen. Ich kann euch ja nicht alles schreiben. Es sind nur Bruchstücke, die ich so herausgreife. Fast jeden Tag wird Weizen, Gerste, Hafer, Welschkorn usw. geliefert, ohne Ende, ohne Geld. Meines Wissens hat die Gemeinde 3 Schachteln Wagenschmiere, eine Kanne Schmieröl, einen halben Sack grobes Salz und etwas Tabak bekommen. So wird es fortgehen, und das ist nur der Anfang. Arbeit und kein Essen! Eine ewige Abhängigkeit! 2 Pfund Butter muß man in der Woche von der Kuh abgeben, das macht bei 6 Kühen 12 Pfund wöchentlich. Dabei ist die Weide trocken und nur wenig Milch. Von der Henne muß man 2 Eier wöchentlich abgeben. Mich trifft es 40 in der Woche. Wie lange noch, dann legen die Hühner nicht mehr, was dann? Aber das ist alles noch das Wenigste. Nun sollen auch die Kleider beschlagnahmt werden. Da könnt ihr euch denken, wo man die paar guten Fetzen aufbewahrt, die noch vorhanden sind: versteckt oder vergraben sind sie. Manche Leute sahen nach, da waren sie zermürbt. So geht es, dort zernagen sie wahrscheinlich die Mäuse, und da will man sie uns nehmen. Ein Leben, daß Gott erbarm'! Auch die Betten, ja sogar die Möbel will man uns nehmen, und die kann man nicht verstecken. In Odessa hat man alle reichen Leute geplündert und ihre Sachen nach Großrußland fortgeschafft. Viele Eisenbahnwagen voll Frauen und Mütter, höherer und mittlerer Stände, wurden an die Front geschickt. Dort haben sie Chinesen und viel anderes Volk, die brauchen Frauen. Bald brachte man viele wieder zurück, die meisten unheilbar geschändet. Die Spitäler sind voll, und Medizin ist keine da. Nun leben wir auch in diesen Sorgen. Es heißt, die städtischen Frauen sind alle zuschanden, man muß vom Lande nehmen... Ich trage Schürzen von Zuckersäcken, unsere Kinder haben Kleider gleichfalls von Zuckersäcken..."

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Am Bodensee — Beilage zum Türmer — Robert Haag



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. Juni 1921 Heft 9

Jugend und Geschlechtsnot

Von Friedrich Lienhard

Man zwingt uns, noch einmal auf den vielzuviel besprochenen Fall eines Thüringer Jugendführers zurückzukommen. Ich nehme die Anregung hiemit auf; vielleicht ergeben sich fruchtbare Gesichtspunkte.

War es nötig, daß Eugen Diederichs, der Jenenser Verleger, in seiner Zeitschrift „Die Tat“ (Mai) den folgenden Satz schrieb? „Darum möchte ich öffentlich und hoffentlich weithin vernehmbar ein persönliches Zeugnis gegen all die gemeinen Verdächtigungen ablegen, die bewußt gegen Muck und seine Schar ausgestreut sind, und all denen, die sich sittlich entrüsteten, und nicht zum letzten Friedrich Lienhard sagen, worum es sich eigentlich handelt.“

War dieser Ton wirklich nötig? Die Worte „gemeine Verdächtigung“ und „bewußt“ nebst „sittlich entrüsteten“ sind in solcher Verflechtung mit meinem Namen in einen Satz zusammengekoppelt, daß die Verfilzung kaum zu lösen ist. Nicht schön, Herr Nachbar! Außerdem trübt es die Sachlage.

Wie ist diese Sachlage? Wir waren im „Türmer“ für jene Bewegung eingetreten, zurückhaltend freilich in bezug auf die weitere Entwicklungs-Möglichkeit, und hatten sie gegen die nichtsnutzige Verleumdung, sie könnte mit dem Mord im Hause Scheer zusammenhängen, kräftig in Schutz genommen. Admiral Scheer wohnt nur ein paar Schritte von meinem Hause entfernt, ich konnte ihn persönlich sprechen. Doch eine sehr gewichtige Mitteilung aus vertrauenswürdigem Munde

ließ mich dann aufhorchen; der Fall des Erfurter Mädchens kam hinzu; das Ärgernis ward allgemein. Dennoch schwieg ich, bis ich in der „Täglichen Rundschau“ öffentlich zum Sprechen aufgefordert wurde, worauf ich meine unzweideutige Ablehnung dieses Jugendführers aussprach („Tägl. Rundschau“, 28. Febr. 1921). Ähnlich äußerten wir uns im „Türmer“. Und dazwischen wurden Gerüchte nachgeprüft oder Tatsachen gesammelt, um möglichst Klarheit herzustellen.

Es hieß in jenem knappen Aufsatz: „Wird nun die Neue Schar fähig sein, zu erfassen, worauf es ankommt? Wird sie Kraft und Mut genug haben, in aller Bestimmtheit zwischen ihre unbezweifelbaren Ideale und den bisherigen Führer einen Trennungsstrich zu ziehen und die Unverletzbarkeit des Sittengesetzes um so stärker zu betonen? Oder wird sie nach moderner Methode verschleiernd entschuldigen und alles verstehend alles verzeihen? Das muß man der Bewegung selber überlassen. So könnte trotz allem das Lebendige, das in dieser schwer erschütterten Gruppe und in ihren einzelnen Mitgliedern steckt, doch noch Zukunft haben. Obwohl man sich schwerlich denken kann, daß nach diesen hanebüchenen Vorkommnissen irgendwie edle Weiblichkeit oder gar Mütterlichkeit sich fortan noch diesen abenteuerlichen Formen des Zusammenlebens anvertrauen könnte. Grade hierin, in der gegenseitigen Beziehung der Geschlechter, ist die Sache ins Herz getroffen. Das Vertrauen ist dahin.“ Und die Versuche abweisend, in öffentlichen und brieflichen Äußerungen die verlorene Sache zu retten (ohne daß man die Tatsachen nachprüfte), schloß ich: „Wir gehen auf diese Versuche, den naturhaften, in Wahrheit unbeherrschten Führer zu rechtfertigen, nicht mehr ein. Was zu sagen war, ist gesagt. Wir müssen es ablehnen, über Grundgesetze menschlicher Sittlichkeit, vor allem über Wahrhaftigkeit und über Ritterlichkeit, an irgendwelcher Erörterung teilzunehmen. Eine Jugendbewegung ist zusammengebrochen. Vielleicht wird es den Besinnlichen unter den jungen Leuten heilsam sein.“

Und nun will uns Eugen Diederichs sagen, „worum es sich eigentlich handelt“. Als ob wir andren, die wir seit dreißig Jahren durch das stillere Buch wirken, bisher geschlafen oder gefaselt hätten, spricht er: „Drum ist es an der Zeit, zu euch, deutsche Jugend, zu reden.“ Haben wir andren wirklich kein Herz und keinen Blick für die Not? Haben wir nicht mit der gleichen Not gekämpft — nur stiller, als es jetzt Brauch ist? In zahlreichen Stellen meiner Werke (man wird sie nächstens in einem Buch gesammelt finden), etwa im „Thüringer Tagebuch“ (Abendgespräch mit einer Mutter) oder im „Oberlin“ (Viktors Aussprache mit dem Steintalpfarrer) usw. habe ich in meiner Art meine Auffassung von wahrer, veredelnder, aus dem Trieb in den Geist emporführenden Liebe zu prägen gesucht. Bekanntlich redet aber der moderne Mensch am Mitmenschen vorbei, der ihn dann hinwiederum zu belehren trachtet über Dinge, die wir längst selber gedacht und gesagt und — vermutlich nicht schlechter gesagt haben.

Worum also handelt es sich? Diederichs sagt es uns: „Als ich in der Stunde jener inneren Auseinandersetzung zu der Neuen Schar sagte, kein geistiger Mensch, mag er in bürgerlicher Ehe oder in frei gewählten Beziehungen leben, lebt sich sexuell aus, war ein allgemeines Staunen. Ich sah tief in das Denken all jener

hinein, die da glauben, wenn sie die Triebhaftigkeit ihrer Gefühle in natürlicher Gestaltung lebten, seien sie auf dem Wege zur Harmonie mit Gott und den Gesetzen des geistigen Lebens ... Aber alles geistige Leben will Hemmung des Triebes durch Erkenntnis ... Es ist die tragische Schuld Mucks, daß er letzten Endes zu dem Geist, der vom Unendlichen herkommt, noch kein Verhältnis hat und in der Triebhaftigkeit seiner polygamen Veranlagung stehenbleibt."

Nun, wir haben dies unsrerseits im obengenannten Aufsatz folgendermaßen zusammengefaßt: „daß ein mehr triebhafter als geistesstarker Fanatiker und Ekstatiker hier wieder einmal Inbrunst mit Brunst verwechselt hat..."

Emil Engelhardt, der jetzt auf Schloß Elgersburg eine durchgeistigte Sommerfrische auftut, hat soeben in einem lesenswerten Büchlein „Erlöserin Liebe" in dieselbe Richtung gewiesen. Auch er will über das Steckenbleiben im Geschlechts-Geschwätz empor in die Hauptsorge jedes Menschen, der aus dem Dumpfen ins Helle trachtet: in die Sorge um Veredelung der Seele.

Es ist einfach nicht wahr, daß „die Frau" wesentlich „das Kind" will. Dieser naturalistische Gesichtspunkt ist eine unrichtige Verallgemeinerung. Die Frau freut sich selbstverständlich am Kind, doch ebenso sehr wie der Mann am Werk. In tausenderlei Formen strahlt sich der Liebesdrang und die Mütterlichkeit der Frau in das Werk aus: am Krankenbett, in Fürsorge, in Schule, Kunst, Gartenbau, Haushalt und dergleichen mehr, wobei wir der Frau weitherzig Spielraum lassen, wie ich schon in dem Kapitel „Die vergessene Königin" (Thüringer Tagebuch) vor Jahren ausgeführt habe. Liebe will sie freilich, ja; doch Liebe, die Zauberin, nimmt viele Formen und Farben an; und ihre reifste Form ist die Güte, ihre zarteste Form ist die ritterliche Verehrung. Und so verteilt sich das Geschlechthafte gleichsam in alle Poren, quillt in das Seelische empor, vor allem in das Herzliche, und verwandelt sich in Geist.

Wahre Liebe! Ach, wie wundervoll und selten ist ausgereifte, wahre Liebe! „Nichts ist heiliger und größer" — ich lasse nun meinen Oberlin sprechen (S. 153) — „auf Erden und im Himmel als die wahre Liebe. Das haben Sie vielleicht oft gehört; aber wenige erleben dies hehre Geheimnis. Mein großer Swedenborg hat recht: nichts ist seltener. Es fehlt hienieden gewiß nicht an edlen Freundschaften, an guten bürgerlichen Ehen, an zärtlichen oder noch mehr an sinnlichen Regungen und Leidenschaften. Aber die wahre eheliche Liebe ist von Urbeginn her im Himmel beschlossen und stellt alles andre in Schatten. Wer nicht von ihr berührt und geweiht worden — verstehen Sie mich wohl: ich meine den seelischen Vorgang, nicht die bürgerliche Ehe an und für sich — der behält in allem scheinbaren Glück ein Suchen in sich sein Leben lang. Bedenken Sie, was das liebende Weib dem ebenbürtig liebenden Gatten gibt: auf Tod und Leben den ganzen Körper und die ganze Seele! Welch ein Bund! Und da sie aus der rechten Liebe sind, so lieben beide mit vereinten Kräften Gott und ihre Mitmenschen, denen Gutes zu tun ihre größte Wonne ist. Und so berühren sich Himmel und Erde in einem wahrhaft bis in die tiefste Seele liebenden Ehepaar; und es zittert ein Strahl von ihrer Liebe durch das ganze Universum hindurch bis mitten in das Herz Gottes, der solcher Liebe Ursprung ist."

Zerstört mir dieses kosmisch gegründete Geheimnis nicht, diese Heiligkeit wahrer Ehe, wahrer Liebe, ihr Jungen! Und wenn ihr von der Heiligkeit der Mutterschaft sprecht, so setzt unmittelbar daneben die Heiligkeit der Vaterschaft!

Im Ring des Hauslehrers, in dem eben genannten Roman „Oberlin", steht sein Losungswort: „Durch Reinheit stark"; und die Losung des ideal gestimmten Kreises um den Dichter Pfeffel heißt: „Vereint, um besser zu werden". Man könnte hinzusetzen: „und um besser zu machen". Arbeit genug, edelste Arbeit! Wenn du, mein junger Freund, einem Mädchen in die Augen schaust, das mit dir in tiefstem Verständnis an sich arbeitet und für andere das Erworbene ausstrahlt, das durchglüht ist wie du von Sehnsucht nach dem Gral oder nach dem erblühenden Rosenkreuz: so seid ihr ja eins, weil ihr im Göttlichen eins seid, in der Wanderrichtung nach dem Reich der Meister der Weisheit und der Liebe. Ein Schein von den ewigen Zinnen ist im Glanz eurer Augen: und wenn ihr einander anschaut, erblickt ihr nicht in euch das Tier, sondern einen Abglanz der seligen Stadt, in die — wie Beatrice mit Dante — Hand in Hand zu wandern die tiefste Seligkeit und aller wahren Liebe letzte Erfüllung bedeutet.

* * *

Ich las dieser Tage ein kühnes und kluges Buch einer dichterisch gestimmten Seele: „Hermann Löns und die Swaantje". Das weibliche Wesen, das dieses Buch wagte, hat viel von der eigenen Seele preisgegeben, indem sie zugleich Einsicht schuf in des Dichters Wesen. Aber der Grundgedanke ist in ihr mächtig geblieben, und das ist das Erhebende an dem Büchlein: entsage, versag' ihm den Leib, um ihm die Seele zu schenken — und seine eigene, durch Begehren zerrüttete Seele zu retten, zu kräftigen, daß sie schöpferstark werde!

Das ist herrlich gedacht, Swaantje! Schöpfer soll der Mann am Weibe werden. Es beweist, daß diese ebenso weibliche wie dichterische Natur aus seelischem Feinempfinden seherisch das Rechte geahnt hat. Aus solchen Wunden blühen Rosen auf.

Alle Achtung vor zeugender Vaterschaft! Aber es ist nur eine der Formen des Schöpfertums. Vaterschaft ist nicht immer Väterlichkeit, so wenig wie tierhafte Mutterschaft bereits Mütterlichkeit bedeutet. Und ein Weib kann durch und durch mütterlich sein, ohne leibhafte Mutterschaft durchgemacht zu haben.

Das nun abgelaufene Zeitalter, hinter dem der Weltkrieg donnernd die Eisentore zugeschlagen, wußte wenig von wahrer Liebe und seelischer Schöpferkraft. Sein Trachten war auf Macht und Besitz gerichtet. Namen wie Wedekind oder Strindberg, auch Sudermann, Schnitzler, Dehmel — doch wozu Namen! — spiegeln im Schrifttum den „Kampf um das Weib" wider. Was heißt das? Es heißt nichts andres, als was überhaupt durch jenes Zeitalter ging und jetzt noch nachgrollt: Besitzgier auf dem Gebiete der Erotik — wie Besitzgier durch das wirtschaftliche Leben und durch die Politik der Völker ging. Die damit verbundene Trauer, Reue, Qual, und vor allem der Ekel und die „Weiberverachtung", heben den Grundzug sinnlicher Begierde nicht auf.

Will sich die Jugenbewegung eine große Aufgabe stellen, so überwinde sie diesen Materialismus auch in der Erotik! So schreibe sie über den Tor-

bogen zur neuen Zeit: Ehrfurcht vor der Seele des Weibes! So helfe das kameradschaftliche Weib dem ritterlich verehrenden Mann in der Entfaltung der schöpferischen Gemüts- und Geisteskräfte! So überschätze man nicht die Zeugung, die wir wahrlich achten, schätze jedoch um so mehr das Schöpfertum!

Die Entfaltung solcher Edelkräfte setzt Kampf voraus. Kämpft ihn zusammen! Genüßlinge — auch wenn der Genuß in der Gier nach dem Kinde besteht, wo Schicksale das Kind versagen! — sterben den Strohtod und kommen nicht nach Walhall. Es muß das edelste Ziel jedes rechten Menschen sein, ob Mann oder Weib, das Leben heldisch zu führen, sei's als Mutter oder Hausfrau, sei's als Helferin und Heilerin oder in andren Formen der liebenden Betätigung. Das Leben ist voll von Opfern, Wunden, Beschämungen, Niederlagen — aber dem treu Beharrenden wird es doch zuletzt ein Siegesfeld.

Das rufen wir allen Jungen zu, die in geschlechtlicher Not sind. Die Schicksale wie die Naturelle sind auf dem Geschlechtsgebiet verschieden: doch das Ziel ist Sieg des Geistes und Vorherrschaft des Herzens.

Es hat den kinderreichen Bach nicht gehindert, Deutschlands größter Musiker zu sein; doch das andre große B der Tonkunst, Beethoven, hatte weder Weib noch Kind. Parzivals nächst dem Gral über alles von ihm geliebtes Weib Kondwiramur schenkte dem Gatten Zwillinge; Isolde, die Lustverlorene, hatte zwei Männer und keine Kinder. Es mag in mancher leidvollen Geschlechtsgemeinschaft Schicksal sein, auszuhalten; in andrer falscher und verlogener Ehe aber befreit und erlöst der gordische Knotenhieb des großen Alexander. Sehe jeder, wo er bleibe — wenn nur Geist und Gemüt doch zuletzt den Sieg behalten, so daß die Seele, die Kernzelle, das höhere Ich in alledem wächst und reift, nicht verkümmert.

Die Linde blüht · Von W. A. Krannhals

Die Linde blüht.
Ihr sonnenschwerer Duft
Läßt tausend goldne Bienen trunken singen
In aller lichtdurchflossenen Sommerluft,
Daß heimlich fast die Bäume selber klingen
Ein Lied der Freude und der Sonnenlust.
Nun trink auch du vom herben Trank des Lebens
Und sei gewiß: Lebt nur in deiner Brust
Der Sonnenglaube, hoffst du nie vergebens!
Die Linde blüht,
Die harten Schatten weichen,
Bald wirst auch du mir selig deine Hände reichen.



Der weiße Wolf

Von Wolf Durian

Der Verfasser, der das Trapperleben aus eigener Anschauung kennt, hatte im Preisausschreiben des Türmers einen Preis gewonnen, jedoch jene gekrönte Novelle auf eigenen Wunsch zurückgezogen und durch die folgende ersetzt. D. T.

Im Herbst war das Fräulein Constantia Mac Pherson nach Fort Nelson gekommen. Und als Josua Clark mit seinem Freund die Treppe zum Trinksalon heraufstieg und mit dem Nagelstiefel die Tür aufstieß, traf er sie dabei, wie sie mit aufgeschürzten Röcken stand und den Holztisch scheuerte. Er blieb stehen und starrte sie an, denn er war auf diese Begegnung durchaus nicht gefaßt.

Weil er nun in seinem Erstaunen also die Tür versperrte, blieb Soames, seinem Freund, nichts übrig, als auf der Treppe stehen zu bleiben. Dies tat er in Gelassenheit und spuckte nur einmal mißbilligend aus, denn er war ein sehr ruhiger Mensch und hieß unter den Trappern in Columbia allgemein Sam, der Türke, eben weil er so ruhig war. In diesem Land stellte man sich unter einem Türken einen sehr ruhigen Menschen vor.

Aber Sam, der Türke, beliebte, bei Gelegenheit einen guten Spaß zu machen. Und jetzt, als er auf der Treppe warten mußte und nichts sah, als vor sich die dicke Wolfspelzjacke seines Freundes und neben sich die Bretterwand des Stiegenhauses, fiel ihm ein besonders gelungener Spaß ein. Er zog den Coltrevolver aus der Tasche, spannte den Hahn und tat einen Schuß über Josuas Schulter weg gegen die Schenkstube.

Dieser Schuß hatte eine Wirkung, die Sam, dem Türken, ziemlich merkwürdig erschien.

Die Kugel war dicht am Ohr des Fräuleins vorbeigepfiffen und hatte die Fensterscheibe zertrümmert. Da hatte das Fräulein laut aufgeschrien, denn sie war eine zarte Natur und solche Art Gruß nicht gewohnt. Endlich — und dies schien Sam, dem Türken, so merkwürdig — hatte Josua sich auf den Schuß hin blitzschnell umgewandt, mit einem Gesicht, in dem der Zorn durch jede Muskel zuckte, und den Arm mit der geballten Faust erhoben, als wollte er zuschlagen. Nach dem Freund schlagen ...

Erst als Sam in der Tür stand, begriff er. Und er sagte, indem er den Revolver langsam in die Tasche steckte:

„Hm, Jo, das Frauenzimmer hat wohl Eindruck auf dich gemacht.“

Dabei ließ er die Blicke erst zu dem Fräulein, dann nach dem Freund hin schweifen, der verlegen am Ärmel seiner Pelzjacke zupfte. Spuckte aus und setzte sich auf die Bank vor dem Kamin, in dem behaglich das Feuer prasselte. Zog eine Stummelpeife aus der Tasche, stopfte sie mit Tabak, und widmete sich einer eingehenden Betrachtung der Person des Fräuleins Constantia Mac Pherson. Und nachdem er sie von oben bis unten und von den Schuhen wieder bis oben besehen hatte, wandte er sich ab, nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte ins Feuer.

Connie war dick, und zwar unangenehm dick. Es lag in ihrer Dicke etwas Schwammiges. Ihr Gesicht war farblos, aufgedunsen, ohne greifbaren Ausdruck. Der Mund war breit und dumm, die Lippen wulstig wie bei einer Negerin aus dem Süden. Ihr Haar war fettig und roch nach Küche; es sah aus, als ob sie sich den toten Pelz eines Tiers mit Leim auf den Kopf geklebt hätte. Dazu die schlechten Kleider, die sie trug, die dicken roten Arme und Hände, die aufgeschlagenen Röcke, die plumpen Beine, die darunter sichtbar waren ...

So sah Fräulein Constantia Mac Pherson aus. Und doch war etwas an ihr, was vielleicht darin ausgedrückt war, daß man sie „Fräulein" nannte. Als ob sie von einem Dunstkreis umgeben wäre, der die Sinne der schwerblütigen Männer erregte wie elektrischer Strom.

Sie wußten von Frauen so gut wie nichts, waren gar nicht eingestellt auf sie, von denen man sagt, daß sie den Sinn des Daseins bedeuten. Jo und Sam lebten ohne Sinn, ähnlich den Tieren, die nur leben und nicht fragen und doch in manchen Dingen an Größe uns übertreffen.

So war die Art dieser Männer, daß sie, was sie taten, langsam taten und von Grund auf, daß sie ganz davon erfüllt wurden und nicht vergessen konnten, sondern immer tiefer sich einbohrten, bis sie ans Ende gelangten. Sie saßen stumm und ließen den geheimnisvollen Strom auf ihre Sinne wirken, wie er von dieser Frau ausstrahlte. Langsam begannen sie sich zu erwärmen; von innen heraus.

Das Fräulein hatte sich indes von ihrem Schreck erholt und fühlte sich bewogen, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Nein, Sie sind aber einer!" sagte sie. „Einen so erschrecken!"

In Sams, des Türken, Gesicht verzog sich keine Miene.

Reglose Stille.

Connie betrachtete ihre roten wulstigen Hände und ließ sie wieder ans Kleid fallen. Dabei wurde sie gewahr, daß ihr Rock noch aufgeschürzt war, und bückte sich und löste die Nadeln. Nachdem auch dies geschehen war und noch immer keine Veränderung der Lage eintrat — die Männer saßen da und schwiegen beharrlich — fiel ihr nichts mehr ein, womit sie sich beschäftigen könnte. Verlegen lehnte sie am Tisch, trat von einem Fuß auf den andern und verbarg schließlich die Hände auf dem Rücken. Dabei schielte sie heimlich nach den Männern hin. Sie war die Männer so anders gewohnt von der Stadt her, aus der sie kam. Sie rang mit sich, was sie diesen da sagen könnte; aber ihr fiel nichts ein. Da wurde ihr unheimlich. Sie zögerte noch und blickte prüfend auf Josua Clark, der in seinem Pelz am untern Ende des Tisches saß und sie unverwandt anstarrte. Und er erschien ihr wie ein hungriger Wolf, der nur auf den Augenblick wartet, um sich auf die Beute zu stürzen. Plötzlich bückte sie sich, faßte klirrend den Wassereimer, in dem die Waschbürste schwamm, und lief aus der Tür.

* * *

Gesprochen wurde erst am nächsten Morgen über sie. In Nebelschwaden schwamm die Sonne wie ein großer roter Pilz, und der Nelsonfluß floß dampfend am Fort vorbei durch die Schlucht. Das Kanu lag am Steg bereit und schaukelte auf dem Wasser. Da öffnete sich die Tür des Hauses, und Jo und Sam, die Trapper,

traten heraus und hinter ihnen der Landlord des Forts, ein vierschrötiger Norweger, der in einer roten Wolljacke steckte und die Büchsen mit Pemmikan auf dem Arm trug, den die Hudsonbai-Kompagnie den Trappern zur Wegzehrung gab. Langsam schritten die drei Männer zum Steg, wo das Kanu lag. Jo stieg dann als erster ins Boot und verstaute die Pemmikanbüchsen, die der Landlord ihm zureichte. Darauf unterhielten sie sich noch ein wenig.

„Mit Zobel soll's heuer nichts sein," sagte der Landlord, „'s ist Luchsjahr."

„Wollen zusehen", brummte Sam, der Türke.

„Haltet euch an die Füchse. Ich sag' es jedem. Für die reinen Silber zahlen sie jetzt zweihundert bis dreihundert Dollar. Im letzten Frühjahr hat einer zwei Stück vom Creek gebracht. Beim See oben hat er sie geschnappt, oder war's am Schwarzen Fluß? Ich weiß nimmer."

„Werden Kreuzfüchs gewesen sein", lachte Sam.

Und er stieg nun auch ins Boot.

„Habt ihr alles?" frug der Landlord.

„Warum sollten wir's nicht haben?" sagte Sam. Und dann, indem er langsam die Kette abwand, die das Kanu am Steg hielt, sagte er noch:

„Habt da 'ne Neue eingestellt, Knoddy, hm?"

„Ne Neue?"

„Das — Fräulein", erklärte Jo.

„Ach so, das Fräulein", lachte der Landlord. „Ja, die kommt von der Stadt."

„So so, von der Stadt", brummte Sam und spuckte ins Wasser.

Da trieb die Strömung das Kanu davon, und Josua Clark setzte die Ruder ein.

* * *

Im Blockhaus am Schlangenfluß lohte ein mächtiges Feuer im Kamin und strahlte Wärme und Behaglichkeit aus. Der Teekessel hing in den Flammen, pfiff und sang und stieß Wolken von Wasserdampf aus. Sam, der Türke, saß vor dem Feuer auf einem Holzklotz. Über den Knien hielt er ein frisches Biberfell und schabte mit stumpfem Messer die Haut- und Fleischreste von dem weißen Leder. Er rauchte seine kleine Pfeife dazu und summte das Lied vom Feuerwehrmann vor sich hin. Das tat er, weil er guter Dinge war. Draußen trieb der Schnee, und der Novembersturm heulte und rüttelte an der Tür der Hütte und trieb hohe Schneewehen an der Bretterwand auf. Überall lag der Schnee knietief, und zu ihren Gängen legten die Trapper die Schneereifen an. Der Fang war gut. Viele Bisam, elf Nerze, siebzehn Biber betrug die Herbstausbeute am Fluß. Jetzt war es vorbei mit den Fallen unter Wasser. Gestern waren die Männer draußen gewesen am Fluß und hatten die Eisen geborgen; die beim Biberdamm und auch alle Otter- und Bisameisen, die sie da und dort am Grund des Flusses und in den Uferhöhlen liegen hatten. Denn schon lag wie eine feine Haut die erste Eisdecke über dem langsam fließenden Wasser. Über Nacht konnte es einfrieren. Dafür lagen jetzt die Fuchseisen aus zum Winterfang. Und auch zwei schwere Bärenhaken waren seit gestern gespannt; einer am Grißlybaum, an dem seit drei Tagen ein frisches Wetzzeichen war. Den andern hatten die Männer über dem Fluß drüben an der Kahlen Halde gelegt und um einen starken Baumstumpf verankert. Dort

waren sie gestern auf einen Grißly gestoßen, der aber wie toll den steilen Hang hinaufgaloppierte, als er die Männer eräugte, und im Waldesdickicht verschwand, noch ehe Jo, der die Büchse mit hatte, seinen Schuß anbrachte. Es war ein Fremdbär, denn die vom Revier lagen jetzt in den Winterhöhlen verstaut und schnarchten.

Jetzt erst sah es heimlich aus in der Hütte und begannen die Trapper sich behaglich zu fühlen im Nest. Es war noch in jedem Winter so gewesen: wenn sie ankamen, nachdem sie zwei Tage lang vom Nelsonfluß her durch den Wald gestampft, war es öde und kalt in der Hütte am Schlangenfluß. Fingerdick lag der Staub auf Fangeisen und Gerätschaften, und es sah fremd und aufgeräumt aus in der Bude. Dabei pfiff der Wind durch die Fugen ins Haus, und die Tür hatte sich vielleicht in den Angeln gesenkt, oder der Kamin war eingefallen. Die Arbeit begann. Alle Schäden wurden geflickt. Dann ging's in den Wald, und war viele Tage zu tun, bis nur das Brennholz zur Stelle war für die lange Winterszeit. Dazwischen hinein zogen die Männer wohl aus und nahmen die Büchsen mit und schossen den ersten Hirsch ab im Jahr. Denn nach einer Woche Pemmikan — gemahlenem Rindfleisch in Fett — hatten sie ehrlichen Hunger nach frischem Wildbret. War Holz und Fleisch in der Hütte, lagen die Eisen für den Herbstfang im Fluß, dann fing das Leben erst an. Aber es war noch keine rechte Häuslichkeit in diesem Leben im Herbst. Die beiden Männer wechselten ab mit dem täglichen Rundgang bei den Fangplätzen. Und in dieser Zeit nahm, wer guten Tag hatte, seine Büchse vom Nagel und streifte die Wildwechsel ab im Revier. Vereinzelte Grißly liefen noch, und es gab genug Cariboos, Elche und Wapitis. Erst wenn in den Nächten der Wolf heulte und der Schnee reichlich fiel, wenn die Eisen aus dem Fluß gezogen wurden und die Fuchsfallen ausgelegt waren, begann das trauliche Leben in der Bude. Jetzt erst sah es nach etwas aus darin — Jo sagte: „Die Bude hat Leben bekommen."

Sam, der Türke, war mit dem Biberfell fertig geworden und warf es in die Ecke. Er griff nach dem Haken und schürte das Feuer an, daß die Funken im Kamin hochwirbelten. Dann warf er einen frischen Holzklotz darein, reckte die Arme und ließ die Finger knacken. So versank er ins Brüten, stemmte breit die Ellbogen auf die Knie und stützte das Kinn in die Hände. Stundenlang konnte er dasitzen, ins Feuer starren und seinen Gedanken nachhängen. Früher hatte er schon so getan, aber in diesem Jahr war es ihm Gewohnheit geworden. Gierig erfaßten die Flammen die frische Nahrung und loderten auf, daß das Wasser im Kessel ratterte und zischte. Feuerschein erleuchtete den Raum und vertrieb die zuckenden Schatten. Die Bude lebte

Bündel von Pelzen hingen überall an den Wänden. Bisamhäute, die beim Abstreifen umgestülpt auf Reifen von Weidenholz gespannt worden waren und nun aussahen wie aufgeblasene Mondfische. Hirschstangen und ausladende Schaufeln von Elchen ragten sparrig zur Decke auf. Skibretter, Eishacken, Stöcke lehnten umher, an Holzpflöcken aufgereiht hingen Fangeisen in allen Größen, dabei Pelzjacken, indianische Leggins für die Zeit der grimmigen Kälte und eine Menge Riemenzeug. Von einer riesenhaften Wapitistange pendelte Sams Büchse herab und der Patronengurt, den er nie trug, weil er die Patronen immer in der Tasche

hatte. Grißlyfelle und Hirschdecken lagen am Boden umher und über der Bank an der Wand. Und was da alles umhergestreut war: Tierschädel, Riemenzeug, Kugelzangen, Tragschlaufen, Tabaksbeutel, eine breite Doppelaxt, Eisenfeilen, Fallenschlüssel und Spannhebel, Kleidungsstücke, Waschbecken, Wasserstiefel, sogar eine Ziehharmonika, die Jo einmal herausgebracht hatte. In der Ecke beim Kamin lag ein Haufen Bären- und Wolfsdecken übereinander; hier schliefen die Männer. Bei der Tür, in einem flachen Korb aus Weidengeflecht, schlief Puck, ein dunkelbrauner kleiner Pelz, der sich von all den Pelzen, die anderswo umherlagen und hingen, kaum unterschied, nur daß er sich atmend leise hob und senkte. Ein kleiner zahmer Zobel, der den Trappern Hauskatze und Spielzeug war. Über seiner Schlafstelle hingen Bündel von Angelleinen; Rute und Fangnetz standen dabei. Daneben Weidengerten und eine unvollendete Flechtarbeit, die hilflos die Ruten von sich spreizte. Es war kein Ende der Dinge, die im Lauf von sechs Wochen in dem einen Raum sich aufgestapelt hatten, in dem zwei Männer einen kanadischen Winter lang nebeneinander hausen sollten. Und doch war da nur ein Ding, das Zierat sein sollte: der kahle Schädel eines Grißly mit dem schimmernden Räubergebiß, der auf dem steinernen Sims des Kamines stand und den Kram des Alltaglebens umher beherrschte in seinem fahlen Weiß mit dem stummen Blick aus den schwarzen Augenhöhlen. So stand der Schädel da oben, bleich, totenstarr, unheimlich — ein gewaltiges Zeichen. Über all dem lag ein dicker Nebel von Rauch und Tabaksqualm und Wasserdampf und durchsetzte sich mit dem Gemenge der Gerüche: Moschus der Bisamfelle, Pelzgeruch verschiedener Art, Faulgeruch der verwesenden Fleischreste, die von den frischen Bälgen geschabt und niemals aufgekehrt wurden. Düfte von gedörrten Fischen und geschmorten Wildbraten, Tabakgeruch und Geruch von Stiefelfett, Schneeschuhwachs, Teer und schmelzendem Tannenharz, das in goldgelben Tränen aus den Holzscheiten perlte, Geruch von nassen Kleidern, die da zum Trocknen hingen, von den Bärenfellen, unter denen die Männer schliefen, von dem kleinen Zobel, der wie jeder Marder roch, endlich Geruch der Männer selbst, die sich weder häufig noch gründlich wuschen. Geheizt wurde stets, gelüftet nie. Die Bude lebte.

Und Sam, der Türke, saß da vor dem Feuer in sich versunken und träumte. In verschwimmenden Umrissen stieg die Gestalt einer Frau vor ihm auf, und sein Herz begann zu pochen. Es zog ihn dahin, dumpf, mit unwiderstehlicher Macht. Es war, als sei ihm die Haut zu eng geworden. Nimmer satt konnte er werden von dem weltfernen Leben hier außen. Es füllte ihn nimmer aus. Er war gar nicht bei der Sache wie früher; seine Gedanken verloren sich oft. Dasitzen und träumen ... und wenn er so dasaß, erwachte eine unbestimmte Freude in ihm: daß er wußte, wohin gehen, um satt zu werden. Und daß er eines Tages heimlich sich dahin aufmachen würde. Er zitterte vor Erregung, wenn er daran dachte. Ihn verließ der kühl abwägende nüchterne Verstand, wenn er die süße Begier des einen geheimen Gedankens schlürfte. Er vergaß den Freund, die gemeinsame Arbeit, daß Winter war und Eiseskälte wurde, daß der Fluß gefror, daß die Schneestürme lauerten und die Wölfe heulten in der Nacht. Nie dachte er daran, wie er dahin kommen sollte. Eines Tages würde er eben dort sein; er und das Fräulein

würden dort sein. Und er würde sagen: „Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich Sie damals erschreckt habe mit dem dummen Revolver." Und: „Gerne will ich Ihnen den Revolver schenken. Aber nur, wenn es Ihnen Spaß macht, Fräulein." Oder er würde sagen: „Fräulein, wie schöne Haare Sie haben!"

Vieles fiel ihm nun ein, was er ihr sagen wollte, wenn er erst dort sein würde. Und dann dachte er darüber nach, wie er sich bei ihr in gutes Licht setzen könnte. Rasieren wollte er sich und die Haare aus dem Gesicht kämmen; dann sah er beinahe so gut aus wie der Manager der Kompagnie, der im Frühjahr immer nach Fort Nelson kam. Die Biberjacke würde er anziehen und den Patronengurt umschnallen und die Büchse lose über der Schulter tragen; das machte einen flotten Eindruck. Und in die Pelzmütze wollte er einen Flügel vom Blauhäher stecken. So fiel ihm manches ein.

Dann starrte er trübe vor sich hin in die Glut und empfand dies Dasein in der Hütte wie schwere Last. Tag um Tag schob er die Last vor sich her und tat seinen Teil der Arbeit. Die Zeit floß dahin. Immer mehr verdroß ihn die Arbeit und die Tatsache, wie ein Tag um den andern verging, ohne daß er schlüssig wurde, wann und wie das getan werden sollte, was er tun mußte. Es wuchs gegen ihn an wie Gewitterwolken. — So saß er beim Feuer und dachte im Kreise und fiel von einer Stimmung in die andre.

Draußen war es Abend geworden. Das kleine Fenster der Hütte stand blaß im Dunkel. Sam, der Türke, bückte sich und warf ein Holzscheit auf die Glut. Als die Flammen aufzuckten, knirschten Schritte durch den Schnee heran. Mit einem Fußtritt wurde die Tür aufgesprengt, und Josua Clark trat ein, verschneit und durchfroren, die Büchse über der Schulter und in der Hand ein silbergraues Bündel. Eine Wolke frischkalter Winterluft trug er mit sich herein. Und er lachte vergnügt und hielt das Bündel hoch:

„Hallo, Sam! Der erste Fuchs!"

„Well", knurrte Sam, der Türke, und schob die Pfeife in den andern Mundwinkel. Das war alles.

Der kleine Zobel im Korb erwachte, entrollte sich, blinzelte und schnupperte mit der kleinen feuchten Schnauze umher. Darauf streckte er sich lang und gähnte, steckte den spitzen Kopf wieder unter den Leib, rollte sich ein und schlief.

* * *

Der fremde Grißly ließ die Männer nicht ruhen. Nun hatte er in der vergangenen Nacht einen Stein in das Eisen auf der Kahlen Halde gewälzt. Und als es zugeschnappt war, hatte er den Köder gefressen — eine saftige Hirschkeule.

„Der kennt sich aus", sagte Sam, der Türke.

Sie waren zusammen ausgezogen, um nach dem Bären zu sehen.

„Besser als du bei den Frauenzimmern", meinte Jo.

„Kennst du dich bei denen so gut aus?" frug Sam kalt.

„Besser als du schon."

„Hab' nichts davon bemerkt."

„Hast ja dein Schießeisen losgebrannt wie 'n besoffener Cowboy am Zahltag."

„Und wie sie dich gesehen hat, ist sie davongelaufen."

Es geschah zum erstenmal, daß sie unter sich von dem Fräulein sprachen. Nun erkannte jeder, daß der andre noch „daran" dachte, und das war es, was jeder im geheimen wissen wollte. Oder lieber nicht wissen wollte. Es trat eine leichte Verstimmung zwischen ihnen ein.

„Wollen ihn hetzen", sagte Jo. Er meinte den Grißly.

„All right," brummte Sam, „ins Eisen tritt der nicht."

Also gingen sie daran, „ihn zu hetzen".

Sam, der Türke, stieg den Berg hinauf bis zum Wald und stellte sich dort an. Jo wollte das Unterholz an der Kahlen Halde durchstöbern und den Bären, wenn er da irgendwo steckte, nach dem Wald zu treiben. Es wurde aber nichts daraus, weil der Bär nicht da war. Dafür begann es zu schneien; bald fiel der Schnee so dicht, daß man kaum drei Schritte weit sehen konnte. Jo erstickte fast vor Schnee. Schnee fiel vom Himmel, Schnee stäubte von den Büschen auf ihn, durch die er sich zwängte, und seine Füße steckten im Schnee. Eine Weile tappte er aufs Geratewohl umher. Aber das Gestrüpp zwang ihn oft zu Umwegen. Bald kannte er sich nicht mehr aus und glaubte, die Richtung verloren zu haben. Er blieb stehen und rief laut: „Hallo!"

Doch der Zufall hatte ihn richtig geführt. Als er rief, stand er keine zehn Schritte weit von Sam, des Türken, Platz entfernt. Sam hörte ihn rufen, gab aber keine Antwort.

Seit er da oben am Waldrand stand, ließ der Gedanke nicht von ihm ab, daß Jo sich um das Fräulein bekümmerte. Und wie er nun so damit groß getan hatte, als ob er — Sam — der Geprellte wäre, und er selbst der Hahn im Korbe. „Sich besser auskennen" — „besoffener Cowboy" — da steckte etwas dahinter. Sollte der verd... — Sam wies den Verdacht weit von sich. Seine Eitelkeit wollte um keinen Preis daran glauben: er, Sam, der Türke, sollte so im Handumdrehen abgetan und übertölpelt werden können? Er stellte sich vor, daß er tiefern Eindruck auf das Fräulein gemacht haben müsse als Jo, dieser aufgeblasene Laffe und Grünschnabel. Ja, das war ja alles dummes Zeug, was er sich da einbildete. In der Dummheit hatte Jo so dahergeredet. Aber wie er so stand und der Schnee auf ihn fiel, krochen wieder die schlimmen Gedanken an ihn heran: wenn nun doch zwischen Jo und ihr ein Einverständnis ... Hol's der Teufel!

Nun war es vorbei mit dem schönen Traum. Verdacht und Erbitterung lähmten die Gedanken. Ja, nun würde er nicht mehr an das Fräulein denken können ohne das verfluchte Gefühl, daß sie mit Jo im Einverständnis sei. Wenn ihm Jo Hab und Gut gestohlen hätte, Sam würde es leichter verschmerzt haben als dies, daß er ihm seinen Traum gestohlen hatte. Und nun er sich schon mit dem Verdacht beschäftigte, malte er sich ihn in krassen Farben aus und verbohrte sich darein. Der Widerstand erhöhte die Begierde. Jetzt wurde das Fräulein zum Engel und Jo zu einem Teufel an Bosheit und Verschlagenheit. Ein Dieb war er, ein Schuft, der ihm in heimlicher Tücke das Teuerste auf Erden geraubt hatte. Und Sams, des Türken, bemächtigte sich plötzlich maßlose Erbitterung. Das war ı dem Augenblick, als Jo aus dem Dickicht rief.

„Schrei dich heiser, du ...", knirschte Sam vor sich hin.

Aber als Jo nun in der Not seine Büchse abschoß, rief er ihm doch. Jo trat auf ihn zu und fragte:

„Warum hast du denn nicht gleich Antwort gegeben?“

„Hab' keine Lust gehabt“, sagte Sam, der Türke, kurz, warf die Büchse über die Schulter und schritt durch das Schneetreiben davon.

Jo stand verblüfft. Aber da ging ihm ein Licht auf. Und er pfiff durch die Zähne und sagte laut vor sich hin: „Also darum.“ Obwohl dies keinen Zweck hatte, denn niemand hörte ihn. Nun ging plötzlich eine Wandlung in ihm vor: mit einmal erschien ihm das Fräulein von Fort Nelson überaus begehrenswert.

Jo war von leichterer Art als Sam. Das kam vor allem daher, weil er ein Dutzend Jahre jünger war als Sam, der Türke. Das Fräulein hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte dies nicht vergessen. Aber so schwerfällig war er nun doch nicht, um aus sich selber eine Folgerung aus diesem Eindruck zu ziehen. Jo war jung und ließ sich beeinflussen. Wäre Sam, der Türke, nur ein wenig Diplomat gewesen — aber er hatte so wenig Anlage dazu wie ein Grißlybär —, hätte er es über sich gebracht, bei dem kurzen Wortwechsel eine kleine spöttische Bemerkung über das Fräulein hinzuwerfen, so wäre für Jo der Fall erledigt gewesen. Nun war das Gegenteil eingetreten. Jo erkannte, wie wichtig das Fräulein Sam, dem Türken, war, und er sagte sich deshalb, daß sein Gefühl ihn damals richtig geleitet hatte, daß das Fräulein in Wahrheit begehrenswert war — und da begehrte er sie plötzlich mit Feuer und Flamme. Nichts hätte ihn jetzt davon abbringen können. An Starrköpfigkeit war er dem Freunde ebenbürtig. Nicht aus Neid auf Sam begeisterte er sich — solches lag seiner schlichten Seele fern —, er fühlte sich nur bekräftigt in dem, was in ihm schlief. Und nun wurde Jo mit einmal froh zumut. Ihn störte es nicht, in Sam den Nebenbuhler zu wissen. Für ihn waren keine Gewitterwolken vor dem Himmel geballt. Zeit und Raum behinderten ihn nicht, zu schwärmen. Er war noch jung ...

In diesem Augenblick löste sich ein Schatten aus dem Dickicht und glitt im Schneetreiben wenige Schritte von Jo entfernt vorüber.

Es war der Grißly.

Jo sah ihn, und sein Herz zitterte. Er hob die Büchse an die Wange. Der Bär wurde aufmerksam, stand still ... Da krachte der Schuß. Ein kurzes wütendes Aufbrüllen. Der Grißly nahm an. Jo riß aus, so schnell er konnte, und lief durch den Wald. Und der angeschossene Bär brüllend und heulend hinter ihm drein. Jo verlor die Besinnung nicht. Sich stellen und wieder schießen konnte er nicht, denn der Bär saß ihm dicht auf. Also wählte er im Laufen einen geeigneten Baum, erfaßte den nächsten Ast und schwang sich hinauf. Es war höchste Zeit. Der Bär lief gleich an, richtete sich auf und führte mit der Brante den Schlag nach Jo. Und schlug ihm so die Büchse weg, die Jo recht gerne mit auf den Baum genommen hätte. Er hatte sie über den Arm gehängt; von da hing sie ihm während des Kletterns herunter, und so hatte der Bär sie erwischt. Nun, Jo dachte, es ist besser, er schlägt mir die Büchse weg als das Bein, und stieg empor bis zu einer Stelle, wo der Stamm sich teilte, und in der Gabel machte er es sich bequem.

Und dann sah er sich in aller Ruhe den Bären von oben an. Der Bär saß

auf seinem Hinterteil und blickte seinerseits zu Jo hinauf. Er schien nicht begreifen zu können, wie der Mann so schnell da hinauf gelangt war. Darauf erhob er sich, lehnte sich gegen den Baum und versuchte, ob er den Mann nicht mit der Brante erreichen könnte. Dies war verfehlt, und der Bär sah es auch ein. Zudem schmerzte ihn beim Strecken des Körpers die Schußwunde im rechten Hinterschenkel empfindlich. Mit lautem Jaulen fuhr er hastig zurück und begann die Wunde zu lecken. Nachdem er sich damit eine Weile beschäftigt, setzte er sich hin und überlegte, und da fiel ihm wieder der Mann auf dem Baum ein. Er erhob sich nun und umschritt den Baum brummend und hinkend, um zu untersuchen, ob er dem Mann vielleicht von der andern Seite beikommen könnte. Jo sah, daß er es mit einem Altbären zu tun hatte. Eben war er dabei, sich die Pfeife zu stopfen, als der Grißly sich auf der andern Seite des Stammes aufrichtete und in grimmiger Sehnsucht zu ihm aufblickte.

„Hallo, Jack", sagte Jo und hielt das Zündholz über die Pfeife. „Mmmmm", machte der Bär und setzte sich am Stamm nieder. Jo wartete ab und rauchte. Das Schneegestöber ließ indessen nach.

Er will mich belagern, dachte Jo. Der Grißly hatte sich am Stamm niedergetan und schien in Gedanken versunken. Doch hob er von Zeit zu Zeit den dicken Kopf und sah zu dem Mann empor, nur um sich zu vergewissern, ob er nicht inzwischen fortgeflogen sei. Denn er hatte schon mehrmals in seinem Leben mit den zweibeinigen Tieren zu tun gehabt und wußte, daß man ihnen jede Schlechtigkeit zutrauen mußte. Jo gab die Hoffnung auf, daß der Bär ihn vergessen würde. Eine Stunde verrann, und der Bär war noch immer da.

Da geschah eine Wendung der Lage. Jo fiel nämlich ein, daß er seine Pistole in der Tasche hatte. Er zog sie heraus und betrachtete sie liebevoll. Es war eine automatische Pistole mit acht Patronen im Magazin. Aber wie nun schießen, da der Bär dicht beim Baumstamm lag? Jo nahm die Pfeife aus dem Mund, steckte sie in die Tasche und spannte die Pistole. Rrratsch! ... das Einschnappen des Verschlusses machte den Bären aufmerksam, und er sah am Stamm empor, als wollte er sagen: was für eine Teufelei hast du jetzt wieder vor?

„Hallo, Jack!" sagte Jo freundlich. Der Bär brummte und rührte sich nicht. Da hatte Jo einen Einfall. Er nahm die Mütze vom Kopf und warf sie vom Baum herab und zwar so, daß sie einige Schritte weit seitab zu Boden fiel. Sogleich erhob sich der Bär und lief darauf zu. Dreimal knallte die Pistole; der letzte Schuß traf. Der Bär brüllte auf und fuhr mit dem Kopf nach der neuen Wunde herum. Jo gab die übrigen fünf Schüsse ab, von denen vermutlich mehrere trafen. Nun wurde der Grißly erst wild...

Als Sam, der Türke, in seinem Groll von der Kahlen Halde abstieg, hörte er Jos Büchsenschuß und stand still. Er dachte an den Bären, und daß es ein ausgewachsener und starker Bär sein müßte, sonst hätte er nicht das Eisen mit dem Stein entspannt. Junge Bären kennen solche Listen nicht. Und da kamen Sam, dem Türken, Gewissensbisse. Das Gefühl der Kameradschaft siegte über den Groll. Er durfte den Freund da oben nicht hängen lassen, trotz allem nicht... So kehrte er um und stieg den Berg empor. Aber er fand Jo nicht und lief lange

Zeit im Schneegestöber umher. Er durchquerte die Büsche und suchte. Schnee fiel auf ihn. Oft brach er bis an die Knie ein. Aber er achtete es nicht. Das Gewissen schlug ihm.

„Ich muß ihn finden“, sagte er sich. Und er arbeitete sich eine Stunde lang durch Schnee und Buschwerk. Vergeblich. Schon ermattete er unter der übergroßen Anstrengung. Er mußte im Schnee die Richtung verloren haben. Dieser verdammte Schnee, der jede Spur verwehte! Er überlegte, ob er einen Schuß abgeben sollte zum Zeichen. Da vernahm er Pistolenschüsse; erst drei, dann fünf. Er fuhr auf und stürzte durch dick und dünn vorwärts dahin, woher der Schall der Schüsse kam...

Der Grißly sah ihn kommen und nahm ihn wütend an. Sam, der Türke, kniete sich hin, setzte gelassen die Büchse ein und schoß den Bären auf fünf Schritte durchs Herz. Jäh stand der Bär. Klappte das Maul auf, neigte den dicken Kopf zur Seite und fiel schwer in den Schnee. Er war tot.

Sam, der Türke, schob eine neue Patrone in den Lauf der Büchse und ging zu dem Bären. Jo war vom Baum gestiegen. Man fällt sich in diesem Land nicht gerührt um den Hals. Was sie nun fühlten, äußerte sich bei den Männern in einer leichten Verlegenheit, als sie sich da bei dem toten Bären begegneten.

„'n guter Bär“, sagte Jo schließlich.

„Zu viele Löcher in der Decke“, knurrte Sam, der Türke.

Dann streiften sie ihm das Fell über die Ohren.

(Schluß folgt)



Schicksal

Von Reinhold Eichacker

**Ich weiß, daß einst die dunkle Stunde naht,
Wo du die Hand erhebst, um uns zu trennen.
Wo matt zu Boden flattern wird mein Rat,
Und deine Wünsche mich nicht wiederkennen.**

**Ich weiß, daß dich ein Rausch mir rauben wird,
Um dich auf trügerische Höh'n zu führen,
Daß deine Seele einst frostzitternd irrt
Vor längst vergeßnen, längst verschloßnen Türen.**

**Ich weiß, es naht! — — Nun seh' ich Tag für Tag
Den Glanz in deinen Augen mir erblassen,
Nun harre ich auf jener Stunde Schlag,
Wo ich dich machtlos muß ins Dunkel lassen!**



Gibt es eine deutsche Volksseele?

Von Dr. A. Schröder

Man redet heute gern von Vereinfachung und Verinnerlichung. Man möchte sich dabei auf das Tiefste und Innerste echten deutschen Volkstums besinnen. Man will, daß ein gewisses großes Etwas sein hohes, ureigenstes Lebenslied singe: die deutsche Volksseele. Aber gibt es denn das überhaupt? Ist es nicht möglich, wahrscheinlich, fast ganz sicher, daß nur ein poetisch-romantisches Gedankenspiel hinter dieser Volksseele steht?

Seele! Wir sagen: Ich glaube, hoffe, liebe aus tiefster Seele! Wir sprechen von einem Erfülltsein der Seele, sei es, daß eine jubelnde Freude oder ein trüber, drückender Schmerz den Inhalt bringt. In den Zeiten der Empfindsamkeit gehörte es zur geistigen Bildung, das Seelchen unter sanften Tränen gar oft zu streicheln, und heute, unter der verwirrenden Last einer politisch düsteren Gegenwart, lockt es wohl auch so manches Mal, sich still besinnlich und weich entsagend auf das seelische Selbst zurückzuziehen. Freilich, wir wissen es längst, unsere Seele ist keine einheitliche Substanz, die in bestimmter Vollprägung in irgendeinem Teile unseres Körpers zu suchen wäre. Wir haben zwar nur ein Ich, so sehr sich auch Körperliches und Geistiges im Laufe der Jahre wandeln mag, aber dieses Ich bezeugt sich in verschiedentlichen seelischen Funktionen, in einer Fülle von Ausstrahlungen, Reizsamkeiten, Gefühlen und Strebungen. Wir können dieses Mit-, Neben- und auch Widereinander kurz als Seele benennen, aber es ist und bleibt ein Wort mit schwebenden und schwankenden Werten, ein schillerndes, flackerndes, vieldeutiges Wort.

Auch bei der deutschen Volksseele wird niemand im Ernste behaupten können, daß sie ein ganz greifbar bestimmtes einheitliches und eindeutiges Gebilde sei. Wenn man einen ihrer Lobredner fragen würde, was und wo und wie sie denn eigentlich ist, so würde er wohl nicht gleich eine knappe und treffende Formel zur Verfügung haben. Und dennoch, es gibt manche deutsche Eigenart oder manchen deutschen Lebensstil, wir können von einem deutschen Volkstum reden, wir haben gewisse deutsche kulturseelische Rhythmen und Schwingungen. Sie sind zu beobachten und festzustellen, mag es sich um das Deutschland Karls des Großen handeln, oder sei es im Reformationszeitalter gewesen, möge die Trübsalwelle des Dreißigjährigen Krieges darüber geflutet sein oder habe die Ära Bismarcks den zeitgeschichtlichen Hauptton abgegeben. Deutsche Grundstimmung spricht auch jetzt, wo wir ein armes, niedergebrochenes Deutschland sind. Wir haben nun einmal das Gefühl, es gibt ein innerstes, geistig-seelisches Deutschland, ein unverwüstliches Gesinnungsdeutschland als ein wirkliches deutsches Edelgut.

Will man dieses innere Besitztum genauer beschreiben, so kann wohl von dem bekannten Satze Richard Wagners ausgegangen werden, deutsch sein heiße eine Sache um ihrer selbst willen tun. Natürlich zeigt uns der Alltag eine beängstigende Fülle von brutalen, oft rein egoistischen Nützlichkeitsabsichten, von

mehr oder weniger versteckten Neben- und Hintergedanken; aber man darf doch nicht sagen, daß eine bloße konsequente Nützlichkeitsphilosophie ein deutsches Ideal sei. Es wird doch von den Besten und Edelsten aller Stände und Berufe als nicht deutschgemäß und darum als nicht richtig empfunden, daß sich jene allzu praktische Tagesklugheit als höchste Lebensweisheit spreizt. Höher stellt man beispielsweise den Geist von 1813 und 1914, den Geist der selbstlosen, opferfreudigen Hingabe an einen großen Gedanken, in diesem Falle also an die gemeinsame Vaterlandsidee. Oder es ist die Idee der reinen tiefen Wissenschaft. Es ist alte, gute deutsche Gepflogenheit, daß der Gelehrte ein halbes und fast ganzes Leben daransetzt, um sein Sonderproblem zu wälzen und einigermaßen zu lösen, auch wenn es dem nächsten Tagesbedürfnis so fern liegt, daß manche über solch heißes Bemühen lächeln, das so herzlich wenig einbringt. Der Idealismus deutscher Wissenschaft ist eine zarte, aber zähe deutsche Gewissenssache. Ganz ähnlich liegt es beim deutschen Künstlertum. Es wird als Sünde wider den heiligen Geist der Kunst empfunden, wenn jemand um des materiellen Gewinnes willen seine künstlerischen Überzeugungen wandelt oder gar preisgibt. Friedrich Hebbel hat sich lieber beinahe zu Tode gehungert, als daß er auch nur eine Zeile ohne die volle Zustimmung seines inneren künstlerischen Menschen hätte schreiben mögen. Er ist keine vereinzelte Erscheinung.

Man hat gemeint, den deutschen Idealismus zu Tode spotten zu können. Er hat ja auch seine wunderlichsten Überstiegenheiten und Weltfremdheiten gehabt. Aber das Zerrbild ist nicht das wahre, gute, schöne Urbild. Gesunder, lebenswarmer Idealismus ist Kraft und Freude. So sieht und erlebt es bewußtes deutsches Menschentum. Darum ist Schiller immer noch der Liebling der Nation, und Fichte hat es ungezählten Menschen aus der Seele gesprochen, aus einer lebensstarken deutschen Seele, wenn er sagt: „Die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft.“ Dieser Idealismus ist glühender Wille zum Recht, nicht zum formalen, buchstäbelnden Juristenrecht, sondern zu einem innersten seelischen Recht, ein Wille zum sieghaft Guten, der sich auch dann nicht unterkriegen läßt, wenn er, nach seinen sichtbaren Mißerfolgen bemessen, zunächst tatsächlich zu unterliegen scheint. Es ist kein Zufall, wenn im deutschen Märchen die Tugend schließlich doch ihren Lohn und das Laster seine Strafe findet. Rührende Züge zartsinniger Rücksichtnahme durchweben das alte deutsche Recht. Wo eine arme Wöchnerin ist, da dürfen die Zinshühner nicht geholt werden, und der „arme Sünder“ oder „arme Mensch“, dem ein hochnotpeinliches Verfahren droht, kann durch einen Fürsprech allerhand Erleichterung, wohl gar einen vollen Freispruch bekommen. Dem wegmüden Wanderer steht es frei, aus einem Obstgarten zur augenblicklichen Hungerstillung einige Früchte abzubrechen, und der arme Teufel, der nichts zu heizen hat, soll sich ruhig am lichten Tage das unbedingt nötige Quantum holen aus dem Gemeindewalde. Der echt deutsche Gedanke solcher volkstümlichen Rechtssitte gipfelt in einem wie selbstverständlichen Auf Treu und Glauben. Man darf hier auch an den berühmten mythologischen Seidenfaden denken, der fester hält und abgrenzt, als Steinmauer und Eisengitter. Auch das großzügige, „fröhliche Ungefähr“ des Abmessens, z. B. durch Hammerwurf nach rückwärts, mag einem in

den Sinn kommen. Die Zeiten und die Verhältnisse haben sich geändert, aber noch immer lebt das Ideal deutscher Rechtsgesinnung, mit dem Zuge zum eigentlichen Rechtsgeiste, der im besonderen Falle auch das in gewichtigen Anschlag bringt, was man mildernde Umstände nennt.

Oft hing das Rechtliche gerade bei den Deutschen mit dem Religiösen zusammen. Mit Ehrfurcht beugte man sich den seltsamsten Gottesurteilen. Altgermanische Gedankenkreise und christliche Glaubensmotive gingen harmlos neben- und durcheinander. Die Germania des Tacitus erzählt von germanisch-religiösem Feingefühl, und der große Geschichtschreiber Heinrich von Treitschke betonte, die Deutschen hätten in religiösem Betrachte wohl niemals auf der Bank der Spötter gesessen. Niemals aber konnte sich deutsches Empfinden auf die Dauer an nur eine Deutung des Religiösen binden. Mittelalterliche Mystik gehört ebenso zur deutschen Frömmigkeit wie der aufklärerische Rationalismus des 18. und 19. Jahrhunderts; deutsch ist der lutherische Protestantismus, deutsch aber auch die ganz undogmatische Religiosität unserer modernen Monisten und Pantheisten. Selbstverständlich ändert das nichts an einem gewissen übernationalen Charakter des Religiösen; aber der Deutsche schaut es mit seinen Augen, vernimmt und verarbeitet es mit seiner Seele. Und da nun deutsche Frömmigkeit ein sehr vielstimmiges Instrument war und ist, so klingt als wesentlicher Grundton eine religiöse Duldsamkeit. Mag sein, daß ein Richtungsfanatismus gelegentlich unliebsam von sich reden macht; es werden zuletzt doch immer wieder diejenigen Stimmen gehört und geschätzt, die der Auffassung sind, es sei ein Greuel und Ärgernis, wenn man ehrfurchtslos in das seelische Heiligtum eines anderen hineinrenne.

Der Deutsche liebt es, von Zeit zu Zeit einen bewußten, selbstsicheren Blick in das eigene Volkstum zu tun, und natürlich erklärt sich da manches aus den längstvergangenen Tagen. Die gute alte Zeit malt hübsche Stimmungsbilder, und sehnsüchtig blickt man auf die stillen Gassen und alten Nester zurück, in denen noch keine Automobile sausten und wo alles so friedlich, behaglich, gemächlich war. Nach dieser Seite hin hat ja Wilhelm Raabe viel Liebes und Gutes gedichtet. Überhaupt wendet sich der Deutsche gern von der allzu gegenwärtigen Gegenwart ab, besonders in politisch trüben Zeiten, und baut sich seine freie, sinnige Idealwelt, zieht sich ganz aufs innere Wünschen und Sehnen zurück und errichtet Luftschlösser für die Zukunft, wenn ihn eben nicht gerade die Poesie des Vergangenen ganz gefangennimmt. Eine liebenswürdige Tagträumerei kann entstehen, die vielleicht gar der nächsten Tagespflichten vergißt, und die von den Nichtdeutschen in ihren letzten Gründen und Schwingungen einfach nicht verstanden wird. Dafür eignet aber dem Deutschen ein eifriger, freundlicher Wille, das Nichtdeutsche zu verstehen, d. h. es nach Kräften zu idealisieren und daraufhin möglichst hoch einzustellen. Deutscher Stolz und weltbürgerliche Fremdtümelei sind oft einen Bund eingegangen, zumeist einen recht unguten. Aber deutsches Heimgefühl siegte so manches bessere Mal. Heimatklänge haben etwas Erregendes, Gewissenschärfendes. Scheffel prägte das Wort „heimwehbewältigt“, und die Leser des „Ekkehart“ nicken verständnisinnig. „In der Heimat ist es schön!“ Das kann für den richtigen Deutschen gar nicht anders sein. Wäre es die eintönigste oder die bunteste Land-

schaft, man legt Gedanken und Gefühle hinein, um sie dann verklärt wieder zurückzunehmen. An manchen Punkten des deutschen Vaterlandes haften besondere Gemütswerte: der Rhein, die Wartburg — überall, wo geschichtliche Erinnerungen mitreden und wo Frau Sage ihren hold geheimnisvollen Zaubermantel schlägt, da pulsiert auch wie von selbst der Herzschlag deutschen Wesens.

Der Zug zum romantisch Sinnierenden wird ergänzt durch ein, man möchte sagen, kraftvoll technisches Wollen und Können. Das Volk der Dichter und Denker hat für Handel und Wandel, Industrie, Handwerk und Landwirtschaft anerkannt Großes geleistet. Deutscher Erfindungsgeist hat die Welt in Staunen gesetzt, deutsche Organisationstüchtigkeit ist auch von den Feinden gewürdigt worden. Etwas von deutscher Seele war auch in dem vielgeschmähten Militarismus, und sie lebt nach wie vor im deutschen Beamtentum, trotz vereinzelter Korruptionserscheinungen, denen durch den Geist des Ganzen sofort die verdiente Mißbilligung wird. Praktisches Raten und Taten kennzeichnet den modernen deutschen Schul- und Erziehungsbetrieb, und unbeschadet jenes wissenschaftlichen Idealismus ist man redlich und reichlich bemüht, eine gesunde Verbindung von Wissenschaft und Leben zu pflegen und immer weiter auszugestalten. Der Rhythmus der täglichen Arbeit in Fabriken, Werkstätten, Kontors, Bureaus, auch wenn es kleine, unscheinbare sogenannte Fronarbeit wäre, ist für deutsches Seelenleben vom Hauche des Pflichtgedankens umweht und trägt darum ein gewisses Glücksmotiv in sich.

Ein deutsches kulturseelisches Etwas wird man also schon feststellen können, wenn es auch, wie bereits angedeutet wurde, nicht immer in idealer Reinkultur auftritt. Der Rechtsgedanke hat zur Kehrseite eine öde Rechthaberei. Das Persönlichkeitsstreben läuft nicht selten in der Richtung einer starren Eigenbrödelei. Die deutsche Gemeinsamkeitskraft verzettelt sich so schnell in den Sonderbestrebungen der Parteien, Gruppen, Verbände, Vereine. Um eines schönen Prinzips willen werden leicht die Alltagswirklichkeiten und Alltagsmöglichkeiten vergessen. Dem forschen, geraden Zugreifen fallen theoretische Zweifel und Bedenklichkeiten in den Arm. Sentimentalitäten machen sich breit, wo nur ganz realistische Nüchternheit entscheiden sollte. Und so könnte man noch manches Aber anfügen. Goethe tat es einmal in sehr zugespitzter Form, indem er sagen zu müssen glaubte, das deutsche Volk sei „so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen“. Selbstverständlich ist's ein ungerechtes Urteil, begreiflich nur, wenn man die damalige politische Jammerlage berücksichtigt — und heute würde Goethe vielleicht erst recht auf solchen Ausspruch gestimmt sein; immerhin liegt das Korn Wahrheit darin, daß dem deutschen Volksganzen nicht zu jeder Zeit die gleiche Wucht und Würde eignet, d. h. daß seine Gesamtseelenkultur auch einmal dem eigentlichen Ideale herzlich wenig nahekommt. Doch das Ideal selbst ist unverwüstlich! Und so mag man ruhig weiter von deutscher Kraft und Treue reden, von deutscher Rechtlichkeit und Gründlichkeit, von all dem Innersten des deutschen Volkstums, das die Dichter besungen und die Gelehrten sozusagen noch besonders bewiesen haben. Es sind viele Töne und Farben, aber zuletzt ist's doch *eine* große Melodie und *ein* großes Bild, sofern man sich nur eben auf ein deutsches Hören und Sehen versteht. Kulturbetrachter wie Riehl, Freytag, Scheffel, Raabe, Wagner lauschten

den lauten und leisen Klängen des immer und allzeit Deutschen, und viele andere haben es auch getan, wenn sie es auch nicht so bewußt deuten und darstellen konnten.

Also man braucht keinem Deutschfanatismus das überlaute Wort zu reden und man darf doch erfüllt sein von der schlichten, hohen Wirklichkeit einer deutschen Volksseele. Sie ist keine bloße Phantasie, auch wenn manche phantastisch von ihr geschwärmt haben. Sie ist quellfrisches Innenleben, das auch dann gelebt wird, wenn etliche nichts davon zu spüren scheinen. Sie läßt sich nicht in eine kurze Formel pressen, denn sie ist eine wahre Fülle von Leben.



Freundschaft

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Geruhig Leben, lieber Freund, mit dir!
Wie wachsen sacht und freundlich uns die Stunden,
Gleich früchteschweren Ranken am Spalier
Ganz klarer Freundschaft gütig aufgebunden!

Teilnahme da, wo du ein Herz begehrst,
Mitarbeit dort, wo dir ein Kopf mag nützen,
Achtung, wenn schweigend du ein Tor verwehrst,
Zuspruch, wo dich ein Wort vermag zu stützen.

In allem Wesentlichen brudergleich,
So daß kein Wörtlein nötig mehr uns beiden,
Und jeder doch an Eigenem so reich,
Daß die Gespräche immer neu sich kleiden.

Mir ist, als ob ich jede Stunde bräch'
Wie eine reife Frucht von tiefen Zweigen, —
Wie schmeckt mit dir behaglich das Gespräch,
Wie schmeckt behaglich auch mit dir das Schweigen

So gehn wir durch die Tage, und die sind
Um uns wie Ranken Weines an der Laube,
Und jede wiegt die Traubenbrust im Wind
Und drängt zur Lippe jedem eine Traube.



Dunkle Welten

Von Fr. Schaal

Friedsam leuchten die Sterne herein in unsere Erdennacht. Jeder der zahllosen Lichtpunkte hat seine besondere Klarheit. Woher dies Wunder des ewigen Glanzes, des Leuchtens aus Fernen, die kein Maß erreicht? Wenn das Dämmerungsdunkel sich über die Erde breitet und die Rosenglut am Abendhimmel erblaßt, dann flammen sie nacheinander auf, die lieblichen Sterne, wie Lichtlein, die eine unsichtbare Hand entfacht. Überwältigend ist der Eindruck, den unser Gemüt empfängt, wenn wir in der feierlichen Stille der Nacht zum strahlenden Sternengewölbe emporblicken.

Sternenlicht — wie überaus zart flimmert es am Nachtdom! Ein Außerirdisches offenbart sich uns in der silbernen Pracht. Sind dort nicht die leuchtenden Pfade, die nach dem Lande der Ewigkeit, nach der seligen Allheimat führen? — Ein alter ehrwürdiger Glaube sieht dort die Stätten, da die Verklärten wandeln und da in einem Meer von Licht die Gottheit wohnt. Hier unten Kampf des Lebens, Blutvergießen, Kriegsgeschrei, Unrast, Sorge, Krankheit, Furcht und Tod — dort oben stille Klarheit, ewiger Friede, heiliger Schimmer, Abglanz des Unendlichen.

Woher das wunderbare Leuchten? — Die Nacht senkt sich hernieder, wenn die Sonne am Abendhimmel unter den Gesichtskreis tritt. Diese allein ist es, die uns das Licht des Tages spendet. Würde sie erlöschen, dann würde ewige Nacht den Erdball decken und alles würde in Kälte und Eis erstarren. Ein ungeheurer Glutball ist die Sonne, und so gewaltig ist die Fülle ihres Lichtes, daß es uns auf der 20 Millionen Meilen entfernten Erde die Augen blendet. Und glühende Körper, von leuchtenden Gasmassen umhüllt, sind alle die viel tausend, ja die vielen Millionen Sterne, die in der außerordentlichen Entfernung uns nur als Lichtpunkte erscheinen. Ein Heer flammender Welten, die kein Sterblicher zählt, hat also der Schöpfer in das endlose All hinausgestreut, und er hat jeglicher dieser Welten den lichten Pfad durchs Sternenreich gewiesen.

Dunkle Körper, Planeten genannt, umkreisen die Sonne in ewigem Wechsel und weichen nicht aus ihren Bahnen. Auch unsere Erde ist eine dieser dunklen Welten. Von sich aus könnte sie weder Licht noch Wärme auf ihrer Oberfläche erzeugen. Sie ist da einzig auf die Sonne hingewiesen, und diese ist eigentlich die Spenderin des irdischen Lebens. Unter all den zahllosen Welteninseln kennen wir nur eine, und zwar eine dunkle, die lebende Wesen beherbergt, gerade unsere Erde. Unter ihren Bewohnern ist einer, der die Welt in sein Bewußtsein faßt und der denkend zum Himmel emporblickt — der Mensch.

Manche Gelehrten behaupten, die Erde sei überhaupt der einzige unter allen Weltkörpern, auf dem Leben vorhanden sei; auf allen übrigen fehle es an den notwendigen Bedingungen, an Luft, Wasser, einem gewissen Maß der Wärme usw. Aber, möchten wir fragen: Wer kennt alle Bedingungen und alle möglichen Formen des Lebens? Gibt es nicht schon hier auf Erden niedere Lebewesen, die ohne den

Sauerstoff der Luft leben können? Kann nicht der Gedanke auch in einem Organ wohnen, das anders beschaffen ist als der halbkugelige Marktlumpen unseres Gehirns? Die Bedingungen, unter denen wir leben, sind wohl auf keinem anderen Körper des Sonnensystems vorhanden. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß nicht unter wesentlich anderen Bedingungen Geschöpfe von völlig anderer Beschaffenheit existieren könnten, und es ist die Möglichkeit vorhanden, daß jeder Planet die Stätte eines besonders gearteten Lebens ist.

Daß die Sonne selbst lebende Wesen beherbergt, kann allerdings nicht angenommen werden, denn in einer Glut, die das Eisen zu Dampf verflüchtigt, kann sich kein organisches Gebilde gestalten. Ist sie auch nicht der Sitz des Lebens, so spendet sie doch in verschwenderischer Fülle die lebenschaffenden Kräfte Licht und Wärme, denen außer uns Erdenbewohnern vielleicht unzählige, unseren Blicken verborgene Geschöpfe auf anderen dunklen Welten ihr Dasein verdanken. Acht große Planeten mit einem Gefolge von insgesamt 27 Monden und mehr als 800 kleine Planetoiden wandeln um die Sonne, und alle erwärmt und beleuchtet sie.

Eine solch stattliche Zahl von dunklen Begleitern hat die eine Sonne. Sollten ihre Millionen Schwestern einsam ihre Straßen ziehen? Wir werden wohl nie imstande sein, ihr Planetengefolge wahrzunehmen, da schon der nächste Fixstern, α Centauri, vier Lichtjahre von uns entfernt ist (250000 mal so weit als die Sonne). Wohl sehen wir mit Hilfe des Fernrohrs eine Menge Doppelsterne, ja drei- und vierfache Sterne, sogar im Sternbild des Orion eine Gruppe von sechs zusammengehörigen Himmelskörpern, aber das sind selbstleuchtende Sonnen, die um den gemeinsamen Schwerpunkt kreisen. Planetarische Körper, die ihr Licht von dem Gestirn empfangen, dessen Begleiter sie sind, konnten bis jetzt noch nicht beobachtet werden. Und doch hat man Beweise dafür, daß einzelne Fixsterne solche dunkle Begleiter besitzen.

Der Stern Algol im Sternbild des Perseus macht innerhalb dreier Tage (69 Stunden) einen ganz merkwürdigen Lichtwechsel durch. 59 Stunden hindurch leuchtet er als Stern 2. Größe, ohne an Licht zu- oder abzunehmen. Dann aber sinkt seine Helligkeit binnen 5 Stunden auf die 3½. Größenklasse, um dann in demselben Zeitraum sich zur ursprünglichen Lichtstärke zu steigern. Nachdem also der Stern 59 Stunden in Ruhe verharrt ist, wechselt er sein Licht innerhalb der 10 weiteren Stunden. Diese ganz eigentümliche Erscheinung rührt nach der Ansicht unserer Sternkundigen daher, daß der Stern von einem für uns unsichtbaren Begleiter umkreist wird, der beim Beginn des Lichtwechsels vor den Algol tritt und jene 10 Stunden zum Vorübergang gebraucht, wobei er einen Teil der Oberfläche des leuchtenden Hauptsterns verdeckt. Es findet somit alle 3 Tage eine teilweise Algolverfinsterung statt, deren Zeuge wir auf der über 50 Lichtjahre entfernten Erde sind. Nahe ein Dutzend weitere Sterne zeigen einen ähnlichen Lichtwechsel wie Algol. Andere Fixsterne, wie γ in der Leier, wechseln sogar mehrere Male in der Lichtstärke. Daraus kann geschlossen werden, daß sie von zwei oder mehr dunklen Körpern begleitet sind.

Es müssen ganz gewaltige Massen sein, die imstande sind, den Hauptkörper so zu verdunkeln, daß wir den Vorgang in der ungeheueren Entfernung wahrzu-



nehmen vermögen. Wenn sämtliche Planeten gleichzeitig vor die Sonne treten würden, was allerdings ganz ausgeschlossen ist, so würde auf dem nächsten Fixstern kaum etwas von einer Verdunklung bemerkt. Verdeckt ja der gewaltige Jupiter nur etwa ein Hundertstel der Sonnenoberfläche! So können wir es auch niemals wahrnehmen, wenn kleinere dunkle Körper vor die Fixsterne treten, und wir erfahren nichts davon, wenn sie von ganzen Scharen von Planeten umkreist werden.

Unter den Millionen dunkler Welten, die durch das weite Universum hingestreut sind, mag manche sein, die in vielen Stücken unserer Erde gleicht und Licht und Wärme in demselben Maße wie sie empfängt. Warum sollten dort nicht Wesen von menschenähnlicher Beschaffenheit leben können? Und wenn unter dem Planetengefolge jedes Fixsterns nur *eine* Heimstätte geistbegabter Geschöpfe wäre, so wären dies schon Millionen bewohnter Welten, und auf allen würden unsere Brüder wandeln. Vermessen wäre es von dem Menschen, wenn er behaupten wollte, er auf seiner kleinen Erde sei das einzige vernünftige Wesen im endlosen All. In dem großen himmlischen Vaterhause sind viele Wohnungen, und die Erde ist nur eine derselben. Nicht die Glutbälle, die ein Lichtmeer umwogt, sondern die dunklen Welten, in deren Nacht die Gestirne hereinblicken, die von außen her Licht und Wärme empfangen, sind die Wohnstätten des Lebens, das sich aus dem Dunkel zum Licht durchringt.



Schälwald

Von F. Reuting

Mich zog Musik hinan die steile Halde
Wie holder Zwang, der mir im Traum geschah . . .
Was ich dort oben, jäh erwachend, sah,
Das Letzte war's vom jungen Eichenwalde.

Wahllos geworfen, bleichend lagen da
Viel hundert junge Stämme, die das kalte
Metall gefällt, bevor noch mancher alte
Baumriese fiel, dem Tod vertraut und nah.

Doch eh', entmarkt, entseelt die Hülle sprang,
Da löste unter harter Hände Streichen
Sich los der feine, erdenfremde Klang.

Die Halde tönte, und wie über Leichen
Die Weise ihre warmen Wellen schwang,
Fühlt' ich, mitschwingend, allen Kummer weichen.



Sehnsucht

Von Helene Westphal

Um eines Menschen Sehnsucht wissen, heißt seines Wesens Tiefen kennen. Da ist einer, der läßt sie frei und hell schreiten durch einen leuchtenden Tag. Und da ist einer, in dem liegt sie dumpf und unerlöst, und er leidet an ihr wie unter einem Fluch.

Ich kannte ein Mädchen aus dem Volk, nicht jung mehr und nicht schön. Breit und stark die Gestalt, voll ungeweckter Mutterkräfte, und im Antlitz erdschwere Unerlöstheit. Ihre Augen waren wie verhangen. Das Lächeln hatte Mühe, durch sie hindurchzukommen, und kam dann und war verirrt und fremd. Und der Gedanke stieg nur langsam in ihnen auf. Sie war eine von den Dienenden, deren Kräfte man braucht in den Häusern. Die Stunden und Tage von ihrem Leben, viele Stunden und viele Tage, verkaufen um fremdes Geld. Nichts will man von ihnen als ihr willig Tun. Nicht webt sich ihres Wesens Wärme und ihrer Hände frische Freude in das Leben des Hauses, darin sie dienen. Nur jenseits der innersten Türen schaffen sie. Kein Platz für sie ist an der Stätte, da des Hauses Seele in Königskleidern geht. So Stunden hier und Stunden da. So ausgefüllte, unerfüllte Stunden gaben ihren Tag.

Manchmal stand ich bei ihr und wollte von ihrem Leben wissen, und horchte hinter ihren Worten in sie hinein und suchte ihre Sehnsucht. Aber ich stand vor ihren Augen wie vor einer Wand. — Wofür schaffte sie? Nur um die Stillung ihres Hungers? Nur um den Schlaf der Nacht? Nur um des Lebens bloßeste Nacktheit? Ob sie nicht Feierabendstunden hatte, darin die Sonne rot in sie hineinschien? Kaum! Ihr Zuhause war nur ein Winkel in der Stube der böslaunigen Wirtsfrau, und war nur ein Bett und war kein Zuhause. War kaum ein Winkel noch zum Verkriechen; denn die heimliche Scheelsucht der Schlafgenossen in dumpfiger Stube machte auch vor Träumen nicht halt. Ein Tier, das sich die Wunden leckt, hat dazu sein heimlich Plätzchen. Sie nicht. — Aber hatte sie Wunden? Und brauchte sie mehr als nur den fleißig erschafften Schlaf? Hatte sie Sehnsucht?

Einmal glaubte ich es zu wissen. Da kam sie, und es schlug ein Scheinen aus ihr, das war wie Freude. Sie hatte ein Heim. Eine Kammer mit Bett und Stuhl und Tisch, und eine Küche mit einem Herd. Erschafft, erdient mit der Kraft ihrer Arme und hundert hingegebenen Stunden! — Und ich füllte in Gedanken die Wände mit rotem Abendschein. Ein Heim, darin ihre Sehnsucht sich erlösen konnte — oder auch nur ein Winkel zum Verkriechen. Ich wußte es nicht. — Aber das Bett in der Wirtin Stube war billig gewesen. Und nun war es Winter. Um die Kammer warm zu haben für Sonntag und Abendstunden, reichte nicht ihr Verdienst. Da spannte sie ihre Kraft und reckte den Tag noch mehr und zerlegte ihn noch mehr in Stunden für fremden Dienst. Aber es war nicht genug. Und sie kam spät heim und müde, und trug ihr Bett in die Küche. Da war die Wand warm von der Nachbarin Herd. — So schaffte sie und schlief an ihrer Sehnsucht vorbei, und trieb die Tage an sich selbst vorüber, und wußte es nicht.

Aber manchmal kam etwas wie ein leises Strömen in ihr Wesen, so als gingen heimliche Quellen. Dann klang ihre Stimme anders als sonst: „Am Sonntag muß ich nach Hause!" Und ich lauschte den Quellen nach und fühlte, daß dieses Muß aus Tiefen kam. Nach solchen Sonntagen tat sie sich wohl ein wenig auf, und aus ihren spärlich tropfenden Worten baute ich mir das Bild. Der Vater war Nachtwächter in einem Dorf, drei Wegstunden fort. Ein Invalide mit hölzernem Bein, aber mit stählernem Willen. Der straffte ihn, daß er schaffte, als wäre er gesund. Drei Stunden Schlaf -- dann holte er dem Bauern sein Mehl aus der Mühle und fuhr sein Gemüse zu Markt. Ich sah den lahmen Mann durch die Mondnacht gehen, wie ein Schatten die Häuser entlang. Ein Hund schlug an und bellte sich in Wut, und wurde müde an der immer wiederkehrenden Gestalt. Wohl konnte der Lahme ihren Schlaf nicht hüten, und doch waren die Dörfler voll Ruhe, wenn sein heiseres Horn vor ihren Fenstern klang. Wenn die Sterne gingen, ging auch er.

Von der Mutter sprach sie nicht viel. Nur daß sie wusch bei Fremden, und sich die alten Finger noch zerrieb. Manchmal lag ein Paket in der Küche. „Das ist für die Mutter", sagte sie kurz, und ich wußte, es steckte ein Wochenlohn darin. — Aber einmal kam sie und war wie zerstört. Die Mutter war krank. Da nahm die Angst alle Dumpfheit von ihrem Gesicht, und ich sah zum erstenmal durch ihre Augen tief in sie hinein. Tief — und stand doch wie sie selber fremd vor der innersten Tür.

Die Mutter wurde gesund, und alles war wieder, wie es gewesen. Nur daß der Frühling kam. Es war ein Weiches in der Luft, etwas, das locken wollte und lösen. Draußen, wo sie wohnte, waren die Gärten voll Frühlingsblumen. Und die Fenster taten sich kaum mehr zu. Die Nächte kamen spät. Wie ein Band lag der Wald um die Vorstadt. Die Tannen waren voll Kerzen. Weiße Birken standen in Schleiern und die Buchen im hellen Festkleid. Sah sie es? Und rief sie der Abend hinaus und der Sonntag? Aber der Wald hatte keine Stimme für sie, weil sie ihre eigene Stimme nicht kannte, und sie wußten nichts voneinander. Sie saß am Fenster, bis die Sterne kamen und der Mond rund überm Wald stand. Und horchte, wie ein Kind im Nachbarhause schrie und die Waldleute heimkamen vom Stadtgang. Und stand auf und war müde und ohne Gedanken.

Einmal brachte sie mir ein Bild. Aus Drang nicht. Sie dachte, es würde mich freuen. Es stand auf ihrem Tisch, weil sie glaubte, es müßte da stehen. In ihrem Leben stand es nicht. War nur eine verwischte Spur, die sie nachzog in hündischem Gehorsam. Und in der Schublade lag ein Päckchen umbundener Briefe. Die nahm sie heraus, wenn der Sonntag vor ihrem Fenster stand, und las sie und band sie wieder zusammen. Und die Hände waren nicht wärmer und die Augen nicht naß. Briefe, die an ihr vorübergeschrieben. Doch stumpfe Gewohnheit löste allsonntags das Band. Ich staunte, was sie mir sagte, und wie sie es tat. Als spräche sie von Alltag und Alltagstun. Der Mann war gefallen im Kriege, und sie hatte noch seinen Ring. Das Bild und den Ring und die Briefe — nicht mehr. Ich sah seine harten Züge und den kantigen Kopf, und fühlte den harten, kantigen Willen. Er hatte sie nicht erlösen können, und sie las sich an seinen Briefen

nicht frei. — Was soll ein Mensch mit dem andern, wenn seine Sehnsucht an ihm nicht schreiten lernt! —

Aber von dem Tage an wartete ich auf ihre Stunde, und die Stunde kam.

Das war, als die Gefangenen heimkehrten aus den Ländern der Feinde. Da war einer, der war ein Nachbarssohn gewesen in ihrem Dorf und war Tischler. Den hatten sie zum Krüppel geschossen im Krieg. Aber mit dem heilen Arm richtete er sich die Werkstatt, und mit dem heilen Arm holte er des Nachtwächters Kind in sein Leben, und sie wurde sein Weib. — Seltsam war das, als sie es mir sagte. Es kam wie ein Staunen aus ihr, so, als lauschte sie auf sich selbst. Da stand ein Mensch vor seines Lebens Stunde.

Ich sah sie dann lange nicht. Aber einmal, an einem Herbsttag voll letzter Sommerwärme, kam ich vom Wald her der Stadt zu. Ich ging an den Häuschen vorbei mit den schrägen, freundlichen Dächern. Und die Herbstblumen standen bunt an den Zäunen. Ein Hobel klang durch den späten Tag. Da schaffte noch einer und pfiff, als dächte er fröhlicher Dinge. Und war doch schon Feierabendzeit. Ich stand am Zaun und sah ein Stück von einer Wiege werden, und wußte um die starke, reife Freude, die um dies Kind sein würde. — Da stand am Haus ein Kirschbaum und trug noch heimlich einen Blütenzweig. Seltsam schaute der in den werdenden Herbst und war wie ein Gebet. Ich wies darauf und ging, und wandte mich, als ich den Hobel schweigen hörte. Da stand der Feiernde am Baum und hatte die Pfeife im Mund. Und der Mann und alles um ihn war voll Abendglück. — Vom Haus her rief es ihn. Weich war die Stimme und warm, und der Mann und die Stimme wußten tief voneinander. Die Frau stand auf den Stufen, und ich sah in ein Gesicht, das ich zu kennen glaubte und doch niemals gekannt. Da war ein Mensch, der von sich selber wußte und wach geworden war zu freudiger Erlöstheit. Die Augen waren offne Türen. Ich sah hinein in ihres Wesens Tiefen, daraus die Stimme gestiegen und all die strömende Stille um sie her. Und ich wußte, daß sie in Reife stand.

Da wandte ich mich und rief nicht hinein in ihr Leben, und ging und fühlte um mich die starke Ruhe des Abends. Und ich kam heim und war voll Feierfreude, und wußte um eines mehr von aller Dinge endlicher Erfüllung.

Dem Führer! · Von Julius Kühn

Balle deinen Willen
zu unwiderstehlicher Wucht:
Schleudre ihn in die haltlosen Bündel
der schwächlich Gescharten
und pflanze dein Wesen wie eine Standarte
auf die brüchige Zinne der Zeit!



Rundschau

Das Herz Deutschlands

Eine Charakteristik der Thüringer

Es ist kein Zufall, daß die revolutionären Führer in der letzten Zeit hauptsächlich das Gebiet zwischen Harz und Thüringerwald, das wir allgemein Thüringen nennen, wählten, um Unruhen und Anarchismus hervorzurufen und von hier aus ganz Deutschland in den Strudel des Umsturzes hineinzuziehen. Sie wissen nicht bloß, daß Thüringen wegen seiner blühenden Industrie und stark belegten Bergwerke ein wirtschaftlich bedeutsames Land ist, sondern sie rechnen vor allem mit den Bewohnern, mit ihrem Charakter. Und in der Tat erklärt der Stammescharakter zu einem guten Teil, warum Mitteldeutschland zum Tummelplatz der bolschewistischen Elemente genommen wird.

Die Bildung des Thüringer Stammes und seine Geschichte ist eigenartig verworren; aus der Zusammensetzung der Bevölkerung Thüringens ist ihr Wesen, ihr Charakter zu verstehen. Wie ich in meiner Schrift „Die Thüringer Bevölkerung" (Langensalza, Wendt & Klauwell, 1920) näher erörtert habe, bildete sich der Stamm der Thüringer ungefähr um 300 nach Christi Geburt aus Cheruskern, die im westlichen Thüringen seit Christi Geburt siedelten, und Angeln und Warnen, die aus Norddeutschland gekommen waren. Mit ihnen vermischten sich in den folgenden Jahrhunderten Schwaben (Sueben), Franken, Friesen, Flamen und vor allem auch Slawen. Desselben Schlages sind die Bewohner des Landes östlich der Saale, das ursprünglich nicht zu Thüringen gehörte, jetzt aber politisch mit dem Thüringer Staate und der Provinz Sachsen verbunden ist, da dieses Gebiet am Anfang des zweiten Jahrtausends von dem Stamm der Thüringer kolonisiert und durch diese Besiedelung zum thüringischen „Osterlande" geworden ist.

Es ist natürlich, daß diese Mischung der verschiedenen Stämme, die zu Thüringern geworden sind, im Herzen Deutschlands einen Ausgleich der Eigenarten der verschiedenen Volksstämme in körperlicher und geistiger Hinsicht herbeigeführt hat. Durchschnittlich sind die Thüringer Menschen von mittlerem Höhenmaß. Sie werden zwar im allgemeinen den nordwestlichen Germanen zugerechnet, die den germanischen Langgesichtstypus überwiegend zeigen, aber gerade unter ihnen findet sich doch sehr häufig auch das breite Gesicht, das Kennzeichen der Slawen. Denken wir bloß an den großen Thüringer Martin Luther, dessen Gestalt diesen breitgesichtigen deutsch-slawischen Typus widerspiegelt! Vielleicht ist aus der Art der Bildung des Thüringer Stammes, der Mischung der verschiedenen Stammesgruppen, auch die Sehnsucht nach Zusammenfassung aller deutschen Stämme, nach deutscher E i n h e i t und Stärke zu erklären, die in den Thüringern von jeher sehr wach war. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade auf thüringischem Boden, im Kyffhäuser, der „gute Kaiser Friedrich" (ursprünglich Kaiser Friedrich II., nicht Friedrich I. Barbarossa) ruhte, der hier neu erstehen und Deutschland zu neuer Einheit und Größe führen sollte. Von Thüringen aus ist diese Kaisersage weiter über deutsche Lande getragen und verbreitet und gemeindeutscher Gedanke geworden. Rudolf Zacharias Beckers „Nationalzeitung der Deutschen", die in Gotha herausgegeben wurde,

verfolgte mit Geschick und leidlichem Glück um 1800 herum dieselbe Tendenz, die Gegensätze zwischen Nord und Süd zu überbrücken, das deutsche Volk zu einen.

Nun ist dabei nicht zu übersehen, daß die wesentliche Vorarbeit des politischen Zusammenschlusses gerade von Thüringern geleistet worden ist, nicht äußerlich, sondern innerlich, seelisch. Den Thüringern als Bewohnern der deutschen Mitte war ein vermittelnder Trieb eigen. Wenn heute Evangelische und Katholische sich in religiösen Fragen zusammenfinden, dann geschieht es wohl am ehesten in der Mystik eines Meister Eckehart, der in Thüringen geboren ist und länger hier gewirkt hat. Vielleicht ist aber als bestes, tiefstes seelisches Einigungsmittel für uns Deutsche, die wir uns zum guten Teil nach unserem Gefühl entscheiden, die Musik anzusprechen. Die deutsche Musik ist doch erst mit Johann Sebastian Bach geboren worden, der ein Kind der thüringischen Stadt Eisenach war und dessen Vorväter sechs Menschenalter hindurch als tüchtige Organisten und Kantoren in Thüringen gewirkt hatten. Und wieviel Musiker zweiter und dritter Größe, von den Tagen der Reformation bis in die Gegenwart hinein, sind nicht im Herzen Deutschlands dem ganzen deutschen Volk geschenkt worden!

Sicherlich haben die Thüringer von allen Deutschen am meisten weiblichen Charakter. Sie sind außerordentlich lenkbar, beeinflußbar. Auf ihr Gemüt, ihre Stimmung ist von größtem Einfluß die Natur des Landes gewesen, die Mittelgebirge im Norden und Süden, die bewaldeten Hügel und die grünen fruchtbaren Täler und Auen. Nicht minder jedoch ist die Eigenart der Thüringer auf die Besiedelung des Landes durch die verschiedenen Stammesteile zurückzuführen. Ihr Stammescharakter bildet ein Gemisch von nord- und süddeutschem Wesen, er wirkt auf Nord und Süd ausgleichend und vermittelnd. „Mitteldeutsche" sind die Thüringer auch in diesem Sinne, nicht bloß äußerlich der geographischen Lage nach. Süddeutsche Heiterkeit und Gutmütigkeit, auf dem Lande mit etwas Derbheit im Ausdruck gemischt, nordische Regsamkeit und Arbeitsfreudigkeit, allerdings ohne alle preußische Schneidigkeit und Steifheit, slawische Lebenslust und Freude am Schmausen und Zechen, am Tanzen und Musizieren finden hier eine fruchtbare Stätte. Es wird in deutschen Gauen, abgesehen von den oberdeutschen Gebirgsgegenden, kaum so viel und so gut gesungen wie in Thüringen. Das scheint vor 700 Jahren auch Walter von der Vogelweide zum Überdruß erfahren zu haben, sonst würde er kaum warnend seine Stimme erhoben haben: „Wer das Unglück hat, an den Ohren zu leiden, dem rate ich, Thüringen fern zu bleiben, sonst wird er närrisch (taub)." Und wie Walter, so klagt Wolfram von Eschenbach über das laute, lärmende Treiben an dem Hofe des Thüringer Landgrafen Hermann. In der Thüringer Heimatliteratur (Anton Sommer, August Ludwig, Otto Kürsten u. a.) bildet ein Hauptthema das „Fressen und Saufen"; wie man sonst vor dem Weihnachtsfeste einen „heiligen Abend" feiert, so begeht man in manchen Gegenden Thüringens — und das ist bezeichnend! — vor dem Schweineschlachten den Vorabend als „Schweinsabend".

Bewahrt aber haben sich die Thüringer von jeher ihre geistige Regsamkeit, ihre begeisterte Teilnahme für alle Fragen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens. Von Thüringen aus ist ja auf politischem Gebiete die freiheitliche burschenschaftliche Bewegung ausgegangen, hier hat später die liberale, demokratische und vor allem sozialistische Politik in allen Schattierungen, auch der radikalsten Art, den besten Nährboden gefunden. Hier ist im Mittelalter die Reformation besonders freudig begrüßt worden und teilweise über Luthers Ziel hinausgeschossen in Thomas Münzers und Karlstadts kirchlich-sozialen Versuchen; noch heutzutage gilt die theologische Fakultät der Thüringer Universität zu Jena als eine der liberalsten. Im Bauernkriege rotteten sich viele Tausende von Thüringer Bauern zusammen, um sich wirtschaftliche Freiheit zu erkämpfen, um die alten Lasten, die sie zu Knechten machten, abzuschütteln. In Jena verwirklichten zuerst Ernst Abbes Schöpfungen, die Zeißwerke, sozialen Geist in der Wirtschaft. Auf die Erziehungsweise des ganzen deutschen Volkes übten zahlreiche Thüringer einen außerordentlich großen Einfluß aus: nach dem Dreißigjährigen Kriege der gothaische Herzog Ernst der Fromme, später Salzmann, der Gründer der Erziehungsanstalt Schnepfen-

thal, und Friedrich Fröbel, der Begründer der Kindergärten und der Erziehungsanstalt Keilhau bei Rudolstadt. An den Weimarer Musenhof Karl Augusts, der den literarischen und künstlerischen Größen seiner Zeit aus ganz Deutschland eine gastliche Stätte gewährte, braucht kaum erinnert zu werden. Überall und allezeit nehmen wir in Thüringen ein freies Leben und Streben wahr.

Indessen, das allzu starke Stammesgemisch hat mit der Natur des Landes zusammen auf das Gemüt mehr eingewirkt als auf den Willen. Das Gemütsleben ist außerordentlich entwickelt, nicht tief, sondern oft recht flach, so daß man mehr von Gemütsduselei reden muß. Ausgelassene Heiterkeit wechselt sehr rasch mit Ausbrüchen von Zorn und Wut; ebenso findet sich häufig Dickköpfigkeit, die aber nichts mit niedersächsischer Zähigkeit zu tun hat. Was wir schlechthin Charakter nennen, haben die Thüringer im allgemeinen nicht. Biederen Nord- und Süddeutschen fällt immer wieder auf, wie gerade die radikalsten Arbeiter in den Fabriken vor den Meistern und sonstigen Leitern kriechen, jedenfalls wenig Selbstbewußtsein an den Tag legen. In allen Fragen des Lebens, politischen, gesellschaftlichen, religiösen, beobachten die Thüringer wenig Festigkeit, lassen sich vielmehr, der eigenen Stimmung und ebenso der fremden Stimmungsmache äußerst unterworfen, hierhin und dann wieder dorthin treiben, da ihre Beurteilung im großen und ganzen dem Gefühl entspringt. Klare Überlegung, Besonnenheit geht ihnen gänzlich ab. Die März-Unruhen im vorigen und in diesem Jahre sind von hier aus zu verstehen: die sonst gutmütigen, gemütsduseligen Thüringer sind hauptsächlich von Nichtthüringern, die infolge des Weltkrieges in die Waffenindustrieorte und Bergwerke Thüringens geströmt waren, angestachelt und von diesen mitfortgerissen worden, ebenso wie in diesem Jahre von den geriebensten deutschen und russischen Hetzern; nur dem Gefühle, nicht dem kühlen Verstande folgend, haben sie sich teilweise zu Grausamkeiten hinreißen lassen, für die letzten Endes doch nur wenige verantwortlich gemacht werden können.

Und wie gerade nach dem Kriege trotz aller Schwierigkeiten, ein eigenes Heim zu gründen, hier in Thüringen „ins Blaue hinein“ von allzu jungen Menschen geheiratet wird, dafür erbringt die Statistik den betrüblichen Beweis. In dieser Charakterlosigkeit und Verantwortungslosigkeit, zum mindesten Unzuverlässigkeit, liegt die bedenklichste Schwäche der Thüringer. Naturgemäß ist damit auch eine gewisse Formlosigkeit verbunden. Norddeutsche, die klipp und klar ihre Meinung sagen und auch von den Thüringern ein kurzes Sichentschließen erwarten, gelten als „ungemütlich“. Knappe Formen in der Ausdrucksweise, Korrektheit im gesellschaftlichen und öffentlichen Verkehr sind unbekannt, ja teilweise verhaßt. Z. B. kann man beim Reisen in Thüringen immer wieder beobachten, wie wenig die Vorschriften der Eisenbahnverwaltung beachtet werden, sei es, daß es sich um Einhalten der Wagenklassen oder um die Rauchbestimmungen handelt. Das vertrauliche Du bietet man allzu leicht an. Die Vereinsmeierei ist bei dem regen, vielseitigen, wenn auch nicht immer tiefen Interesse arg ins Kraut geschossen.

Vielleicht hat auch Luther, der seiner Herkunft nach doch sicher ein Thüringer war — ob mehr ein thüringisch-fränkischer oder thüringisch-slawischer Mischling, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden —, eine starke Abneigung gegen diese geringe Festigkeit und die Unzuverlässigkeit seiner Landsleute empfunden. Er hat einmal geäußert: „Ich bin kein Thüring, gehöre zun Sachsen“, und ein andermal: „Ich bin ein harter Sachse.“ Und von den Bewohnern des ihm wohlbekannten Erfurt, der Hauptstadt Thüringens, sagt er, sie lebten nur dem Genuß und ließen es an Tatkraft und Weisheit fehlen.

Die gefühlsmäßige Einstellung der Thüringer hat aber auch ihre Vorzüge. Ihre gemütvolle Art hat sich liebevoll mit all ihren Beschäftigungen verwoben: mit Liebe und Freude pflegen sie, besonders auf dem Lande und in den Kleinstädten, ihre Blumen vor dem Fenster oder im Vorgarten. Trotz geringer Bezahlung arbeiten die Thüringer „Wäldler“ mit Lust und Liebe an Puppen und Spielsachen für die Kinder; in Fröhlichkeit und Ausgelassenheit

singen sie ihre innigen, oft gefühlsschwülstigen Lieder, besonders wenn am Abend die Burschen und Mädchen durch das Dorf ziehen. Sie haben Sinn für Romantik.

Freilich die Tiefe des Geistes und Gemütes, die sich in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit nicht nur des einzelnen Menschen, sondern des ganzen Stammes ausbildet, geht den Thüringern zum guten Teil ab. Johann Sebastian Bach aus Eisenach und Richard Wagner, dessen Mutter eine thüringische Müllerstochter war, mögen den Thüringer Typus noch am meisten und in ihren Höhepunkten vertreten, jedoch der Meister Eckehart, der in Hochheim bei Gotha geborene mittelalterliche Mystiker, Martin Luther, Goethe, dessen Vorfahren in Berka bei Sondershausen, in Sangerhausen und Artern wohnten, mit ihrer tiefen, eindringlichen Art bilden doch mehr eine Ausnahme und bestätigen somit die Regel. Es ist geradezu ein Unfug, Männer wie Meister Eckehart, den Sproß einer ritterbürtigen Familie, über deren Herkunft wir gar nichts wissen, und Goethe, dessen nichtthüringische Mutter auf den Sohn den bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, als echte Thüringer anzusprechen.

Bei seiner Lage ist der Thüringer Stamm nach außen nie abgeschlossen gewesen, wie z. B. zu seinem Glück der friesische, er wird auch nie diese Ruhe finden, er wird stets ein Tummel- und Vermischungsplatz aller deutschen Stämme sein; denn Thüringen war und ist das Durchgangsland, das Bindeglied nicht nur zwischen Nord- und Süddeutschland, sondern auch zwischen dem nördlichen und südlichen und neuerdings auch dem östlichen Mitteleuropa. Die Flüchtlinge und Vertriebenen von Deutschlands Ost- und Westgrenze suchen nach der Besetzung deutscher Gebiete durch Franzosen und Polacken ihre Zuflucht hauptsächlich im Herzen Deutschlands; die Folge wird sein, daß das Thüringer Völkchen noch untermischter und bunter wird als bisher. Dr. Martin Wähler-Erfurt



Die wirtschaftliche Notlage unserer Studentenschaft

Vor kurzem habe ich im „Türmer“ dem Thema „Student in Not“ in einem Alarmruf Ausdruck verliehen. Die Notlage unseres jungakademischen Nachwuchses verschlimmert sich von Tag zu Tag. Erschüttert sehen die berufenen Stellen diesem nicht wieder gutzumachenden wirtschaftlichen und geistigen Verfall im hoffnungsvollsten Teil unserer Jugend entgegen. Leider ist die breite Öffentlichkeit über die bitterernste Wirklichkeit der trostlosen Lage unserer Studierenden nicht genügend unterrichtet. So mag es kommen, daß nicht nur Semester für Semester trotz der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse und der verzweifelten Zukunftsmöglichkeiten in den akademischen Berufen die Zahl der Studierenden zu bislang nie erreichter Höhe anschwillt, sondern daß auch vor allem die Öffentlichkeit noch nicht für ein wirklich durchgreifendes und Hilfe leistendes Liebeswerk an diesem Teil unserer Jugend gewonnen wurde.

Sehr sachlich über alle einschlägigen Fragen zur Notlage unserer Studentenschaft unterrichtet die kleine Schrift von Dr. Walter Schöne: Die wirtschaftliche Lage der Studierenden an der Universität Leipzig. Bearbeitet nach einer Erhebung des Allgemeinen Studentenausschusses im Zwischensemester 1920, Leipzig 1920 (Verlag von Alfred Lorentz). Aus ihrem Inhalt soll das Wichtigste und für die Allgemeinheit Wissenswerte mitgeteilt werden. Wir wollen zunächst ein möglichst objektives Bild jener betrübenden Notlage zu gewinnen suchen, um dann Wege zur Hilfeleistung zu zeigen.

Unter welchen Entbehrungen, seelischen Kämpfen und Enttäuschungen lebt heute die Mehrzahl der deutschen Studentenschaft! Diese Gruppe von 60 bis 70 000 jungen Menschen

bildet gegenwärtig einen Kreis für sich inmitten unseres nationalen Lebens. Das von ihnen in heißer Schlacht bewiesene soldatische Heldentum hat sich auf dem Boden der Heimat in ein stillstark duldendes, seelisch-wirtschaftliches Heldentum gewandelt. Es ist daher tief zu beklagen und aufs schärfste zu verurteilen, wenn ein neues „Singspiel", betitelt: „Es zog ein Bursch hinaus", in unechter Romantik und weichlicher Rührseligkeit deutsches Studententum vollkommen entstellt breiten Massen allabendlich vor Augen führt. Dieses Studententum gibt es in Deutschland nicht mehr. Es hat sich im Gegenteil nach dem Kriege ein ganz neuer, ich möchte wohl sagen: tragischer Typus entwickelt, dem die Mehrzahl unserer Jungakademiker jetzt angehört: es ist derjenige, der zwar in der Berufsvorbereitung begriffen, aber nebenberuflich tätig ist und oft auch wegen seiner wirtschaftlichen Bedrängnis das Studium, des Nebenerwerbs wegen, auf eine längere Reihe von Jahren ausdehnen muß. Also Studium und nebenberufliche Tätigkeit gehen hier zusammen — eine verzehrende, unbefriedigende Halbheit hier wie dort, die schwere seelische und körperliche Schädigung nach sich ziehen muß. Über diesen gegenwärtigen Durchschnittstyp auf unsern Universitäten (besonders in Großstädten) sind gewiß einige Angaben aus Schönes Schrift willkommen. Wenn diese Ergebnisse zunächst auch nur lokale Bedeutung haben, so werden sie doch in ihren wesentlichsten Punkten für die gesamtdeutschen Verhältnisse in unserer Studentenschaft zutreffen, wie aus folgenden beiden Beispielen zu ersehen ist.

Nach einer Mitteilung im Innungsamte der Stadt Halle hat ein Hallescher Bauunternehmer im vorigen Jahre vierzig Studenten als Handlanger (!!) beschäftigt. Bei allen Handwerksmeistern in Halle laufen fortwährend Gesuche um Beschäftigung von Studenten ein. — Zu einer Art Selbsthilfe ist die Universität München geschritten. Sie plant die Gründung einer eigenen Druckerei für wissenschaftliche Arbeiten, Dissertationen usw., um das Erscheinen der vielen ungedruckten wissenschaftlichen Abhandlungen zu ermöglichen. Es soll zu diesem Zwecke die Druckerei des früheren Ministeriums pachtweise mit den Beamten und Werkführern übernommen werden. Das technische Personal werden Studenten sein, die sich neben dem Studium täglich vier Stunden in der Druckerei beschäftigen, um sich ein Existenzminimum zu sichern.

Sehr lehrreich ist die Dauer des Kriegsdienstes bei unserer studierenden Jugend. Sie betrug nach Schönes Angaben bei 6,44% der Studierenden bis zu 12 Monaten, über 12 bis 14 Monate bei 14,06%, über 24 bis 36 Monate bei 17,76%, über 36 bis 48 Monate bei 21,10% und über 48 Monate bei 34,80% der Studierenden. Bei den übrigen rund 6% fehlten entweder die Angaben hierüber, oder es kam Kriegsdienst überhaupt nicht in Frage. Das werden hauptsächlich solche Studenten gewesen sein, die durch Absperrung oder Internierung, Dienst im Grenzschutz oder in einem Freiwilligenverband mehrere Semester verloren haben. Wir sehen also: mehr als die Hälfte jener zum Zwischensemester zugelassenen Studierenden hat durch den Krieg mehr als drei Jahre verloren. Dies wird auch, allgemeiner Schätzung zufolge, für die gesamtakademische Kriegsteilnehmerschaft die Durchschnittszahl sein. Was allein liegt alles in dieser Tatsache!

Auf eines soll hier nachdrücklichst hingewiesen werden. Beim Gesamtüberblick über die wirtschaftliche Lage der Studenten ergibt sich, daß die Ausländer durchweg günstig gestellt sind. Diese Tatsache hat in der Öffentlichkeit so gut wie keine Beachtung gefunden, und doch bedeutet das Ausländerstudium bei uns wenigstens in dieser Hinsicht ein schreiendes Unrecht. Durch den traurigen Stand unserer Valuta ist es ausländischen, in ihrem Lande wirtschaftlich nicht gerade gut gestellten Studenten trotzdem ermöglicht, auf unsern Hochschulen recht beschaulich und sorglos ihren Studien obzuliegen. Das ist doch trotz der Bezahlung des Kolleggelds in Goldwährung eine durch nichts gerechtfertigte Bevorzugung unserer heimischen Jugend gegenüber. Angesichts unserer außenpolitischen Lage müßten die deutschen Universitäten den Ausländern die Kosten des Studiums bei uns ausnahmslos zu recht be-

trächtlicher Höhe in Form einer „Kulturabgabe ausländischer Studenten" steigern. Hier sollte endlich einmal mit der verhängnisvollen deutschen Nachsicht und Gutmütigkeit Schluß gemacht werden.

Es ist weiterhin bemerkenswert, daß der größere Teil unserer Studentenschaft noch immer aus minderbemittelten Familien stammt; die Mitglieder des neuen Reichtums werden sich wohl hüten, sich durch ernste, entsagungsvolle Arbeit zu einem ehrenvollen wissenschaftlichen Ziel durchzukämpfen. Unter den Leuten dieser Art findet sich meist der schieberähnliche Typ des Nur-Vergnügungs- und Bummelstudenten, mit all der abstoßenden Aufmachung aus der Dekadenz des gegenwärtigen Zeitalters.

Erschütternd sind die Erhebungen über das Gesamteinkommen, d. h. in fast allen Fällen über den verfügbaren Betrag des Monatswechsels. Etwa 30% der Leipziger Studentenschaft müssen mit weniger als 200 Mark monatlich ihren Lebensunterhalt bestreiten. 32% verfügen über Zuschüsse von 200 bis 300 *M*, und 16% über 300 bis 500 *M*. Nur etwa 4% verfügen über ein höheres monatliches Einkommen. Wie sollte das auch anders sein, da es sich bei unsern Studenten in der Mehrzahl um Söhne von Beamten und Lehrern sowie Rentnern und Pensionären handelt, die bekanntlich durch den Krieg am meisten gelitten haben. Was aber beweisen diese leidkündenden Zahlen? Daß etwa 90% der Studierenden in der Lebenshaltung weit hinter dem ungelernten Arbeiter im Alter von 19 bis 21 Jahren zurückstehen. Was dem Arbeiter an Steuern und Beiträgen vom Arbeitseinkommen abgeht, wird kaum das wesentlich übersteigen, was der Student an Kolleggeldern und wissenschaftlichen Hilfsmitteln braucht. Bei der Mehrheit der Studierenden beträgt das monatliche Einkommen etwa die Hälfte oder ein Drittel des Einkommens eines jüngeren ungelernten Arbeiters. Die Mehrheit der Studierenden hatte vor dem Kriege etwa einen Monatswechsel von 100 bis 150 *M*, der als knapp ausreichend bezeichnet werden konnte. Im Zwischensemester betrug das häufigste monatliche Einkommen gerade das Doppelte (über 200 bis 300 *M*), während die Kosten der Lebenshaltung etwa auf das Zehn- bis Elffache gegenüber der Zeit vor dem Kriege gestiegen sind (Schöne). Die wirtschaftliche Lage der Mehrheit unserer Studierenden ist nur noch mit derjenigen der Arbeitslosen zu vergleichen, wobei letztere wenigstens die ihnen sichere staatliche Unterstützung erhalten. So sind Studentennot und Arbeitslosennot zwei ernste innerpolitische Probleme unserer Zeit.

Seiner verzweifelten Notlage kann der Student am wirksamsten nur durch Nebenerwerb steuern, und in welcher Art dies geschieht, habe ich in dem Artikel „Auf der Warte" an besonders bezeichnenden Beispielen verdeutlicht. Stockt einem nicht das Herz, wenn diese jungen Menschen in der Vollkraft ihrer Jahre sich als Kaffeehausgeiger, Filmstatist, Büchereiaushelfer, Abendkassierer einer Theatergesellschaft, Kinoportier, Kellner, Zeitungsverkäufer, Meßfremdenführer oder Handarbeiter im Handwerk und in der Industrie verdingen müssen? Um dabei nur auf neuen Widerstand zu stoßen: denn meistens tritt die organisierte Arbeiterschaft dazwischen und vereitelt auch diese Absicht um kärglichen Erwerb — bei der gegenwärtigen Lage des Arbeitsmarktes nicht einmal ohne begreifliche Gründe. Beschämend, das sei hier nochmals ausdrücklich hervorgehoben, ist die Entlohnung dieses Nebenerwerbs, der, wie Schönes Erhebungen zeigen, in den meisten Fällen eine schamlose Ausbeutung der Notlage dieser Studierenden ist. „Privatstunden kommen in allen Preislagen vor; am häufigsten wurden hiefür 2 bis 3 *M* gezahlt. Der Zeitaufwand betrug hiefür einschließlich Vorbereitung und Weg bis zu 75 und mehr Stunden im Monat. Für kaufmännische Tätigkeit wurden zweimal je 1 bis 2 *M* und 2 bis 3 *M*, einmal 4 bis 5 *M* bezahlt; der Zeitaufwand betrug in vier Fällen über 50 Stunden. Für die Tätigkeit in Universitätsinstituten wurde in einem Falle 1 *M*, im anderen 3 bis 4 *M* bezahlt; der Zeitaufwand betrug in einem Falle über 50 bis 75 Stunden, im anderen über 75 Stunden, der monatliche Ertrag hiefür belief

sich in einem Falle auf 50 bis 95 *M*, im anderen auf 75 bis 100 *M*. Diese Beispiele zeigen deutlich, wie dringend nötig eine Organisation des Nebenerwerbs für Studierende ist."

Und daneben noch nun die Bewältigung der eigentlichen fachwissenschaftlichen Aufgaben; es gilt für den Studenten eben die Aufbietung aller Kräfte im schweren Konkurrenzkampf der Zeit. So herrscht — und das ist ein Trostblick in dunkler Zeit — auf unsern Hochschulen ein Geist ernster, hingebungsvoller Arbeit, der sich allen Zeitnöten zum Trotz fest behaupten will.

So kämpft und darbt die Mehrzahl unserer Studenten sich durch die Bitternisse des Studiums, in Dürftigkeit und Knappheit geht man hier den dornenvollen Weg zum künftigen Beruf. Wer dann glücklich in zäher Arbeit ans Ziel gelangte, geht in der meist entschädigungslosen praktischen Vorbereitungs- oder Wartezeit in einer Reihe von akademischen Berufen neuen Kämpfen und Mühen entgegen. Hiebei darf auch eine betrübliche politische Folgeerscheinung nicht vergessen werden, auf die Prof. Dr Robert Gaupp in seinem sehr beachtenswerten Hefte „Student und Alkohol" (Berlin-Dahlem 1921) mit Recht hinweist: die wirtschaftliche Notlage schafft jene unglückliche Stimmung der Verärgerung unserer akademischen Jugend, die hoffnungweckende junge Geister mit den Ideen radikaler Zeitströmungen erfüllt und sie damit gänzlich aus der Bahn ernster und sachlich-wissenschaftlicher Arbeit drängt.

Was soll und muß geschehen angesichts der erschütternden und schier hoffnungslosen Notlage unserer Studentenschaft? Zur Beantwortung dieser ernsten Frage ist zunächst einmal eine grundsätzliche Entscheidung notwendig. Es kann nicht allen geholfen werden; das ist nach Lage der Dinge ausgeschlossen. Welchen aber soll nun geholfen werden? Wie ich glaube, kann darüber die Meinung aller übereinstimmend lauten: nämlich denjenigen, die ihr Leben und ihre Gesundheit im Kriege eingesetzt haben. Nicht um den „Dank des Vaterlandes", nicht um ein Geschenk handelt es sich dabei, sondern um die selbstverständliche Pflicht, die Nachteile nach Möglichkeit auszugleichen, die den Kriegsteilnehmern durch ihre Pflichterfüllung unverschuldeterweise erwachsen sind. Ich muß es mir versagen, die Leiden und Nöte dieser jungen Menschen zu schildern, die nach den furchtbaren Eindrücken und nervenzerrüttenden Erlebnissen des Krieges nun ihr schuldlos aufgehaltenes und verteuertes Studium mühsam beenden müssen. Eine unsagbare Tragik liegt über dem Dasein dieser jetzt still duldenden Helden. Ihnen muß die helfende Hand der Öffentlichkeit und maßgebender Behörden zuerst entgegengestreckt werden. Hier hat bisher so gut wie alles versagt, vor allem auch in den an sie gestellten wissenschaftlichen Leistungen bei den Prüfungen. Was für unsere Schule gilt, sollte hier noch weit mehr beachtet werden: wir können von der Jugend einer schwer ringenden Gegenwart nicht dasselbe verlangen wie in glücklichern Tagen unseres Volkes. Echter Wille und treue Arbeit wird etwaige Mängel und Lücken auch späterhin tapfer und recht nachzuholen wissen. Dies Vertrauen können wir auf die Kämpfer der Weltkriegsschlachten wahrlich setzen!

Vom übrigen Teil der Studentenschaft kommt für das von mir gedachte Hilfswerk nur die bescheidene Zahl von hervorragend Begabten und Fleißigen in Frage, deren wissenschaftliche Befähigung und Würdigkeit außer allem Zweifel steht. Darin aber vor allem gebe ich Schöne recht, wenn er sagt: „Wenn von der Besserung der wirtschaftlichen Lage der Studierenden geredet wird, so ist es sehr wohl am Platze, zu überlegen, ob manchem nicht besser geholfen wird, wenn er statt unzureichender Stipendien die Erkenntnis mitnimmt, daß es unter Umständen kein Unglück für ihn oder seine Familie ist, wenn er auf diesen Leidensweg mit dem zweifelhaften Ausblick auf Erfolg verzichtet und sich damit begnügt, der nächsten Generation diesen Weg gangbar zu machen." Und diese wichtige Entscheidung müssen künftig Elternhaus und Schule im rechten Augenblick nach reiflicher Überlegung und Erwägung aller maßgebenden Umstände zu fällen imstande sein. Wirkliche Männer, kraftvoll waltende und schaffende Persönlichkeiten braucht Deutschland jetzt überall; möge also die Jugend ihre

Blicke nicht zu einseitig und blind vertrauend nur auf die akademischen Berufe lenken. Beachtlich erscheint mir auch der Vorschlag, sich für einige Zeit zunächst ins praktische Leben zu begeben und dann erst, wenn noch immer der feste Wille zum Studium vorhanden ist, zur Universität zu gehen.

Also statt der Vermehrung des geistigen Proletariats lieber eine wenn auch noch so bescheidene Existenz im außerakademischen Leben, die nach anfänglichem Widerstreben manchem schließlich doch Zufriedenheit und Segen schenkt. Das ist der erste erfolgversprechende Weg zur Verminderung der studentischen Notlage.

Der zweite Weg aber wird Sache weitester Kreise unserer Öffentlichkeit sein. Ich möchte ihn anregen unter dem Namen einer „Altakademiker-Spende für die notleidenden Studierenden der deutschen Universitäten". Da es in Deutschland etwa 2½ Millionen Akademiker gibt, würde bei Zeichnung eines Mindestbeitrages von einer Mark (der in den meisten Fällen wohl überschritten würde) eine namhafte Summe für dieses Hilfswerk zur Verfügung stehen. Die Organisation dieser Akademikerspende (die auch in eine Dauerorganisation mit festem Jahresbeitrag der Beteiligten umgewandelt werden könnte) müßte von den Universitätsbehörden ausgehen und selbständig von der Gesamtheit der Studentenschaft praktisch verwirklicht werden. Jeder Student opfert täglich eine oder mehrere Stunden für die Eintragung der Altakademiker auf die amtlich beglaubigten Zeichnungslisten; die Eltern und Verwandten unterstützen die Sammlung in den jeweiligen heimatlichen Bezirken. Die akademischen Berufsvereinigungen werden diesem Hilfswerk jede Unterstützung gern zusagen und diese Sammelarbeit erleichtern. Sehr wichtig ist es, daß sich an diesem Hilfswerk auch Handel, Industrie und Technik beteiligen, schon um ihrer selbst willen, denn sie würde die Verödung und Vernichtung unserer höheren Kultur am empfindlichsten treffen. Solche Hilfeleistung im Augenblick der höchsten Not ist nicht allein von rettendem Gegenwartswert, sondern zukunftwerbendes Kapital. Der deutsche Student wird es sein, der mit ganzer Kraft zu seinem Teil den wirtschaftlichen, technischen und geistigen Getrieben unseres nationalen Daseins wieder Lebensmöglichkeiten verschaffen soll. Volkswirtschaft und Studentenschaft schließen so den engsten und hoffnungsvollsten Bund. Fehlt das eine Glied, so geht auch dem andern der Lebensatem aus. In diesem Zusammenhang möchte ich eines anregen: eine Bücherspende des deutschen Verlags- und Sortimentsbuchhandels an die Studentenschaft. Sie wäre ein wichtiges Bollwerk gegen die erschreckend zunehmende Proletarisierung der Kultur in allen Schichten. Wie viele Studenten darben nicht nur an leiblicher Nahrung, sondern auch an Büchern! In den Bibliotheken und Instituten sind die begehrtesten Bücher jetzt stets verliehen; und die wirtschaftliche Lage erlaubt es dem Studierenden nicht, sich aus gekauften Büchern über die Großtaten deutschen Geistes zu unterrichten. Wieviel geistiges Edelgut geht da unsern Jungakademikern verloren!

Drum auf! Ans Werk! Alte Herren und Burschen heraus! Hände und Herzen auf — es geht um Deutschlands heiligste Güter! Auf unserer gebildeten Jugend ruht unsere Hoffnung, dem politisch zertrümmerten, geistig und sittlich entwürdigten Deutschland wieder rettende Kräfte zuzuführen. Ja, wir brauchen ein entschlossenes und im Dunkel der kommenden Tage willenskräftiges Geschlecht, das gegen die Feindschaft einer ganzen Welt den germanischen Geist wird verteidigen müssen. Wenn's gelingt, so wollen wir Miterlebende dieser großen vaterländischen Not stolz sein auf alle Opfer zum Segen deutscher Geisteskultur.

Dr. Paul Bülow





Kirche und Weltversöhnung

Zu Anfang des Jahres 1919 stand in einem kleinen katholischen Schweizer Blatt eine bedeutsame Mitteilung. Die Berner protestantische Landeskirche hatte beim Genfer Kirchenregiment angefragt, ob man sich einer Aktion des Verbandes der amerikanischen evangelischen Kirchen zugunsten einer Weltversöhnung anschließen wolle — und hatte eine scharfe Abweisung erhalten. Merkwürdigerweise war diese Mitteilung in den großen Schweizer Blättern nicht zu finden.

Schreiber dieses wollte sich darüber Klarheit verschaffen. Denn er hielt es nicht für möglich, daß die Kirche Calvins, die immer noch in Genf, einem soidisant Schweizer Kanton, ihren Hauptsitz hat, so wenig von christlichem Geiste erfüllt sein sollte. Ich drückte daher der Genfer Kirchenregierung, falls sie sich Bern gegenüber so schroff und ablehnend verhalten haben sollte, mein größtes Bedauern und Erstaunen aus, unter Hinweis auf die Leiden des deutschen Volkes, auf die Zurückbehaltung der Gefangenen, auf die Fortsetzung der englischen Hungerkur und dergleichen mehr.

Auf einem amtlichen Briefbogen, mit Genfer Staatswappen, lief nun folgende Antwort ein, die in Übersetzung also lautet:

Protest. Nationalkirche von Genf

Genf, 15. April 1919.

In einem an das Konsistorium der Genfer Nationalkirche gerichteten Brief beklagen Sie, daß es in seiner Antwort an die Synodal-Kommission der Berner reformierten Kirche die deutschen Kirchen angeklagt habe, im Laufe des Krieges Verzicht darauf geleistet zu haben, das Gewissen ihrer Nation zu sein.

Die Leitung unserer Kirche wird Ihnen keineswegs amtlich antworten. Aber erlauben Sie dem stellvertretenden Schriftführer derselben — ehemaligem Pfarrer, altem Mitglied und Vizepräsident des Konsistoriums, ehemaligem Moderator der Pfarrergesellschaft, ehemaligem Vorsitzenden des Ausschusses zur 4. Calvinjahrhundertfeier in Genf, einer Festlichkeit, der viele Deutsche beiwohnten — erlauben Sie ihm, Ihnen zu antworten.

Er wird dies in aller Offenheit tun und ohne etwas von den Gefühlen zu verhehlen, die sich in den Herzen von vier Fünftel der Christenheit äußern.

Als Deutschland, durch die Anstrengung zweier Generationen bis an die Zähne bewaffnet, sich sicher glaubte, zu siegen und die Welt zu erobern, und einen ungerechten Krieg erklärte, hätten die protestantischen Christen, zum mindesten einige unter ihnen, protestieren sollen. Es wurde nichts daraus, und die Mobilmachung geschah unter allgemeiner Begeisterung, ohne widerstrebende Stimmen. Die Kirchen nahmen an diesem verbrecherischen Akt teil durch den Mund ihrer Vertreter und mit großzügigen wiederholten Kundgebungen.

Als die deutsche Armee, indem sie unterschriebene Versprechen mit Füßen trat, wie einen gewöhnlichen Fetzen Papier den Vertrag zerriß, der die Neutralität Belgiens garantierte, zum Ärgernis aller, und dieses edle und unglückliche Land verheerte, bewahrten die deutschen Kirchen schandvolles Schweigen und schienen selbst dieser schandhaften Übeltat Beifall zu zollen.

Welches war aber die Haltung der deutschen Kirchen, als dieselbe Armee sich anschickte, die barbarischen Befehle ihrer Generäle, die dadurch nur zu berühmt geworden sind, auszuführen: als sie auf ihrem Wege ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung alles niederwarf, brannte und sengte, die Zivilen zu Hunderten niederknallte, ohne eine Spur von Vorwand hierzu zu haben, einzig um die Völker zu terrorisieren und um leichter zum Ziel zu gelangen?!

Da noch hatten die deutschen Kirchen die Feigheit, zu schweigen oder, trotz erdrückendster Beweise, die Unverschämtheit, zu leugnen. Wer unter diesen sogenannten Christen hatte den Mut, seine Stimme zu erheben, als der scheußliche Gebrauch der Verschleppung anfing, als

man die Väter ihren Frauen und Kindern entriß, die Söhne ihren Müttern ohne Rücksicht auf Menschlichkeit — als das schauderhafte System der Torpedierungen anhub und mit unerhörter Grausamkeit fortgesetzt wurde, mit Versenkung sowohl von einfachen Kauffahrteischiffen, Verkehrsschiffen, angefüllt mit Reisenden beiderlei Geschlechtes, und Hospitalschiffen als auch Kriegsschiffen — als die Verwendung von Giftgasen Tausenden von jungen Leuten unerhörte Leiden und einen schrecklichen Tod brachte! Einmütig hätten alle, zum mindesten aber die Besseren unter ihnen, ihren Ruf erheben müssen mit: Das ist schlecht, das ist grausam, das schändet das deutsche Volk, das bespritzt mit einer Schande das Christentum, dem anzugehören wir uns rühmen. Das muß aufhören! Aber wo war in Deutschland dieser Gewissensruf?

Die Christen dieses Landes haben also darauf verzichtet, das Licht, das Salz, die Stimme Christi zu sein.

Wie in der Erzählung der Versuchung hat ihnen Satan zugerufen: „Ich gebe dir alle Reiche der Welt und ihren Ruhm, wenn du mich anbetest“ — und im Gegensatz zu dem, was der Herr tat —: da ihnen nach den Reichen der Erde gelüstete, konnten sie nicht der betrüglichen Versuchung widerstehen und haben sich dem Versucher zugeneigt; sie haben, soviel es an ihnen lag, das Werk des Teufels vollendet, sie haben jenen Beifall gezollt, die es verrichteten, unter dem Fluch der Christenheit, zum Erstaunen der Nachwelt, zur Entrüstung der Engel und Seligen im Himmel, zum Schmerze Christi, der sie von ihm sich entfernen sah, und zur Freude aller Mächte der Sünde, die im Weltall in Tätigkeit sind

Haben wir da nicht das Recht gehabt, zu sagen, daß die deutschen Kirchen Verzicht geleistet haben, das Gewissen ihres Volkes zu sein? Daß sie einen großen Teil der Verantwortlichkeit haben am Massenmord mehrerer Millionen junger Leute, die seit August 1914 gefallen sind, und daß sie, ehe sie wieder in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen werden können, aus der sie sich freiwillig entfernt haben, ihr Unrecht einsehen, den Weg der Demut gehen und helfen müssen im Maße des Möglichen, das Schlimme wieder gutzumachen, das unter ihrer Mittäterschaft geschah?

Was sind die Leiden der Deutschen, von denen Sie in Ihrem Brief sprechen, verglichen mit jenen, die sie anderen Völkern beibrachten? Deutschland leidet an Knappheit der Lebensmittel und an Teuerung! Wir leiden auch daran, und die Völker, die es mit Füßen getreten hat, leiden darunter noch mehr wie es. Seine interessierten Klagelieder rühren uns keineswegs; und übrigens haben wir aufgehört, zu glauben, was es sagt. Die Berichte, die an uns von über dem Rhein kommen, stimmen nicht ganz mit den Schreien seiner Herzensangst. In Deutschland gibt es heute Leute, die sich nicht scheuen davor, gegenüber ihren eigenen Volksgenossen zu den barbarischen Methoden ihre Zuflucht zu nehmen, die man sie gelehrt hatte gegen den äußeren Feind anzuwenden, und sich auch den Praktiken des Bolschewismus hinzugeben, im übrigen ein etwas gemilderter, übertragener und auf alle Weise unterstützter Bolschewismus, den Deutschland erfunden hat — und dessen schmerzvolle Erfahrung es jetzt macht. Für Deutschland macht sich das Sprichwort geltend: Du hast den Stein in die Luft geworfen, und er fällt dir jetzt auf die Stirne zurück.

Im ganzen — wir beklagen Ihr Volk, das jetzt die Strafe für seine Verfehlungen trägt, um nicht zu sagen für seine Verbrechen, aber wir erwarten, ehe wir ihm wieder unsere Achtung und Freundschaft zuwenden, einiges von ihm, wozu es, wenigstens für den Augenblick, wenig geneigt erscheint, einzuwilligen.

Empfangen Sie, mein Herr, meine ergebenen Grüße.

Alexandre Guillot, Pfarrer.

Meine Antwort fiel kurz aus. Denn ich mußte nach des ehrwürdigen Herrn Pastors eigenen Worten annehmen, daß er meinen Worten, als eines Deutschen, wenig oder keine Glaubwürdigkeit beimessen würde. Dies sagte ich ihm denn auch und drückte mein Erstaunen aus, daß ein Geistlicher einer neutralen Republik solchen Standpunkt einnehmen konnte.

Bei einem Franzosen könnte man ja diesen einseitigen Erguß begreiflich finden. Ich verwies auf den Schweizer Ernst Sauerbeck: „Die Schuldfrage vom Standpunkt eines Schweizers", und auf das Werk Bernhard Shaws: „Peace Conference Hints". Ich machte ferner darauf aufmerksam, daß ihm als Pfarrer Matth. 7, 1 nicht unbekannt sein dürfte, und bezüglich des Hungermordes an uns lenkte ich die Aufmerksamkeit des Genfer Herrn auf den Bericht der skandinavischen Ärztekommission unter Führung von Prof. Johannson, Stockholm, Prof. Bergmarck, Upsala und Prof. Brandt, Kristiania, worin zu lesen ist: „Am wenigsten zu beklagen sind die Toten, mehr zu beklagen sind diejenigen, welche durch die ‚englische' Krankheit siech für ihr Leben wurden".

Zum Schluß bemerkte ich noch, daß die Forderung nach Reue und Demütigung eines Volkes, das sich tapfer gegen ein Übermaß von Feinden wehrte, eine vollständige Neuheit in der Geschichte sei. Die Erfüllung solcher Forderung hieße unsere Toten verleugnen und entehren.

Es sei noch bemerkt, daß die Berner Kirchenbehörde, der ich den ganzen Handel mitteilte, mich vollständig ignorierte. G. H.

Nachwort des Türmers. Dieser Brief eines Geistlichen aus der französischen Schweiz, den unser Mitarbeiter hier der Öffentlichkeit übergibt, ist in seiner leidenschaftlichen, ganz und gar widerchristlichen Feindseligkeit ein Musterbeispiel, wie es in den verhetzten Seelen des gegnerischen Auslandes und der von ihm beeinflußten Völker aussieht. Von den Giftgasen, Verschleppungen, Kriegsverbrechen und was sonst auf seiten der Feinde Deutschlands gegen uns geschah — kein Wort! Für diesen Vertreter des Christentums sind nur wir Deutsche die Teufel — die andren aber, einschließlich der Schwarzen, die Rächer und Retter alles Edlen in der Welt. Da ist kein menschlicher Zugang möglich, keine Erörterung; das ist Erkrankung der Sehorgane und des Urteilsvermögens, wobei sich das Geschehen im Reiche der Welt heillos durcheinandermischt mit den Dingen des Gottesreiches. L.

Die Persönlichkeit Jesu

In der Auffassung des Christentums sind einige seiner heftigsten Widersacher mit einem großen Teile seiner Anhänger, gewisse Meinungen betreffend, einig. Beide sehen darin die Religion der Niedrigkeit, der sich niedrig haltenden Demut. Der Unterschied liegt nur darin, daß die einen dies gut heißen, die anderen es ablehnen. In der Feststellung des Tatbestandes weicht Nietzsche durchaus nicht von einer landläufigen Art Pastoren ab. So haben Gegner und Bekenner beide zur heute meistverbreiteten Auffassung des Christentums beigetragen.

Wir vermochten nie, uns ihr zu unterwerfen. Allein: so lehrten Diener am Wort mit Lobe, lehrten Weltweise mit Tadel; es war schwer, andere von dem zu überzeugen, was einem vorschwebte und sich nach unmittelbaren Eindrücken gebildet hatte; nach den Wirkungen der evangelischen Worte im Kindersinne. Allerdings wissen wir auch: es gibt noch andere, die uns gleich empfinden und es ausgesprochen haben. Nirgends jedoch — und darum mit solchem Aufatmen — haben wir in jüngster Zeit die uns richtig dünkende Auffassung so klar bis ins Letzte gestaltet gefunden wie im Abschnitt „Die Persönlichkeit Jesu" des Werkes „Der Geist der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft — Eine Untersuchung über seine Grundlagen und Voraussetzungen" von Bruno A. Fuchs (München und Berlin, Verlag Oldenburg, 1914).

Dies Buch ist eine der vielen wichtigen Untersuchungen, die von Max Webers Aufsatz: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" angeregt wurden (im Archiv für

Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. XX und XXI). Es verlangt eine Fortsetzung, da es jene Grundlagen nur bis in die Zeit des heiligen Augustinus verfolgt. Die Frage, inwiefern das Bekenntnis zur christlichen Lehre sich mit einem „aktiven Leben in der Welt" verbinden lasse, hat den Verfasser zum Verweilen bei ihrem Urheber bestimmt; und er versucht „auf Grund der Evangelien, zumal der eigenen Worte Jesu" ein Bild von seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Als „Zentrum von Jesu religiösem Erleben" stellt sich dar: „das innige Bewußtsein seiner Einheit mit Gott". Gott ist ihm „der liebende Vater; die Menschen seine Kinder; sie und die Welt eine Schöpfung Gottes aus Liebe". So tritt denn bei Jesu die Liebe in den Mittelpunkt des Seins und des Lebens; darin scheidet sich seine Gottesauffassung von der jüdischen, der furchtbestimmten, vor dem willkürlich schaltenden. heischenden „Willensgott". Die Liebe Jesu hat aber auch nichts gemein mit dem antiken „Eros", den wir bei Plato am besten kennen lernen. Eros ist Sehnsucht nach Höherem; dem Eros wohnt das Streben nach Höherem inne; damit zugleich auch „die Furcht, sich an Unedles, Tieferstehendes zu vergeuden". Ist ferner das Erstrebte erreicht, so ist es zugleich verbraucht; es tritt Sättigung ein oder Weiterstreben; das Verhältnis zwischen Liebendem und Geliebtem hört mit der Vereinigung auf. Bei Jesus dagegen ist die Liebe etwas, wobei „das Ich Kern und Zentrum alles seelischen Geschehens ist, etwas, wobei sich das Ich in seiner ganzen Totalität einsetzt, etwas, was den ganzen Menschen ergreift und umformt". Vom Ich bestimmt, ist sie nicht bestimmt vom Geliebten, unabhängig von dessen Besitz und Art. „Sie zielt nicht" — wie die Liebe der Antiken — „auf die Bereicherung des Ichs, sondern stellt sich als eine aus eigener Fülle siegreich auf die Umwelt übergreifende, in der Aktion stets wachsende Seelenkraft dar."

Hätte Nietzsche anders gesehen, wir meinen, hier gerade hätte er „schenkende Tugend" gefunden, die nur königlichem, reichem, sicherem und freiem Gemüt entströmen kann. Und gerade dem entsprechen Jesu Handlungen und Worte, von denen Fuchs die wesentlichsten beleuchtet. Er weist auf sein Verhalten zu den Pharisäern, zu Zöllnern und Sündern; beim Worte „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" darauf, wie sehr er „die äußeren Institutionen der Welt auf sich beruhen ließ" als etwas, das innere Freiheit gar nicht berühre. Er faßt zusammen: „Eine Welt, in der Macht und Reichtum, Stand und Besitz die fast allein normgebenden Faktoren waren (auch in der heutigen Welt sind sie's zum überwiegenden Teile noch), sucht er mit aller Macht darauf hinzuweisen, daß ihre Güter, ihre Werte im Vergleich zum Finden des eigenen Ich völlig irrelevant sind." Die Darlegung gipfelt in folgendem: So ist „der Standpunkt Jesu der der selbstgewissen Kraft, der fest in sich ruhenden Persönlichkeit, die von diesem unerschütterlichen Zentrum aus voll echter erbarmungsvoller Liebe und mit einer wundervoll erhabenen, so ganz und gar nicht ressentimentsmäßigen Ironie auf diese Welt herabblickt. Das ist eben der Standpunkt des Menschen, der Gott in sich und sich in Gott gefunden und die tiefsten Werke des Lebens in der eigenen Brust entdeckt hat. Aus diesem Plus an Kraft, die aus solcher Konzentration des eigenen Ich überreich hervorquillt, kann er sich auch zum Verachtetsten, Ärmsten, Niedrigsten herabbeugen, ohne irgendwie fürchten zu müssen, sich damit an das Niedere zu verlieren."

Wir möchten frohlocken, wenn wir anschauen, was für ein triumphierender, erhebender Stolz aus solch einer Persönlichkeit spricht. Im Mittelalter war übrigens diese Auffassung nicht unverbreitet: Stolz mit Christentum mochte sich wohl vertragen; es gab christlichen Stolz. Was sind nicht Bernhard von Clairvaux, Ludwig der Heilige von Frankreich und andere katholische Größen für selbstsichere Menschen bei wunderbar bescheidener Demut! Wie sicher ist Franz von Assisi! Wie strahlt in deutscher Auffassung das — bis an die Grenze der Rechtgläubigkeit kühne — Freiheitsbewußtsein Meister Eckeharts! Der hier besprochene Abschnitt des Fuchsschen Werkes hilft, meinen wir, alter Anschauung wieder auf.

Otto Freiherr von Taube



Männer der Großindustrie

Goethes faustischer Held findet die letzte Lebensbefriedigung darin, dem Meere Land abzugewinnen und Menschen Wohnstätten zu bereiten, also Gelegenheit zur Unterbringung überschüssigen Volkszuwachses zu schaffen. Der Industriegründer ist in der gleichen Lage. Er schafft Verdienstgelegenheit für Tausende von Händen. Er gehört zu den Vätern, die von den Söhnen erzeugt werden müssen. Auch hier müssen Beispiele mehr fruchten als Worte, die Beispiele aber müssen der Jugend nahegebracht werden. Allbekannt, aber auch fast nur allein als Beispiel bekannt ist der Schöpfer der Kruppwerke. Schon ganz unbekannt ist die Tatsache, daß der Schöpfer der damit vereinigten Grusonwerke ein hervorragender, verkannter Physiker und Astronom gewesen ist. Aber es gibt, wenn auch nicht gleich wuchtige, so doch mehr ermutigende Beispiele zu Dutzenden. Mehrmals haben im deutschen Sprachgebiet einfache Arbeiter ganze Städte geschaffen, in Österreich z. B. der Tuchmachergeselle Liebing, der ob seiner Verdienste um die Industrie geadelt wurde. Unter den deutschen Industriegründern (vgl. auch „Helden der Arbeit", Lebensbilder großer Männer des deutschen Wirtschaftslebens, von Syndikus Hermann Schöler. Otto Elsner, Verlagsges., Berlin. Geb. 12 ℳ) haben wir geistvolle Männer, die unter die nationalen Erzieher zu rechnen sind. Im folgenden geben wir zwei Beispiele, die wir auch um deswillen hierher setzen, damit man Waffen habe gegen das Gerede, als ob das Bürgertum nur aus Kapitalistenkanaille bestehe.

Neben Friedrich List und Johann Jakob Sturz steht als einer der edelsten Vorkämpfer des deutschen Volkes, als Förderer seiner gewerblichen und geistigen Anlagen Fritz Harkort. Hätte er nur allein das Verdienst, in Deutschland die erste Dampfmaschinenwerkstatt begründet zu haben, so müßte man ihm dafür größten Dank wissen. Es war keine Kleinigkeit, Deutschland im Dampfmaschinenbau von England unabhängig zu machen und überhaupt ein Unternehmen zu wagen, vor dem Bekannte und Verwandte nicht genug glaubten warnen zu müssen. Auf der Burg Wetter an der Ruhr schuf Harkort eine Werkstätte für eiserne Knechte, genannt Feuer- oder Dampfmaschinen. Außerdem gründete er ein Kupferwerk, ein Puddel- und Walzwerk, einen Hochofen, eine Dampfkesselschmiede. Er hat das erste größere Flußdampfboot gebaut und den Rhein hinab durch die Nordsee in die Weser gesteuert. Im Jahre 1825 baute er die erste Probe-Eisenbahn, um sie den Behörden zur Nachahmung vorzuführen. Bedenkt man, wie umwälzend der Dampf auf die Entwicklung aller Verhältnisse im vorigen Jahrhundert gewirkt hat, so begreift man, wie verdienstlich und folgenreich Harkorts Gründung einer Dampfmaschinenfabrik auf deutschem Boden gewesen ist. Auch dachte er gar nicht daran, sich eine Alleinverkaufsstellung zu schaffen. Er war weit davon entfernt, seine Geschäftserfahrung ängstlich zu hüten, obwohl er ein Recht dazu gehabt hätte. Mußte er ja doch Arbeiter und Techniker für schweres Geld aus England herüberholen, und manchen derselben mußte er sich vom Galgen herunterschneiden. Denn infolge der drüben gezahlten hohen Löhne bekam Harkort meist nur solche Leute, die infolge eines Vergehens Grund hatten, sich aus dem Staube zu machen. Trotzdem aber gönnte Harkort jedem Landsmann Einblick in seinen Betrieb und war mit Rat und Tat behilflich, wenn andre sein Beispiel nachahmen wollten, obgleich sie in absehbarer Zeit seine Nebenbuhler werden mußten. Die Natur habe ihn zum Anregen, nicht zum Ausbeuten geschaffen, sagte er; ähnlich wie Friedrich List von sich bekannte, ein unwiderstehlicher Trieb seines Herzens dränge ihn, den Armen und Bedrückten beizustehen.

Harkort war aber nicht nur gewerblicher, sondern auch sozialer Bahnbrecher. Mitten im gewerblichen Leben stehend, täglich mit Arbeitern verkehrend, wußte er, was außer den Verdienstgelegenheiten dem deutschen Volk noch mehr nottat. Den Unterricht nannte er das höchste Gut eines Volkes. Er kämpfte für den Fortschritt und für den Rechts- und Volksstaat. Aber er wußte auch, daß Volksbildung und Hebung des Volksbildnerstandes, also der Lehrer,

unerläßliche Vorbedingungen dazu waren. Er selber hatte weder höhere noch Hochschule besucht. Gleichwohl wurde er durch seine ungemein volkstümlichen Schriften zur Hebung des Arbeiter- und Lehrerstandes einer unsrer größten Volkserzieher. In seinen „Bemerkungen über die preußische Volksschule und ihre Lehrer" schrieb Harkort 1842: „Der Verfasser ist weder Gelehrter, Lehrer noch Staatsdiener, sondern ein in gewerblichen Unternehmungen ergrauter Gewerbsmann; doch sind ihm die Zeichen der Zeit nicht fremd geblieben, und unter allen Volksgütern hat er gediegenen Unterricht als das Höchste erkannt." Zur Schaffung guten volkstümlichen Schrifttums verweist Harkort auf englische und amerikanische Vorbilder: „Man zeige mir einen deutschen Gelehrten, welcher schreibt und lehrt wie Franklin." In Roßmäßler und Heribert Rau traten bald solche Männer auf. Im Jahre 1843 rief Harkort in Dortmund den „Verein für die deutsche Volksschule und für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" ins Leben. Geistlichkeit und Bureaukratie machten dem Verein schwer zu schaffen, aber er setzte sich durch.

Als bemerkenswerteste von Harkorts Schriften erschien 1844 „Bemerkungen über die Hindernisse der Gesittung und Befreiung der unteren Klassen". Darin fordert Harkort für die Fabrikanten ein System der wechselseitigen Unterstützung, sowohl in Krankheitsfällen als wie in Invalidität, und dessen staatliche Unterstützung zugunsten der Arbeiter, allgemeine Versicherung zur Unterstützung in Krankheitsfällen für die unteren Klassen, eine Höchstarbeitszeit, Verbot der Kinderarbeit in Fabriken, Sorge für billige Nahrungsmittel und Wohnungen, Schaffung von Verkehrsmitteln, Gründung von Siedlungen und eine nach der Mündung der Donau und Kleinasien gerichtete Auswanderungspolitik, wie sie später Lagarde und Jentsch befürwortet haben. Auch Erzählungen und geschichtliche Abhandlungen hat der vielseitige Industriebegründer geschrieben.

Im Sommer 1919 starb 94jährig in Frankfurt a. M. der Begründer einer gutgehenden Gerberei, **Martin May**. Ihm wurde ein ausgezeichnetes Verhältnis zu seinen Arbeitern und Angestellten nachgerühmt. Der Mann hat aber nicht nur Verdienstgelegenheit für viele Hände geschaffen, nicht nur als Stadtverordneter politisch und sozial gewirkt. Er war auch wissenschaftlich bis ins hohe Alter tätig. Sprachforschung und Sterne fesselten ihn am meisten. Er schrieb „Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache", ein höchst fleißiges, urwüchsiges und verdienstliches Buch, ferner: „Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg in Ostdeutschland slawisch oder germanisch?" Den in der Hauptsache richtigen Satz, Römer, Griechen, Perser und Sanskritleute (d. h. arische Inder) seien aus dem Schoße der Keltgermanen hervorgegangen und aus Europa gekommen, vertrat er schon zu einer Zeit, als man in Fachkreisen darüber nur mit mitleidigem Lächeln quittieren zu müssen glaubte. Martin May kämpfte mit Leidenschaft dagegen, daß man die Germanen als Barbaren hinstellte, die alle Kulturwerte erst aus dem Süden bekommen hätten. Viele Worte, die man als römisch oder griechisch erklärte, leitete er aus dem Germanischen ab. Die hochmütige Behandlung, die ihm ein Universitätsprofessor wegen seiner wissenschaftlichen Ansichten zuteil werden ließ, war durchaus ungerechtfertigt. Martin May war ein seltener Vollmensch, Industriegründer, Geschäftsmann, Politiker und Gelehrter. Auch als Volkserzieher muß man ihn ansehen, denn durch Vortrag und Schrift wirkte er für Verdeutschung der himmelskundlichen Gelehrtenausdrücke.

Deutschland ist das Land, das die größten Musiker hervorbrachte. Schon im 2. Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung konnte man hier, wie die Funde posaunenähnlicher Luren beweisen, Musik machen so gut wie in Babylonien, das in äußerer Kultur sicher viel weiter voraus war. Wundern wir uns also nicht, daß auch aus Deutschland im 18. Jahrhundert die ersten künstlichen Künstler, die Musikautomaten, gekommen sind und sich die Welt erobert haben. **Johann Gottfried Kaufmann** wurde 1751 in Siegmar bei Chemnitz geboren. Erst lernte er bei einem Strumpfwirker, dann bei einem Uhrmacher. Ohne je Unter-

richt in der Musik genossen zu haben, machte er sich mit Erfolg an die Herstellung von „selbsthandelnden", d. h. automatischen Musikinstrumenten. Bei Jean Paul, Goethe, M. M. v. Weber finden wir die Ausdrücke der Bewunderung für die Kaufmannschen Musikmaschinen. Um das Jahr 1800 hatten Musikautomaten aus dem in Dresden gegründeten Geschäft bereits ihren Weg nach Österreich, Italien und Rußland gefunden. In seinem Sohn erhielt Kaufmann einen Geschäftsgehilfen und Miterfinder. Mit ihren Musikautomaten machten Vater und Sohn Kunstreisen. Der Erfindungsgeist des Enkels brachte das Dresdener Haus zu weiterer Blüte. Die Dresdener „Akustiker" besuchten mit ihren künstlichen Künstlern Rußland, England und Schottland. Ihre Musikmaschinen eroberten sich den Erdball; die Dresdener Musikindustrie gab vielen Händen Arbeit. Das Haus besteht heute noch. Erst Edisons Erfindung des Phonographen scheint ihm argen Wettbewerb bereitet zu haben. Auch der Begründer des Dresdener Hauses war also als Industriebegründer, wie man sieht, mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Und so könnten wir hier noch manch andere Industriebegründer als vorbildliche, bewundernswerte Männer vorführen, z. B. die Oechelhäuser in drei Geschlechtern.

Der Arbeiter, der heute auf das Schlagwort von der Sozialisierung eingeschworen ist, muß sich endlich einmal klar machen, was Hirnarbeit bedeutet und wie die Gründung von erdballbeliefernden Geschäften und Industrien doch auch eine aufreibende Sache ist. Kommt dies Verständnis nicht beim Arbeiter zum Durchbruch, bildet er sich ein, das Kapital mache alles, und wenn das Kapital sozialisiert werde, so gehe die Geschichte auch, dann ist keine Rettung. Der gewerbliche Arbeiter neigt nur zu leicht dazu, sich allein für den Schöpfer, den Geschäftsherrn aber für den Schröpfer zu halten. Das ist aber nur selten der Fall, sicherlich nicht bei den Industriebegründern.

Die Tagesarbeit des Wilhelm Siemens, des Bruders unsres Werner Siemens, der in England zum „Industriekapitän" geworden war, wird uns von einem, der täglich mit ihm in Berührung kam, folgendermaßen geschildert. „Um 9 Uhr morgens trat sein Sekretär bei ihm an. Da gab es Arbeiten für einen oder den andern wissenschaftlichen Verein zu erledigen. Dann waren Korrekturen zu lesen, Briefe und Ansichten über wissenschaftliche Gegenstände, genaue Beschreibungen neuer zum Patent anzumeldender Erfindungen zu diktieren, dann, nach einem Spaziergang, der aber mehr ein Rennen war, die Geschäfte zu erledigen, die ihm seine Stellung als Vorsitzender zweier industrieller Gesellschaften auferlegte, dann Arbeiten vorzunehmen, die mit seinen Öfen und metallurgischen Verfahren zusammenhingen. Darnach wurden Besucher und Auskunftsucher vorgelassen. Nachmittags wohnte er den Vorstandssitzungen gelehrter Gesellschaften oder den Direktorenversammlungen seiner verschiedenen Industriegründungen bei. Die Abende wurden wiederum in einem oder dem andern wissenschaftlichen Verein verbracht. So verlebte Wilhelm Siemens seine Tage, Monate und Jahre." Was das Nerven kostet, jetzt wissenschaftliche oder technische Probleme, dann Fragen der Löhne und Preise, dann Berechnungen, Lizenzen, Patentschriften vorzunehmen, Besucher abzufertigen, während im Vorzimmer ein halbes Dutzend weiterer Besucher darauf wartet, vorgelassen zu werden, wie das aufreibt, Herz und Hirn krank macht, davon macht sich der Handarbeiter und technische Angestellte keinen Begriff. Wilhelm Siemens erlag daher auch verhältnismäßig früh einem Herzleiden. Er wurde nur 61 Jahre alt. Schon 17 Jahre vor seinem Tode hatte er einmal völlig alle Arbeit aussetzen müssen. Sein Bruder Werner, der Elektriker, schrieb ihm damals — und das ist auch belehrend: „Vor etwa sechs Jahren, also etwa in deinem Alter, fing auch bei mir das ‚Oberstübchen' an ‚aufzumucksen', wie der Berliner sagt! Seit der Zeit muß ich meinen Kopf schonen."

Wie schaute doch der alte Krupp auf sein Leben zurück? „Von meinem vierzehnten Jahr an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffen, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernste eines

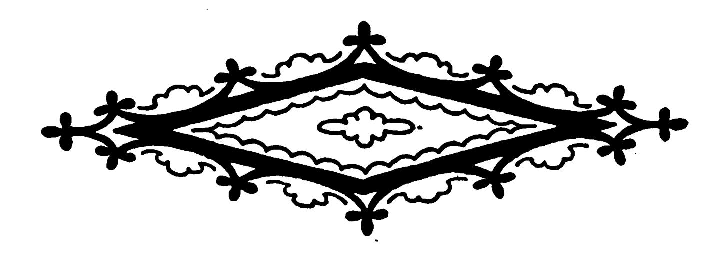
bedrängten Familienvaters, und fünfundzwanzig Jahre habe ich ausgeharrt ... Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist die so lange drohende Gefahr des Untergangs" ...

Wenden wir unsern Blick vom Eisengewerbe zur Herstellung geistiger Hilfsmittel, etwa zur Herausgabe fremdsprachlicher Wörterbücher und Unterrichtswerke! Auch Verleger sind ja Brotgeber. Der Name Langenscheidt ist allgemein bekannt. Der Gründer des großen Verlagshauses, kaufmännisch gebildet, wanderte nach seiner Lehrzeit zunächst ein Jahr lang zu Fuß durch Deutschland und vervollkommnete währenddem seine französischen Sprachkenntnisse. Heimgekehrt, beschloß er, ein neues Unterrichtsmittel für diese Sprache zu schaffen. Nach vierjähriger Nachtarbeit (die Tagesstunden mußten größtenteils andern Zwecken dienen) gab er seine heute wohlbekannten „Unterrichtsbriefe zur Erlernung der französischen Sprache" heraus. Einen Verleger hatte er dafür nicht finden können, so wurde er sein eigener Verleger. Langenscheidt hat dann verschiedene großangelegte Wörterbücher herausgegeben, die Jahrzehnte allein an Vorbereitung, über eine Million Mark an Auslagen, einen ungeheuren Briefwechsel mit Gelehrten und Mitarbeitern und eine kaum vorstellbare Arbeitsverteilung erforderten. Wie aber war nun der Arbeitstag eines solchen Mannes? „Seine Arbeitszeit begann nachts um zwei Uhr und dauerte bis morgens neun Uhr, dann einige Stunden der Ruhe und Wiederaufnahme der Tätigkeit von nachmittags zwei Uhr bis abends um neun oder zehn Uhr. Als Sprechstunde stand lange Zeit im Berliner Adreßbuch die Stunde von sechs bis sieben Uhr früh angegeben; er wollte sich dadurch lästige, ihm die kostbare Zeit raubende Besucher fernhalten. Von dieser Sprechstunde wurde auch niemals Gebrauch gemacht bis auf einen Fall, wo ein polnischer Student früh um sechs Uhr um ein Zehrgeld vorsprach."

Wie kamen wir aber denn auf diese Schilderungen aus dem Tagewerk von Hirnarbeitern, insbesondere aber Industriebegründern? Der Arbeiter sollte begreifen lernen, daß andere Leute, die nicht Handarbeiter sind, noch ganz anders schaffen als er, daß ohne solche Riesenleistungen einzelner Millionen und Abermillionen von Arbeitern schlechterdings keine Verdienstgelegenheit noch Daseinsmöglichkeit gefunden haben würden. Und die Arbeitsleistungen allein, obwohl weit über das Maß hinausgehend, was ein Handarbeiter schon für größte Zumutung halten würde, schaffen noch keine Industrie. Ideen müssen da sein, besondere Begabungen, die man durch keine Sozialisierung herbeizaubern, leicht aber wegekeln kann.

Die Verbeamtung aller Betriebe bedeutet Austreibung des heiligen Geistes. Eine Million, eine Billion Durchschnittsmenschen schafft nicht das Neue, das der einzelne Begabte hervorbringt. Gleichstellung des Begabten im sozialisierten Betriebe mit allen anderen bedeutet aber nicht freie Bahn dem Tüchtigen, sondern dessen Unterdrückung, denn er ist allenthalben in der fürchterlichsten, zum Hohn einladenden Minderheit. Von der Masse geht keine befruchtende Geisteskraft aus.

Dr. Georg Biedenkapp



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Homer

Das 19. Jahrhundert, das man mit Recht das Jahrhundert der Wissenschaft nennen kann, hat auch der klassischen Philologie einen wunderbaren Aufschwung gebracht. Das Charakterzeichen dieser neuen Blüte ist die Kritik, und diesem kritischen Bestreben ist es zu verdanken, daß die Philologie zu einer historischen Wissenschaft wurde. Das flächenhafte Bild der Antike gewann dadurch erst die wahre plastische Anschaulichkeit, und der ungeheure Reichtum der alten Kultur offenbarte sich darin, daß immer neue Seiten ihres Wesens entdeckt wurden, und daß sie auf die veränderte Fragestellung neue und überraschende Antworten gab.

Allein es dürfte heute keinem Zweifel unterliegen, daß die kritische und historische Methode im Vollgefühl ihrer Kraft die ihr von der Natur gesteckten Grenzen weit überschritten hat. Wir bezeichnen diese Erscheinungen mit den Ausdrücken des Kritizismus und Historizismus; in den Worten liegt der Ursprung ausgedrückt. Die Kritik soll und darf immer nur ein Durchgangsstadium sein, wie es der Zwivel für den Parzival des alten deutschen Gedichtes ist. Sobald sie zum Selbstzweck wird und sobald über der zerlegenden und trennenden Tätigkeit die große Einheit des Kunstwerkes und noch mehr die große Einheit der Persönlichkeit verloren geht, schlägt der Segen in sein Gegenteil um.

Ein Musterbeispiel für die Hyperkritik unserer Wissenschaft ist der „Atheismus des Genies", wie er in der Behandlung der großen Werke und Männer des Altertums zum Ausdruck kommt. Weder die Evangelien noch Jesu Persönlichkeit, weder das Alte Testament noch die Historiker sind davon verschont geblieben. Das eigentliche Urbild aber ist doch immer noch Homer. Wie sich an diesem Dichter einst die ganze philologische Methode in der alexandrinischen Gelehrtenschule entwickelt hat, so hat seit F. A. Wolfs Prolegomena auch die Entwicklung der modernen Philologie an diesen Stoff angeknüpft. Bezeichnend ist es, daß man heutzutage in wissenschaftlichen Werken kaum noch von Homer redet, sondern nur von der homerischen Frage, und daß der Titel „Ilias" den „Liedern oder Gedichten der Ilias" Platz gemacht hat.

Die sogenannte homerische Frage dreht sich letzten Endes darum, ob ein Dichter Homer, wie ihn der naive Leser annimmt, gelebt hat oder nicht. Die Ansichten stehen sich schroff gegenüber, mögen auch im einzelnen noch so viele Kompromisse aufgestellt sein. Auf der einen Seite steht die Wissenschaft. Sie lehnt den e i n e n Dichter als Verfasser der Ilias ab. Bezeichnend für diesen Standpunkt sind die beiden letzten großen Werke über Homer von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff und Erich Bethe, die zwar, dem Zuge der Zeit folgend, der Einheit eine gewisse Bedeutung einräumen — namentlich Bethe hat in dieser Beziehung sehr feinsinnige Beobachtungen gemacht —, die aber dennoch die alte Methode und den alten Grundsatz des kritischen Zerlegens durchaus anwenden. Die Hauptstützen für diese Theorie sind die unzweifelhaften Widersprüche, die sich in Ilias und Odyssee finden. Sie sind nicht zu leugnen, z. B. kann keine Interpretationskunst die Tatsache verbergen, daß Pylaimenes, ein Führer der Paphlagonier, im fünften Gesange seinen Tod findet, und im dreizehnten hinter der Bahre seines Sohnes einhergeht. Zu den sachlichen Differenzen treten sprachliche

Unterschiede, die zweifellos beobachtet sind; alles aber findet seine Krönung in den Unterschieden des Stiles, auf die man besonderen Nachdruck gelegt hat, da man den verschiedenen Stil als das untrügliche Kennzeichen verschiedener Dichter ansieht.

Im anderen Lager stehen, man darf wohl sagen, fast ohne Ausnahme, die Poeten und Literaten unserer Zeit. Ich nenne nur Namen wie Herman Grimm, Friedrich Lienhard, H. St. Chamberlain, Theodor Zell, Willi Pastor. Sehr mit Recht hat Lienhard an einer Stelle seiner „Wege nach Weimar" die Verteidigung des wissenschaftlichen Standpunktes durch Wilamowitz gereizt genannt; allerdings hat er an derselben Stelle ebenso klar erkannt, daß es für den Laien unmöglich ist, den Fachmann zu widerlegen. Auf jeden Fall erkennen wir auch in der homerischen Frage eine bedauerliche Differenz zwischen Wissenschaft und Leben.

Prinzipiell dürfte es nun einleuchten, daß die Homerkritik niemals mit denselben Mitteln, die sie anwendet, geschlagen werden kann. Mag der wackere Sancho Pansa seinen Esel in dem einen Kapitel verlieren und ihn im anderen unbekümmert darum in rührender Treue doch wieder zur Hand haben, was der Autor selbst entschuldigt, mag Hauff in seinem „Lichtenstein" es mit der Chronologie der Tage noch so unbekümmert nehmen, ohne daß wir es merken, mag Thakeray in dem Roman The Newcomes die Mutter des Bräutigams auf der einen Seite sterben und auf der andern wieder leben lassen, mag ein Dichter wie Heyse durch die blaue Brille, die er neben sich auf dem Tisch liegen hatte, in die Landschaft hinaussehen, mag du Bois-Reymond auf seinen eigenen Schultern stehen, das und hunderterlei gleicher Art wird niemals einen überzeugten Gegner bekehren. Das Urteil über die Widersprüche ist und bleibt subjektiv. Die Rückkehr zu dem einen Dichter Homer kann nur geschehen, indem zunächst sein Werk als eine einheitliche Komposition klargelegt wird. Dann wird im weiteren Verlauf hinter dem Werke auch der Schatten des Mannes immer deutlicher aufsteigen und von dem belebenden Blute des Odysseus trinken.

Man hat im Altertum für die Ilias 51 Tage berechnet und sich seit Jahrhunderten über einzelne Zeitbestimmungen wacker die Köpfe zerbrochen und zerschlagen. Die mathematische Rechnerei ist natürlich Unsinn, aber der übertriebene Gedanke verhindert nicht die Richtigkeit des Grundsatzes, daß zeitliche und örtliche Veränderungen die Szenen und Akte der Ilias sondern. Man muß dabei nur das Zusammengehörige zusammenfassen. Die Ilias erzählt vier Schlachttage, davon sind der erste und vierte für die Griechen siegreich, der zweite und dritte unglücklich. Als Einleitung geht das erste Buch voran, als Schluß folgt das vierundzwanzigste. Während die beiden umrahmenden Tage an Ausdehnung nicht allzu verschieden sind (Gesang 2—7 und Gesang 19—23), sind dagegen die beiden mittleren Tage nach dem Prinzip gegensätzlicher Länge gehalten: zwei Gesänge (8—9) stehen neun Gesängen (10—18) gegenüber. Wie schon aus dieser Übersicht hervorgeht, halte ich die Einteilung der Ilias in 24 Gesänge durchaus nicht für spät, sondern für ein Werk des Dichters. Der Parallelismus einzelner Gesänge gibt dafür ganz bestimmte, m. E. unwiderlegliche Beweise. Auch treffen die alten Überschriften fast durchweg den Kern des für die Handlung wichtigen Inhalts, und der Schluß der Gesänge ist überall ein tiefer Einschnitt. Ligaturen liebt Homer dabei hier im Großen wie sonst im Kleinen.

Es ist nun offenbar, daß der Dichter die beiden einrahmenden Teile in gleicher Weise disponiert hat und ebenso das Mittelstück der beiden mittleren Tage. Unwillkürlich wird man an die Komposition eines griechischen Tempelgiebels gemahnt. So umfassen, um nur einige Punkte herauszugreifen, das erste und das letzte Buch jedesmal einen längeren Zeitraum von 12 + 9 Tagen. Der erste und der vierte Kampftag haben den gleichen unterbrechenden Schluß, hier in der allgemeinen Bestattung, dort in der Bestattung des einen Patroklos. Dagegen sind die beiden mittleren Tage wirklich nur einfache Tage. Man spürt an diesem Zeitumfang, wie aus dem großen, weiten Meer des troischen Krieges die gewaltige Episode von dem Zorn Achills langsam und allmählich emportaucht, um ebenso langsam und allmählich

wieder zu versinken. Ferner hat der erste Schlachttag einen großen Zweikampf am Anfang (Menelaos — Paris) und ebenso einen bedeutenden Zweikampf am Ende (Ajas — Hektor). In der Mitte aber steht Diomedes' Aristie, deren Gipfelpunkt der Sieg über die Götter ist. Genau so ist der vierte Schlachttag, nur mit Konzentration auf den einen Helden Achilles, eingeleitet durch sein Zusammentreffen mit Aeneas, und schließt mit dem Sieg über Hektor. In der Mitte aber steht der vielverrufene 21. Gesang, dessen Höhepunkt deutlich der allgemeine Kampf der Götter gegeneinander ist. Man greift die Gleichheit und die Steigerung mit Händen. Liegt aber im ersten Schlachttag der Akzent auf dem Anfang, denn Menelaos' Sieg mit den feierlichen Opfern soll entscheiden, so ist natürlich in Achills Siegeszug der Triumph über Hektor der entscheidende Schluß. Wie am Anfang das erste Duell unterbrochen wird durch die berühmten Helena-Szenen, so stehen bei Hektors Tod am Ende die Bitten und Klagen der Eltern von der Mauer herab. Wird im zweiten Buche bei dem ersten Auszug der griechischen Armee die Parade abgenommen, wobei die Regimenter und ihre Obersten charakterisiert werden, so zeigt uns das 23. Buch in ähnlicher Ausführlichkeit die Helden noch einmal, aber diesmal nicht bei dem Auszug zum kriegerischen Werke, sondern bei den festlichen Leichenspielen nach siegreicher Schlacht. Ich erwähne dies besonders, weil fast alle Kritiker den sogenannten Schiffskatalog als spät ansehen, nur Grimm hat hier das künstlerische Gefühl bewahrt. Wer ihn aber eliminiert, bringt im Grunde den ganzen Bau der Ilias zum Einsturz, denn es ist hier so wie bei einem künstlichen Gewölbe, daß die Lockerung einer Säule oder eines Steines die Symmetrie und Festigkeit des Ganzen gefährdet.

Es ist eine alte Weisheit, daß bei Homer die direkten Reden eine so große Rolle spielen, daß man an der Zugehörigkeit des Werkes zu der Klasse der Epen zweifeln könnte. Äschylus, der den entscheidenden Schritt zur Tragödie tat, nannte seine Dramen „Brosamen von dem reichen Mahle Homers", und Plato nannte Homer den „Gipfel der Tragödie". Man kann ja mit Leichtigkeit diese Worte in moderner Art nur stofflich und übertragen auffassen, sie sind aber auch formal durchaus zutreffend. Besser als viele Worte dürfte hier ein praktisches Exempel wirken, und ich hoffe, in der nächsten Zeit Szenen aus Homers Ilias vorlegen zu können, bei denen auch nicht ein einziges Wort hinzugesetzt oder verändert ist, und die trotzdem ein so lebendiges dramatisches Leben zeigen, daß des Wunderns kein Ende sein wird. Wir vergessen ja heute allzu leicht, daß die homerischen Epen für den lebendigen Vortrag der Rhapsoden bestimmt waren. Daß diese dabei die Worte durch Gesten und andere schauspielerische Mittel unterstützt haben werden, liegt auf der Hand, und es ist kein Zufall, daß ein Schauspieler wie Kainz die Ilias so liebte.

Für die Person eines Dichters spricht allein schon der merkwürdige Mischdialekt der homerischen Sprache. Als charakteristisch führe ich aber noch einige bestimmte individuelle Züge an, z. B. seine Vorliebe für Nestor. Es kann keine Frage sein, daß Homer einzelne Helden mit größerer oder geringerer Vorliebe behandelt, so kommt zum Exempel der große Ajas trotz seiner Tapferkeit und Bedeutung oft schlecht weg, dagegen hat der Dichter aus eigener Wesensart und Weisheit dem alten Pylier sicher vieles in den Mund gelegt. Wenn der anfängt, von der alten guten Zeit zu erzählen, wenn der so niedlich und gewaltig sein Jagd- und Kriegslatein zum besten gibt, dann meint man den alten Vater Homer selbst zu hören. — Ein zweites ist der pessimistische Zug Homers. Der populärste Gebrauch seines Namens verbindet sich mit dem Ausdruck des Lachens, aber Burkhardt und Nietzsche, zwei gleich poetische Naturen, haben auf den trüben Zug des griechischen Gefühlslebens hingewiesen. „Die Griechen waren unglücklicher, als die meisten glauben." Für Homer ist ganz besonders sein Verhältnis zu den Göttern hier anzuführen, das so unendlich verschieden beurteilt worden ist. Es ist für jeden unbefangenen Betrachter durchaus individuell, nur verschwommenes Gerede von Volksauffassung und Volksdichtung kann das verkennen. Die Götter leben dort droben im ewigen Lichte, sie zanken, streiten und verwunden sich, sie weinen und teilen Ohrfeigen aus und spinnen

Intrigen, aber sie bleiben immer die Götter. Keine menschliche Befangenheit bindet sie, fast sind sie jenseits von Gut und Böse. Und drunten wandeln die armen Sterblichen und tragen Leid und Sorge. Achilles spricht es im 24. Gesange am schönsten aus:

„Also bestimmten die Götter der elenden Sterblichen Schicksal,
Bang in Gram zu leben; allein sie selber sind sorglos."

Wem käme nicht unwillkürlich Hyperions Schicksalslied in den Sinn? Man könnte auch noch als charakteristisch auf die deutlich erkennbare Abneigung Homers gegen den Krieg hinweisen, so merkwürdig dies für den Dichter der Ilias erscheinen mag.

Aber zum Schluß stehe noch ein Hinweis auf die lebendige Frische der Ilias, die selbst allermodernsten Gepräges nicht entbehrt. Das Bild der Volks- oder Soldatenversammlung des zweiten Gesanges könnte aus unserer Zeit stammen. Die Disziplin im griechischen Heere ist durch den zehnjährigen Krieg untergraben. Achill selbst ist dafür ein Beispiel. Bei dem Befehl zu einem entscheidenden Angriff steht die Militärrevolte in bedenklicher Nähe. Sie wollen nach Haus. Was gehen sie die Könige und deren Liebeshändel an? Wie da Thersites sich zum Wortführer aufschwingt, wie er, der lahme, bucklige Kerl mit der scharfen Zunge, den Offizieren das bessere Essen und die höheren Bezüge vorwirft, wie er, der natürlich immer in der Etappe sich aufgehalten hat, nun der erste Mann im Schimpfen ist und mit seinen Heldentaten prahlt, wie er die inneren Konflikte der obersten Heeresleitung geschickt auszunutzen weiß, all das wird einem wie eine neue Welt aufgehen, wenn man es nur einmal fertig bringt, die blaue Brille der Philologie oder die schwarze Brille unangenehmer Schulreminiszenzen abzulegen.

Goethes Wort soll der Schlußstein sein, man kann es nie genug zitieren: „Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Altertum gegenüber in den anmutigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat."

Dr. Peters

Diotima

Wie man lange schon verloren gewähnt, die Briefe der Susette Gontard sind gefunden und veröffentlicht worden. Und zwar hat Frida Arnold, die Großnichte Hölderlins, die Enkelin seines Halbbruders Karl, die vergilbten und zum Teil verblaßten Papiere, die in ihren Besitz übergegangen waren, dem Herausgeber Dr Carl Viëtor anvertraut, der nun im Inselverlag zu Leipzig eine mustergültige Ausgabe veranstaltet hat. Was man bisher nur vermuten und ahnen durfte, ist nun zu süßester Gewißheit geworden —: ja, es war eine reine, schmerzliche Liebe, und Diotima erwiderte sie mit der spät erschlossenen Seele einer zu früh Verehelichten, die an der Seite ihres geschäftsgewandten, aber leeren Gatten durch arme Tage wandelte. Erst als der schlanke, milde, versehnte Hölderlin als Erzieher ihr Haus betreten, erwachte der verhaltene Frühling ihres Herzens, und schimmernde, keusche Blüten taten sich auf mit einem wehen Lächeln, als ahnten sie einen Frost, der sie niederbrechen würde.

Hölderlin schied Ende September 1798 — er war im Dezember 1795 eingetroffen — nach einer offenbar scharfen Auseinandersetzung mit dem mißtrauischen, eifersüchtigen Hausherrn und wandte sich nach Homburg v. d. Höhe zu seinem getreuen Freunde Sinclair. Und nun beginnen die Briefe, die uns hier überliefert sind; freilich fehlen ihrer eine bedauerliche Anzahl, und Hölderlins Schreiben sind sicherlich nach Susettes frühem Dahinscheiden vernichtet worden — aber der Gewinn, der uns aus diesen alten, wehseligen Blättern emportaucht, ist ein so reger und bleibender, daß man dem Schicksal dankbar ist, das uns diese Zeugnisse bewahrt und überliefert hat.

Seitdem der Geliebte das Haus verlassen, ist Öde und Trauer gekommen, Leere und Schwermut. „Man begegnet mir, wie ich vorher sah, sehr höflich, bietet mir alle Tage neue Geschenke, Gefälligkeiten und Lustpartien an; allein, von dem, der das Herz meines Herzens nicht schonte, muß die kleinste Gefälligkeit anzunehmen mir wie Gift sein, so lange die Empfindlichkeit dieses Herzens dauert." Aus diesen wenigen Worten steigt das Bild des Gatten empor: ein wenig schlau, ein wenig hart, ein wenig ungeduldig — kein Ganzer und Echter. „Du weißt, daß ich leicht trübsinnig bin" — man glaubt es der Verlassenen willig. Und dann eine hohe Tristanempfindung, unendlich ergreifend in ihrer plötzlichen Aufwallung: „Die Leidenschaft der höchsten Liebe findet wohl auf Erden ihre Befriedigung nie! — — Fühle es mit mir: diese suchen wäre Torheit — —. Miteinander sterben! — — Doch still, es klingt wie Schwärmerei und ist doch so wahr — —, ist Befriedigung."

Und sie kann nicht fern dem Geliebten weilen; so sucht sie Wege und Mittel, wenigstens kurze Zusammenkünfte zu bewirken und einen flüchtigen Briefaustausch; immer wieder denkt sie auf neue Pläne und Versuche. Und sie findet rührende Worte der Entschuldigung, um sich zu entlasten; echt weibliche Scheu flüstert aus den Zeilen: „Deine zarte Seele stößt sich gewiß daran, und Du leidest mit mir. Aber verdenken kannst Du mir es nicht, weil ich es nur aus edler Absicht tue, das Schönste und Beste unter den Menschen nicht zugrunde gehen zu lassen." Ihre einsamen, gescheuchten Gedanken sammeln sich nur um dieses eine: dem Geliebten helfen und raten zu dürfen. Immer und immer wieder beteuert sie ihre reine, unlösliche Zuneigung, ihr letztes, innigstes Fühlen und Glauben: „Du kennst mich ja und Du hast tausend Beweise, wie mein Herz Dir hingegeben ist; und Du weißt, daß wenn man gegen die Liebe fehlt, man sich selbst am meisten verwundet." — „Und so mit mir verwebt bist Du, daß nichts Dich von mir trennen kann. Wir sind beisammen, wo wir auch sind, und bald hoffe ich Dich wiederzusehen... Sei nur noch glücklich (wie wir es meinen)." Und dann wieder der schwermütige Versuch einer Entsagung, eines rettenden Verzichtes, kaum selbst begriffen und voll zitternden Leides: „Meine Zeit war schon vorbei; aber Du solltest jetzt erst anfangen zu leben, zu handeln, zu wirken; laß mich kein Hindernis sein, und verträume nicht Dein Leben in hoffnungsloser Liebe." Sie wünscht ihm vor allem einen ratenden, rettenden Freund, denn „Du bist zu reich an Kräften und immer zu voll, um für Dich zu bleiben und nur auf Dich zu beruhen". Und ferner: „Deine edle Natur, der Spiegel alles Schönen, darf nicht zerbrechen in Dir. Du bist der Welt auch schuldig zu geben, was Dir verklärt in höherer Gestalt erscheint, und an Deine Erhaltung besonders zu denken." O welche Unschuld und werbende Treue! Wahrlich, diese Frau war Hölderlins würdig; man fühlt, daß ihm in ihrer milden Nähe Schönheit und Erfüllung entgegenkeimte. Einmal findet sie Trost und Ermunterung in beinahe hymnischen Worten, die an Hyperions letzte Offenbarungen erinnern: „Und wir sollten nicht vertrauen? Wir, die wir täglich Beweise der herrlichen auch uns belebenden Natur haben, die uns nur Liebe zeigt, wir sollten Kampf und Uneinigkeit in unserer Brust hegen, wenn alles uns zur Ruhe der Schönheit ruft?"

Und dann wieder bangt sie vor dem seligen Wunder der erneuenden Liebe, das sich in ihr und durch sie offenbart: „Ich erstaune oft über mich, daß ich schon so weit in die Jahre der Vernunft fortgerückt bin und doch so jung mir scheine." Und es stimmt köstlich zu ihrer schmiegsamen Ruhe und jungfräulichen Zartheit, wenn sie sich gern in Lila und Weiß kleidet, „ganz nach Deinem Geschmack". So sehen wir sie in ihrer Stille, den „Hyperion" in der Hand, und noch einmal durchlebend, was ihrem Dasein Fülle und Erfüllung gegeben; sie sucht sich Ruhe und Sammlung zur Lektüre, denn „Gute, schöne Bücher in einer dazu nicht passenden Stimmung zu durchblättern und nicht mit ganzer Aufmerksamkeit zu lesen, halte ich für Entweihung; sie gehören nur dem, der sie ganz fühlt und verstehen kann". Und noch ein reifes, nachdenkliches Wort dieser einsamen, edlen Dulderin, das so ganz ihr vertrauendes, gläubiges Herz enthüllt und ihre tiefe Erkenntnis des letzten Weltgrundes: „Ich kann das Wort Zufall,

welches ich geschrieben, nicht wieder aus dem Kopf bringen, es gefällt mir nicht, klingt so klein und kalt, und doch finde ich kein anderes. Könnte man nicht auch sagen, die geheime Verkettung der Dinge bildet für uns etwas, das wir Zufall nennen, was aber doch notwendig ist? Wir können wegen unserer Kurzsichtigkeit davon gar nichts vorhersehen und erstaunen, wenn es anders kommt wie wir meinten. Doch gehen die ewigen Naturgesetze immer ihren Gang, sie sind uns unergründlich, und eben darum tröstlich, weil auch das uns noch geschehen kann, was wir nicht einmal ahndeten und entfernt hofften."

Übrigens bietet diese kleine Briefsammlung auch dem Historiker einiges Neue, insofern Diotima über ihre Reise nach Weimar Bericht erstattet und über ihre Besuche bei Schiller und Wieland. (Als sie damals in Jena dem Schützer und Berater ihres trauten Freundes, den sie doch verschweigen mußte, gegenüberstand, wie hastig und dankbar muß ihr gequältes Herz geschlagen haben!) Das Wesentliche und Entscheidende aber bleibt doch jener volle, reine Klang der Liebe, vor dem wir uns ehrfürchtig und hingegeben beugen. Wir blicken auf die Büste Diotimas, welche dem Buche beigefügt ist, auf diese klaren, unverhüllten Züge (Heinse rühmt einmal ihren „reinen, schönen, tizianischen Teint"), und wir begreifen, daß diesem Leben ein rasches Ziel gesetzt war. Innerlich ausgeglüht von geheimer Sehnsucht, so ist sie dahingegangen, von der Hölderlin gesungen: „Du ruhst und glänzest in deiner Schöne wieder, du süßes Licht!" Und man erinnert sich jener anderen Verse, aus denen eine Abwehr tönt gegen alle diejenigen, die mit schielender Ungeduld, mit befleckten Händen zu diesen frommen, bebenden Bekenntnissen greifen wollen:

„An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind."

E. L. Schellenberg



Luther-Notgeld

Schnitt mal Stein gleich Geld! Dieser rätselhaft erscheinende Rechnungsansatz findet seine Erklärung durch die junge Ehe zweier altbewährter graphischer Vervielfältigungsverfahren. Sie ist berufen, der Gebrauchsgraphik eine neue, blühende Provinz zu erobern. Die edle Griffelkunst, die sich seit jeher willig in den Dienst des täglichen Bedarfes gestellt hat, wird in ihren künstlerischen Entfaltungsmöglichkeiten allzuhäufig durch Forderungen geschmacklicher Unkultur gehemmt. Ein Beispiel stehe für zahlreiche andere.

Als die Hartgeldnot, eine der traurigen Kriegsfolgen, über das metallverarmte Deutschland hereinbrach, regte sich in den Gemeinden der Wille zur Selbsthilfe. In Form von kleinen Geldscheinen wurde Papierscheidemünze geschaffen. Gold-, Silber-, Nickel-, Kupferstücke verschwanden aus dem Geldverkehr. Aluminium- und Eisengeld können infolge Beschränkung der dem Reiche zur Verfügung stehenden Mittel nicht in ausreichendem Maße geschlagen werden. Auf der Suche nach einem geeigneten Ersatzzahlungsmittel entstand das Porzellangeld, das als wertvoller Ausfuhrgegenstand in die Hände meist ausländischer Sammler wanderte. Im Inlande haben es die Wenigsten gesehen.

Der ins Riesenhafte angewachsene Bedarf an Scheidemünze mußte also von den Gemeinden gedeckt werden, trotz aller Unzuträglichkeiten, die in der damit verbundenen Wiederkehr vorväterlich kleinstaatlicher Währungszerrissenheit zu erblicken sind. Aus Gründen der Wohlfeilheit überragt im Ortsgeld der Papierschein die Metallmünze. Wer sogleich gehofft hatte, mit dem Papiernotgeld einen gewaltigen Aufschwung des graphischen Gewerbes zu erleben, sah sich zunächst enttäuscht. Die Eile, mit der das Notgeld die Druckpressen verlassen mußte, die notgeborene Forderung allerniedrigster Herstellungskosten, ermöglichten in den ersten Monaten zumeist Geldscheingebilde der Art, die einem geläuterten Geschmack ein Dorn im Auge war.

Später, nachdem die ungebesserten Zeitverhältnisse die Notwendigkeit längerer Beibehaltung des Ersatzgeldes zwingend dartaten, auch als sich die Sammler seiner als eines begehrten Gegenstandes in steigendem Maße bemächtigten, wurde größere Sorgfalt auf die Verwendung künstlerischer Entwürfe gelegt. Es entstanden bunte Geldbildchen, auf denen ein oft entzückender Humor sich auslebte, die auch einem verwöhnteren Geschmack entgegenkamen. Immer aber noch wirkten die kleinen Raumabmessungen der wenigen Zentimeter im Geviert einem großzügigen Bildeindruck selbst dort entgegen, wo der Entwurf zu ihm emporgestrebt hatte. Hinzu kam die weicher Wirkung zuneigende Linienführung und Farbgebung des reinen Steindruckverfahrens. Das Liebigbild blieb immer noch in gefährliche Nachbarschaft gerückt, das Spielerische des beschränkten Formats ließ sich auf diesem Wege nicht überwinden.



(Schriftseite auf allen Scheinen gleich)

Wie so oft im Gange der Entwickelung, kam auch hier ein äußerer Anlaß der bedrängten Kunst zu Hilfe. Am 7. April des Jahres 1521 wurde der Begründer der protestantischen Kirche, der Reformator und Bibelübersetzer Doktor Martin Luther auf der Reise zum Reichstage nach Worms, woselbst er für seine neue Lehre den Rechtfertigungskampf in eigener Person führen sollte, von seiner lieben und getreuen Stadt Erfurt mit festlichem Gepränge empfangen. Die Feier dieses Tages von weltgeschichtlicher Bedeutung beschloß der gegenwärtige Stadtmagistrat durch Herausgabe eines eigenartigen Jubiläums-Luther-Notgeldes besonders denkwürdig zu gestalten. Die Ungunst der Zeiten verbot die Prägung jeder äußerlich kostbar gearteten Schaumünze. Was lag näher


Begrüßung Luthers in Erfurt am 7. April 1521
(Roter Unterdruck, Nr.-Bezeichnung L)



Luther in Unterredung mit Staupitz im Augustiner Kloster zu Erfurt
(Gelber Unterdruck, Nr.-Bezeichnung U)

als der Gedanke, zum Papiergeldschein zu greifen? Der bekannte Erfurter Maler und Graphiker Alfred Hanf erhielt den Auftrag, fünf Begebnisse aus dem Leben Luthers im Bilde festzuhalten. Im Schwarzweißverfahren finden seine inzwischen geldgewordenen Entwürfe hier Wiedergabe.

Es ereignete sich das unerwartet Neue, das in seiner verblüffenden Einfachheit überraschte und in Fach- und Sammlerkreisen sogleich begeisterte Aufnahme fand. Der Künstler ging in seinen Entwürfen auf den Holzschnitt zurück. Er brachte diese lange hintangesetzte älteste graphische Ausdrucksform wieder zu Ehren. Den Holzschnitt fertig auf die kleine Form anzuwenden, untersagte sich von selbst, infolge der verhältnismäßig baldigen Abnutzung, der die Holzplatte unterworfen ist. Er fand einen Ausweg in der Ehe zwischen Holzschnitt und Steindruck. Die auf den Stein in der Größe von 7 zu 9 cm mechanisch übertragene Holzplatte lieferte Abzüge von starker, urwüchsiger Bildhaftigkeit, die großzügige Wirkung auf engstem Raume deutlich erkennen läßt. Des Rätsels Lösung war gefunden.



Luther bei der Bibelübersetzung
(Grüner Unterdruck, Nr.-Bezeichnung Th)

Von der störenden Unruhe der früheren Bildchenspielerei ist nichts mehr zu bemerken. In Flächen aufgeteilt, stehen Licht und Schatten in gesättigter innerer Ruhe zueinander. Eine Welt im kleinen wirkt groß und tief. Jeder der Scheine, 50 Pfennige an äußerem Wert geltend, erweckt den Eindruck eines Urbildes. Eine von kleinlichen Sonderwünschen unbevormundete Künstlerhand grub mit sicherer Messerführung den Span aus der Platte, ließ stehen, was stand, besserte nichts nach, glättete nicht, feilte

nicht aus. Die Formensprache ist flächig und kantig, nicht geziert und nicht gerundet. Eine in Einzelheiten sich verlierende Beschreibung der bildlichen Darstellungen erscheint unnotwendig. Sie sprechen wirklich für sich selbst. Wie zwischen mächtige Säulenpaare sind sie zwischen kernige Lutherworte in senkrechter Aufreihung quadratisch eingespannt. Daß sparsamste Ausdrucksmittel vollauf hinreichen, Kraft und Stärke tiefer Empfindung zu vermitteln, zeigt jener Schein in erhöhtem Maße, auf dem der Bibelübersetzer aus dem Dämmer der Wartburgzelle der hereinstrahlenden Sonne zugekehrt ist.



Luther in der Augustiner Kirche zu Erfurt predigend
(Blauer Unterdruck, Nr.-Bezeichnung E)

Die Entstehungsart der den Bildern beigegebenen Schriftworte rechtfertigt einen besonderen Hinweis. Nicht in der Starre toter Satzschrift beigesetzt, wurde sie bildgleich handgeschnitten, so wie es dem schaffenden Künstler der Augenblick eingab. In der Anordnung der Punkte, Zeichen und Raumfüllungen sich von der Enge der Handwerksregel lösend, wuchs der einzelne Buchstabe vom Kern nach dem Rande, nicht etwa vom Umriß nach dem Innern hin, wie es bei gewöhnlichen Schriftzeichnern des Landes leidiger Brauch ist. Nach dem Entwurfe selbst, nicht nach einer Durchpausung erfolgte der Schnitt in die Platte, jedem einzelnen Teile das wurzelechte Gepräge gebend.

Die Bildhaftigkeit der Vorderseiten wurde durch die Anbringung des den Verwendungszweck dartuenden Textes auf die — der ganzen Reihe gemeinsame — Rückseite weiter verstärkt. Die auf ihr kräftig hervortretende gotische 50 des Mittelfeldes, Luthers Wappen und das Erfurter Rad in den Strahlenkränzen der kleineren Seitenfelder links und rechts, bezeugen



Luther als Reformator
(Violetter Unterdruck, Nr.-Bezeichnung R)

die geschickte geometrische Raumaufteilung, die durch den ferneren unerläßlichen Bestimmungstext ergänzt wird. In der Reihenbezifferung wurden statt der Zifferzeichen 1 bis 5 die Buchstaben L, U, Th, E und R — zusammengestellt den Namen **Luther** ergebend — gesetzt. Die Druckausführung erfolgte schwarz auf sattfarbigem Grunde: rot, gelb, grün, blau und violett. Durch welliges Wasserzeichen und Wertpapiermaserung auf der Rückseite sind Fälschungen erschwert. Der Prägestempel ist im Ton des Unterdruckes ausgeführt.

So wurden als Schlußglieder einer Kette äußerer Zufälligkeiten, ein künstlerisch vollwertiger Gelderſatz, und in der Verbindung von Holzschnitt und Steindruck ein geeignetes Mittel gefunden, geschmacklichem Niedergang der Gebrauchsgraphik zu wehren und das Anwendungsgebiet dieses wichtigen Zweiges der Griffelkunst fruchtbar zu erweitern.

Walter Bähr



Das Redentiner Osterspiel im Dom zu Lübeck

Um unseren ehrwürdigen Dom, Heinrichs des Löwen hehres Denkmal in unserer Stadt, hängt der Frühling eben seine grünen Schleier, und Auferstehungsgedanken weben durch dieses vornehmstille Seitab, mag auch das kirchliche Osterfest längst vorüber sein. Heute hat sich drinnen alles zusammengefunden, was am geistigen Leben deutscher Art bei uns noch Anteil nimmt — vom Bürgermeister bis zum Schuljungen —, alles, was sich noch ein Herz bewahrt hat für die jungfrischen Vorstöße zur Verinnerlichung und zur Heimführung unseres Volkes zu seinen wahren unzerstörbaren Schätzen durch künstlerische Darbietungen. Die Jugend, die auf den Schlachtfeldern den Lohn nicht fand, im Reiche der Kunst wird sie ihn finden. Hier gibt es nur Aufbau und ehrfürchtiges Streben bei frohem Geben. Geschäftstüchtigkeit, planmäßiges Irreführen und gewissenlose Kräftevernichtung im Gegeneinanderwüten der Parteien haben keinen Kurs.

Die Mitglieder der Gümbel-Seiling-Truppe der Frau Maria Haide aus Starnberg, einer Truppe von Laien-Schauspielern, dabei junge Studenten und Schüler, wollen uns, nachdem das Schauspiel an die 500 Jahre aus den Kirchen verbannt war, auf geweihtem Boden das alte Redentiner Osterspiel vorspielen.

Ich habe schon am Abend vorher an einer köstlichen Aufführung Hans Sachsischer Komödien und Fastnachtsspiele durch die Truppe in der Aula eines unserer Realgymnasien meine Freude gehabt. Die Gestalten des selig duselnden und haltlos schmunzelnden Petrus, der sich auf Erden ungehörig vergnügt hat, und des fahrenden Schülers, der einträgliche Aufträge ins „Paradies“ übernimmt, stehn mir noch in ihrer drastischen Komik, wie sie der kindlich-künstlerischen Freude an den irdischen Gebrechen auch der Heiligen, der Einfältigen und Selbstgerechten entspringt, vor Augen. Es war da eine so frischzupackende Keckheit in der holzschnittderben Charakterisierung zum Ausdruck gekommen, daß sie uns alle erquickt und mitgerissen hatte. Die übermütige Laune, mit der diesen Einfällen ohne alle anspruchsvolle Umrahmung plastischste Gestalt gegeben worden war, hatte so zündend gewirkt, daß wir allen Elends umher hatten vergessen können und wieder an das unverwüstlich schöpferische Leben unseres Volkes zu glauben anfingen. Man spürte etwas von jenem Genie, das die Zeitgrößen auf der Weltbühne so ganz vermissen lassen. Gottlob! so gab es doch noch unverrottetes Leben, das nicht vor dem Erfolg der geistigen Armut am Boden kroch und winselte; so gab es noch deutsches Gut, an das kein Franzos mit seiner hohlfrechen Triumphatorlaune und seiner kulturlosen Sucht, zu zerstören oder zu besudeln, herankonnte.

Wie werden diese jungen Künstler sich wohl im Rahmen eines Kircheninnern mit einem biblischen Stoff abzufinden wissen? Die Frage beschäftigte mich, wenn ich auch nicht einen Augenblick zweifelte, daß ihrer hingabefähigen Jugend auch dieses Werk gelingen werde. Ganz

neue Kräfte mußten sich hier offenbaren. Hier konnte ein Heiliger ja nicht mehr durch sein Allzumenschliches interessieren. Es galt hier, selbst Menschen, ja Teufel dem Eindruck des Heiligen dienstbar zu machen. Nur eigenes religiöses Fühlen vermag Herzen zum Himmel zu erheben, vermag im künstlerischen Gestalten einem religiösen Drange des Aufnehmenden genugzutun und verschüttete Empfindungen selbst da wieder zum Leben zu erwecken, wo man sich auf seine glaubenslose Vernünftigkeit etwas zugute zu tun liebte. Solche Kräfte der Seelen aber sollten uns nun mit den geringsten Mitteln ein gewaltiges Geschehen in stilvoller Abrundung und Durchdringung so vor die Sinne stellen, sollten Licht und Schatten, Humor, Tragik und Erhabenheit in wechselnden Bildern ohne Sentimentalität so ineinander verweben, daß der Eindruck ein der Bedeutung des Vorwurfs entsprechender wurde.

Das Bild der nächtlichen Kirche mit dem versammelten „Volk" war der würdigste Rahmen für ein Werk lebensvoller und starker Volkskunst von der niederdeutschen Art dieses Osterspiels. Das primitive Bretterpodium füllte das Mittelschiff unter der Orgel der Breite nach so ziemlich aus. Diese Bühne empfing ihr Rampenlicht von einer Reihe Kerzen, die auf einem Brett in halber Höhe des Podiums befestigt und von einer hinter jeder aufgehängten Papierfahne gegen das Publikum abgeblendet waren. Der Zugang zur Bühne geschah über Treppen rechts und links von einer Kapelle rechts her. Als einziges Bühnenrequisit bemerkte man eine dreistufige Erhöhung im Hintergrund, die als Grab, Eingang zur Hölle und Sockel für einzelne Gruppenbildungen dienen konnte. Rund um diese Bühne herum hatten die Zuschauer es sich in Kirchenstühlen und Bänken, wie auf allem was eine erhöhte Sitzgelegenheit bot, bequem gemacht. Der Balkon im Rücken der Schauspieler unter der Orgel war ebenso besetzt wie seitwärts davon eine noch höhere Galerie dicht unter den Wölbungen der Decke. Die Hauptmenge füllte das lange Mittelschiff der Kirche, das, von nur wenigen Kerzen durchschimmert, wundersam in rötlichgelber Dämmerung verschwamm, aus der geisterhaft das riesige Kreuz vor dem Altar sich loslöste. Wer sich nicht sehr frühzeitig eingefunden hatte und doch nach vorn vorzurücken wünschte, mußte sich vor denen, die sich bereits eingenistet hatten, als erfindungsreicher und verwegener Turner produzieren und über Bühne und hohe Stuhllehnen hinwegklettern. Auch ließ es sich die Nächstenliebe nicht verdrießen — zwar nicht eben Gichtbrüchige durchs abgedeckte Kirchendach herabzulassen, aber doch alte Mütterchen und würdige Gelehrte aus grauenvollem Gedränge über den Feuerkreis der Rampen hinweg in die friedlichen Gründe unter die zum Schauen Bestellten hinunterzubugsieren. Sicher stimmten alle diese kleinen Vorgänge vortrefflich zum Geist der wackeren Nürnberger Meistersinger wie des Dichters unseres Osterspiels und auch zur Auffassung und Ausgestaltung dieses Spiels durch die Starnberger Truppe, die endlich, nachdem Orgel und gemeinsamer Gesang die Aufführung eingeleitet hatten, ihre Engel vorschickte.

Was soll ich von dem Werke sagen? Dieses 1464 auf dem zum Kloster Doberan gehörigen Hofe Redentin bei Wismar in Mecklenburg wahrscheinlich von einem Geistlichen ursprünglich plattdeutsch niedergeschriebene Osterspiel ist jedem zugänglich. (Dat öllste Mäkelbörger Osterspill von Peter Kalff up Redentyn in heutiges Mäkelbörger Platt överdragen von Gust. Struck, Rostock 1920. Außerdem Ausgaben von Frybe, Bremen 1874, C. Schröder, Norden und Leipzig 1893 u. a. Der der Aufführung zu Grunde gelegte Text: Ausgabe von Gümbel-Seiling. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Es gilt als ein Werk, das in bezug auf die kraftvolle Charakterisierung der Figuren in seiner Zeit kaum seinesgleichen hat. So wie es hier zur Darstellung gebracht wurde, übte es eine sichtlich sehr starke Wirkung auf die Gemüter aus. Es war ein Gottesdienst, wie er eindringlicher nicht wohl gedacht werden kann. Gar manchem werden diese Gestalten unvergeßlich bleiben. So die edelschlanke des auferstandenen bartlosen Christus mit dem hoch emporgeschwungenen langen schmalen Kreuz, mit dem weißen Untergewand und dem purpurroten Mantel. Welch ein leidenschaftlicher Ausdruck hohen Ernstes und reinsten Wollens glänzte aus seinen Augen! Welch eine geistige Kraft belebte und

bändigte seine sicheren Bewegungen! Wie hell leuchtete diese Jugend! Und wie herrlich in Klarheit hintönend war sein Pathos! Die gemessenen Bewegungen und Deklamationen der Erzengel, das unbewegliche Hinausschauen ihrer Blicke, das keine Starrheit war, vielmehr ein Versunkensein in ewige Herrlichkeiten verkündete — das alles rührte dadurch, daß es wohl an Kirchenstatuen und Gemälde erinnerte und doch mehr war als sie — gegenwärtiges Leben — und entzückte zugleich durch den inneren Adel der schönen weißen Gestalten. Und das um so eigener, da die kleineren Engel neben ihnen in weißen Kleidern, mit roten Bäckchen, wohlgekämmt, ganz den stumpfen, eigensinnigen Ausdruck kleiner Bauernmädels hatten, die zu hohen Würden gelangten. Geradezu wundervoll aber wirkte unter den zur Heiligkeit Erlösten Adam. Ich werde mir den ersten Menschen künftig als beseeltes Wesen kaum noch anders als so vorstellen können. Michelangelos Verkörperung in der Sixtina ist doch eben nur die Verkörperung eines Gottesgedankens; hier war alles zum Sichbewußtwerden ringendes Eigenleben in der Erscheinung. Die in diesem schweren inneren Ringen etwas vorgekrümmte, noch ungelenke und gleichsam in ihrer Kraft ungelöste stattliche Gestalt im lila Gewand, die krampfhaft sich ballenden Hände, die unter einem Heben der Schultern sich versteifenden Arme, die ganze in ihrer Derbheit und Herbheit schöne und innige Jugendlichkeit des Spielers und dazu diese gläubig leuchtenden Augen — das alles machte die Heiligung, die Entlastung von aller Sünde, eine Seligkeit, die an sich selbst noch nicht zu glauben wagt, geradezu sichtbar. Die Stimme aber tönte so sonor wie dunkle Feierglocken — einfach — fast einfältig. Auch die anderen Heiligen waren schön und kraftvoll charakterisiert. Vor allem noch Jeremias mit dem Theologeneifer des Propheten und die feingliedrige, durchgeistigte Gestalt Johannes des Täufers, — kein Grübler, aber der Asket in der Wüste, der große Ahner und frohe Verkünder, der sein Blut überwunden hat, der Vorläufer seines Herrn.

Und um das Lichte durch die schwärzesten Schatten zu heben, raste das höllische Volk des gefährdeten Luzifer über die Bühne, eine Herde grotesker Fratzen. Er selbst, der Fürst des Bösen, in seiner fahlen Häßlichkeit fast beängstigend neben dem kleinen in seiner keifenden Bösartigkeit possierlichen Satan. Und um beide herum das übrige polternde und fauchende Gelichter, geschwänzt, mit Molchskämmen und schwarz wie die Abgründe der Sünde. Selbst hier aber gab es nirgends zur Manier Gewordenes. Wort, Gebärde, Bewegung muteten überall an wie unmittelbar aus dem Erleben entsprungen.

Zwischen den beiden Gruppen aus dem Jenseits bewegten sich die erdigen Gestalten der Grabwächter, des Pilatus und der Hohenpriester, scharf und kantig umrissen, in ihrem Fühlen am Boden flatternd, in ihren Gedanken in das Triviale verstrickt. Auch die Vertreter dieser Rollen halfen mit vielem Geschick das Ganze zum harmonischen Kunstwerk abzurunden.

Es ward wohl jedem Zuschauer offenbar, daß bei einer Aufführung wie dieser jede Kulisse, als von der Umrahmung durch Kirche und Zuschauer abtrennend, nur als eindruckzerstörend hätte empfunden werden können. Die Bildhaftigkeit des Menschenmaterials in seinen wechselnden Gruppierungen genügte für die Verlebendigung der Dichtung völlig.

Als ich durch die Nacht heimging, erfüllte mich eine große hoffnungsvolle Freude. Kann deutsche Jugend die Herzen so erheben, so braucht uns um ein Wiedergesunden des Volkes nicht gar so bange zu sein. Eine Durchgöttlichung wird immer nur in wenigen Menschen vor sich gehn. Wendet sich aber eine Kunst an alles Volk, wie diese, so wird ihre Segnung wenigstens allen zuteil werden, die berufen sind, und sie wird damit imstande sein, diese vom Tage zu reinigen und zu erlösen. Und da bin ich des frohen Glaubens, daß deutscher Geist, der so erst einmal geweckt wurde, jeden niederen Feindes endlich Herr werden muß, wälze er sich nun gierig draußen an den Grenzen auf den billigen Lorbeeren oder drinnen im schweißlos erworbenen Papiergeld herum. Man öffne nur getrost überall im Lande diesen Schauspielern die Gotteshäuser!

Julius Havemann



Türmers Tagebuch

Weltpolitische Möglichkeiten
Die Sozialdemokratie als Schrittmacherin des Kapitalismus
„Illusionsgewinne der Industrie"

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai hat sich der Reichstag für die Annahme des Ultimatums entschieden. Die Begleitumstände dieses hochpolitischen Vorganges sollten so bald nicht vergessen werden. Es war eine Falstaffiade, wie sie selbst im parlamentarischen Leben Neudeutschlands noch nicht geschaut worden ist. „Schon die Tage vor dem Entschluß", schildert Dr. E. Jenny im roten „Tag" seine Eindrücke, „boten ein erbärmliches Schauspiel. Wo ein Heros reckenhaft hätte emporwachsen müssen, da machte sich ein klägliches Gewimmel der Parteizwerge breit. Seit Wochen dauerte es, ohne daß eine Regierung zustande kam. In der letzten Nacht vollends ging's zu wie in einem Ameisenhaufen. Kopflos war das Volk, denn es besaß keine Regierungsgewalt mehr. Ratlos, hilflos, ohnmächtig lief das Gewimmel durcheinander, das sich zu einem Entschluß hätte aufraffen sollen. Wie auf einer Flimmerleinewand tauchten neue Reichskanzler und neue, bunt zusammengewürfelte Ministerien aus dem Dunkel und verflogen wieder. Ein ausländischer Berichterstatter meldete seinem Blatt höhnisch, alle Stunde gäbe es ein neues Kabinett. Niemand wußte mehr aus noch ein." ... Und dieses Geschiebe hin und her, dieses Aufstehen und Wiederumfallen, dieses Gewisper und Köpfezusammenstecken in geheimen Klausen, dieses Fangballspiel mit der Verantwortlichkeit von Partei zu Partei währte so lange, bis der Präsident der Republik mit Fahnenflucht drohte und der Außenminister andeutete, daß bei weiterem Zögern die von der Entente gestellte Frist verpaßt sein würde. Da endlich, unter diesem äußersten Drucke, kam jenes klägliche Ja zustande, aus dem die ganze heillose Zerfahrenheit unseres gegenwärtigen Regierungssystems herauszitterte. Denn das konnte ja eine blinde Frau mit dem Krückstock fühlen: nicht die Sorge um das Reich, sondern um die Wählergefolgschaften hat den Gesalbten des Volkes die Entscheidung so grausam schwer gemacht.

Nun ist sie gefallen, und die liebe deutsche Seele wird, wofern keine Zahlungsstockung eintritt, wenigstens in der Reparationsfrage für das nächste halbe Jahr Ruhe haben. Es wäre nutzlos vergeudete Zeit, nachträglich über die Gründe des

Für und Wider zu streiten. Auffallend ist, daß bei der Erörterung, ob Annahme oder Ablehnung das kleinere Übel sei, der wirtschaftliche und ethische Gesichtspunkt den weltpolitischen so völlig in den Hintergrund drängte. Immer und überall stand im Mittelpunkt die bange Erwägung: Können wir gegebenenfalls das Diktat erfüllen? Es soll hier gewiß nicht für die politische Immoral eine Lanze eingelegt werden, aber daß eine Überspitzung des ethischen Gefühls in der Politik ganz und gar unangebracht ist, wird außerhalb der deutschen Grenzpfähle kein Mensch bezweifeln. Adolf Grabowsky bezeichnet es in der Zeitschrift „Das neue Deutschland" sehr mit Recht als einfach widersinnig, wenn man bei uns mit Vorliebe deshalb auf England schimpft, weil es nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht sei. „Eine entsetzlich egoistische Nation, so sagt man. Als ob die Außenpolitik eines Staates darin bestände, den Vorteil der anderen wahrzunehmen! Im übrigen sind es weniger unklare Pazifisten, die derart reden, als stramme Alldeutsche, die für Deutschland selber eine Machtpolitik sogar zu einer Zeit empfehlen, wo wir gar keine Macht mehr einzusetzen haben. Vermeine ich, einen Staat zur Vernachlässigung des heiligen Egoismus bringen zu können, so bin ich wahrscheinlich ein sehr guter Mensch, aber sicher ein sehr schlechter Politiker. Die Aufgabe kann vielmehr nur sein, eine Lage herzustellen, in der mein heiliger Egoismus mit dem heiligen Egoismus des anderen übereinstimmt."

* * *

Diese Aufgabe ist es, an der sich die deutsche Diplomatie wieder aktionsfähig machen könnte. Zeit dazu wäre es. Denn langsam beginnt sich der Nebel über dem weltpolitischen Chaos zu zerteilen und gewisse feste Umrißlinien treten deutlich erkennbar auf dem bisher verschwommenen Bilde hervor.

Den Angelpunkt der internationalen Lage bildet die Flottenrivalität zwischen England und Nordamerika. Sie drängt, wenn keine Einigung auf ein die Machtverhältnisse der beiden Wettbewerber ausgleichendes Bauprogramm erfolgt, mit natürlicher Zwangsläufigkeit auf eine gewaltsame Entladung des Interessegegensatzes hin. Die auswärtige Politik Englands sowohl wie Amerikas zielt darauf ab, sich durch Bündnisse für den Kriegsfall zu sichern. Frankreich als die nunmehr stärkste Militärmacht des Kontinents kommt hierfür in erster Linie in Frage. Das Kabinett Clémenceau war bereit, um den Preis der Auslieferung Deutschlands unters englische Ehejoch zu kriechen, d. h. den Bündnisvertrag mit England zu unterzeichnen. Der französischen Eitelkeit erschien aber die Rolle einer Buhlerin begehrenswerter, die sich ohne feste Bindung von zwei Kavalieren zugleich aushalten läßt. Ein solches dreieckiges Verhältnis, wie Briand es als Nachfolger Clémenceaus als einen rocher de bronze zu stabilisieren versuchte, liegt aber keineswegs in Englands Sinn. Daher Lloyd Georges graziöse Fußtritte. Die Zuwendungen aus dem deutschen Konto werden in dem Augenblick eingestellt, wo die Dame Frankreich ernsthafte Neigung zu einem Techtelmechtel mit Washington verrät. Es gehört die ganze kleinbürgerliche Einfalt eines Zahlabendpolitikers dazu, wenn der „Vorwärts" sich das Eintreten Lloyd Georges für Oberschlesien so auslegt, als habe die mannhafte Haltung der deutschen Sozial-

demokratie in der Ultimatumsfrage den englischen Staatsmann zu der Einsicht bekehrt, daß es nunmehr an der Zeit sei, den „Weg der Gerechtigkeit“ zu beschreiten.

Die Besetzung des Ruhrgebiets, Frankreichs sehnlichstes Ziel, ist durch die Annahme des Ultimatums fürs erste verhindert worden. Aus dieser Situation ergeben sich für die nächste Zukunft der französischen Politik drei Möglichkeiten, die Dr Östreich, der während des Krieges auf einem Außenposten in Südamerika tätig war, knapp und klar wie folgt kennzeichnet:

„Die Franzosen entschließen sich, entweder allein gegen Deutschland vorzugehen, ohne sich um die Zustimmung Englands, Nordamerikas, Italiens, Belgiens und Japans zu kümmern, sich die deutsche Beute zu sichern und sich so schnell wie irgend möglich stark gegen jeden Einspruch der anderen Alliierten zu machen. Der englisch-nordamerikanische Gegensatz käme ihnen dabei zu Hilfe. Nordamerika würde wohl niemals zugeben, daß England Frankreich zur Ohnmacht herabdrückt. Andererseits hätte England ein übermäßiges französisches Erstarken zu befürchten und müßte für die Zukunft vorbauen, indem es sich auf dem europäischen Festlande nach anderen Stützen, und zwar auch gegen Frankreich, umsähe: in erster Reihe kämen dafür Deutschland und Rußland in Betracht.

Die zweite Möglichkeit wäre, daß die Clémenceau-Partei ans Ruder käme und das von England vorgeschlagene Bündnis einginge, das seine Spitze gegen Nordamerika richtet. Dann würde Nordamerika genötigt sein, sich an Englands und Frankreichs Gegner anzuschließen, in erster Reihe außer China an Deutschland und Rußland, und sie so schnell wie möglich noch vor der Katastrophe aktionsfähig machen.

Die dritte Möglichkeit wäre, daß Frankreich für Amerika optiert: dann würden wieder England und Italien sich andere Verbündete suchen müssen, und wieder in erster Reihe Deutschland und Rußland.“

Die ganze zukünftige Politik der übrigen Mächte, vornehmlich also Japans, Italiens, Belgiens hängt von der Lösung ab, die der englisch-nordamerikanische Gegensatz und der englisch-nordamerikanische Wettkampf um Frankreich finden. Deutschland aber, das Ausgleichsobjekt, wird wie ein Seismograph alle Kurvenschwankungen dieses unterirdischen Gestaltungsprozesses vorweg an sich verspüren — wie es nun einmal deutsche Art ist: bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt.

* * *

Ist es wirklich richtig, angesichts der kritischen, auf unabsehbar wichtige Entscheidungen zutreibenden weltpolitischen Lage bei unsern Entschlüssen immer nur fast ausschließlich die wirtschaftliche Seite der Dinge zu berücksichtigen? Heißt das nicht, mit Insektenaugen in die Zukunft blicken? Durch das fortwährende angstvolle Hinstarren auf den Riesenberg übernommener Lasten verkümmert das Sehwerkzeug und versperrt sich selbst den Ausblick über des Stromes Weiten. Dem Führer der Volkspartei, Dr Stresemann, hat ganz offenkundig das weltpolitische Gewissen geschlagen und er hat unverkennbar bis zum letzten Augenblick geschwankt, ehe er sich unter dem Druck der wirtschaftstheoretischen Ratgeber der Partei zögernd entschloß, einem verkappten Erzberger-Kabinett die Führung des

Staatsschiffes zu überlassen, dessen Steuerung nach festem außenpolitischen Kurs damit wieder einmal auf lange Zeit hinaus vereitelt ist.

Die Annahme des Ultimatums stellt uns nach fast dreijähriger Verhandlungsperiode vor festgefügte, vollendete Tatsachen. Damit schwindet aus der öffentlichen Diskussion der Streit um das „Annehmbar“ oder „Unannehmbar“, der die Gemüter ähnlich erhitzt hat wie die Auseinandersetzung über die Schuldfrage am Kriege. Die Entgiftung der innerpolitischen Luft hat also einen weiteren Fortschritt gemacht. Fehlt nur noch, daß wie die Gefolgschaft der Extremisten von links auch die derer von rechts zugunsten einer ruhigeren Auffassung der Sachlage abbaut. Der Rechtsradikalismus nährt sich von der Hoffnung, daß wir durch ein gewaltsames Aufbäumen das Joch der Entente abschütteln könnten. Die „Alldeutschen Blätter“ rieten dem „deutschen Volke“ noch vor kurzem, es solle sich aufraffen, „den Versailler Friedensvertrag in Fetzen reißen und den Feinden vor die Füße werfen“. Was soll nun solch unsinniges Beißen in die eiserne Kette, das dieser nichts, wohl aber den eigenen Zähnen schadet? Ähnliche, fast schon mehr pathologisch anmutende Äußerungen finden sich indessen immer wieder auch in sonst ganz vernünftigen nationalen Blättern. Von der Politik gilt noch mehr als von anderen Gebieten, daß die gute Gesinnung nicht den Mangel an Talent entschuldigt. Wem das psychologische Augenmaß für die Dinge ringsum so ganz abgeht, dem sollte wenigstens die Gelegenheit genommen werden, noch andere anzustecken. In einer Plauderei „Eine Stunde bei Ludendorff“ berichtet Kurt Borsdorff in der „Deutschen Zeitung“ über eine Unterredung mit dem Feldherrn, der dringend vor allen Unbesonnenheiten innerhalb und außerhalb des Staates warnt. „An Krieg ist nicht mehr zu denken ..., auch ein Auflehnen gegen die Entente zwecklos ...“, so gehen seine Gedankengänge. „Die Sanktionen werden hingenommen werden müssen, vielleicht bergen sie den Anfang unserer nationalen Wiedererweckung.“

Ludendorffs Zeugnis sollte doch eigentlich genügen. Und im übrigen: die Weltgeschichte läßt sich ihren Lauf nicht auf Generationen hinaus vorschreiben. Das darf uns ein Trost sein.

* * *

Der Radikalismus beider Richtungen scheint endlich den Höhepunkt seines Erfolges hinter sich zu haben. Die Massen sind einfach des unholden Treibens phantastischer Heißsporne müde. Es finden sich immer weniger Dumme, die gewillt sind, illusionistische Kastanien aus dem Feuer zu holen. Ein erfreuliches Zeichen der Gesundung, aber man täusche sich nicht darüber, daß der große innerpolitische Konflikt, der Machtkampf zwischen Sozialismus und Kapitalismus, deswegen noch lange nicht einer Lösung oder auch nur einem Ausgleich näher gebracht ist. Das Ultimatum haben neben dem Zentrum vor allem die Sozialdemokraten mit ihrer verantwortlichen Unterschrift gedeckt. Wieweit die übernommene Verpflichtung praktisch durchgeführt werden kann, bleibe hier unerörtert. Sicher ist, daß die Sozialdemokratie alles tun wird und muß, um die Verpflichtung zu erfüllen. Dr Paul Lensch, ein Sozialdemokrat, gegen den zurzeit ein Ausschlußverfahren schwebt, untersucht nun in der „Deutschen Allg. Ztg.“ die Frage, wohin

die Sozialdemokratie durch die ihrer harrende Aufgabe geführt wird. Leute, die man aus einer Partei entfernt, sind gewöhnlich weniger von des Gedankens Blässe angekränkelt, als es dem hohen Bonzentum um seiner Gläubigen willen lieb ist. Und wirklich verdient, was Lensch darlegt, Beachtung: „Daß durch ein noch so phantastisches Steuersystem, durch dessen Ausbau die Sozialdemokratie hoffen dürfte, die Hauptlast von den Schultern der Arbeiterklasse abzuwälzen, die Ententeforderungen nicht annähernd erfüllt werden können, darüber ist sie sich selber natürlich völlig klar. Wodurch denn aber sonst? Nun, durch nichts anderes, als durch einen systematischen Ausbau des — Kapitalismus. In der Tat kann nur die rationelle Ausgestaltung dieser Produktionsweise, als deren historische Eigenart Marx die unerhörte Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkräfte pries, die Möglichkeit wenigstens in Aussicht stellen, den übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Die Einverleibung der modernsten technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften in den Produktionsprozeß, die bisher das Zwangsgesetz nur der Konkurrenz waren, wird in Zukunft auch das Zwangsgesetz der Politik bilden. Normenbau und Typenwesen, Psychotechnik und Taylorsystem, Dinge, die in letzter Zeit dem deutschen Wirtschaftsleben sich zu nähern begonnen hatten, werden ihm in Zukunft das Gepräge aufdrücken. Und alles das unbeeinflußt von sozialistischen oder sozialisierenden Eingriffen, sondern lediglich gestellt unter den einen Gesichtspunkt: Steigerung der Produktion, und zwar nicht um den gesellschaftlichen Reichtum in Deutschland, sondern um ihn in den Gebieten der Landesfeinde zu heben."

Diese trübe Voraussage, deren Erfüllung eine tiefe geschichtliche Ironie bergen würde, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

* * *

Sollen wir uns darüber freuen, die Sozialdemokratie in einen tragischen Zwiespalt gedrängt zu sehen, dem sie eigentlich nur durch ihren Rückzug aus der Regierung entrinnen kann? Wem nicht das Wohl der Partei über das des Reiches geht, wem die Überwindung des inneren Haders und das Verwachsen zur Volksgemeinschaft sehnlichstes Ziel ist, und wer da wünscht, daß Deutschland dermaleinst wieder nach außen hin bündnisfähig werde, der wird diese Frage aus vollem Herzen verneinen. In der soeben beendeten Phase des Ringkampfes hatte der sozialistische Gegner das Übergewicht; in der kommenden wird voraussichtlich das großkapitalistische Unternehmertum die Vorteile auf seiner Seite haben.

Der Handelsteil der Blätter bietet gerade jetzt in den Abschlußberichten des verflossenen Geschäftsjahres ein Spiegelbild der geradezu wüsten Profitorgien, die sich auf den Trümmern unserer Wirtschaft ausgetobt haben. Die Nutznießer all dieser Riesengewinne auf Kosten der Allgemeinheit sind doch leider nicht nur in den Gesinnungskreisen des „Berliner Tageblatts" zu suchen. Auch innerhalb der Rechtsparteien machen sich mächtige Gruppen und Kliquen breit, die ihren Sonderbestrebungen mit naiver Selbstverständlichkeit das nationale Mäntelchen umzuhängen wissen. Nur so ist es auch zu verstehen, wenn der Arbeiter stets geneigt ist, in jedem Angehörigen der nationalen Parteien so etwas wie einen Kapitalisten zu sehen, obwohl die kapitalistische Oberschicht an sich ziffernmäßig

nur einen geringen Bruchteil der Parteien darstellt. Im direkten Mißverhältnis hierzu ist seit der überhasteten Neugestaltung des Rechtsflügels in den Novembertagen der Einfluß dieser Gruppe auf den Gesamtapparat ständig gewachsen, sie ist es, die mehr oder minder offen unter fortwährender Hervorkehrung des wirtschaftlichen Momentes die allgemeine Marschroute regelt. Es läßt sich recht wohl denken, daß bei andersartiger, gerechterer Machtverteilung Positiveres, eine wirkliche Aufbauarbeit, hätte geleistet werden können. Das besitzlose Bürgertum, ohne dessen Stimmenzahl die Wirkungsmöglichkeit der Rechtsparteien auf ein Nichts zusammenschrumpfen würde, hat sich diesen doch nur angeschlossen im Vertrauen auf die zielbewußte Innehaltung einer wahrhaft „deutschen" und „nationalen" Politik, und sicherlich auch ohne zu ahnen, daß von Partei wegen jemals das Gesamtwohl des „Volks" zugunsten der Erstarkung einer Oligarchie von Geldsacks Gnaden hintenangestellt werden könnte. Unter dem skrupellosen Ausbeutungssystem des Unternehmertums während der Verfallszeit hat das nichtkapitalistische Mitglied der Rechtsparteien genau so zu leiden gehabt wie der Sozialdemokrat, und es ist nur erstaunlich, mit wieviel größerer Lammesgeduld der „Bürger" diesem schädlichen Treiben bis heute zuschaute. Allmählich freilich beginnt es denn doch in den Köpfen zu dämmern. Warum also nicht offen aussprechen, was ist? Es sei aus einer Anzahl von Zuschriften nur eine erwähnt, die typisch für alle dem hier berührten Zwiespalt Ausdruck verleiht: „Die Porzellanfabrik Fraureuth A.-G.", schreibt uns ein Leser, „hat im letzten Jahre (in Klammern stehen die Zahlen des Vorjahres) einen Bruttogewinn von rund 1 900 000 ℳ (463 000) erzielt. An Abschreibungen wurden gebucht 693 000 ℳ (147 700). Der Reingewinn betrug rund 1 206 000 ℳ (320 000), die Dividende 35 % (25 %). Von einer anderen Porzellanfabrik wurde mir glaubhaft berichtet, daß sie 55 % Dividende verteilt, dazu noch eine Aktie zu 1000 ℳ geschenkt habe." Und er fährt fort: „Solange unser Volk bei Gegenständen des täglichen Bedarfs in dieser schamlosen Weise bewuchert und ausgeräubert wird, haben wir kein Recht, in den Forderungen unserer Feinde etwas Ungewöhnliches, Ungeheuerliches, Verbrecherisches zu erblicken."

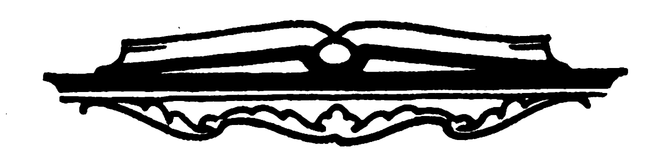
Der Schreiber meint offenbar, es handle sich um Ausnahmefälle. Er irrt. Wenn der Raum zur Verfügung stände, könnten wir Hunderte ähnliche oder noch viel schlimmere Dividendenergebnisse aufzählen, wie sie die Hochflut der Geschäftsberichte noch täglich heranspült. Überall das gleiche: trotz Einschränkung der Produktion sind durch ungeheuerliche Preiserhöhungen größere Gewinne erzielt worden, als es relativ selbst vor dem Kriege bei voller Ausnutzung der Betriebe der Fall war. Unzählige Firmen befinden sich offensichtlich in tödlicher Verlegenheit, wo sie überhaupt mit ihren phantastischen Gewinnen bleiben sollen. Die Schiffswerft und Maschinenfabrik C. Tecklenborg A.-G., Bremerhaven beispielsweise hätte etwa 50% Dividende verteilen müssen. Um dies zu verschleiern, erhielten die Stammaktionäre dividendenberechtigte Genußscheine in Höhe von 3 Millionen nominal geschenkt. Danach verblieben nur noch 25 % Dividende. — Die Berlin-Gubener Hutfabrik A.-G., Berlin, verteilte eine Dividende samt Bonus mit 46⅔ %. Das erschien den Herren Aktionären zu wenig, weil nicht in Einklang stehend mit

dem Reingewinn! Sie bekamen daher ein Pflästerchen in Form einer Kapitalerhöhung von 3 Millionen Mark. Die neuen Aktien werden zu pari, also zum Nennwert, den Aktionären angeboten. Da der Kurs der alten Aktien am 30. März auf 838 stand, können sie also zu ihren $46^2/_3\%$ Dividende sich ebenfalls noch die Möglichkeit verschaffen, weitere Tausende von Mark durch Verkauf der neuen Aktien an der Börse „hinzuzuverdienen". Sämtliche Maschinen, die 4 Gebäude und die 2 Grundstücke samt Geräte und Fuhrwerk stehen nur mit 1 ℳ zu Buch. Die Firma kann infolgedessen Abschreibungen überhaupt nicht vornehmen ...

Aber das alles sind ja „Illusionsgewinne der Industrie", belehrt uns der Göttinger Professor Felix Bernstein in der „Voss. Ztg.". „Sie sind zum großen Teil Zersetzungsgewinne einer kranken Volkswirtschaft. Sie sind der Niederschlag einer teilweisen Rückströmung in den großen Verluststrom, welcher infolge der fortschreitenden Geldentwertung die Substanz unseres Volksvermögens zu unwiederbringlichen Teilen ins Ausland hinausschwemmt." Zersetzung ja, hingegen Illusion? Will uns der Herr Professor Bernstein etwa weismachen, daß die gebündelten Tausender, die in den weiten und geheimnisvollen Taschen eines Drohnenheeres nichtstuender Aktionäre verschwunden sind, ins Reich der „Illusionen" gehören? Nein, diese Auslegung verschleiert den klaren Sachverhalt, trübt und verwässert ihn.

* * *

„Obwohl ich Anhänger der Mittelpartei, also deutsch-national bin, kann ich nicht selten den Kampf der Linksparteien gegen den Kapitalismus verstehen." So schließt die oben zitierte Zuschrift. Viele, die gern in Lumpen gehen würden, wenn sie der „deutschnationalen" Idee dadurch auf die Beine helfen könnten, denken das gleiche. Allein — sie sind ja nur Stimmvieh, auf das der Rat der Großen überlegen herabsieht. Das besitzlose Bürgertum ist lange Zeit hindurch der geduldige Schleppenträger des Kapitalismus gewesen. Es hat sich seit der Revolution mit Recht den wilden Sozialisierungsbestrebungen der Arbeiterschaft als einer für unser Wirtschaftsleben höchst bedenklichen Pferdekur widersetzt. Andererseits aber hat es keinerlei Veranlassung, den kapitalistischen Zug zu unterstützen, den ein kleiner aber mächtiger Kreis der Politik der Rechtsparteien immer nachdrücklicher aufzwingt.



Auf der Warte

Wahres Christentum

An andrer Stelle dieses Türmerheftes hat der Leser Gelegenheit, in die verhetzte Seele eines westschweizerischen Geistlichen einen Einblick zu tun. Hier lassen wir nun, aus dem Munde amerikanischer Quäker, wahres Christentum, das Christentum helfender, schöpferischer, tatkräftiger Liebe, zum Ausdruck kommen. Der Brief dieser — für Deutschland so hilfstätigen — Quäker (Verfasserin: Joan Mary Fry) steht in der „Frankfurter Zeitung". Es heißt darin:

„Wir streben nicht danach, Anhänger für ein bestimmtes Glaubensbekenntnis zu gewinnen oder jemand zum Anschluß an unsere besondere religiöse Gemeinschaft zu veranlassen; vielmehr wollen wir die Menschen davon überzeugen, daß das Christentum praktische Gesinnung ist und in sie dringen, nach diesem Glauben zu handeln. Wir streben nach der Erfahrung und finden sie durch dies bestätigt, daß es möglich ist, in dieser Welt unter der Voraussetzung zu leben, daß Liebe stärker ist als Haß und daß alle Menschen in Wahrheit Söhne eines Vaters sind, dessen Wesen Liebe ist... Weil Jesu Leben und Lehre für uns die einzige praktische Lösung der Schwierigkeiten des Daseins in der materiellen Welt bedeuten, wünschen wir allen Menschen innig die Erfahrung der individuellen Verbindung mit dem Urquell aller Liebe, die man ‚Bewußtsein der Gottes-Gegenwart' nennen könnte. Dieses Bewußtsein, welches wir auch als ‚das innere Licht' bezeichnen, ist jeder Menschenseele erreichbar. Dies zu erfahren, heißt eine neue Stellung im äußeren Leben einnehmen, neue Macht darüber gewinnen, und ist ein starker Ansporn, diese zur Offenbarung göttlicher Liebe und Schönheit zu verwenden.

„In einer Welt jedoch, wo wir tatsächlich eng mit unsern Mitmenschen verbunden sind, genügt es nicht, diese Erfahrung bloß als Einzelwesen zu machen: sie muß und kann vielmehr in Gemeinschaft gewonnen werden, und wir halten es für die wahrste Andacht, wenn sich eine Gruppe von Personen bereithält, zusammen zu warten, um diese gemeinschaftliche Verbindung mit Gott zu finden. Wir glauben, daß es dazu nicht der Vermittlung eines Priesters oder geschulten theologischen Lehrers bedarf; eher würde eine solche Einrichtung die Wirkung des göttlichen Geistes hindern; allerdings aber müssen wir uns in einen Zustand schweigender Aufnahmefähigkeit versetzen. Diese Andacht, im besten Fall, stellt eine seltsame Verbindung äußerer Ruhe und tiefinnerlicher Aktivität dar, die sich nicht leicht beschreiben läßt und die nicht ohne starke Seelenanspannung erreichbar ist. Ein jeder andächtige Teilnehmer muß danach streben. Denn sie ist etwas weit anderes als eine Gruppe von Einzelerfahrungen in Gemeinschaft: es ist keine mechanische Vermengung, sondern eine organische Verschmelzung geistiger Erfahrung, ein korporatives Empfinden des Göttlichen, wobei menschliche Unterschiede in einer tieferen Einheit untertauchen, wo menschliches Wollen eins wird mit dem Willen des Geistes und die ganze Versammlung zu einem Instrument für den Gebrauch der erlösenden Kraft der Liebe selbst wird. Die Kraft einer solchen geistig verschmolzenen Genossenschaft zu schöpferischer Arbeit ist von weit größerer Intensivität als die Kraft einer Anzahl unverbundener Persönlichkeiten.

Vielleicht ist es eben diese Art von An-

dacht, deren Sie hier in Deutschland bedürfen und die Sie suchen sollten als einen der mächtigsten Faktoren jenes neuen geistigen Lebens, welches sich gerade jetzt in Ihrer Mitte entfaltet, noch kaum seiner Kraft bewußt. Vielleicht bedarf es gerade jenes Sinnes der Hingabe an die Liebe, der die notwendige Vorbedingung ist zur Erfahrung der Führung durch die Liebe. Ein Akt des Willens, des Glaubens, des Hoffens ist erforderlich, damit die Kinder des Lichts in Ihrem Land sich nach ihrer Weise verbinden zu einer gemeinsamen Erfahrung weltüberwindenden Lebens. Der Ruf, den wir hinaussenden möchten, heißt nicht, sich einer Sekte anschließen, nicht eine neue Kirche gründen, sondern jene Mittel anwenden, welche die Seele zum Bewußtsein ihrer wahren Beziehung zu Gott und Mensch führen können und das Christentum — nicht zu einem Glaubensbekenntnis — sondern zur freudigen Verwirklichung ‚des Weges, der Wahrheit und des Lebens' machen.

„Viele Leute fragen oder haben gefragt, warum die Quäker vor andern aus den sogenannten feindlichen Nationen nach Deutschland gekommen seien. Die Antwort ist eine doppelte: Einmal, weil es ja eine unserer Grundanschauungen ist, daß in allen Menschen, welcher Rasse oder Nation auch angehörend, der Same des göttlichen Lebens von dem Vater der Liebe eingepflanzt ist, daß darum alle Menschen Brüder und als solche zu behandeln sind, nicht bloß in der Theorie, sondern wirklich in der Praxis, daß darum kein Mensch als Feind angesehen werden darf oder als außerhalb des Bereichs der Hilfe und des Dienstes der andern Mitglieder der Brüderschaft stehend. Und zweitens, weil das Wesentliche der Brüderlichkeit eben darin besteht, denen zu Hilfe zu kommen, die in Not sind, und eben da, wo es an Liebe und nötiger Dienstleistung fehlt, eine Fülle davon auszugießen.

„Mit solchen Gedanken etwa reichen wir unsern deutschen Freunden die Hand. ‚Freunde' sagen wir, nicht in einer engen kirchlichen Umzäunung, von Glaubensbekenntnissen umgeben, sondern draußen in der großen weiten Welt Gottes, wo sein Gesetz der Liebe immer weiterwirkt, sobald die Menschen sich dieser tragenden Kraft anvertrauen wollen, wie der Schwimmer sich dem tragenden Ozean anvertraut" ...

In diesem Briefe amerikanischer Christen steckt in aller manchmal befremdlichen Ausdrucksweise nicht nur religiöse Weisheit, sondern auch praktischer Sinn, der sich einmal sogar — an einer hier nicht mitgeteilten Stelle — in den Ausdruck „Methode Jesu" verdichtet. Der Pfarrer aus dem „neutralen" Genf sollte dieses Schreiben aus dem uns politisch feindlichen Ausland durchdenken.

*

Nachklang zum 19. April 1921

Die deutsche Kaiserin ward unter der Teilnahme aller Volkskreise im Park von Sanssouci beigesetzt. Und jener traurumflorte Sonnentag bedeutet den ersten öffentlichen Schritt zum Wiederaufstieg eines königlichen Deutschlands der Herzenseinheit, eines Herzogtums der neuen europäischen Mitte — vorausgesetzt, daß die von rechts und die von mitten den Anschluß nach links finden können.

Der 19. April hat die ganze Seelenbarbarei unserer Parteiregierung enthüllt. Kein amtliches Wort der Teilnahme und erst recht kein Erlaß über die innere Teilnahme der führenden Männer des „Volkes" und Staates! Sogar Hemmungen und offenbare Verhöhnung: kein ehemals königliches Gebäude in Potsdam und Berlin, wo doch die tote Landesmutter dreißig Jahre lang zu Hause war und wo sie viel Gutes, nie Böses an ihrem geliebten deutschen Volk getan, kein Schloß trug Fahne halbmast oder Trauerflor! Diese Gefühlsroheit ist nicht auszudenken. Die Verantwortung trägt Herr Lüdemann, derselbe Herr, der durch seine Leute den Glinicker Zollernprinzen für geisteskrank erklären lassen wollte, um für „seinen" Staat Riesenlandbesitz zu enteignen.

Kultusminister Hänisch verbietet die öffentliche Teilnahme der Schulen Großberlins an den Leichenfeierlichkeiten in Potsdam. Er

verbietet es sogar zweimal und fordert vollen Unterricht am 19. April! Auch auf Schulen dürfen Fahnen nicht halbstock gesetzt werden. Keine Anweisung an die Schulen über ein Wort der Andacht, etwa zu Beginn oder zum Schluß des Unterrichts! Abends wird in der Staatsoper — die ehemals königlich war und in der sich nun feiste Schieber auf den Fürstensitzen wälzen — „Cavalleria rusticana“ und „Bajazzo“ gegeben! Das ist dasselbe Bild wie am Abend des 9. November 1918, wo die „befreite“ Jugend über die Leiche Deutschlands tanzte, dasselbe Bild wie in Weimar, wo der Zyniker Erzberger sein Sprüchlein über den Zusammenbruch niederschrieb: „Erst tu dein' Sach', dann trink' und lach'!“ (Oder schrieb er's umgekehrt?)

Am 19. April wallfahrteten ungezählte Tausende nach dem Trauerpark von Sanssouci — wo einstmals der Große Fritz gelebt, gedacht, gesorgt und groß gehandelt —, zogen in endlosem schwarzen Zug der Dankbarkeit und des frommen Glaubens an der toten Kaiserin vorüber: es war ein tief ergreifendes, erschütterndes Bild. Und ebenso ergreifend, wie die alten siegreichen Feldmarschälle und Generale geehrt wurden — selten sind soviel Tränen der Trauer und der Hoffnung ineinander geflossen... Diese Tränensaat wird gute Ernte tragen.

Die Regierung des Interregnums, die bei Liebknechts Totenfeier alle Räder in Berlin stehen ließ, hätte sich geehrt und hätte ihre Stellung gefestigt, wenn sie am 19. April einfachste Anstands- und Menschenpflicht erfüllt, wenn sie Achtung vor Leid und Tod geoffenbart hätte.

Der 19. April bedeutet nicht etwa die Hoffnung auf einen neuen Hohenzollernkönig — der Traum ist wohl vorläufig ausgeträumt. Auch wir von „rechts“ sehnen uns weder nach einer Wiederholung des Gestrigen, sondern wir verlangen nach einer seelisch reinen und starken, innerlich könighaften Persönlichkeit als „Repräsentation“ der Volksidee. Die Tote im Park von Sanssouci war solch eine mütterliche Königin; und zu ihr wallfahrtet in solcher Erkenntnis seit dem 19. des Ostermonds in langen Zügen das dankbare deutsche Volk und offenbart damit seine geklärte Königssehnsucht.

Wilhelm Schwaner

*

Adolf Harnack

feierte dieser Tage (7. Mai) seinen 70. Geburtstag. Dieser Sohn eines Theologieprofessors aus Dorpat begann seine Laufbahn als Kirchenhistoriker an der Universität Leipzig, kam 1879 nach Gießen, 1886 nach Marburg und gleich danach (1888) nach Berlin, wo er zu den höchsten Stellen emporstieg. Soll man seine Titel und Ehrungen alle aufzählen? Er wurde Doktor der vier Fakultäten, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Generaldirektor der Staatsbibliothek, Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz, Kanzler des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Künste und erhielt den erblichen Adel... Nach dieser Seite hin also ein echter Vertreter des glänzenden kaiserlichen Deutschlands, einer unsrer wahrhaft bedeutenden Gelehrten von europäischem Weltruf. Ihn zeichnet, neben dem rastlosen Fleiß und Sammeleifer, vor allem die Fähigkeit des denkenden Geschichtsschreibers aus: die Fähigkeit, sich in große Zusammenhänge hineinzufühlen und sie mit entsprechender Klarheit großzügig und fesselnd darzustellen. Sein dreibändiges „Lehrbuch der Dogmengeschichte“, das seinen Ruf begründete, ist just in den Jahren erschienen, da das Wilhelminische Zeitalter begann (1886—1890). Und man verzeichnet dabei gern: es ist noch ein Verdienst Bismarcks, daß der große Gelehrte auf das Berliner Arbeitsfeld gerufen wurde. Durch diese Berufung wurde der Streit um das Apostolikum in den neunziger Jahren unter Harnacks Mitwirkung besonders lebhaft und fruchtbar; sein vermittelnder Liberalismus suchte bestimmenden Einfluß nach rechts und links auszuüben. Das Apostolikum besteht noch in der preußischen Agende, hat aber mehr liturgischen Charakter als dogmatischen Zwang.

Am meisten gelesen von Harnacks Büchern ist sein „Wesen des Christentums“. Es ist

merkwürdig, daß dieses Werk, das weit bis in die Laienwelt hinein verarbeitet wurde, grade um die Jahrhundertwende erschienen ist. In jenen Jahren wirkten neben Harnacks Vorlesungen noch zwei Bücher in ähnlichem Sinne: ganz links Häckels „Welträtsel", ganz rechts Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts".

So ist Exzellenz von Harnack, der zugleich ein hervorragender Organisator oder Ordnungsmeister und geistvoller Redner ist, als Fachmann wie als Persönlichkeit ein wahrhaft würdiger Vertreter deutscher Wissenschaft und Weisheit. Die schematische Entlassung vom Amte („Altersgrenze") hat auch diesen berühmten Mann getroffen; aber er hat noch Arbeit und Würden genug. Seine Forschungen aus dem Gebiete des Urchristentums hat er soeben gekrönt durch ein umfangreiches Werk über Marcion (Leipzig, Hinrichs), dessen Stoff ihn lebenslang beschäftigt hat.

Wenige Laien ermessen, wie schwer es ist für einen theologischen Forscher ersten Ranges, seine Schüler zwischen Orthodoxie, Pietismus und Liberalismus, zwischen Naturwissenschaft und historischer Kritik, zwischen Religion des Herzens und kirchlicher Politik und Dogmatik — sicher hindurchzuführen. Dazu gehört starke menschliche und synthetische Kraft. Und Harnack gehört zu den wenigen Bedeutenden, die — jeder in seiner Art — diese vielfältige Aufgabe in ein Ganzes zu vereinigen wußten.

*

Marcionismus

Was ist das? Scheinbar eine ketzerische Religion der ersten christlichen Jahrhunderte. Aber in Wirklichkeit ist das Problem, das dabei im Mittelpunkt stand, gerade heute wieder lebendig.

Im Anschluß an Harnacks neues Buch spricht darüber in der „Christlichen Welt" (Nr. 18) Adolf Jülicher:

„Worin besteht nun die religiöse Eigentümlichkeit des Marcionismus? Er ist die schroffste Reaktion gegen den jüdischen Geist, der im Christentum der Großkirche zurückgeblieben war; eine Reaktion, die nicht bloß mit dem wirklichen Paulus das jüdische Heilsprinzip: ‚Aus gerechten Werken' zugunsten eines neuen: ‚Aus Glauben' oder ‚durch Gottes Gnade allein' verwirft, sondern keine Äußerung jüdischer Frömmigkeit, auch nicht die der herrlichsten Psalmen oder der größten Propheten als Frömmigkeit mehr gelten läßt. Nicht nur die Religion des Neuen Testaments ist eine andre als die des Alten, sondern der Gott des Neuen ist ein andrer als der des Alten, die Moral ist eine andre; und immer liegt nicht bloß ein Unterschied der Stufen vor, sondern ein Gegensatz im Wesen. Der Gott des Evangeliums ist gut, er ist die Güte, die Liebe, und nichts als dies; der Gott des Gesetzes ist gerecht, d. h. die Gerechtigkeit des Vergeltens nach dem Grundsatz ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn', eine Gerechtigkeit, die aus Selbstsucht stammt und dem Eigennutz dient, wie bei dem alttestamentlichen Gott so bei seinem Lieblingsvolk, den Juden. Diese Gerechtigkeit schlägt notwendig bald in Grausamkeit um, bald in willkürliche Bevorzugung von Lieblingen; erlaubt doch der Judengott seinem Volk, Ägypter und Kananiter zu bestehlen trotz seines eignen siebenten Gebotes!" ...

Kurz: der Leser wird mit Erstaunen feststellen, daß hier bereits (um 150 n. Chr.) Forderungen erhoben werden, die jetzt im sogenannten „Deutschchristentum" wieder lebendig sind. Bei Marcion aber — er war ein reicher Schiffsreeder aus Sinope am Schwarzen Meer — geschah dies merkwürdigerweise im Anschluß an Paulus. Für ihn und seine Anhänger ist der Heiland etwas völlig anderes als der von den Juden erwartete Messias: „Er ist der Erlöser schlechthin; er erlöst sie nicht wie der Judenmessias, für einen Gottesstaat, wo sie wieder ein Ausbeutungsobjekt für ihren Schöpfer-Souverän sein würden, sondern für ein Dasein, das in allem, auch in den sittlichen Idealen, diesem irdischen entgegengesetzt, nicht einmal mit dem Worte „Geist" richtig umschrieben, nur als gut sein, Gütesein, Liebesein — wo der gute Gott alles in allen ist — bezeichnet werden kann." So kommt Marcion zu einer

Art Mythos: der Schöpfer der irdischen Welt (der Demiurg) ist nicht der eigentliche allumfassende große Gott, von dem der Heiland herkommt, sondern ein untergeordnetes Wesen...

Doch wir brechen ab. Ein Hinweis auf jene fernen Gedankenströme bei Marcion, im Manichäismus, im Gnostizismus ist nur insofern für die Allgemeinheit wichtig, als wir selber jetzt wieder in religionsphilosophischen Kämpfen stehen und neue Reinheit religiösen Empfindens aus dem Materialismus herauszuarbeiten suchen.

*

Luthertage am Fuße der Wartburg

Ein glänzendes, großzügiges Programm! Glockenläuten, Festzug auf die Wartburg, Gruß eines Bläserchors vom Bergfried herunter, Kurrendegesang auf den Plätzen, Festreden am Denkmal, in den Kirchen und in festlich übervollen Sälen, und am Abend Lienhards Festspiel „Luther auf der Wartburg". Dazu Tagung des Evangelischen Bundes und der Luthergesellschaft, geistgefüllt alles, voll Sehnsucht alles nach reineren, stärkeren Zeiten, Menschen und Völkern, in denen wieder das Gotteswort eine Kraft bedeutet, und vor allem nach einer genialen Führerpersönlichkeit. Diese eigenartige Mischung von historischer Rückschau, betender Emporschau und hoffender Ausschau gab dem Ganzen eine wuchtige Gesamtbedeutung, wobei freilich der Himmelfahrtstag ein wildes Schneegestöber herabwirbeln ließ, als wollt' er andeuten: Es ist noch nicht Zeit zum Festefeiern, ihr Deutschen!...

Um 11 Uhr abends, zur selben Zeit, als vor 400 Jahren Luther die Burg betrat, leuchtete das Kreuz in die Nacht, und die Glocken der Stadt Eisenach wurden geläutet. ... Und in Berlin, in denselben Tagen, das Ultimatum der Entente und im zerrissenen Parlament tobendes Geschwätz! Haben wir zweierlei Deutschland? Welches wird siegen?

*

Neudeutsche Gemeinschaftsstätte

Auf Schloß Elgersburg i. Thür., mitten im Herzen Deutschlands, umrauscht vom ragenden Tannenwalde, umweht von heilender Bergesluft, hat sich die „Neudeutsche Gemeinschaftsstätte" ihr Heim gesucht. Auf der alten Elgersburg, die ihm in verstehender und hochherziger Weise von dem jetzigen Besitzer, Herrn General v. Welck, zur Verfügung gestellt wurde, hat der ehemalige Pfarrer Emil Engelhardt, bekannt durch seine treffliche Fichte-Ausgabe und neuerdings durch sein Werk über Tagore, den Versuch gewagt, ein Familienasyl zu schaffen, d. h. einen Ort, wo alle diejenigen, welche der Ruhe und Erholung bedürfen, wirklich daheim und geborgen sind, wo ihnen durch Aus- und Ansprache, durch Kunst und religiöse Führung eine Richtung und ein Ziel gegeben werden soll. Die großen, lichten Räume des prächtigen Schlosses schon verleihen der weltmüden Seele eine innere Helle und sammelnde Einkehr. Alkohol und Tabak werden nicht geduldet, das Rauchen wenigstens nur in beschränktem Maße; auch neigt die Richtung dem Vegetarismus zu. Die Hauptsache aber bleibt der innere seelische Wert, der Mut des Bekenntnisses und der Abseitigkeit.

Am 1. Mai, während über Deutschland drohende Wolken hingen, fand die Burgweihe statt. Abends zuvor wurden die Gäste im großen Saal empfangen. Es gab Musik für Violine und Klavier, Lieder zur Laute, gemeinschaftliche Volkslieder. Emil Engelhardt legte sodann in teilweise treuhumoristischer Form Rechenschaft ab von den Zielen, die er bereiten möchte, schilderte die Entstehung des Planes und das Glück des Findens einer Heimstätte. Der Schloßherr übergab dem neuen Mieter die Burg in bewegten Worten für sein neues gutes Werk unter dem Segenswunsche, der am Eingang zum Hofe prangt: Treu dem Herrn!

Der 1. Mai wurde durch eine Morgenfeier begonnen, in welcher Engelhardt seine religiösen Ziele darlegte, welche hingerichtet sind auf ein Erwachen der inneren Kräfte, auf ein Hinneigen zum Ewigen und Alleinen, auf

Erweckung der Ehrfurcht und Zuversicht — alles im Sinne Fichtes, den sich die Burggemeinde zum Paten erkoren hat. Späterhin gab ein kurzer Vortrag über „Deutschlands Geistesaufgang" noch weitere Aufschlüsse, namentlich auch im Hinblick auf ein neues, gefestigtes, verinnerlichtes Deutschtum, das seiner großen Sendung bewußt werde: zu beseelen, zu verbinden, zu reinigen, geistig zu erstarken.

Nachdem am Vorabend schon Lulu von Strauß und Torney durch Vorlesung einiger ihrer starken Balladen erfreut hatte, sprach der bekannte Schriftleiter der „Täglichen Rundschau", Dr. Manz, verschiedene Dichtungen neuer Poeten (Ina Seidel, Münchhausen, Lienhard, Flex, und ein humoristisches Kapitel aus „Jürn Jacob Swehn, der Amerikafahrer"), während draußen der Abend über die Berge kam und in die hohen Balkonfenster dunkelte. Dazu wieder Lautenlieder und eine Violinsonate von Händel. Kerzen brannten auf den Tischen, und man fand Menschen, die in den Pausen auch schon miteinander schweigen konnten ...

Möge das edle und verheißungsvolle Werk, das sich hier bereitet, sich entfalten und zu ernster und früchteschwerer Reife gedeihen! Der Anfang war voll Ertrag und Hoffnung.

E. L. Schellenberg

*

Bloß keine Einigkeit!

Das Tiroler Volk hat sich fast einmütig zu dem Anschluß an das Reich bekannt. Aber auch außerhalb der Tiroler Grenzpfähle erhält sich der Anschlußgedanke lebendig, obwohl die staatlichen Stellen unterm Druck der Entente die Bewegung eher dämpfen als fördern. Ernstlich gefährdet wird ihre Stoßkraft leider durch die innere Uneinigkeit. Hier handelt es sich nun doch wirklich um ein überparteiliches Ziel. Macht nichts! Bezeichnend ist, was der sozialdemokratische Führer Ludo M. Hartmann gelegentlich einer Kundgebung in Wien schrieb: „Bürgerliche Kreise sind in der Regel kein gutes Material für Straßendemonstrationen. Nichtsdestoweniger war der große Platz vor dem Rathause in Wien am letzten Sonntag vormittag schwarz von Menschen, welche die Organisationen der Berufsstände unter der schwarz-rot-goldenen Fahne zu einer großen Anschlußdemonstration aufgeboten hatten. Die Sozialdemokraten haben an dieser Kundgebung nicht teilgenommen, natürlich nicht aus Gegnerschaft gegen das Ziel, sondern um der reinlichen Scheidung willen." (!)

Also: mit dem Herzen fühlen wir uns eins, aber um „der reinlichen Sonderung" willen versagen wir unsere Teilnahme! Führer anderer Parteien denken leider ebenso. Es wäre ja auch gar zu schrecklich, wenn einmal „Proletarier" und „Bürgerliche" ein Stückchen Wegs zusammengingen und sich als ein einig Volk von Brüdern fühlten!

*

Die Klassenversöhner

Es ist natürlich ironisch gemeint, und der Vorwärtsartikel, der diese Überschrift trägt, sucht die Arbeiter scharf zu machen gegen die Bürgerlichen und ihre Bemühungen, eine Klassenversöhnung anzubahnen. „Zählt einmal die Worte ‚Klassenversöhnung', ‚Überbrückung der Kluft', ‚Verschmelzung der Völker im Volke', die tausende in Broschüren und Programmen, in Aufrufen und Satzungen, in Volkshochschulreden, Vorträgen und Entschließungen und Gesprächen: es ist eine Sintflut von Geschwätz und Salbe. Seine Prediger sind die ‚Geistigen' im Dienste des Kapitalismus, sind Geistverwandte in allen Berufen. Zumal in der Volksbildung, die nun der Gaul sein soll vor dem Karren im Sumpf, gehen die Klassenversöhner um, die ehrlich-unehrlichen Naivlinge. Sie versöhnen nicht, weil sie versöhnen wollen, weil sie sich herablassen, weil sie sich erst eine andere Jacke anziehen, wenn sie zu den Arbeitern gehen, weil sie eine geistige Treppe nötig haben, weil sie trotz allem nie und nimmer heraus können aus ihrer vernagelten Welt ... Der Geist Gottes ist hungrig über den Wassern, der brausende Wind geht über die Bürgerwildnis, und die lugenden Trockenplätzchen

grüßt der Frühling. Grüßt die Boten und Zeugen des neuen Weltreiches der Arbeit, streut das Blühen und die Hoffnung in den Wind: Alle müssen Hände werden an einem Werk, Arbeiter an deinem Werk."

Alle? Also doch wohl auch die verhaßten Bürgerlichen? Dann wären wir ja mitten im Versöhnungsproblem Oder schwebt dem Verfasser etwa ein Bild vor: wie keuchende Sklavenmassen des Bürgertums die Steine schleppen zum Tempelbau der Arbeiterschaft?

Wie kommen solche Pharaonenträume in das Haupt eines Sozialisten?

*

Kinokultur

Das Kino ist eine Macht geworden. Es hat Freunde und Feinde, wobei die Gegnerschaft überwiegt. Das liegt nicht eigentlich an der Sache selbst, denn das Kino kann eine Einrichtung werden, die sich neben dem Theater sehen lassen dürfte. Es gibt schon heute Lichtspieltheater von solchem Wert und Einfluß, daß manches Schauspiel- und Opernhaus, von Lustspiel-, Komödien- und Operettentheatern gar nicht zu reden, nicht mehr damit wetteifern kann. Aber was manches Theater auf den Hund gebracht hat, das hat auch viele Kinos auf ein erbärmliches Tiefmaß hinuntergedrückt: der geldhungrige Nur-Geschäftsmann. Hier wäre einzusetzen, wenn an eine Kinokultur gedacht werden sollte.

Ein Mithelfer könnte dabei die Konkurrenz sein. Es ist ein Fehler, wenn eine Behörde der „Kinoseuche" (von der in gewissem Sinne hinsichtlich mancher Volksschichten gesprochen werden muß!) dadurch glaubt entgegenwirken zu können, daß sie die Neueröffnung von Kinos erschwert oder verhindert. Denn wer ins Kino gehen will, der wird das tun, auch wenn er ein paar hundert Meter weiter zu wandern hat. Darüber muß man sich von vornherein klar sein, daß man weder ein gesetzliches noch ein moralisches Recht wird finden können, das Kino ganz zu beseitigen; es kann also nur eine Veredlung des Kinos in Betracht kommen.

Das Theater als Gesamtbegriff steht insofern freilich höher als das Kino, weil dieses nur selten erst die Höhe einer Kunststätte erreicht. Das liegt mit darin, daß es seine wahre Aufgabe noch nicht erkannt hat, denn sonst würde es sich nicht mehr dazu verstehen, literarisch gedachte „Dramen" darzubieten und so aus einer Dichtung ein Zerrbild zu machen. Es gibt allerdings eine dramatische Kinokunst für das Auge, aber sie ist durchaus vom gesprochenen Bühnendrama verschieden; nicht nur graduell, sondern grundsätzlich. Hier muß also eine Umkehr und Einkehr erfolgen. Schon heute wenden sich viele Kinos von jenem verzwitterten „Drama" ab und echter wirkenden kinematographischen Darstellungen zu, wobei großartige Naturaufnahmen, historische Ereignisse, Massenszenen usw. im Vordergrunde stehen. Um das Gesagte an zwei Beispielen einigermaßen klarzumachen, sei erinnert an „Rose Bernd", nach dem Drama von Gerhart Hauptmann, und an „Cabiria", nach einem italienischen Entwurf d'Annunzios. Als dramatischer Film war „Rose Bernd" für jeden auch nur einigermaßen künstlerisch und ästhetisch empfindenden Menschen, ja ich möchte behaupten: für jeden Kulturmenschen das Unerträglichste und Widerwärtigste, was auf diesem Gebiet verbrochen werden kann; dagegen wies „Cabiria" den Weg an, den das Kino gehen muß, wenn es sich zu seiner Bedeutung entwickeln will. Ich betone: entwickeln. Es wäre in Erwägung zu ziehen, ob man nicht gerade jetzt, wo viele Theater in der Versenkung zu verschwinden drohen, sich dazu entschließen sollte, städtische Lichtspielhäuser zu errichten. Das Kino ist — und wird es mehr und mehr — eine öffentliche Angelegenheit geworden in demselben Maße, wie es die Theater sind oder gewesen sind. Da wäre es Sache der Gemeinden, sich darum zu kümmern.

Aber welches Mittel hat Gemeinde oder Staat, hier wirksam vorzubeugen? Die Polizei scheidet heute ja, wie es scheint, fast völlig aus. Auch die Gerichte üben auf diese Dinge keinen Einfluß aus. Die Konkurrenz verspricht gewiß manches, aber nicht alles.



Der gute Wille der Kinobesitzer und -leiter? In ratloser Verzweiflung klagte mir einmal der Direktor eines Lichtspieltheaters, wie er mit allen seinen Versuchen, Kunst zu bieten, gescheitert sei. „Ich leide seelisch geradezu furchtbar unter dem schlechten Geschmack des Publikums, das mich zwingt, Schund zu bringen und Schmarrn auf Schmarrn zu bieten. Mich ekelt diese Ware, aber ich muß sie führen. Bring' ich Gutes, bleibt mir das Haus leer. Die Masse will Sensation, Schauerdramatik, verlogene Romantik, Mist." Er wies auf die Singspielhallen hin und auf die Operettentheater, die den Geschmack des Publikums auf ein so erbärmlich niedriges Maß herabgedrückt und die Leute innerlich so vollkommen entwertet hätten. Aber wenn er auch mit den Variétés und den Operettenkitschen recht haben mag, so sind sie doch nicht die Ursache der Geschmacksverderbnis und Kulturverwilderung; sie sind vielmehr auch nur eine Frucht der Zustände im allgemeinen. Wenn man schon einen Schuldigen braucht, so möchte ich — mit geziemender Achtung — auch die Presse nennen. Eine Mitschuld trifft sie ganz bestimmt. Weil sie die Kinos ebensowenig wie die Variétés und Operettenbühnen bisher für ganz voll genommen hat. Es ist eine alte Erfahrung, daß solche Institute, die von der ernsten Kritik nicht beachtet und im allgemeinen nur mit einer wohlwollenden Waschzettelempfehlung abgetan werden, sehr schnell auf die ihnen zuerkannte künstlerische Bedeutungslosigkeit herabsinken und dort festwachsen; ja sie entarten mehr und mehr, weil sie in der ernsten Kritik keinen Züchtiger zu fürchten, keinen mittätigen Helfer zu erwarten haben. Selbst die hervorragendsten Lichtspielhäuser Deutschlands haben die Anerkennung der Presse als ernst zu nehmende Kultur- und Kunststätten noch nicht gefunden; auch sie werden bewaschzettelt, aber nicht kritisch begutachtet; ihre Aufführungen werden nebenher im „Lokalen" oder unterm „Vermischten" abgetan, während manches Schundtheater seine Taten im Feuilleton nachgeprüft und nachgewogen sieht. Diese Nichtachtung wirkt schädigend. Es würde manches anders werden, wenn man den Kinos die Berechtigung, für voll genommen zu werden, zuerkennen und sie einer ebenso ernsten, unbestechlichen, sachlichen Kritik unterwerfen wollte, wie man sie bisher den Bühnen hat zuteil werden lassen. Hier hat die Presse eine dem Volksganzen, der deutschen Kultur schuldige Pflicht noch zu erfüllen.

Leonhard Schrickel

*

Wandervogelgeist und Religiosität

In der Jenenser Zeitschrift „Die Tat" (Maiheft) kommt Else Stroh im Anschluß an die Vorgänge in der „Neuen Schar" zu beachtenswertem Ergebnis. Sie faßt die Bewegung als einen verstärkten Vorstoß des Wandervogelgeistes in die Masse und zu den Erwachsenen auf; wobei wir hinzufügen, daß die zweite damit verbundene Idee der Siedelungsgedanke ist, der ja auch an allen Enden neue, edlere Lebensgemeinschaft sucht. Eigenes steckt also nicht in der „Neuen Schar". Und das „Eigene" (Christus-Vorläufer und dergleichen Täufertum und Zeugertum) ist bedenklich. „Naturhaftigkeit und Romantik, das ist der Wandervogel", schreibt die Verfasserin. „Nicht nur die Herbheit und der Stolz eines selbstgewählten harten Lebens liegt den Fahrten und dem einfachen Lebensstil des Wandervogels zugrunde, sondern es ist auch viel Jugendphantastik und Rausch dabei, so wie im Indianerspiel der Jungen kindlicher Idealismus und spielerische Übertreibung liegt." Und so sind auch die Fahrten, Tänze und Handwerke der „Neuen Schar" und ihres früheren Führers „Romantik und können kein Heilmittel für den heutigen Zustand des Volksganzen sein, falls sie mit dem Anspruch auftreten wollen, Kulturarbeit zu leisten und Pioniere eines neuen Lebensstils zu bedeuten, denn sie weichen den Tatsachen, die uns jetzt zunächst unabänderlich bestimmen, einfach aus, sie überwinden sie nicht durch Durchdringung und Läuterung" ... Die Verfasserin bezweifelt, ob das wahrhaft Gute im Wandervogel bereits „religiös" zu nennen sei. „Religiös ist der Wandervogel nur in dem

Sinne, wie alles stark und innerlich voll gelebte Leben an sich schon religiös ist. Diese Art von Religiosität allein ist es, die jener Schar zugesprochen werden kann, die aber im wesentlichen Sinne noch nicht wahre Religiosität bedeutet, denn eine solche kann niemals von der Körperlichkeit ausgehen, sondern muß von geistigen Forderungen her bestimmt sein. Doch es spricht ein noch viel stärkerer Einwand gegen Mucks wahres religiöses Führertum: das ist seine erotische Haltlosigkeit“...

Also darin scheint man nun auch im Kreise von Eugen Diederichs einig zu sein. Die folgenden Ausführungen freilich, daß Religiosität (auch die echte) und Sexualität „aus gleicher Quelle“ fließen, sind zu beanstanden. Wir wissen von manchen Heiligen, daß sie durch gärenden Sexualismus hindurchgingen, bis sich die religiösen Gegenkräfte gestärkt hatten; wir hören von einer Maria Magdalena, kennen das milde Christuswort von jener Sünderin, die viel geliebt hat und der viel verziehen ist, haben auch Kenntnis von schwärmerisch-erotischen Orgiasten, diesen Stümpern und Zerrbildern echter Religion im grotesken Stil eines Knipperdolling. Doch viele andre religiöse Menschen, voll von Liebestatkraft, sind nicht durch sexuelle Wüsteneien hindurchgegangen, sondern haben gleich von vornherein in der Herzgegend, im Gemütsbezirk ihre wesentlichen Zeugungskräfte gesammelt.

Else Stroh schließt mit den Sätzen: „Darum müssen wir es ablehnen, Muck als religiös begnadet und schöpferisch anzusehen, sondern wir müssen ihn als einen Menschen der jungen Generation erkennen, in dem der Wandervogelgeist besonders lebendig geworden ist und die Gabe empfing, sich noch viel sichtbarer für andere Menschen darzustellen in Rede und Gebärden, als es der neuen Jugend des Wandervogels sonst gelingt. So erscheint in Muck auch die erotische Haltlosigkeit der neuen Jugend symbolisiert — jene Hemmungslosigkeit“... die, mit alten Formen und Überlieferungen brechend, zunächst in chaotische Formlosigkeit gerät. Und indem sie ihm die „religiöse Glorie“ nimmt, fügt sie hinzu: „Mag er für andere den Heiligenschein des Täufers noch weiterhin behalten — wenn es jene fördert, so mögen sie an ihn glauben —, aber uns übrigen steht es nicht an, die starke Lebendigkeit eines Menschen der neuen Generation, der geistig die primitive Religiosität eines Mormonenhäuptlings entfaltet, mit echter Religion zu verwechseln.“

*

Neue Rechtschreibung?!

Ist es der Sorgen und der Drohungen ringsumher noch nicht genug? Muß der Unfug — es ist in dieser Zeit Unfug! — eines Umsturzes der Rechtschreibung uns auch noch aufgehalst werden? Hat wirklich der deutsche Geist, belastet bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit, jetzt nichts Lebenswichtigeres zu verarbeiten?

In einer Zeitungsnotiz liest man:

„Aus dem Reichsministerium des Innern wird mitgeteilt, daß die Vorberatungen im Reichsministerium des Innern nunmehr zu bestimmten Ergebnissen geführt haben, die zurzeit den Unterrichtsverwaltungen der Länder zur Prüfung übersandt worden sind. Lehnen sie diese Vorschläge ab — die Entscheidung hat der Reichsschulausschuß in seiner nächsten Sitzung Anfang Juni zu treffen —, so ist damit die Frage einer Neuordnung der Rechtschreibung vorläufig verneint. Stimmt der Reichsausschuß dagegen den Vorschlägen zu, so ist der Zeitpunkt gekommen, sowohl weitere behördliche Stellen als vor allen Dingen auch die weiteste Öffentlichkeit zur Stellungnahme zu veranlassen. Das Reichsministerium des Innern plant für diesen Fall die Herausgabe einer Denkschrift, die einen ausführlichen Bericht über die bisherigen Verhandlungen sowie die wissenschaftlichen Gutachten der Sachverständigen und ihre endgültigen Vorschläge enthalten würde“...

Wir hoffen, daß Schriftsteller, Verleger und die ganze wissenschaftliche wie wirtschaftliche Welt sich einmütig dieser aufdringlichen Reformwut widersetzen. Das geht

nicht nur die Schule, das geht uns alle an. Deutschland steht am Abgrund — und es reformiert seine Rechtschreibung!

*

Amerikaner am Rhein

Ein Mitarbeiter der „Räder" plaudert über seine Eindrücke, die er von den amerikanischen Truppen am Rhein empfangen hat:

„Diese Yankees sind gewiß nicht die schlechtesten Truppen des bunten Völkergemisches, das von der bayrischen Pfalz bis nach Cleve die ‚Wacht am Rhein' hält. Große breitbrüstige Gestalten sind es, alle im erstklassigen Kleid (den Meter Stoff dürfen wir mit 550 bis 600 Mark bezahlen), die hohe Schildermütze viel zu tief ins wunderbar glattrasierte Gesicht gezogen, energisch und zielbewußt im Auftreten, jeder einzelne bis zum Pferdepfleger herab im vollen Bewußtsein, Vertreter einer bevorzugten Nation zu sein. Unendlich zivilisiert sind diese Leute, wenn man etwa von dem chaving gum (Kaugummi) absieht, der unablässig von dem tadellos plombierten Gebiß bearbeitet wird.

Nur der Alkohol ist imstande, die guten äußeren Formen bisweilen zu verwischen. Eine Flasche Wein mit Verstand zu trinken, ist der Amerikaner überhaupt nicht fähig. Er stürzt einfach alles ohne Genuß hinunter. Sekt ist das Lieblingsgetränk, das sich schon vormittags der common soldier bei dem hohen Stand der Dollarvaluta leisten kann. Die hierbei vorkommenden Ausschreitungen werden aber sofort mit einer für uns unbegreiflichen Rigorosität durch den allmächtigen M. P. (Military policeman) eingedämmt. Es ist keineswegs eine Seltenheit, daß ein doughboy (Schlammjunge, ein Spitzname für die Amerikaner aus der Schützengrabenzeit), der, von den lustigen Sektgeistern erfaßt, dem M. P. nicht augenblicklich Folge leistet, kaltblütig niedergeschossen wird. Die Disziplin, die absolute Unterordnung, ist bei den Vertretern der Nation, die sich auf ihre ‚Freiheit' so unendlich viel einbildet, auf die Spitze getrieben.

Der ganze Menschenschlag ist viel spontaner als wir geschichtlich so sehr belastete und bedächtig gewordene Europäer. Das zeigt sich im Gerichtswesen, wo ohne große Untersuchungen sofort das Urteil nach Gutdünken gesprochen wird, das zeigt sich an der Geistesgegenwart, mit welcher bei allen Unglücksfällen die flinken Burschen eingreifen, an dem raschen Tempo der Regimentsmusik, an dem enorm gesteigerten Automobilismus. Selbst der deutsche Wachtmeister, der am Goebenplatz in Koblenz steht und die Lastautos und ratternden Motorräder mit den seitlich angehängten bathtubs (‚Badewannen') vorbeiläßt, ist schon halb amerikanisiert: die Trillerpfeife im Munde muß er die Arme wie Schlagbäume nach links und rechts schwenken und so den Autoverkehr regeln, genau wie sein Kollege in Neuyork.

Das sind so die Äußerlichkeiten, wo man dem amerikanischen Wesen immerhin noch nachgehen kann. Versucht man aber irgendwie geistig mit ihnen in Fühlung zu kommen, so erlebt man große Überraschungen. Der Amerikaner versteht uns nicht. Wie ein Schachbrett hat er die riesige Fläche des neuen Kontinentes aufgeteilt. Da gibt es keine sorgfältige Berücksichtigung von allerhand organisch herausgewachsenen Geltungswerten (man denke an unsere diversen bayrischen, rheinischen usw. „Eigenarten"). Er hat keinen Sinn für das zeitlich Gewordene, weil er selbst keine Geschichte hat, und keinen Sinn für Zahl und Maß, weil er selbst schrankenlos sich ausdehnen konnte. Und wir verstehen den Amerikaner nicht. Die für uns widersprechendsten Eigenschaften sind harmonisch in ihm vereint. Der kalte Fanatismus der alten Puritaner mit dem Prinzip der Notwendigkeit der Arbeit verbindet sich mit dem schrankenlosen Egoismus und dem Streben nach Glückseligkeit, d. h. nach dem Besitz eines möglichst hohen Bankkontos, daneben wieder eine eigenartige Naivität mit der Oberflächlichkeit einer reichlich optimistischen Lebensauffassung, die schrankenlose Unterordnung unter die öffentliche Meinung bei absoluter Unfähigkeit eines eigenen persönlichen Urteils... *Höchste Zivilisation* bei völligem Mangel jeglicher *Geisteskultur*."

*

Kinder und „weißer Schrecken"

In der „Mitteldeutschen Zeitung" findet sich folgendes Stimmungsbildchen aus Erfurt:

„‚Nieder mit dem weißen Schrecken!' So stand in dicken Lettern auf einem der vielen Schilder, die am Sonntag mit zur Maifeier in den frischgrünen Buchenwald hinauszogen, und der es trug, war ein Knopf von höchstens acht Jahren. Sehr ernst schien er sein hohes Amt gerade nicht zu nehmen, denn ein paarmal, als er mit dem gleichaltrigen Mädel an seiner Seite über (hoffentlich!) kindhafte Dinge schwatzte, verlor das Schild das Gleichgewicht, und der Kampfruf gegen den weißen Schrecken neigte sich in den Straßenstaub. Aber es ging ein Mann den Kindern zur Seite, der machte ein gar grimmiges Gesicht und seine Augen glühten Haß und Zorn auf lächelnde Zuschauer ...

Spät nachmittags führte mir ein glücklicher Zufall den Schildträger in den Weg. Ich rief ihn an. Er guckte mißtrauisch zu mir herüber, blieb aber stehen. Mit ihm einige kleine Genossen, die auf roten Papierfähnchen behaupteten, daß mit ihnen Volk und Sieg sei. ‚Sag' einmal, mein Kleiner,' so redete ich den achtjährigen Kommunisten an, ‚du warst doch heute früh mit dabei und hast das Schild getragen?' ‚Ja', gab er zu und kam nun etwas näher. Ich legte recht viel väterlichen Ton in meine Stimme und fragte: ‚Was heißt denn das eigentlich, was da auf deinem Schild stand?' ‚Ich weeß nich', wehrte der Kleine ziemlich deutlich ab. Aber ich ließ nicht locker und fragte weiter: ‚Nanu, weißt du denn gar nicht, was das ist, ein weißer Schrecken?' ‚Nee' (der radikale Dreikäsehoch wurde etwas verlegen). ‚Haben sie denn das zu Hause nicht gesagt?' fragte ich dringender. ‚Nee!' ‚Aber ich weiß,' rief plötzlich ein kleines Mädel dazwischen, ‚das sind die Reichen!' Da drehte sich der achtjährige Politiker langsam zu der Zwischenruferin um, und in seinem Gesicht lag unendlich viel Geringschätzung, als er jetzt langsam sagte: ‚Du dummes Luder, das heeßt doch Vorschasie!'

Da überließ ich die hoffnungsvolle deutsche Jugend ihren politischen Auseinandersetzungen und schritt dem Wald zu. Aber kein Sonnenstrahl drang durch das dunkle Gewölk, und vom Himmel kam ein leises Weinen" ...

*

Mehr Bekenntnis

Folgendes Gespräch greifen wir aus einer Tageszeitung heraus.

„Sie waren doch, wie mir Ihr Prinzipal erzählte, während des Krieges lange Zeit als Offizier im Felde?"

„Gewiß, vier Jahre lang."

„Haben Sie auch das Eiserne Kreuz bekommen?"

„Jawohl, bereits im Jahre 1914."

„Verzeihen Sie, aber dann verstehe ich nicht, daß Sie nicht das schwarzweiße Band tragen. Ein jeder deutsche Mann müßte doch stolz darauf sein, in diesem größten aller Kriege für sein Vaterland mit der Waffe in der Hand eingetreten zu sein. Ich würde mich an Ihrer Stelle jedenfalls nie ohne jene Auszeichnung sehen lassen."

Diese Unterredung spielte sich im besetzten Gebiet zwischen einem englischen Generalstabsmajor und einem früheren königlich preußischen Offizier ab. Allerdings sei gerechterweise bemerkt, daß letzterer sein schwarzweißes Band regelmäßig zu tragen pflegte. Er hatte es nur zufällig an jenem Tage nicht angelegt.

Immerhin mag sich ein großer Teil deutscher Kriegsteilnehmer jene Worte des Engländers hinter die Ohren schreiben. Denn sie treffen schließlich einen der Grundfehler des nationalen Bürgertums: den schläfrigen Mangel an Bekennermut.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.



Mondnacht — M. S. Thiemann

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. Juli 1921 Heft 10

Beseelte Lebensform

Von Heinrich Driesmans

Es gibt zwei grundgegensätzliche Arten, das Leben anzuschauen. Die Menschen der einen Art erblicken überall nur Unvollkommenes, Mißbildetes, Widerstreitendes, Häßliches und Niedriges, und gelangen damit zur restlosen Verachtung alles Lebens, an dem sie nichts Gutes und Schönes mehr gelten lassen. Die Menschen der anderen Art dagegen erkennen jede Lebenserscheinung ihrem Daseinszweck angemessen und vollendet in sich, sie sehen überall schöpferisches, werdendes Leben am Werke, das sich naiv entfaltet und darstellt wie es kann; und die Unvollkommenheiten und Mißbildungen erscheinen ihnen nur als die Folgen der Schranken, welche widrige Verhältnisse, Notdurft und Niederdruck dem Wachstum auferlegen. Das macht, weil die Menschen dieser Art selbst *schöpferischen Lebens voll* sind, darum leuchtet ihnen das schaffende Leben der Natur ins Auge, in deren Wachsen und Werden sie sich liebevoll versenken und deren heilsam schaffende Gewalt sie anspricht, während die andern nur die kalte Teufelsfaust gewahr werden, die sich allem Lebensdrang entgegen tückisch ballt. Weil das Auge der Schöpferischen „sonnenhaft“ ist, vermag es überall das Licht zu erblicken, und weil in ihnen des Gottes hohe Kraft, vermag sie Göttliches zu entzücken, wo andere nur wirres Durcheinander und rohe Lebensgier sehen, die sich im wilden Kampf ums Dasein verzehrt.

Es liegt also immer an dem, was der Mensch dem Leben *entgegenbringt*, ob es ihm sein Füllhorn ausschüttet oder nur die leeren Hülsen sehen läßt.

Der größte Lehrmeister darin, das Leben in seinem schöpferischen Werden zu erkennen und sich liebevoll hineinzuversenken, war **Goethe**, als er, am Strande des Lido bei Venedig während der Ebbe sich an der „Wirtschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse" erfreuend, in die Worte ausbrach: „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!" Als seinen negativen Gegenpol aber erkannte er in späteren Jahren seinen Jugendfreund Fr. H. **Jacobi**, der gar nichts von der Natur erwartete, weil sie ihm seinen Gott verberge. „Als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des unendlichen Mannigfaltigen", schließt Goethe, „**sehe** ich **Gottes** Handschrift am allerdeutlichsten. Die andern aber kommen mir vor wie Menschen, die sämtlich **eine** Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke er sich am besten aus; von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere: sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitsfeste, und niemand hat die Braut gesehen." Besieht man es genau, so gründet sich nach Goethe doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Dasein. Der Glaube, die Zuversicht auf das Bißchen, was man ist oder sein möchte, beseelt einen jeden, und so möcht' er sich auch den andern machen, eigentlich dem andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es getan. Erst bekomplimentieren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander.

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Der Menschengeist ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand sie mild.

Die Deutschen haben von Natur wenig Sinn für Schönheitskult und schöne Form, die ihnen zu weich und kraftlos erscheinen. Das Markige, Derbe, Eckige, selbst Zerrbild und Karikatur reizen ihr Auge mehr, alles was zu Widerstand und Kampf herausfordert. So mangelt ihnen auch die Liebe zur Harmonie untereinander, und Zwist und Zwietracht sind ihr Lebenselement, aus dem sie im furor teutonicus immer erst rechtes Feuer und Kraft gewinnen. Dem gegenwärtigen Geschlecht aber insbesondere ist der liebende Geist abhanden gekommen, wie er unseren großen Dichtern und Denkern, den **Überdeutschen** Kant, Herder, Schiller, Goethe eigen war, welche jede Erscheinung des Lebens als ihrem Zustand angemessen, in sich vollendet und schön empfanden, und forderten, den Menschen nie als Mittel, sondern als Zweck an sich zu werten und zu achten. Unseren Zeitgenossen dagegen gilt der Mitmensch fast nur noch als Mittel zu ihren Zwecken. Sie pflegen einander wie Tiere bloß noch auf den Nutzen abzuschätzen, den sie bringen können. Einer bemerkt am andern vor allem das Fehlerhafte, Lästerliche und Häßliche, an dem man sich stößt und ärgert, oder das Komische und Mißbildete, über das man sich erlustigt. Das Gute aber in jedem, auch dem Geringsten und Unwertesten, findet kein gütiges und liebevolles Auge mehr. Wie wenige

haben die zartfühlende Überlegenheit, wenn sie ihren Mitmenschen in widerwärtigem Zustand antreffen, die gute statt die böse Ader in ihm anzuschlagen und ihn so von sich selbst zu erlösen, wie ein Arzt den Patienten!

Denn Patienten, das ist Leidende, sind wir heute alle, und wir Deutsche mehr denn je in unseren gedrückten und verfahrenen Verhältnissen. Wir, die von einer ganzen Welt Mißwollender und Feindseliger umringt sind, hätten es wahrlich viel mehr nötig, gute Seiten aneinander aufzuspüren und zu stärken, um uns gegenseitig daran aufzurichten. Wie kalt und lieblos, abfällig und gehässig pflegt man dagegen nur immer über seine Mitmenschen abzuurteilen, wo sie irgendwie Mängel verraten und sich Blöße geben; und man findet in der Schadenfreude das reinste Vergnügen, einander mit verletzenden Bemerkungen zu bedenken, statt durch liebevolles Eingehen und zartsinniges Verstehen sich gegenseitig innere Hilfe zu leihen. Aber wie Taumelnde auf verlassener Straße stößt man sich noch gehässig in den Graben, während ein ganzes Volk wankt, das überall Feststehende und Pfeiler brauchte, sich daran zu halten, um nicht vollends dahinzustürzen. Alle edleren und vornehmeren Triebe und Handlungen werden verdächtigt und ihnen gewöhnliche, selbstische oder gar verborgene niedrige Beweggründe unterstellt. Man will durchaus nicht mehr gelten lassen, daß sich etwas irgendwie über die Alltäglichkeit erhebt, und ruht nicht, bis man jeden Menschen ganz gemein gemacht hat, einen wie den andern. Irgendwelche „Größe“ erträgt man nicht mehr, und so müssen auch unsere Großen daran glauben, als Menschen völlig auf die Ebene der Gewöhnlichkeit herabgezogen zu werden. „Wie selten ist noch wahre Freundschaft,“ sagt Gräwell, „wie selten zieht sich jemand von einem anderen auf eine schöne Art zurück! Statt ihm, wenn er glaubte Anlaß zu haben, das Verhältnis zu brechen, dies in ausführlicher Aussprache begreiflich zu machen, zieht er es vor, ihn auf einmal zu schneiden. Gestern war er noch sein intimster Freund, heute kennt er ihn nicht mehr. Wenn man zurückblickt, sieht man mit Schmerz, wie wenige Menschen wirklich sittlich und schön handelten, wie wenig das Zartgefühl bei ihnen ausgebildet war.“ Das Weib galt dem alten Deutschen als etwas Geheimnisvolles, Heiliges, Göttliches, und unsere großen Dichterdenker empfanden in ihm das Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht. Die Zeitgenossen aber pflegen fast nur noch zynisch vom Weibe zu sprechen als bloßem Geschlechtswesen und Gegenstand gewisser Lustinstinkte; und die Zote bildet die Würze ihrer Unterhaltung.

Es scheint heute gar nicht mehr in Frage zu kommen, daß der Mensch auch eine Seele habe. Man fragt nicht mehr, welches seelisch-geistige Erlebnis man an einem Mitmenschen haben kann, sondern nur noch, ob er ein guter Unterhalter und Gesellschafter ist, mit dem man sich die Zeit angenehm vertreibt, oder welche anderen äußerlichen Vorteile er bietet. Wer dagegen seelischer Kultur obliegt und seine materiellen Interessen darüber versäumt, verfällt der Vereinsamung. Von „Seele“ pflegt man überhaupt fast nur noch mit einer gewissen Ironie zu sprechen wie: das ist eine „gute Seele“ oder eine „Seele von Mensch“, wenn nicht mit rohem Spott und Hohn wie von einer Angelegenheit für alte Weiber. Es gilt geradezu für unmännlich, weichlich und weibisch, „Seele“ zu zeigen. In der guten Gesellschaft wird alles, was seelische Stimmung geben könnte, als

abgeschmackt vermieden; und die üblichen, mehr oder weniger witzigen und geistreichen Tischreden bei wohlbesetzter Tafel sorgen dafür, daß keine derartige Stimmung aufkommen kann. Man unterhält sich über alltägliche Angelegenheiten, über das Neueste in Kunst und Mode, über die Fortschritte der Wissenschaft und Technik, aber man hütet sich ängstlich, ein Thema zu berühren, das zur Verinnerlichung des Lebens führen könnte, aus Furcht, sich lächerlich zu machen. Man läßt sich dabei von ersten Künstlern die beste Musik machen, von Sängerinnen Arien und Lieder vortragen, die man mehr oder weniger aufmerksam, lässig oder gelangweilt über sich ergehen läßt. Aber wo findet man sich einmal zu einer solchen Gesellschaft zusammen, die sich selbst ein stimmungsvolles Gedicht vornimmt, um Stimmung daran zu gewinnen und ein seelisches Erlebnis zu haben, oder in seelischem Austausch den Menschen im andern zu erleben und sich beim Auseinandergehen als Menschen, an denen man sich innerlich erhoben hat, die Hand zu drücken, und nicht bloß als kalte Gesellschafter, die sich nur zum Zeitvertreib zusammengefunden? Wer auch nur eine solche Anregung geben wollte, würde etwa mit der ironischen Bemerkung abgetan: „Ach ja, Seelenkultur haben wir alle sehr nötig", und dann würde man lachend darüber hinweggleiten?

In seiner „Schule der Weisheit" zu Darmstadt betreibt Graf Keyserling eine Art „Seinskultur", die doch wohl auf unsere Seelenkultur hinausläuft. Nehmen wir an, daß er dabei nicht bloß ein Konventikel für einen kleinen auserlesenen Kreis im Auge habe, sondern Sendboten in die Welt schicken wolle, um seelische Kultur in die große Gesellschaft zu tragen, etwa wie die Bußprediger des Mittelalters in Zeiten schwerer Not den Gläubigen zu Herzen redeten und sie vor Gott auf die Knie zwangen. Nehmen wir an, die Prediger der Seinskultur des Grafen Keyserling redeten den Leuten der gebildeten Kreise in ähnlicher Weise ins Gewissen, um sie vor der Menschenseele als dem Geheimnisvollen, Heiligen und Göttlichen in uns auf die Knie zu zwingen, in Ehrfurcht vor dem höchsten Sein und Wesen, das wir kennen, etwa mit Goethes Worten aus dem „Meister", wo er vom „Menschen des Geheimnisses und der Kraft" spricht, daß der Mensch ein göttliches Geheimnis ist. Ein solcher Seelenprediger sollte sich einmal in einer Gesellschaft erheben, um die Gäste aufzufordern, von ihrem oberflächlichen gesellschaftlich-konventionellen Geschwätz abzulassen und sich als Menschen zu fühlen, rein nur als Menschen, abgesehen von allem Wissen und Können, vom Unterschied der Fähigkeiten, von Rang, Titel und Stand, das Ewig-Menschliche ineinander zu erleben! Dann würden die einen über solches takt- und geschmacklose Ansinnen die Miene verziehen, während die andern durch Scherze darüber die Gesellschaft zum Lachen brächten. Sollte man aber wirklich die Sache ernst nehmen und ernst dabei bleiben, und gar den Versuch machen wollen zu einer seelischen Aussprache, dann würden die meisten hilflos und verlegen wie Kinder voreinander stehen, und keines würde mit der Seele des andern etwas anzufangen wissen. Der Seelenprediger aber dürfte schließlich als taktloser Störenfried der guten Gesellschaft mit sanfter Gewalt hinauskomplimentiert werden; und dies unter heutigen Verhältnissen nicht einmal ganz mit Unrecht, da die Gesellschaft sich auf den leichten, gefälligen äußeren Ton eingestellt hat, der alles Seelisch-



Persönliche als störend und stimmungverderbend ausschließt. Damit wäre aber die Mission des Grafen Keyserling gescheitert, da der guten Gesellschaft mit „Seele“ nicht beizukommen ist, bzw. da sie an ihre Seele nicht herankommen läßt, und ihr also nicht zu helfen ist. Worin unterscheidet sich noch eine solche gute Gesellschaft von einer gewöhnlichen Schiebergesellschaft? Dort verkehrt man mit besserem Takt und Anstand und unterhält sich fein und geschmackvoll über Kunst und Mode, während man hier nur rohen materiellen Genüssen bei lärmender Unterhaltung und Paukmusik frönt. Aber dort wächst die Seelenstimmung so wenig von innen heraus, wie hier; und somit unterscheidet sich die gute von der üblen Gesellschaft nur dem Grade und der äußerlichen Kultur, nicht dem Wesen nach. Zur Zeit unserer großen Dichterdenker gab es auch tüchtige Praktiker und Geschäftsgrößen, aber sie versäumten nicht, zugleich seelische Kultur in ihrem Hause zu pflegen, was damals von vornherein und aus dem ganzen Zeitalter heraus zum guten gesellschaftlichen Ton und feiner Sitte gehörte. Wollen wir heute wieder dazu kommen, so muß eine ganze Umgestaltung der Erziehung vorausgehen.

Die äußerliche Entwaffnung des deutschen Volkes ist auf Gebot unserer Gegner durchgeführt worden. Innerlich aber stehen unsere Volksgenossen einander noch bis an die Zähne gerüstet und feindselig gegenüber; nicht nur politisch in den Parteien, sondern auch innerhalb aller dieser und überall Mensch gegen Mensch voll Mißtrauen und Arglist. In der Hochflut der Rüstungsbewegung der neunziger Jahre forderte der damalige religiöse Sozialreformer M. von Egidy „innere Abrüstung“ als erste und alleinige Vorbedingung für den endlichen Völkerfrieden, ohne welche alle äußeren Rüstungsbeschränkungen verlorene Liebesmüh seien. Die Deutschen haben diese innere Abrüstung nötiger als die anderen Völker unserer Gegnerschaft, die in sich einig und geschlossen dastehen. Es ist etwas Zentrifugales in der Natur der Deutschen, das sie immer von ihrer Art hinwegtreibt, in der Fremde nach anderer vermeintlich höherer Art zu suchen, die sie daheim vermissen. Sie mögen einander am wenigsten leiden, der Deutsche kann den Deutschen nicht recht vertragen, vielleicht weil er an ihm immer wiederfindet, was er flieht: die Formlosigkeit, und vermißt, was er sucht: beseelte Form. Weil wir keine abgeklärte Lebensform, keinen deutschen Lebensstil miteinander haben, wie die andern Nationen in ihrer Art, zieht es deshalb vielleicht den Deutschen nach der Fremde? Die gegenwärtige Abschließung und Einkreisung, die allgemeine Ächtung von der übrigen Völkerwelt scheint aber wie vom Schicksal darauf berechnet, das zerfahrene und zersplitterte, in sich verfeindete deutsche Wesen zu zwingen, endlich zu lernen, liebevoll und verständig aufeinander einzugehen und Seele gegen Seele zu erschließen, um so miteinander beseelte Lebensform zu gewinnen und aus dem deutschen Volke eine einmütige, hochgemute deutsche Gemeinde zu machen.



Der weiße Wolf

Von Wolf Durian

(Schluß)

Die Einigung, in Schweigen über dem erlegten Bären geschlossen, hielt nicht an zwischen den Freunden. In Einsamkeit flossen ihre Tage hin. Einer saß zu Hause und schürte das Feuer, und der andre war draußen im Schnee und las die Füchse auf, die in den Eisen hingen. Noch nie war der Fang so ergiebig gewesen. Schnee fiel täglich, und die Kälte setzte ein. Der Fluß war gefroren. Die Wölfe heulten in den Nächten vor Hunger. Da ging das kleine Raubzeug, vom Hunger getrieben, in Menge ins Eisen. Rot- und Silberfüchse, langhaarige Skunkse, vor allem Nerze, seit das Eis im Fluß Fische und Frösche verwahrte. Die Pelzbündel häuften sich an den Wänden der Bude. Aber die Männer hatten keine Freude daran. In der Einsamkeit ihrer Wege dachte jeder an die Frau. Und wie sie sich immer mehr in sie versenkten, wuchs sie empor zwischen ihnen zu einer dämonischen Macht. Und die Männer kehrten sich ab voneinander, denn die Macht der Frau überwog die Gefühle alltäglicher Freundschaft. In der Not wäre einer für den andern gestanden, immer noch; aber, da keine Not war, in der Gleichform der Tage der Arbeit strebten die Gedanken der Männer auseinander. Sie wurden sich Last und schwiegen sich aus. So war der neue Zustand, in den ihre Krankheit eintrat: stundenlang saßen sie abends in der Hütte beisammen und sprachen kein Wort. Wer an der Reihe war, erhob sich morgens schweigend vom Lager und ging aus der Hütte ohne ein Wort. Und wenn er kam, trat er ein ohne Gruß, und der andre wandte sich nicht nach ihm um. Jeder nahm schweigend seinen Teil an der Beute des Tages in Arbeit und verzog sich damit in einen Winkel der Bude. Jede Reibung zwischen sich vermieden die Männer, um Worte zu sparen. Keiner ließ sich gehen. Mit soldatischer Pünktlichkeit wickelte sich die tägliche Arbeit zwischen ihnen ab bis ins Kleinste — ohne ein Wort. Jeder wußte, wann er an der Reihe war, den Rundgang zu machen, jeder wußte, wie groß sein Anteil war an der Arbeit mit dem Fang des Tages. Jeder hatte sein eigenes Gerät. Wer an der Reihe war, kochte das Essen, goß Tee auf, spaltete Holz, holte Wasser... Es war ein unerträglicher Zustand. Und die Männer fühlten das wohl.

Sam, der Türke, war zu einem Entschluß gekommen. Wie Jo eines Abends in die Bude trat, wandte Sam, der Türke, sich um und sagte: „Hallo!“ Jo erschrak so, daß er den Fuchs fallen ließ, den er über der Schulter trug. Sogar der kleine Zobel fuhr erstaunt aus dem Schlaf. So ungewohnt war das ausgesprochene Wort in der Bude geworden.

„Gib ihn her — den Fuchs“, sagte Sam. „Bläst 'n frischer Wind draußen. Wirst 'n heißen Tee mit Rum verdauen können.“

Dabei rückte er auf dem Klotz vor dem Feuer zur Seite, daß Jo da Platz haben sollte. Jo war noch immer sprachlos. Aber er bückte sich und hob den Fuchs auf und setzte sich neben Sam zum Feuer. Sam, der Türke, nahm den Fuchs

übers Knie, drehte ihn hin und her, befühlte die Dichte des Pelzes, blies die Haare auf...

„Ist auch 'n Kreuzfuchs. Aber 'n hübsches Stück", meinte er und zog mit dem Messer den Querschnitt über die Kehle des Tieres.

„Ja", sagte Jo und schlürfte aus der blechernen Tasse.

Schweigen. Sam streifte dem Fuchs die Decke über den Rumpf. Er hatte sie um die Faust gewickelt und zog daran, während er über dem nackten Fleisch in leichten Messerstrichen die Haut zerteilte.

„Hm," sagte er dann, „ich wollte dir etwas sagen, Jo."

Und er erhob sich und warf den entkleideten Tierkörper in weitem Schwung aus der Tür. Da würden ihn sich die Wölfe schon holen in der Nacht. Als er zum Feuer zurückkam, trafen sich die Blicke der beiden Männer. Sam blieb stehen und sagte:

„Wir wollen uns trennen."

„Gut", sagte Jo trotzig.

An diesem Abend wurde nichts mehr zwischen ihnen gesprochen.

Früh legten sie sich schlafen. Als Jo am andern Morgen erwachte, lag der kleine Zobel neben ihm unter den Fellen und streckte sich voll Behagens, denn er liebte die Wärme. Sam, der Türke, war verschwunden. Mit ihm seine Büchse und ein Paar Schneeschuhe. Jo überlegte nicht lang. Er machte sich fertig und trat aus der Hütte. Da lief die Spur der Schneeschuhe in zwei blauen Strichen über die Schneedecke hin, floß in der Ferne zusammen und verlor sich dem Walde zu. In diesem Augenblick dachte Jo nicht an die Frau, sondern nur an den Freund. Er sagte sich: ich will hier nicht ohne ihn leben. So hing er die Büchse um, band sich die Schneeschuhe unter die Füße und lief der Spur nach in weit ausholenden Zügen. Er war ein geschickter Läufer. Dort, wo der Berg abfiel, verschwand er wie ein Pfeil in einem Schweif hoch aufstäubenden Schnees.

Er hatte Glück. Gleich im Wald war Sam, dem Türken, ein Riemen der Bindung gebrochen. Viel Zeit verging, bis er mit froststarren Fingern aus dem Riemen der Büchse ein neues Stück Leder geschnitten und die Bindung instand gesetzt hatte. Und als er eben die Bretter wieder unter den Füßen hatte, sah er Jo kommen. Er erwartete ihn in vollkommener Ruhe. Als er Sam erreicht hatte, sagte Jo nur:

„Kehr' mit mir um, Sam. Es ist so leer in der Bude."

Und mit einem Blick auf die geflickte Bindung:

„Ich dachte schon immer, daß dir noch mal die Bindung zum Teufel gehen würde. Du mußt dir neue Riemen schneiden."

Sam, der Türke, kehrte mit ihm nach der Bude zurück.

* * *

In der Nacht war die große Kälte eingetreten. Die Wölfe kamen bis vor die Tür der Bude und heulten. Die Trapper ließen sie heulen und schliefen. In früheren Jahren hatte Sam, der ein guter Schütze war, durchs Fenster auf sie geschossen, wenn der Mond schien. Oft hatte er zehn und mehr auf die Decke gelegt

in einer Nacht. Aber jetzt konnten die Wölfe heulen und gegen die Tür springen, daß sie in den Fugen krachte. Sam, der Türke, schlief.

Die Krankheit der Männer hatte ihren Höhepunkt erreicht. Vergessen war die Freundschaft. Und der Geist der Frau stand riesenhaft zwischen ihnen. Sie bewachten sich jetzt. Sie schlichen umeinander herum, wie Berberlöwen um einen gefallenen Hirsch schleichen. Es war ein furchtbares Leben.

Eines Abends schnitt Sam, der Türke, aus einer Hirschhaut die neue Bindung für seine Schneeschuhe. Jo sah ihm zu und sagte höhnisch:

„Machst dich wohl reisefertig?"

„Mag sein", sagte Sam, der Türke.

„Laufen manche schneller als du."

„Ich schieße besser als manche", sagte Sam in eisiger Ruhe.

„Ich fürchte dich nicht", schrie Jo. „Ich folge dir doch!"

„Hüte dich!" sprach Sam, der Türke.

So stand es zwischen den Männern. Da gab es keine Heilung mehr. Einmal, als Jo vom Rundgang kam, war kein Feuer im Kamin, und die Bude lag in Nacht und Eiseskälte. Er entschloß sich sofort. Warf die beiden Rotfüchse ab, die er trug, schnallte die Schneeschuhe an und schritt zur Tür hinaus. Es war eine mondhelle Nacht. Wie ein Band von Silber schimmerte weithin der vereiste Fluß. Und unter den Schneeschuhen splitterte knisternd der gefrorene Schnee zu feinen Kristallen. Aber nirgends eine Spur. Jo traute den Augen nicht. Er lief um die Hütte und suchte überall. Keine Spur. Aber das war ja nicht möglich! Selbst wenn Sam auf Schneereifen gegangen wäre, da müßten doch Abdrücke sein... Jo holte sich Schneereifen aus der Hütte, legte sie an und tat ein paar Schritte damit. Die Abdrücke waren deutlich erkennbar. Kopfschüttelnd band er sich die Schneereifen wieder ab und ging in die Hütte zurück. Da klang aus einem Winkel höhnisches Lachen.

„Hüte dich — du!" sprach Sam, der Türke, trat zum Kamin und schlug Feuer. Seit dieser Stunde haßten sie sich.

Am andern Morgen erhob sich Sam, zog seinen Pelz an, hing die Büchse um, band sich die Schneeschuhe unter die Füße und verließ die Bude offenkundig. Jo richtete sich auf und sah durch die offenstehende Tür, wie Sam den Stock in den Schnee stieß und ablief. Da stand er auf und warf die Tür laut schallend ins Schloß. Zwei Stunden darauf schloß er die Bude zu und folgte Sams Spur. Den ganzen Tag über lief er hinter ihm her und erreichte ihn abends bei der Waldschlucht, wo die beiden Arme des Schlangenflusses sich vereinigen. Sam, der Türke, hatte dort haltgemacht und war eben dabei, über einem kleinen Feuer in seinem Blechkessel Schnee zu schmelzen, um Tee zu kochen. Jo sah von weitem den glimmenden Punkt des Feuers und war auf der Hut. Diesmal kam er ja nicht, um den Freund zu holen, weil „es so leer in der Bude war". Es ging um die Frau. Es ging ums Leben. Jo war sich darüber klar.

Sam, der Türke, sah ihn kommen. Er stellte den Blechkessel ab, nahm die Büchse auf und ging ihm entgegen. Als er noch etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt war, kniete er sich hin und legte die Büchse an. Jo stand still und schrie: „Schieß zu, du feiger Hund!"

So hatte Sam es nicht gemeint. Er senkte die Büchse und ließ den andern herankommen.

„Was willst du hier?“ fragte er, als Jo ihm gegenüberstand.

„Well,“ sagte Jo, „wir wollen zusammen zu dem Fräulein gehen.“

* * *

Es war, als sollte in dieser Nacht die Freundschaft wieder erwachen. Das Feuer verglomm. Aus der Asche schwelte ein fahles Band zum tiefen blauen Himmel der Sterne. In der Ferne heulte ein Wolf. Die beiden Männer saßen da und redeten zueinander. Sie sollten Lose ziehen, schlug Jo vor. Aber es wurde verworfen, und sie nahmen sich ernsthaft vor, zusammen zu dem Fräulein zu gehn, ihr zu sagen, wie es um sie stand, und ihr zu überlassen, zwischen ihnen zu wählen. Und dann sprachen sie über das Fräulein. Wie schön sie sei, und welche guten Eigenschaften sie habe. Im Lauf der Zeit hatte sie zahllose gute Eigenschaften angenommen in der Phantasie der Männer. Jeder hatte seine eigene Legende um sie gedichtet. Die Männer kamen in Stimmung. Sie erzählten sich von den Plänen, die jeder ausführen wollte, wenn die Wahl des Fräuleins auf ihn fallen sollte. Sie verabredeten, daß dem Zurückgewiesenen die Bude mit allem Pelzwerk und Gerät gehören solle. So großmütig waren sie gestimmt und so sicher jeder seines Siegs über den andern. Ja, sie wollten gute Freunde bleiben und einander nichts nachtragen. Es sei nicht ausgeschlossen, daß das Fräulein eine ihr ähnliche Schwester habe. Da wollten sie sich später gegenseitig mit ihren Familien besuchen. Vielleicht könnten sie alle zusammen einmal einen Winter in der Hütte verleben. Dann würde erst Betrieb in der Bude sein.

So sprachen sie miteinander. Aber daß sie sprachen, war verdächtig; Leute ihrer Art schweigen sich aus, wenn sie wahrhaft fühlen, oder reden von nebensächlichen Dingen. Keiner traute dem andern. Sie wagten nicht, zu schlafen. Als das Gespräch zwischen ihnen versiegt war, und sie sich zum Feuer gelegt hatten, um zu schlafen, beobachteten sie sich heimlich. Jo überlegte, wie sie morgen früh über die Schlucht gelangen sollten. Über der Schlucht lag nämlich ein Baumstamm, auf dem für *einen* nur Platz war. Wer sollte zuerst hinüber?

Als der Morgen graute, erhob er sich lautlos vom Boden. Nach langem Bedenken war er auf den Einfall gekommen, den Stamm zu überschreiten, während Sam noch schlief. Jenseits der Schlucht wollte er ihn erwarten. Vorsichtig nahm er Schneeschuhe und Büchse auf und schlich sich auf den Zehenspitzen zum Abgrund hin, wo der Baumstamm lag. Aber Sam, der Türke, schlief nicht. Er sah, wie Jo sich heimlich fortschlich, um in Fort Nelson der Erste zu sein. Und blinde Wut kam über ihn.

Er richtete sich auf, ergriff die Büchse ... Jo stand auf dem Stamm und schritt vorwärts.

Da krachte der Schuß ...

* * *

An diesem Tag erhob sich der Schneesturm. Es begann ein wildes Heulen unter den Geistern des Waldes. Die Stämme bogen sich krachend und splitternd, ihre Wipfel peitschten gegeneinander, Äste brachen, und viele Stämme hoben sich

aus den Wurzeln und stürzten. Der Schnee fegte in rasenden Wirbeln über den Boden her vor dem Sturm. Darauf war nichts mehr zu sehen vor Schnee und Sturm. Es war unmöglich, dagegen anzukämpfen.

Der einsame Mann, der da schritt, wurde vom Sturm erfaßt und zu Boden geschleudert. Seine Schneeschuhe zerbrachen. So lag er da und konnte nichts tun als am Boden sich anklammern und alles über sich ergehen lassen. Tag und Nacht raste der Sturm. Die Kraft des Mannes erlahmte; zur Hälfte lag er im Schnee verschüttet, seine Glieder erstarrten. Er versuchte, vorwärts zu kriechen, um Schutz zu suchen. Da ergriff ihn der Sturm von neuem und rollte ihn den Berghang hinab. Rücklings fiel er auf einen gestürzten Stamm und blieb da liegen, halb bewußtlos. Seine Kleider waren zerfetzt, die Büchse zerbrochen, der Beutel mit Lebensmitteln verloren, die Mütze auch. Der Sturm riß es fort, und der Schnee begrub es. Dazu ein stechender Schmerz im linken Fuß, der sich beim ersten Sturz in der Bindung des Schneeschuhs überdreht hatte, Schmerzen im Rücken und an den Knien, Nasenbluten. Aber er lag hier sicher und fand Schutz vor dem Sturm. Er wagte sich nicht zu rühren und lag dicht an den Baumstamm gepreßt den Rest der Nacht hindurch.

In den Morgenstunden ließ der Sturm nach. Aber das Schneien hielt an, und die gelbgrauen Schneewolken ballten sich so dicht, daß der Tag kaum durchdringen konnte. Sam, der Türke, stand auf und fluchte. Keine Büchse mehr, keine Schneeschuhe, nichts zu essen, kein Kessel! Da fiel ihm ein, daß er noch Tabak hatte. Er zog die Pfeife aus der Tasche und stopfte sie in Gelassenheit. Sechs Streichhölzer verlöschte ihm der Wind nacheinander, aber er strich geduldig das siebente an, und da brannte die Pfeife. So stand er in der Einöde und rauchte, und Fluten von Schnee fielen über ihn.

Er sah zum Himmel auf und stellte die Richtung zum Nelsonfluß fest. Und in dieser Richtung arbeitete er sich durch den Schnee. Sein Fuß schmerzte so, daß er hinken mußte. Aber er hinkte vorwärts.

Stundenlang schleppte er sich, ohne zu ruhen. Und wo er zusammenbrach, blieb er liegen. Es war um Mittagszeit. Er fühlte ein heftiges Stechen in dem verrenkten Knöchel und zog den Stiefel aus. Es tat ihm wohl, den entzündeten Fuß auf Schnee zu legen. Er fühlte Hunger, holte die Pfeife aus der Tasche und rauchte. Nach zwei Stunden wollte er weiter und versuchte, den Stiefel anzuziehen. Kaum brachte er ihn über den Fuß, so stark war der inzwischen angeschwollen. Als es ihm endlich gelungen war, fühlte er solche Schmerzen, daß sich ihm eine steile Falte in die Stirn grub. Er versuchte, zu gehen. Es schien unmöglich. Da stand er still und fluchte. Und biß die Zähne zusammen und ging vorwärts durch den Schnee. Mit jedem Schritt versank er bis an die Mitte der Waden im Schnee. Oft brach er ein bis ans Knie, und die Falte in der Stirn grub sich tiefer vor Schmerz. Manchmal taumelte er wie ein Betrunkener, zuweilen blieb er stehen und fluchte. Bis zum Abend hielt er durch. Dann brach er wieder zusammen und lag eine Weile bewußtlos.

Er wandelte auf einer Wiese voll flammender Alpenveilchen. Es war Abend, und die Luft wehte lau, und die Drosseln flöteten aus dem dunkelnden Gesträuch.



Fernher wehten die Klänge einer Ziehharmonika. Er horchte hin: es war das Lied vom Feuerwehrmann. Da wurde er lustig, weil er das Lied vom Feuerwehrmann hörte. Es war sein Lieblingslied. Und er begann sich im Takt der Melodie zu wiegen und sang:

„I am the Firefighter jo-ho-ho-hoo
I am the Firefighter jo-ho-ho-hoooo."

Plötzlich fiel ihm ein, daß es Jos Ziehharmonika war. Er erkannte sie wohl, weil sie beim Luftholen immer keuchte und pfiff. Und wie er daran dachte, kam Jo selbst über die Wiese gegangen. Er sah stattlich aus. In der Mütze hatte er einen Flügel vom Blauhäher stecken und um die schimmernde Biberjacke lag der Patronengürtel. Die Büchse trug er lose über der Schulter.

„Willst du zu essen haben?" frug ihn Jo.

„Natürlich", sagte er. „Hab' verdammten Hunger nach dem weiten Weg. Ich gehe nämlich zu dem Fräulein."

Auf einmal war eine Menge guter Dinge da; Hirschfleisch und Tee und auch zwei Pakete Dreisterntabak. Sie aßen und rauchten. Jo sagte:

„Ich hab' ein kleines Loch in der linken Schulter; seitdem hab' ich falsche Luft."

„Das kommt daher," erklärte er — Sam —, „weil du das Fräulein haben wolltest."

„Aber es ist ja nicht ausgeschlossen, daß das Fräulein eine ihr ähnliche Schwester hat", meinte Jo.

„Nicht ausgeschlossen", gab er zu.

Plötzlich galoppierte der Bär über die Wiese. Jo schrie:

„Laß mich! Laufen manche schneller als du."

Aber er hielt Jo bei der Hand und sagte:

„Ich schieße besser als manche."

Und er kniete sich hin und setzte die Büchse ein, da merkte er erst, daß die gute alte Winchester zerbrochen war. Der Bär warf sich auf ihn und stieß ihm die kalte Schnauze ins Gesicht. Er wehrte sich, so gut es eben ging. Aber der Bär war stärker als er und biß — — —

„Teufel!" Sam fuhr auf. Und starrte in die grünlich funkelnden Augen eines großen weißen Wolfs.

Er riß den Revolver aus der Tasche und feuerte. Als der Pulverdampf sich verzog, waren die grünlich funkelnden Augen verschwunden. Wildes Geheul erscholl von allen Seiten. Es war Nacht. Hinter zerfetzten Wolken schwamm der Mond. Sam, der Türke, richtete sich auf und zog den Stiefel auf. Der Knöchel war blutunterlaufen und pulste erhitzt; Sam legte Schnee darauf und band sein Halstuch darum. Dann lehnte er sich mit dem Rücken gegen einen Baumstamm, holte die Pfeife vor und rauchte, denn er mußte sich wach erhalten. Nach einiger Zeit tauchten über der Waldblöße die Schatten einiger Wölfe auf. Sie standen beisammen und schienen zu beraten. Dann setzten sie sich wie auf ein Zeichen gleichzeitig in Bewegung und liefen auf den Mann zu. Ein starker Wolf von weißer Farbe führte. Sam gab drei Schüsse ab. Da stoben sie auseinander und tauchten lautlos ins Dunkel des Waldes. Im nämlichen Augenblick liefen von der entgegengesetzten

Richtung in langen Sätzen zwei starke Wölfe gegen Sam an, aber er sah sie zu rechter Zeit und schoß. Der vordere brach zusammen und heulte laut auf. Dann schleppte er sich hinkend und klagend davon. Der andre Wolf hatte schon beim Knall des Schusses das Weite gesucht. Noch eine Patrone steckte im Revolver. Sam fühlte bleierne Müdigkeit; aber er brachte es über sich, zu wachen, bis der Morgen graute. Da sank ihm der Kopf hintenüber, und mit dem Revolver in der Hand schlief er ein.

— — — Das Fräulein glitt über den Schnee auf ihn zu und neigte sich über ihn.

„Welch schönen Revolver Sie da haben! Nein, Sie sind aber einer!" sagte sie.

Und sie ergriff seine Hand, in der der Revolver lag, und hob sie sanft empor. Er wollte etwas sagen, aber die Stimme versagte ihm.

„Sie schießen so gut, Herr Soames", sprach das Fräulein. Sie sagte ausdrücklich: „Herr Soames." Und dabei versuchte sie, den Schuß abzuziehen, indem sie auf Sams Finger drückte, der im Abzugsbügel der Waffe lag. Ihm trat der kalte Angstschweiß auf die Stirn. Er durfte die letzte Patrone nicht verlieren.

„Fräulein!" schrie er, „Fräulein, lassen Sie los! Es ist mein letzter Schuß."

„Oh," lächelte sie, „ich zeige Ihnen das Ziel, Herr Soames. Wir werden gut treffen." Und mit leiser Stimme sagte sie:

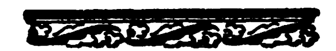
„Nun sehen Sie über den Lauf!"

Er blickte über den Lauf und sah Jo auf dem Baumstamm über der Schlucht. Da krachte der Schuß.

Sam schreckte auf. Es war etwas geschehen. Aber er brachte seine Gedanken nicht mehr zusammen. Um ihn drehte sich alles: Bäume, Schnee, Himmel ... er schien auf einer Drehscheibe zu sitzen. Plötzlich stand wie mit fühlbarem Ruck die Welt um ihn still. Er fand sich langsam zurecht und entdeckte, daß er im Traum den Revolver abgeschossen hatte. Mit verächtlicher Gebärde warf er die Waffe von sich. Der Schnee schluckte sie auf. Er wollte den Stiefel anziehen, aber es gelang ihm nicht. Dick geschwollen und erstarrt lag der Fuß vor ihm, als gehörte er nicht mehr zum Körper. Er mußte ihn erst mit Schnee reiben, bis wieder Leben in ihn floß. Aber den Stiefel brachte er nicht mehr darüber. Da warf er den Stiefel dem Revolver nach. Grimmiger Hunger nagte in ihm. Er fühlte sich matt und willensschwach. Er wollte doch nun aufstehen und konnte nicht. Schließlich gelang es ihm. Er wand das Tuch um den kranken Fuß und taumelte gedankenlos vorwärts wie ein Betrunkener. Eigentlich war ihm nun leichter zumut. Er fühlte die Schmerzen im Fuß nur dumpf und ärgerte sich nimmer, wenn er in den Schnee einbrach. Ihm war, als ginge er im Traum. Manchmal drehte sich der Boden unter ihm ein wenig, aber er ging sicher. Er konnte gar nicht fallen und auch nicht still stehen. Immer weiter mußte er gehen, Tag und Nacht, immer weiter — immer weiter — — Aber er konnte nicht mehr denken. Seine einzige Empfindung war: Hunger, furchtbarer Hunger. Immer weiter ging er wie ein Uhrwerk, das jemand aufgezogen und dann vergessen hatte, und das nun lief, solange noch Kraft in ihm war, lief bis ans Ende. Gegen Abend sah Sam den weißen Wolf wie ein Gespenst durch die Ebene jagen. „Sieh, der ist nun hinter dir her", sagte er sich, aber es

berührte ihn weiter nicht. Nur immer gehen, immer weiter — bis ans Ende — — Da brach er in die Knie. Und wie er lag, war es, als hielte der Schnee ihn fest. Es gelang ihm nicht mehr, sich aufzurichten. Aber noch immer war die Kraft in ihm. Auf allen Vieren kroch er vorwärts, wühlte sich durch den Schnee. Weit schleppte er sich so. Mit einmal sah er sich den grünlich funkelnden Augen gegenüber. Da stieß er einen heisern Schrei aus und fiel mit dem Gesicht in den Schnee.

Der Wolf umkreiste ihn langsam, stand dann stille und beobachtete. Wie der Mann sich nicht rührte, glitt er in zwei lautlosen Sprüngen an ihn heran und duckte sich in den Schnee. Da wälzte Sam, der Türke, sich auf die Seite, öffnete die Augen weit und starrte in die grünen Augen des Wolfes. Und sein Antlitz wurde fahl, wurde zu einer Fratze übermenschlichen Grauens. Er blickte in einen Abgrund von grünlich gleißendem Licht. Und in dem Licht stand ein schmaler Schatten. Und der Schatten wuchs und schwoll, glühte wie diamantenes Feuer und senkte sich langsam durch seinen Blick bis auf den Grund seiner Seele. Da schnellte mit letzter Kraft der Mann vom Boden auf und stürzte sich auf das Tier. Die Messerklinge blitzte; der Wolf stieß ein wildes Knurren aus und biß sich fest. Schnee stäubte über den zuckenden Knäuel der Leiber.



Sommernacht

Von Helene Brauer

Noch steht des Turmhahns Schattenriß
Auf blassen Himmel hingetuscht,
Die Kirche, Fledermaus-umhuscht,
Wächst auf, ein Berg von Finsternis.

Aus müden Fenstern blinkt es schwach,
Doch von den Rosenbüschen bricht
Ein Leuchten her von weißem Licht
Und hält des Parkes Steige wach.

Die Kronen ragen schattenreich,
Sie wogen nicht und atmen kaum,
Ein Lauschen schleicht von Baum zu Baum;
Schwer sinkt der Tau auf Blatt und Strauch.

Die Nacht hebt an, die reif und stark
Dem Tage Glanz und Prunk entreißt,
Mit Blüten wie mit Lichtern gleißt
Und silbern überrauscht den Park.



Das Gewitter

Von M. Naacke

Ich fühl's noch immer ...

Es war eine Stunde gut nach Mitternacht. Da holte mich die Mutter aus warmem Bett. „Komm, komm, mein Kind, wir müssen bereit sein! 's kann sein, der feurige Wagen — du weißt, vom Propheten Elias — kommt uns holen.“

Ich hatte schon reichlich geschlafen; jetzt aber war ich ganz munter und atmete dem entgegen, was werden sollte. Beschuht und in einem Mäntelein, saß ich auf einem Stuhl zwischen Vater und Mutter und fühlte mich: Perle im Golde!

Zu schön war's: Das Zimmer schwarz und dunkel — und dann so ein Blitz: schneeweiß und alles hell! Taghell!

Durch die Glastür sah man die Bäume, die standen erwartungsvoll. Wie meine Seele!

Da leuchtet es wieder so weit und weiß. „Das geht noch all in die Breite,“ sagte mein Vater und zählte: „Eins, zwei, drei, vier“ — es rollte ein schwerer Donner —, „das ist nun etwa in Leipe, die haben dort sicher starken Regen.“

Dann aber kam ein Heulen, ein Ächzen, ein Krachen und Klirren: die Glastür sprang auf — und herein brachen Sturm und Donnerhall und Regenflut!

Der Vater stand auf, schalt ein Weniges, daß wieder die Riegel nicht eingestellt seien, machte Ordnung und kam naß überstäubt zurück. Und kaum, daß ich den feuchten Flausch seines Rockes wieder in meiner Linken fühle — die Rechte hatt' ich im Schoß der Mutter und meinen Kopf in ihrem Arm — da wurde es draußen ganz groß und gewaltig: das Rauschen, das Ächzen, das Rollen und Toben — — dann alles rot; man sah kein Möbel, keinen Vater, keine Mutter, nur rot — alles rot und nochmals rot — — und immerzu heulendes Krachen — —!

War das der Wagen?

Nun, dann reisen wir zusammen, Vater und Mutter und ich, denn meine Hände hielten fest. Ich war ohne Angst, ganz bereit, ja voller Neugier, was nun würde — — —

Doch da ward es langsam still — still — still und dunkel.

Dann Vaters Stimme: „Mach' Licht!“

Dann Mutters Hände am raschelnden Zündholz — und dann, nach all dem großen Flammen und Leuchten, solch ein kleiner, erbärmlich-verächtlicher Lichtschein! Und ich schier heulend: „Ist alles aus?!“

Da kam wieder ein weißes Blitzen vom fernabziehenden Wetter; der Vater sagte: „Läppisches Geflacker“, und löschte das Licht.

Da sah ich die Bäume draußen nun wieder still, ganz still im mildweißen Wetterleuchten. Jetzt Vaters Griff um meinen Mantel; und alsbald saß ich auf seinem Arm; ganz fest. Und bei den sanften, immer wieder fallenden Lichtern von draußen ging er zur Tür und hinaus, stand auf der Schwelle und atmete

tief: „Nun trinke, mein Kind, trinke den Gottesodem! Es ging ein Mächtiger hier vorüber."

Der Vater trat über die Stufen hinab, eilende Wasser liefen um seine Stiefel. „Frau," rief er, „komm doch heraus; 's ist alles vorbei, der Regen, der Sturm und die Not."

Er nahm die Mütze vom Kopf:

„Du Großer, der du hier gingst, man spürt deinen heiligen Odem. Viel Macht ist dein — viel Macht! Und siehe: du bist uns gnädig gewesen."

War je ein Mensch „bereit", so war's dies Kind im spiegelnden Widerschein zweier goldener Herzen . . .



An Deutschland

Von Paul Friedrich

Deutschland, du lebst in meiner Seele wie ein Lied,
Wie eine unverwundne Totenklage,
Wie eine tiefe, dunkle Schicksalsfrage,
Deutschland, du lebst in meiner Seele wie ein Lied!

Deutschland, du bist in meiner Seele nur ein Traum
Von einer Welt, die mir im Innern lebt
Und die allein in gläubigen Herzen hebt
Zum Licht die grünen Äste wie ein Baum.

Deutschland, wann wirst du einmal wirklich sein?
Nicht mehr Orplid und nicht mehr Avalun?
Wann wirst du fest im Grund der Dinge ruhn,
Im Reif der Schöpfung als ihr lichtster Stein?

Deutschland, mich schreckt heut nicht dein rauh Gewand,
Und nicht des armen Aschenbrödels Leben,
Die Stricke nicht, die deinen Leib umgeben
In deiner Trauer demutvollem Stand.

Denn sieh, ich fühle mächtig mich umweihn
Künftigen Geistes Sturm, der mich umkreist.
Sei unverzagt — die graue Hülle reißt —
Mein Land, du wirst einst doch vollendet sein!



Allerlei vom Sehen der Dinge

Plauderei von Christine Holstein

Es muß um das Sehen in der Kindheit etwas unbeschreiblich Zauberhaftes sein, gleichsam als ob ein frischer Morgenglanz über allen Dingen ruhe. Immer fand ich Bilder oder Gegenstände, die als Kind mein helles Entzücken erregten und sich mir unauslöschlich einprägten, ärmlich und unbedeutend, wenn ich sie im späteren Leben wieder sah. Meine Seh-Erlebnisse machten das größte Glück meiner Kindheit aus. Einige will ich hier erzählen.

An einem grauen Spätherbsttage ging ich mit meiner Mutter auf den Kirchhof. Wir gingen einen steinigen Feldweg hinan; das Gras an den Rainen war fahl, der Himmel farblos trübe, Nebel über den gestürzten Ackerschollen. Plötzlich sah ich durch das Grau der Landschaft eine blaue Blume leuchten. Ich stand wie gebannt, ein unbeschreibliches, märchenhaftes Glücksgefühl überkam mich. Die blaue Blume war ein verspätetes Stiefmütterchen. Ich nahm es mit nach Hause, pflanzte es in einen Blumentopf und habe das kleine Erlebnis nie vergessen.

Ein andermal stand ich vor der Tür eines Kramladens und wartete auf meine Mutter, die drin etwas einkaufte. Die Mutter blieb lange, und ich stand und blickte gelangweilt auf den Kirchturm, der sich gerade mir gegenüber erhob; und allmählich fesselte der Kirchturm meine Aufmerksamkeit mehr und mehr. Meine Kinderaugen maßen den Turm vom Erdboden bis zum goldenen Knopf in der blauen Luft, er erschien mir auf einmal so riesengroß, weiter umspannte mein Blick die Rundung des grünen Helmes, heftete sich auf die runde Uhr, forschte durch die Schallöcher ins Innere, wo man die Glocken schweben sah — alles Dinge, über die ich bisher hundertmal hinweggesehen, ohne sie ausdrücklich in mein Bewußtsein aufzunehmen. Aber in diesem „Bewußtwerden“ lag wohl jenes eigentümliche neue Glück, das mich jetzt erfüllte. Das Gefühl, daß es mir mit andern Dingen wahrscheinlich ebenso gehen würde wie hier mit dem Kirchturm, daß ich wohl noch nichts „richtig“ gesehen, daß es die ganze Welt noch neu zu entdecken gab. Mit dem Bewußtwerden meine ich freilich nicht das erste bewußte Sehen, sondern das erste Sichklarwerden über die Beschaffenheit eines Dinges. Es gibt verschiedene Grade des Bewußtseins.

Ich glaube, daß sich die Fähigkeit des Sehens beim Kinde sehr allmählich und gleichlaufend mit dem Erwachen des Bewußtseins entwickelt. Das Kind starrt zunächst mit leerem Blick auf seine Umgebung, ohne sich ihrer bewußt zu werden. Wahrscheinlich, daß sie ihm wie ein ungegliedertes buntes Chaos erscheint, welches aber doch einen leisen, leisen Eindruck des Bekanntseins in ihm hinterläßt, und diesen immer deutlicher. Das erste klar bewußte Sehen ist sicher nichts Plötzliches und Sprunghaftes, sondern ein fließender Übergang von einem Bewußtseinszustand in den anderen. Wenn aber einen Menschen bis in seine erwachsenen Jahre tiefes Dunkel umgab und er dann plötzlich in unsere Welt der

Formen und Farben versetzt wird, so sind seine ersten Empfindungen nicht freudiger Art. Ich hörte von einem blindgeborenen jungen Mädchen, dem durch eine Operation das Augenlicht geschenkt wurde. Ihr erster Eindruck war Furcht und Entsetzen vor ihrem Arzte, dem ersten Menschen, den sie sah. Sie war zunächst förmlich unglücklich. Alles erschien ihr so riesig, so unheimlich, allein den Anblick von Kindern und Blumen konnte sie ertragen, bis sie sich endlich in die Welt fand. Von dem geheimnisvollen Kaspar Hauser, der seine Kinder- und Jugendjahre in einem finsteren Gefängnis zugebracht hatte, sagt der Bericht: Als man ihm die Welt zum ersten Male vom Turm aus zeigte, habe er das Gesicht mit den Händen bedeckt und erklärt, es sei ihm zumute, als wären ihm alle Dinge so furchtbar nahe, daß sie seine Augen berührten. Interessante Beispiele für eine geistige Entwicklung ohne Gesichtseindrücke. Als Kaspar Hauser zum erstenmal in die Welt sah, erblickte er sie nicht mit dem dämmernden Bewußtsein eines Kindes, dem sich zuerst nur einzelne glänzende oder bunte Gegenstände herausheben, sondern die Fülle der Bilder stürzte über ihn herein und berührte ihn deshalb so unheimlich nah, weil ja das perspektivische Sehen, das Erkennen der Abstände und Tiefen des Raumes erst allmählich entwickelt wird. Bei dem jungen Mädchen aber rührt das anfängliche Entsetzen wohl daher, daß es sich in den Jahren seiner Blindheit aus Gehörs- und Tasteindrücken eine Seelenwelt geschaffen hatte, der die wirkliche nicht entsprach.

* * *

Als was sich die Dinge dem Auge darstellen, abgesehen von ihrer praktischen und sinnvollen Bedeutung, einfach als Licht- und Farbeneindrücke im Raum, das können nur die kleinen Kinder wissen. Sie verbinden noch nicht wie wir mit jedem Ding einen festen sprachlichen Begriff, der es begrenzt und einengt. Ein Baum etwa ist für sie etwas ganz anderes als für uns — etwas so Großes, Rauschendes, Wogendes, Grünes. Aus der Tiefe unserer Kindheit steigt uns noch manchmal ein Erinnern auf, unbestimmt, zerflatternd, wenn wir es festhalten möchten, als ob da riesenhafte schwankende Gestalten und seltsame Ungeheuer gewesen seien, züngelnd, farbenleuchtend. Aber ein solches schrankenloses Sehen ist nur einem Kinde möglich, das noch nichts von der Sprache weiß. Die Sprache hat Ordnung in die Welt gebracht und gleichsam den Dingen feste Umrisse, freilich auch eine gewisse Starrheit gegeben. Wohl ist etwas von den Dingen in die Worte geflossen, unter denen wir sie uns vorstellen, etwas von dem Gefühl, das ihr Anblick in uns erregte. Bei dem Wort Rose berührt uns etwas von dem Duft und der Lieblichkeit einer Rose, und so bei allen Worten: Wald, Wind, Korn, Gras, Wolken. Aber etwas von der Starrheit des fest umgrenzenden Wortes hängt doch auch den Dingen an. Wir betrachten sie nicht mehr voraussetzungslos, sondern immer unter den herkömmlichen Begriffen, sehen „Wälder", „Felder", „Häuser". Manchmal aber ergreift uns irgendein Anblick, etwa der einer zauber schönen Landschaft, so tief, daß uns die überkommenen Worte so unzureichend so hart, so schwer, so arm, so nüchtern dafür erscheinen; dann ist es uns so eng, als ob wir in unserer Sprache gefangen seien. Dann möchten wir sie sprengen, möchten ganz neue Formen finden, um das Wesen eines Dinges auszudrücken

— und können es doch wiederum gar nicht anders sehen, als unter den überlieferten Begriffen.

Freilich würde wohl ohne diese Verankerung der Welt mit der Sprache unser Gedächtnis viel unbestimmter, undeutlicher, schwankender sein. Wenn man sich einen Eindruck fest einprägen will, so muß man sich während der Minuten des Betrachtens über die sprachlichen Bezeichnungen seiner Einzelheiten klar werden. Eindrücke: Landschaften, Bauten, Bilder, Waffen, Geräte, für die wir keinen sprachlichen Ausdruck zur Hand haben, lassen sich kaum annähernd getreu ins Gedächtnis rufen. Reine Licht- und Farbeneindrücke schwanken sehr in der Erinnerung, besonders auch in den Größenverhältnissen. Worte wie Baum, Blume, Haus, Turm enthalten in sich ein gewisses Maß der Dinge. Ohne sie kann die Phantasie ins Ungeheuerliche vergrößern und verändern.

Aber vielleicht stammen aus der tastenden Erinnerung an die früheste Kindheit der Völker — wo das Wort noch nichts fest machte, wo alles Gedächtnis noch schrankenlose Phantasietätigkeit war — jene seltsamen, phantastischen Gestalten, Riesen, Drachen, Faune, Nixen, wie sie die Mythologien und Sagen der Menschheit bevölkern.

* * *

Auge und Ohr sind die geistigsten Sinne, ja sie sind es so sehr, daß sie die Logik einer materialistischen Weltanschauung sprengen, denn sie weisen mit ihrer Freude am Schönen rätselvoll über das Stoffliche hinaus.

Der streng durchgeführte Materialismus muß alles abweisen, was sich dem ewigen Kreislauf des Stoffes nicht als notwendig und sinngemäß einfügt. Gewisse Sinnesreize, etwa die Lust an Speise und Trank, entsprechen dieser Forderung, denn sie dienen der Aufrechterhaltung des Stoffwechsels im menschlichen Körper, ebenso wie andere der Erhaltung des Menschengeschlechtes dienen. Auge und Ohr fügen sich auch in die materialistische Weltanschauung, insofern sie einen Feind erspähen, Gefahren wittern. Aber nun kommt etwas, das mit der Aufrechterhaltung der stofflichen Welt gar nichts zu tun hat.

Woher diese geheimnisvolle Freude an der Schönheit, an den Bildern der Welt, dem Goldglanz der himmlischen Gestirne und den Formen und Farben der irdischen Dinge, eine so unschuldige, tief beruhigende Freude, bei welcher der Mensch gleichsam aus der engen Hülle seines Körpers heraustritt und in den Dingen ausruht, wunschlos, selig, wo sein armes, kleines Ich ihm versinkt und er selbst zur großen, weiten Welt wird! Dies nicht nur bildlich gemeint! Denn die Welt mit der Fülle ihrer Bilder läßt ja wirklich eine Spiegelung im menschlichen Geiste zurück, daß er sie nun als Welt der Vorstellung in sich trägt. Nun erst, durch das Unterscheiden, ist das Denken möglich. Und wie seltsam, daß der Mensch manche Dinge als schön, manche als häßlich empfindet, etwa daß ihm Schmutz und Mißgestaltung Ekel und Pein erregen, daß er mit aller Kraft nach Reinheit und Schönheit strebt! Und daß der Anblick der Sonne mit ihrem strahlenden Licht in allen Völkern die ersten Gottesvorstellungen weckte! Und daß der Anfang aller Kunst, des schöpferischen Nachbildens der geschauten Dinge, sich zuerst Bilder der Götter zu gestalten strebt! Und schließlich, daß diese geschaute

Welt mit ihren Kämpfen und Gegensätzen von Licht und Finsternis, Schmutz und Reinheit, Sturm und Stille ihr Widerspiel findet in einer zweiten „seelischen" Welt, deren sich der Mensch nun erst bewußt wird und die er sich nun in tiefer Sehnsucht „schön" gestalten möchte!

Wie bringen wir aber diese Freude, Sehnsucht und immerwährende Steigerung unter in der nach bestimmten Gesetzen von Zahl, Maß und Gewicht ewig gleichförmig sich abwickelnden Weltmaschinerie des Materialismus?

Bereits im Schauen entfliegt die menschliche Seele den engen Schranken der mechanischen Weltanschauung und schwingt sich ahnungsvoll in Höhen, wohin kein Materialismus ihr folgen kann.



Ein Gleichnis

Von Werner Kremser

Es fuhr der Blitz ins glastendheiße Sommerfeld
Von schwüler Wolkenballung lang umdüstert.
Und wo ein Fünklein eben erst geknistert,
Steht rings in Flammen schon die Welt.

Wo sichelfroh die Garbe stand,
Braust rote Lohe durch das Land
Und ist ein grausam Bild enthüllt,
Draus Weltgeschehens tiefste Lehre quillt:

Die Spreu zerstiebt in Flammenschmerzen —
Stahl wird, was edel war und erzen.

Die Flamme losch in eisigkaltem Strahl;
In dunklen Trümmern tasten heiße Sorgen;
Nun, Deutschland, sinkt dein Abend — —
Oder graut dein Morgen?

Nun wirst du Asche oder du bist Stahl!



Olaf Tryggwason

Vom Grafen Gobineau. Verdeutscht von Hans von Wolzogen

Dreihundert Mannen, junges Blut,
mit heller Haut und blonden Haaren,
schön, heiter, stolz und voller Mut,
so waren wir vom Land gefahren.
Jedwer verdankte, was er war,
der hohen Asen Ahnenstamme,
der Helden, Kön'ge, Götter Schar;
und Odins Blut, in heller Flamme
glüht' es aus jedem Augenpaar.
In unsern Händen ihre Kraft
wallt auf zum Kämpfen, zum Gewinnen,
und keine Rinde hemmt den Saft,
berauschend durch die Welt zu rinnen.
Wir rührten mit der Sohle kaum
der Erde Grund, uns drängt' es nur
bis in den höchsten Ätherraum
ob aller Wetter Donnerspur.
Gradaus den kühnsten Weg gegangen,
niemals zurück, allzeit vorauf —
ein einzig Streben und Verlangen:
wir nahmen jauchzend unsern Lauf.
In unsern Herzen lebte nie
Furcht vor des Schicksals Widerschlägen,
Verachtung hatten wir für sie,
Trotz trat dem Wandel kühn entgegen.
Im Grund der Seele hatten wir
den Schatz des Selbstvertrauns geborgen,
die Hoffnung rissen wir mit Gier
griffscharf aus allem Grau der Sorgen.
In unsern Hirnen klang und sang es,
und lachend wie bei Festes Glanz
zum Jubel hellen Schellenklanges
vollführte Leichtsinn seinen Tanz.
Selbst unsre hohen Götterväter
auf ihrem Thron im blauen Äther
boten das stolze Bild nicht dar,
das unser jedem eigen war. —

Wir fuhren aus auf vierzehn Schiffen,
von Seehundsfellen wohlbedeckt,
und holzgeschnitzte Drachen griffen
um jeden Bug, wild aufgereckt.
An starken Masten, nach der Regel
des Tauwerks, eines hier, dort zwei,
wie Flügel spannten sich die Segel
dem Hauch der Winde weit und frei.
Rings um die schwanken Kiele hieben
die Ruder stetig in das Meer:
aufschäumt die Flut, und Tropfen stieben
in losem Wirbelflug umher.
Wir hatten Bogen, Pfeile, Speere,
Armbrüste, Schleudern, Kriegers Gut,
und jede Waffe, jede Wehre
bereit, zu trinken Heldenblut.
Uns waren starke Schwerter eigen,
Rundschilde von getriebnem Stahl,
und Dolche auch, nicht für die Feigen!
Was dir gefällt — du hast die Wahl!
So Leib an Leib, trotz Tod und Wunden,
je dichter, desto besser geht's!
Nicht einer ward bei uns gefunden,
der nicht gelobte, fest und stets,
im Kampfe, nackt auch, ohne Waffen,
den Tod in seinen Arm zu raffen! —
Im Bauch der Schiffe bargen wir,
was uns die lange Zeit vertreibe:
in großen Fässern gutes Bier,
die schönste Stärkung mattem Leibe,
und daß man heitre Hilfe hätte,
um abzulenken unsern Sinn,
verlockten uns zum Spiel am Brette
Turm, König, Narr und Königin. —
Kaum lösten wir vom Land das Tau,
wie lag das Meer so klar und heiter,
wie war der Himmel hell und blau,
wie trägt die Woge sanft die Streiter
gleich Schwänen durch die Fluten weiter,
die Lüfte wehen lind und schön, —
nur gute Zeichen, die uns grüßen:
die Tiefe singt zu unsern Füßen,
die Sonne lacht von l'chten Höh'n.
Frei durch das Grün kristallner Wellen
taucht bis zum farb'gen Grund das Aug',
Delphine aus dem Schaume schnellen,
die Nüstern sprühen feuchten Hauch,
und zarter Muscheln bunte Scharen,
sie schwimmen, mit uns im Verein,
und senden all im Weiterfahren
ihr Lebewohl uns hinterdrein. —
Doch wie? Was sag' ich? Meeresgötter,

Seegeister, Ägirs Kinder — ja!
ich sah — ich sag's und schwör's: ich sah
Sirenen, lockend süße Spötter —
ich sah sie, nicht in irrem Wahn,
mit Brust und Armen hold im Spiele
dicht angeschmiegt an unsre Kiele:
sie ziehn uns durch den Ozean! —
Wir führten unsre Ruder kräftig,
der günst'ge Wind, er war geschäftig,
die Wimpel, die vom Maste wehn,
wie Flammen hin und her zu drehn.
O treib uns, Wind, treibt uns, Zephyre!
Treibt uns, ihr Fluten, allgesellt,
daß keiner seinen Pfad verliere
zum höchsten Ruhmesziel der Welt!
Wir riefen uns: „Ihr Brüder, eilet!
Er, der uns nachfolgt, nahe schon,
daß er mit uns den Ruhm nicht teilet:
nichts bleibe Olaf Tryggwason!
Ein Tag — zwei Tage — kaum noch drei,
und er ist da, er ist dabei!
Auf! Zwischen zweien Morgenröten
erringen wir den Sieg im Streit!
Nicht als der Helfer aus den Nöten
zu nahen, lassen wir ihm Zeit:
sein Name wird den unsern töten,
wir sinken in Vergessenheit!"
So schauten wir zurück in Bangen,
wir sähen schon ihn angelangen,
das kleinste Segel fern im Meer,
wir dachten, daß es seines wär',
und unsre fleh'nden Rufe drangen
zu allen Mächten der Natur:
„Verirrt, verwirrt ihm Weg und Spur!" —

Da, eines Morgens um die Stunde,
wenn seine blasse Stirn verhüllt
der letzte Stern der nächt'gen Runde —
horch, was „der Wölfe König" brüllt —
(das schnellste Boot trug diesen Namen):
„Die Friesen oder Skyren!" — Ja!
Wohl zehn gewalt'ge Schiffe kamen
auf uns heran — schon näher — nah!
Wir richten uns auf rasche Zeichen
in Doppelstellung Rand an Rand.
Das sind nicht mehr die schwanengleichen,
sind gier'ge Möven, kampfentbrannt —
so warfen wir uns mit Hurra
auf unsrer Beute dichten Haufen.
Zum Lachen war es, wer uns sah
wie Kinder gegen Riesen laufen!
Die Masten, berghoch aufgetürmt,
sie schienen droh'nde Todesgeister —
und doch — und doch: es wird gestürmt!
Geentert wird! Wir werden Meister!
Fest unsre Schnäbel in die Flanken —
vergebens stießen sie zurück —
die Schwerter sausten, Schwerter sanken —
gerungen ward mit Wechselglück
den Tag hindurch, in langen Stunden,
allein ihr Schicksal war bestimmt:
gepackt, geschleppt, gefällt, gebunden —
der letzte Glanz des Ruhms verglimmt!
Wie trunken waren wir vor Lust:
dies — meine erste Heldentat,
der erste Schritt auf kühnem Pfad!
Ein Heilruf drang aus jeder Brust:
„O großes Glück! Du heller Stern!
Und — Olaf Tryggwason war fern!" —

Der Tag darauf — o welch ein Tag!
Und dann die Nacht — Nacht ohnegleichen!
Ja, glaubt mir nur, wer's glauben mag:
die Sterne selbst, die silberbleichen,
wie sie uns drunten trinken sahn,
sie zogen heller ihre Bahn,
und jeder leuchtet, jeder lacht
erstrahlend durch die dunkle Nacht.
Die Toten schliefen, blutbedeckt,
auf ihres Ruhmes Bett gestreckt,
und auch auf ihren kalten Stirnen
welch Lichtglanz wie von hohen Firnen!
Sie opferten ein kurzes Sein
dahin für ein unsterblich Leben,
und als verklärte Geister schweben
sie über uns in sel'gem Schein.
Um ihre Leiber keine Klage,
wie Siegesang vom Schlachtentage
mischt sich's in unsern Jubel ein.
Die Wunden schleppen sich heran
und heben ihre vollen Becher.
Des Meeres Woge wiegt die Zecher
im Glück, wie nimmer sich's gewann. —
Als dann der Morgen, rosig jung,
lächelnd entstieg der Dämmerung,
da blickt' ich über Schiffesbord,
und mit den Lüften haucht mein Wort:
„O Wolke, schöne Wandrerin,

du weiße Wolke, goldumglüht,
du Himmelsblüte, hold erblüht,
o löse dich und zieh dahin,
soweit des Ozeans Fluten rinnen,
zieh zu der Einen, fern von hinnen,
und sag' — o sag' ihr, süß und leise,
sing ihr dies Wort und diese Weise:
‚O du der Seele liebes Eigen,
die deiner Seele Eigen ist —
vernimm ihr Wort, sie kann nicht schweigen:
du Traumbild, das sie nie vergißt,
du Götterwesen, das mich leitet
zum Gipfel meiner Ruhmbegier,
das vor mir her im Kampfe schreitet,
als meine Fahne, mein Panier!
Gedenke mein! — Ach hör' mein Bitten!
Gedenke, wenn der Tag beginnt,
gedenke, wenn mit leisen Schritten
dich Nacht in dichte Schleier spinnt,
gedenke mein zu allen Zeiten,
in jeder Stunde denke mein,
laß kein Verlangen dich verleiten,
kein Sinnen, das nicht würdig dein!
Die wie durch Zauberkraft der Feen
mich fest an meinem Schwertgurt hält:
gedenke mein — o laß dich flehen! —
Nur mein, nur mein in aller Welt!'
Du weiße Wolke, ros'ge Wolke,
zu ihr, zu ihr, daß sie's erfährt:
der Sieg ward mir und meinem Volke,
und bald — bald bin ich ihrer wert! —
Sie ruft nach dir! Fort ohne Weile! —
Doch nein! Ich brauche dich nicht mehr:
sieh da, das Schwälbchen! — Fliege, eile,
o flattre, gleich dem schnellsten Pfeile,
du Schöne, faß all mein Begehr
in deine zarten Flügel ein:
sag' ihr —: gedenke, denke mein!" —

Ein Leu, der noch kein Blut geleckt,
der jung sich selber noch nicht kennt,
das Feuer nicht, das in ihm brennt,
nicht weiß, was ihm die Glieder reckt,
wonach sich scharf die Klaue streckt,
warum der Zunge rote Glut
ihm kalt und dürr im Rachen ruht —
doch sah er, wie vor seiner Kraft
ein Angesicht im Schreck erblich,
und hat ihn erst der Wundersaft
des Bluts berauscht — dann kennt er sich!
Und wieder will er — wiedersehn
den flücht'gen Feind, so bleich und bang,
will noch einmal den Kampf bestehn,
will wieder trinken, was er trank.
Er geht umher, er sucht und giert
im Felsengrund, im Wüstensand,
er steht und lauscht, er lugt und stiert,
im Spüren, Lauern gleich gewandt, —
er birgt sich, und im Augenblick
mit einem jähen Sprunge fliegt
er seiner Beute aufs Genick;
doch wenn er im Verborgnen liegt,
zu zähmen weiß er seine Wut,
und wie sein glühend Auge späht,
hält er der Stimme Kraft in Hut,
daß sein Gebrüll ihn nicht verrät.
Er kriecht am Quellenrand geduckt,
wenn er den scheuen Hirsch beschleicht,
die gift'ge Natter nimmer zuckt,
wenn seine Tatze sie erreicht,
der Wüste Flügelroß, der Strauß,
— ein Gurgelgriff — er atmet nicht.
Das Nashorn haucht sein Leben aus,
dem sein Gebiß die Knochen bricht.
Der Rüsselschwinger Elefant
fühlt seinen Rücken schwer umspannt;
auch über Panther, über Tiger
bleibt er der königliche Sieger.
Doch auch sein Prüfungstag ist nah:
Ein Büffel dort — ein Büffel da —
der senkt das Haupt in grimmem Zorn,
der andre nimmt sich scharf in acht,
ein dritter steht schon auf der Wacht,
ein vierter dräut mit spitzem Horn,
vorsichtig rückt ein fünfter an —
der Löwe blickt ihn grollend um:
ein Kreis von Lichtern ringsherum,
grausamer Augen Zauberbann:
an hundert Büffel! Siehst du das?
Das ist der mitleidlose Haß!
Das ist das Ende, das dir droht!
Das ist des großen Helden Tod!
Was ist ein Büffel? Schmutzig Vieh —
in Sümpfen heim, ein feiger Wicht:
nur wiederkäuen können sie
und brüllen — Dümmres sah man nicht.
Der erste beste Flegel mag
ihn zwingen, seinen Karr'n zu ziehn



und treibt mit einem Stachel ihn
durch heiße Straßen Tag für Tag.
Doch wird er Viele, wird er Masse,
vergißt er Niedrigkeit und Scheu,
wahnsinn'ge Wut entflammt dem Hasse —
und vor dem Büffel sinkt der Leu!
Ach, diese Masse, diese Zahl!
Schmachvollste aller Schicksalsgaben
den Faulenden im tiefen Tal,
die Wert nicht in sich selber haben!
Würmer zerfressen Eichenwälder,
Mäuslein beschäd'gen reiche Felder,
im Kerker der gefangne Mann
erliegt dem schändlichen Gewimmel
des Ungeziefers, das kein Himmel
aus Todesgrüften scheuchen kann.
Was sagt ihr? Seelengröße gehe
als Sieger aus dem Kampfe? — Wehe!
Ein stinkend Wasser, sumpfentstammt,
verlöscht, was rein in Gluten flammt,
und Edelart muß jeden Tag,
gekettet in verfluchtes Eisen,
gehetzt von frecher Peitsche Schlag
als der Gemeinheit Sklav sich weisen. —

Nun fanden Kampf auf Kämpfe statt
vor jedem Strand des Kattegatt:
all unsre Gegner sanken jäh,
an vierzig Segel, in die See,
in Fetzen flog ihr Heldentum,
mit ihren Flaggen auch ihr Ruhm —
da plötzlich, rings, in Gier nach Rache
kommt uns ein neuer Feind gefahren:
seht: Bauern, Hirten sind's in Scharen!
Sie mengen sich in unsre Sache.
Aus allen Weilern ihres Landes,
aus allen Buchten ihres Strandes,
ein Nebel, häuft es sich und fällt —
fällt über uns, umfaßt und stellt
uns dicht auf allen freien Wegen
mit schwarzem Groll und schweren Schlägen:
Lastschiffe, Barken, Galeassen —
und ob wir hundert tödlich fassen,
zu hundert kehren sie zurück.
Wahrhaftig, kein vergnüglich Stück,
mit solchem Pöbel sich zu schlagen,
sein Blut, sein Glück daran zu wagen!
Wohl manches stumme Auge spricht:
„Und Olaf Tryggwason kommt nicht!" —

Die nächsten Tage waren arg,
und unser Schicksal fürchterlich;
von unsern vierzehn Schiffen barg
nur eine arme Dreizahl sich,
wir waren nur noch hundert Mann,
und jeder wund, und all in Not,
das Glück zerging, das Blut verrann,
und ach — und unsre Ehre tot! —
Wie? Geben wir es auf, das Spiel? —
Getrost! Wir machen's wieder gut!
Nur Rache! Rache unser Ziel! —
— Was Olaf Tryggwason nur tut? —
Auf! Sei'n wir klug! Noch einen Stoß,
nur einen durch den Schreckenskreis —
ein Todesopfer reißt uns los:
ich brach hindurch! Nichts hält mich mehr:
„Ich schwör' euch blut'ge Wiederkehr!" —
Und ich war heil! Ich mußte lachen,
so ganz verlassen sah ich mich!
So menschenleer mein lecker Nachen!
Am Bug mein Drache windet sich
in roter Glut, in rotem Blut,
schier schlägt er wie der Pfau ein Rad,
hei ja, so stolz auf seinen Mut,
auf seine Ehre, seine Tat! —
Ein karges Spiel nur bleibt uns noch,
doch sicher ist die Wiederkehr.
Fänd' Olaf Tryggwason ich doch
auf meinem Wege durch das Meer!
Nicht ahn' ich, was da werden soll?
Nur Hand und Herz sind hoffnungsvoll:
was mir das Schicksal heut versagt,
wer weiß, ob mir's nicht morgen tagt?!
Indessen sank das Schiff — und sank —
„Hebt's, Leute, hebt's auf glatte Bahn!" —
Ein hartes Werk war da getan,
das rege Meer lag leer und blank —
doch nun — wer sieht's? — Wir alle sahn —
ein weißes Segel sehn wir nahn —:
„Ach! Unser Stern! Ich kenn' ihn schon!
Zu uns kommt Olaf Tryggwason!" . . .
Er war es nicht! — Mein Auge drang
zum fernsten Horizont hinaus.
Die Stunde dehnt sich — dehnt sich lang —
wer hält — was bannt dich doch zu Haus?
Warst du es nicht, der uns versprach:
„Olaf Tryggwason folgt euch nach"?
Drauf wir: „Nur eine kurze Weile
gönn' uns allein den Waffengang!

Wir wissen ja, du kommst in Eile
und nimmst die Ehren in Empfang.
Sie seien dein, nur eins gewähre:
laß unsrer Götter Augen schaun,
daß wir den Heldenkampf im Meere
für Leib und Leben uns getraun!“ —
Wo weilst du? Wo nur? Schwer beladen
von Schmach und Unheil sink' ich hin!
Du zauderst, ahnst nicht meinen Schaden,
gefällt vom Stärkern, als ich bin!
O zweifle nicht an meinem Mute!
Glaub' nicht, ich könne neidisch sein!
Kein töricht Graun in meinem Blute —
und neidisch — dir? O nein — nein — nein!
Ich rufe dich nur, daß mitsammen
wir treu verbunden und bewährt
dem Feind den Rachebrand entflammen,
der ihn so sicherer verzehrt.
O komm, von meinem Ruf gezwungen,
die weite Luft erfüllt der Ton,
beherrscht die Wogen, sprengt die Lungen:
„Komm, komm doch, Olaf Tryggwason!“

So bang erspäht auf fernem Pfad,
das Schiff dort, seht, es wächst — es naht —
nun biegt — nun fliegt es — stürmt im Nu
auf unsern armen Trümmer zu:
„O schaut! Erkennt ihr, was ihr saht?“ —
— Es war ein sächsischer Pirat! —
Es stößt auf uns, ein Blitz in Wettern,
als wollt' es uns zu Staub zerschmettern.
Was? Dulden wir den ersten Stoß?
Gewiß nicht! Nein! Gerad drauf los!
Was noch um scheue Vorsicht sorgen?
Zum Ruhm der letzte Augenblick!
Wir fallen eher heut als morgen —
im Sturm erfüllt sich mein Geschick.
„Ha, Falken, Falken ihr von Norge,
des Nordens Falken, kühn beschwingt:
nur ums Gefolge traget Sorge,
das mit uns in den Abgrund sinkt!“ —
Leichtfüßig stießen wir das Schiff,
das morsche, in die Fluten fort
und sprangen auf des andren Bord,
daß Schreck und Furcht den Feind ergriff.
Ein Wirrgedräng, ein Wutgetriebe,
nicht viel Geschrei, doch Hieb auf Hiebe!
Nach allem greifen rasche Hände:
Fangmesser, Äxte, Ruderstangen,
das Schwert stößt zu, der Dolch macht Ende —
aus Fäusten werden Eisenzangen.
Göttliche Wut! Sie schwillt und schäumt —
hei, wie zu Wogen sie sich bäumt!
Der wilde Tod, was aufrecht stund,
er schmettert's nieder auf den Grund.
Hirnschalen krachen jach entzwei,
und Zähne brechen just im Schrei,
und immer rinnt und rinnt das Blut
und rieselt nieder in die Flut.
Das ist des Eisens heil'ge Zeit,
der Höllendrachen Festlichkeit!
Man rast, und mordet, und vergißt,
was man dem Leben schuldig ist.
Ein Rätsel ist's des wirren Geistes:
nur „töten — töten — töten“ heißt es. —
Im Anblick unsrer kleinen Zahl,
dicht vor dem Ende ohne Wahl,
bereit, ins Schattenreich zu tauchen,
mit manchem, der es nicht gedacht,
wer fragt noch, welche Wehr zu brauchen?
Pechfeuer, glühend angefacht,
entbrannter Seelen Widerschein,
fliegt es ins fremde Schiff hinein!
Es zuckt und wogt im Wirbeldampf,
es schwankt und springt im Flammenkampf —
von Glut Erstickte würgen sich,
die Letzten fallen — noch steh' ich:
in weher Todesseufzer Glut
werf' ich mich mit Verzweiflungsmut,
zerschlage, stürze und vernichte,
was noch lebendig ich ersichte —
da — plötzlich — fühl' ich mich gepackt:
ein Sachsenrecke ist's, halbnackt,
geziert mit einem Bernsteinschmuck,
er drängt mich an des Schiffes Planken —
ich stoße zu — mit einem Ruck —
im Wasser lagen wir und sanken!
Los reiß' ich mich vom toten Leibe —
ich komme hoch — ich treibe — treibe —
von breiter Woge Macht geschwächt,
ward ich ihr Spielball, **bin** ihr Knecht.
Ich keuche — ringe — dort: ein Trümmer!
Ein schmaler Balken! Letzte Kraft
umklammert ihn: ein Halt, ein Haft!
Mut! Mut noch einmal, matter Schwimmer! —
Im selben Augenblick, sieh dort:
die Flamme überwallt den Bord,
und der Vernichtung Krallen greifen

ins Sprührad roter Feuerreifen,
in alle Fugen gierig dringt
die graue See — das Schiff versinkt:
ein Nu! — Und nichts mehr rings umher
als ich — mein Balken — und das Meer! —

*

Da war ich nun, fern allen Zielen
in blinder Unermeßlichkeit —
die Wogen hoben sich und fielen,
gefühllos trugen sie mich weit:
auf meine Planke starr gestreckt,
so lag ich, ein verlorner Mann,
ans Holz geklammert, blutbedeckt,
nur ein Gedanke in mir: „Wann —
wann gleitest du, mein Leib, hinab
machtlos ins kalte Wellengrab?“
Wie langsam — langsam schlich die Zeit!
Allmählich sinkt die Nacht hernieder —
so schwer das Haupt, so schwach die Glieder —
sie fühlen nimmer Schmerz und Leid.
„O traurig Opfer!“ haucht mein Mund:
„Odin, sei gnädig, mach' ein Ende,
daß endlich ich im Meer verschwände
und fände Ruh' auf seinem Grund!“ —
Das Auge schloß ich — war mir's doch,
als ob ich eben leis entschlief?
Da weckt mich ein Gefühl, das tief
in meiner Seele sich verkroch:
ich blicke um — ich hebe mich —
das Haupt emporgereckt zur Schau:
was seh' ich? Droben breitet sich
ein Himmel, schleierlos und blau,
und tausend Sterne, strahlend schön,
sie leuchten mir aus ihren Höh'n.
Und dort, der Stern — mitleidig mild
schaut er auf meines Leidens Bild —
mein Herz — denn sprechen konnt' ich nicht —
aus seiner Tiefe will's erklingen:
„Ich kenne dich, du reines Licht!
zu dir empor, o laß mich dringen!
Ich kenne dich, du gibst zurück
mir jener Tage süßes Glück,
da ich an ihrer Seite saß,
in ihren holden Augen las,
da ihren Lebenshauch ich sog,
mich auf ihr Blondhaupt niederbog
und ihre seidig weichen Locken
mit meinen Händen zärtlich strich
und vor dem Worte schier erschrocken,
doch mutig fragte: „Liebst du mich?“
Ach, all die Qualen, so vergebens,
die Schwüre, ach, die Seligkeit!
Du liebster Stern, am Ziel des Lebens
woran erinnerst du mein Leid?
Nein, vor dem nahen Tode nicht
verhülle mir dein Angesicht!“ —
Ein Schimmer überfloß die Wellen:
der Mond, da steigt er glänzend auf!
In seinem Silberlicht erhellen
die dunklen Fluten sich und schwellen
zu hehren Leuchten, schwank im Lauf.
Ich aber schwamm die lichten Bahnen,
zurückgelehnt die bleiche Stirn,
ach, ohne Hoffen, ohne Ahnen —
was war's? Mir schwindelte mein Hirn!
Die Wirklichkeit, so grau gestaltet,
erlosch im Dunkel, flammengleich,
und meine Seele weit entfaltet
die Flügel in des Traumes Reich:
vergessen war, was sie geschadet,
die Flut, die mich in Not gebadet!
Da sah ich über aller Weite
den ganzen Himmel neu belebt,
als ob ein Feuer ihn durchgleite,
das sich aus fernen Tiefen hebt.
Er schmückt' sein Kleid mit Scharlachbändern,
und Wölkchen, wandelbar im Tanz,
wie Muscheln weiß mit ros'gen Rändern,
erglühn vor ihm in goldnem Glanz.
Die Morgenröte war's, die holde:
der Nebel ballt sich, wogt und weicht,
er öffnet sich dem Strahlengolde
und senkt sich wieder und verbleicht.
Das Dunkel schwindet. Hell und munter
taucht nach der leichten Kinder Art
die frohe Nixe auf und unter,
Seerosen licht um sie geschart.
Ich sah das Schilf im Schaumgewelle,
wie, von der Lüfte Hauch bewegt,
es taumelnd in der frischen Helle
die zarten Häupter senkt und regt.
Ich sah — ich hör': ein Vöglein singt,
ein Vöglein fliegt — es flieht — ist fort!
Wie lustig schwebt's und zwitschert dort!
Frei schwimmt mein Körper auf den Wogen —
ich lausche — luge — fühle kaum:
mein Auge folgt, wo mir's entflogen —

dem Vöglein folgt es — ist's ein Traum?
Auf einem Giebel läßt sich's nieder,
auf eines Hauses moos'gem Dach —
das meine ist's, ich kenn' es wieder!
Es ist ganz nah — und ich bin wach!
Die Blüten seh' ich's ganz umranken,
als wie zum Feste steht's geschmückt.
Am Zweig die Rose seh' ich schwanken:
wie mich des Lieblings Gruß beglückt!
Ach, alles grüßt! Wie glaub' ich's gern:
das Haus erwartet seinen Herrn.
Die goldnen Ähren seh' ich sprießen
auf meinem erntereichen Land,
und Glöckchen klingen von den Wiesen
an meiner Stiere Nackenband.
Die starke Färse, die nach mir
mit ihren schönen Augen schaut,
bis an die Kniee steht das Tier
im duftig fetten Weidekraut.
Weit durch das Tal dahin verteilt
ist meiner Knechte Schar am Werk,
und meine Renntierherde weilt
unter den Eichen dort am Berg.
Ich aber — ja, wo bin denn ich?
Wo zart das Laub der Birke schwebt,
in ihren Schatten lagr' ich mich,
des Bildes froh, das vor mir lebt!
Und wie ich lieg', und wie ich schau',
was fühlst du, wellenkalte Hand?
Die weichen Finger einer Frau,
die halten zärtlich dich umspannt.
Die liebe Hand, die treue Hand,
ach, ihre Hand! Kannst du's verstehn?
Die Stimme, mir so traut bekannt,
sie spricht: „Du wirst nicht untergehn!
Ein festbestimmter Platz ist dir
für Kommezeiten aufgespart.
Der Tod hält seiner Sense Gier
zurück vor deiner Edelart.
Er scheut der hohen Götter Sinn:
nicht was zu blühen erst beginnt,
nur solche Ähren mäht er hin,
die reif für seine Ernte sind.
Und wenn einmal ein junger Sproß
dem frühen Schlage fiel zu Raub,
war's, weil nur matt das Blut ihm floß,
und seine Seele füllte Staub.
Du aber, der in seinem Sein
der großen Ahnen Seele trägt,
berufen, daß noch hellrer Schein
des Ruhmes um dein Haupt sich legt,
du, selbst ein königlicher Held,
der du zum Vater ausersehn
Helden, Erobrern, Herrn der Welt:
gewiß, du wirst nicht untergehn!"
Sie sagt' es kaum, sie schwieg noch kaum,
ach, was verscheuchte mir den Traum?
Versinken sah ich Land und Strand,
der Weiher mit den Rosen schwand,
in Zufalls Armen schwamm ich hin —
ob ich im Reich des Todes bin?
Mein Leben glich der Biene, die
den Stock umflog und fand ihn nie!
Doch nein! Mein Auge öffnet sich,
noch hört mein Ohr, noch fühl' ich mich,
umgeben noch von Licht und Schall,
am Rand des Nichts und doch im All! —
Unglücklicher, so bist du wieder
Spielball der Winde und der Flut,
ein Sandkorn in der Wogen Wut?
Ich steig' empor, ich sinke nieder,
ein ew'ger Abgrund drunten ruht,
und Klänge tönen aus den Tiefen,
als ob mich Horn und Zimbel riefen —
so rauscht mein letztes Lebensblut!
Ein Augenblick wie ein Gedanke!
Geschleudert an den Rand der Planke
wend' ich das Haupt, mein Aug' erfaßt —
im Ost — was? — eines Schiffes Mast?! —

Nicht weitab zieht es seinen Pfad —
ich ruf' — ich schrei' —: es wendet — naht!
Es hört mich — seh' ich's? — Glaub' ich's? Ja!
Es kommt zu mir! Es ist mir nah!
Die Woge fällt — ich stürz' hinab —
Enttäuschung! Unheil! Tod und Grab! —
Oh, einmal noch — ich tauch' empor,
die Flut in ihrem grünen Flor,
nun trägt sie höher mich denn je:
ich überschau' die ganze See —
ich schrei' — ich brüll', aus aller Kraft —
ich wink' — ich schwing', im Nu gerafft
von meinem Leib, ein Gürtelband,
es flattert — fliegt mir aus der Hand —
auffahr' ich, jach emporgeschnellt:
das Meer, der Himmel, alle Welt,
rührt sie mein brennend Angesicht,
mein Rasen und mein Ringen nicht?!

Hochauf auf meines Trümmers Holz:
„Hier bin ich!" Toll vor Hoffnung ich!
Das Meer, um meine Füße rollt's
und grollt und heult und windet sich:
„Hier bin ich!" meine Arme breit' ich —
Das Schiff! Es sah mich sicherlich!
Es sinkt — es steigt — gleich ihm begleit' ich
sein wogend Nahn, und näher gleit' ich:
„Hier bin ich! hier!" Bin wieder ich!

Nur zu! Nur zu! Die Sinne schwinden —
endlich am Steven — hab' ich ihn?
Bezwungen ist das Meer! — Sie winden
ein Seil hinab, sie ziehn — und ziehn:
es hält mich, hebt, ich schweb', ich fliege,
den Bord, den Boden fühl' ich schon —
ich steh' — ich seh': zwei Augen lohn
mir lachend ins Gesicht — ich liege
im Arm des Olaf Tryggwason!

* * *

Nachwort des Türmers. Es ist uns eine Freude, diesen glutvollen Heldensang des Grafen Gobineau in Wolzogens lebensvoller Verdeutschung bringen zu dürfen. Die Dichtung erinnert an Lord Byrons lyrische Epen; und etwas vom Heroismus jenes Dichters ist ja auch im Heldeninstinkt des französischen Schriftstellers und Denkers, der seinen Stammbaum auf den Normannen Ottar Jarl zurückzuführen bestrebt war. In der Stockholmer Zeit hat er das Gedicht geschrieben (vgl. Schemanns Lebensbild II, S. 369!), das soeben übrigens noch in einer andren Verdeutschung erscheint (Hartenstein, Erich Matthes). Es ist ein wertvoller Beitrag zu Gobineaus durchaus heldischer Lebensauffassung, die auch den Lesern meiner „Wege nach Weimar" bekannt ist, wo sich gleich der erste Band („Gobineau auf Djursholm") neben der größeren Betrachtung im sechsten Bande („Gobineaus Amadi ') mit dieser Seite des tapferen und liebenswerten Mannes beschäftigt. L.

Die Flamme · Von Hans Schwarz

Ich fuhr hernieder vom Wolkensitz,
Die Nacht meine Mutter, mein Vater der Blitz,
Muß all meine Tage in Farben sprühn,
Ich bin eine Flamme, blau, rot und grün!
Ich darf nicht rasten, ich weiß nicht Halt,
Ich bin nur Glut, ich hab' nicht Gestalt,
Und sah mich wer sterbend heut niedergeduckt,
So bin ich ihm morgen entgegengezuckt. —

Ich bin eine Flamme — es rast mit mir fort,
Die Hand, die mich hielte, ist bald verdorrt,
Das Haus, das mich bärge, ist bald verzehrt,
In mir ist ein Durst, der begehrt und begehrt,
In mir ist ein Gluten, ist Einsamsein,
Bin ewig stumm, bin nur flackernder Schein,
Wer mir begegnet, dem geb' ich mich hin,
Keiner, der jemals mich sah, wie ich bin!
Ich bin die Flamme, die keinem gehört,
Die Wasser nicht bändigt, die Fluch nicht beschwört,
Mein Vater der Blitz, meine Mutter die Nacht,
Die haben so unstet und wild mich gemacht!

Rundschau

Johann Michael Sailer

„Ich habe ihn nie klein, nie sich ungleich, nie stolz oder eitel, nie gereizt, nie entmutigt, nie erzürnt oder verdrießlich, und wenn auch zuweilen tief verletzt und betrübt, doch nie außer Fassung, nie leidenschaftlich bewegt, stets seiner selbst würdig gefunden, habe ihn stets als ein Musterbild vor mir stehen sehen, an dem man sich erheben, erbauen und lernen konnte, ein Mann, ein Christ zu sein."

Der das schrieb, war ein Mann, dessen Zeugnis wuchtigster Beweis ist: der Kardinal-Fürstbischof Diepenbrock; und der, dem diese verklärenden Zeilen gelten, war Johann Michael Sailer, der Schustersohn aus Aresing bei Schrobenhausen im Bayernlande. Dies reine, große, fröhliche, gottselige Kinderherz hat alle erwärmt, erleuchtet, gebessert, die in seine Nähe kamen, und nur die kalten, engen, niedrigen, hochmütigen Pharisäer und Philister blieben dieser Leben und Liebe weckenden Sonne unzugänglich. Wie der hitzige Diepenbrock selbst bekehrt wurde, so wurde auch der wild-geniale Brentano und seine unruhige, geistsprühende und flammenherzige Schwester Bettina, der schroffe Görres, König Ludwig I., Christoph von Schmid und unzählige andere von Sailer bezaubert; und das Merkwürdige ist, daß er von den Protestanten ebenso geehrt und geliebt wurde wie von den eigenen Bekenntnisgenossen.

Wie heißt die Kraft, die solche Wunder wirken kann? Es gibt nur eine; sie heißt: wahres Christentum. Und dieser gute Christ war ein ebenso guter Deutscher. Eine gänzlich unzeitgemäße Erscheinung, wie man sieht; und gerade die Unzeitgemäßheit Sailers macht ihn zu einem guten Arzt für die kranke Seele unseres Volkes. In ihm steckt etwas von der Volkstümlichkeit Luthers; und wenn er nicht ein so vortrefflicher katholischer Seelenhirt geworden wäre und sein heiliges Amt über alles gestellt hätte, würde er sich als ein zweiter Pestalozzi und sogar nur als ausgezeichneter Schriftsteller einen großen Namen haben machen können. Nun ist er uns aber gerade als katholischer Priester so wert, denn er gibt uns den Glauben an die Möglichkeit eines nicht nur kühl-höflichen, sondern herzlich-zutraulichen Zusammenlebens der seit mehr als 400 Jahren bekenntnismäßig getrennten Christenbrüder im alten gemeinsamen deutschen Vaterhause.

Die Duldsamkeit Sailers entsprießt nicht dem sandigen Boden eines rationalistisch-pantheistischen Allerweltsglaubens oder sogenannter Naturreligion und Auch-Christentums, sondern sie ist eine herrliche, duftige Blume des warmen, gesegneten Erdreichs der vollen, tiefen, apostolischen Bekenntnistreue. Die Duldsamkeit Sailers gilt dem Recht des Andersdenkenden und hat nichts zu tun mit jenem verwaschenen Agnostizismus, der jede Ansicht und jede Überzeugung gelten läßt, weil er selbst es zu keiner eigenen festen Ansicht und Überzeugung zu bringen vermag. Sailer wurde von den einen (wie z. B. dem damaligen Kronprinzen Ludwig) für einen argen Römling gehalten; und der Berliner Nicolai donnerte gegen den verkappten Jesuiten, der mit seinem ansteckenden Pesthauch noch das ganze protestantische Deutschland verderben werde. Die anderen wiederum sahen in Sailer einen geheimen Freimaurer, Sektierer, Illuminaten und halben Protestanten, der den Weg der Boos, Goßner,

Lindl usw. gehe. Es war den Strengen ein Ärgernis, daß er seine Vorlesungen und seinen Unterricht in deutscher Sprache abhielt; daß er seinen Schülern Schriftsteller wie Herder, Campe, Lessing, Klopstock, Lavater, Klaudius, Gellert usw. empfahl; daß er am Silvestertage 1786 den Tod des großen Friedrich — also eines nichtkatholischen Fürsten — erwähnte; daß er den Erzengel Gabriel ohne Flügel malen ließ usw. In der Anklageschrift gegen Sailer heißt es: „Unaufhörliches Schreuen von der Liebe des Allvaters und Jesus dem Sündenfreund — dadurch wird die Liebe zum Guten nicht bezwecket und die Furcht für die Strafe gehemmet, die nach Zeugnis der Schrift und Tradition so heilsam ist.“ Sailer trug in frommer, mild-heiterer Gelassenheit alle Verleumdungen und Verketzerungen und ließ sich auch durch seine Verabschiedung nicht irremachen. In diesen Tagen der herbsten Prüfung übersetzte er den Thomas von Kempen; und man kann auch heute noch sagen, daß kein anderer Übersetzer so sehr Geist vom Geist des großen Mystikers vom Niederrhein war; wer Sailers deutschen Thomas von Kempen kennt, will nicht wieder von ihm lassen.

Sailer ist sein Leben lang ein überzeugter Katholik geblieben und ist nicht in einem einzigen Punkt den wahren und wesentlichen Lehren seiner Kirche untreu geworden. Aber er wies jeden „Verketzerungs- und Verfolgungseifer“ weit von sich, und als giftigstes Unkraut auf dem Acker Gottes erschien ihm „der Eifer für die Wahrheit, der — arm an Licht und reich an Bitterkeit — den Herrn selbst verfolgt wie Saulus . . .“ Ein andermal sagte er, es sei des Christen Art, verfolgt zu werden, aber niemals, selbst zu verfolgen. Verfolgen sei stets Spur des Antichristentums! Immer wieder kommt Sailer in seinen Schriften (die 41 Bände füllen!) auf diese erste Christenpflicht: Liebe und Duldsamkeit zu sprechen. Besonders schön und ausführlich schreibt er darüber im letzten Teil seines „Vollständigen Lese- und Gebetbuchs“. Über das Verhalten zu nichtkatholischen Mitchristen heißt es da: „Erstens sollen wir recht oft die große Wahrheit bedenken, daß ein Gott alle Menschen erschaffen hat, daß ein Christus für alle ohne Ausnahme gestorben ist, daß alle Menschen als Menschen unsere Brüder sind . . . Zweitens müssen wir unser Herz und unseren Mund sorgfältig bewahren, daß wir keinen Andersglaubenden richten oder gar verdammen. Dem, der Herz und Nieren durchforscht, müssen wir das Urteil über unsere und fremde Seligkeit heimstellen . . . Wir Geschöpfe wollen unsere Mitgeschöpfe, wir Schuldigen unsere Mitschuldigen, wir Erlösten unsere Miterlösten richten? Drittens, wenn wir nun gar keinen Menschen richten und verdammen dürfen, um wieviel weniger sollen wir über unsere Mitchristen das Verdammungsurteil aussprechen, über sie, die an einen Christus mit uns, an eine Taufe mit uns, an ein Evangelium mit uns glauben, ob sie gleich in vielen Dingen das Evangelium anders verstehen als wir? . . . Ich sage nicht: Ihr müßt gegen eure Religion gleichgültig werden. Bleibt eurer Religion, bleibt der Wahrheit getreu und haltet euch fest an sie; aber diejenigen, die sie nicht erkennen, müßt ihr nicht verdammen . . . Viertens: nährt in eurem Herzen keine Abneigung gegen die Nichtkatholiken und auch kein verachtendes Mitleiden, sondern betet zum Vater des Lichts, daß alle, die irren, den rechten Weg finden. Ihr könnet eurer Religion keinen ärgeren Schandflecken aufheften, als wenn ihr denen, die nicht daran glauben, mit Verachtung und lieblosem Spotte begegnet. Wie soll es christlich-gerecht sein, diejenigen, die sich nicht zu unserer Kirche bekennen, heidnisch zu hassen! Fünftens: in Handel und Wandel mit den Andersglaubenden hütet euch, sie auch nur um einen Heller zu betrügen. Betrug ist Betrug. Sechstens: Wenn ein Elender auch von einer anderen Religionspartei an eure Tür anklopft, so denkt, es sei euer Nächster und helft ihm, so gut ihr könnt. Sehet ihn nicht mit dem Auge des kalt vorübergehenden Leviten an, sondern gießet mit dem warmen Herzen des Samariters Öl in seine Wunden. Der Vater im Himmel, der es im Verborgenen sieht, wird es euch hundertfältig vergelten, daß ihr das Fünklein eurer Barmherzigkeit vor fremdem Elend nicht ausgelöscht habt.“

Ganz besonders lieb und wert wird uns Sailer durch die Anklage gemacht, er habe in seiner Verteidigung des Christenglaubens zu sehr jene Überzeugungen und Gefühle betont,

die allen Christen gemeinsam sind. Das heißt also — in der Sprache der katholischen Theologie geredet: die demonstratio religiosa und die demonstratio christiana nimmt bei Sailer einen größeren Raum ein als die demonstratio catholica. Das natürliche religiöse Empfinden und Erfassen des Daseins und Wirkens Gottes, der Unsterblichkeit unserer Seele, der sittlichen Freiheit und sodann des Wesens der biblischen Offenbarung — alles das ist von Sailer breiter und eindringlicher behandelt als die Beweise für die Alleingültigkeit und Alleinwahrheit der katholischen Trennungslehren. Sailer predigt eine Herzensreligion und seine scharfe Stellungnahme gegen allen Rationalismus — oder wie man heute so gerne sagt: Intellektualismus — erklärt auch seinen Kampf gegen Kant und andererseits ein gewisses Zusammenklingen der Sailerschen Religion mit Rousseau-Tönen und mit Herder-Goethe-Schleiermacher-Harmonien. Dabei bewahrt sich Sailer gerade in seinen apologetischen Schriften eine wunderbare Frische, Anschaulichkeit und Eindringlichkeit der Sprache.

Die Neigung Sailers zur Mystik verführt ihn nie zu Dunkelheit und Überschwang. Das Grübeln verschleiert die natürliche Wahrheit: „Wenn du den Spiegel anhauchst, daß er deine Gestalt nicht mehr zeigen kann, so lege die Schuld weder auf den Spiegel noch auf deine Gestalt, sondern wisch' die Dünste weg und halte in Zukunft den Odem zurück." Der echte Sailer spricht in folgenden Sätzen zu uns: „Wenn der Herr selber käme, seinen Tempel zu reinigen, wovon würde er ihn reinigen? Erstens von den Tierhändlern und Geldwechslern; zweitens von den Spinnwebenkrämern; drittens von den kleineren Heuchlern, die die Religion zur Larve, und von den großen, die sie zum bloßen Kappzaume des Volkes machen." Diesen Mißbrauch der Religion zur politischen Unterdrückung hat unseres Sailers ganze Entrüstung erregt. Mit Recht — denn nichts hat auch in unseren Tagen der christlichen Kirche so geschadet wie die napoleonische Auffassung der Bischöfe und Pfarrer als „heiliger Gendarmerie".

Von den philosophischen Systemen hielt Sailer nicht viel: „Im Grunde sind es nur alte Komödien und neue Komödianten." Den Aristotelianern seien die Kartesianer, diesen die Leibniz-Wolfianer und diesen wieder andere „Aner" gefolgt; und nach den heutigen Anern werden in Zukunft immer neue Aner auf der Zeitbühne spielen, „bis alle Flüsse im Meere werden verschlungen sein". Was würde erst Sailer zu unserem heutigen Überangebot von „Anern" und „Isten" und „Ismen" sagen? Allen Religionsfeinden hält Sailer den Satz entgegen, daß zwar die äußeren Religionsgestalten zertrümmert und begraben werden können, aber niemals der Gottesglaube selbst: ... „das Religionsgefühl erwacht wieder in einem schöneren Morgen, und alle Herzen, die mit ihm den Himmel verloren haben und die Größe des Verlustes fühlen, jauchzen dem Aufgange der Sonne entgegen." In seinen „Übungen des Geistes" predigt er den Christus der Liebe, den Christus, der das einzige Heil der Schuld- und Schmerzbeladenen, der Frieden und die Zuflucht für alle gelehrten und ungelehrten, reichen und armen, großen und kleinen Ruhelosen ist. Das Herz spricht mit überwältigender Macht für die Wahrheit des Evangeliums — was wollen dagegen alle zweiflerischen Spitzfindigkeiten des menschlichen Verstandes sagen? Dem bitteren Problem des Übels in der Welt nimmt Sailer die ätzende Spitze mit dem Trost, daß Gottes Führungen wunderbar und unerforschlich sind. „Wenn wir gleich nicht begreifen, wie es zugehe, daß bei dieser Alliebe Gottes soviel Irrtum und Sünde und Elend in der Welt sei, so ist es doch gewiß, daß Gott alle selig haben wolle. Für das ‚Daß' wollen wir danken und bei dem ‚Wie' anbeten." Wenn uns Gott eine schwere Bürde auflegt, so legt er seine Hand unter, damit die Bürde nicht zu schwer drücke. Und dann: ist nicht das Leid dieses Daseins der beste Todestrost? „Die Armen, Bedrängten, die nie ein weiches Leben und auch kein müßiges geführt haben, leiden am geduldigsten und sterben am frohesten."

Die Überzeugung, daß ohne Gott die Welt, das Leben, der Mensch unlösbare Rätsel sind, daß ohne Gott die Menschen ins Tierische zurückverfallen, daß ohne Gott keine Wahrheit, keine Sittlichkeit, keine Güte denkbar sind — diese Überzeugung ist auch der Ausgangs-

punkt der Erziehungslehre Sailers. Die Moral ohne Gott ist ein Uhrzeiger, der die Stunden zeigen soll, aber die schwersten Gewichte, die das Uhrwerk treiben sollten, hat man ausgehängt! Die Liebe erzieht — das war Sailers A und O in seinen vielen pädagogischen Werken. Sei erst selbst das, was andere durch dich werden sollen! Dem wissensstolzen und büchergelehrten Jüngling ruft er zu: „Viel weiser als du, ist — die dich gebar!“

Fern lag unserem Sailer eine Unterschätzung der Wissenschaft und Kunst — und gerade der Geistliche, so meinte er, kann die Wissenschaft nicht entbehren. Aber die Überhebung und Unduldsamkeit der Gelehrsamkeits-Protzen war ihm ein Greuel. Einmal scherzt er: „Die Jäger sind toleranter als unsere Gelehrten. Jene lächeln nur, wenn ich von des Hasen Ohren, die bei ihnen Löffel heißen, rede; diese schelten mich einen Narren, wenn ich nicht zu allen ihren Löffeln schwöre — und wie könnt' ich das?“ Und dann wieder: „So wenig man auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre, Kurier reiten kann, so wenig man Myrons Kuh melken kann — und bis an Myrons Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist noch weit hin —, so wenig kann auch das aufgeklärteste Wissen durch sich allein das Menschenherz in Ordnung bringen.“

Mit seiner Sammlung „Die Weisheit auf der Gasse oder Sinn und Geist deutscher Sprichwörter“ hat Sailer im Sinne der Grimms gearbeitet und ein wahrhaft deutsches Werk zustande gebracht. „Man möchte meinen, die deutsche Vernunft hätte von den frühesten Zeiten bis zu uns herab nichts getan, als Sprichwörter gemacht: so reich ist unser Vaterland daran.“ Wir Deutsche sind noch Genossen der einen Sprache — dies eine Band bindet uns noch alle ... Was kein Koloß, was kein Marmor retten konnte, hat uns ein Sprichwort, das von Mund zu Munde ging, aufbewahrt.“ Als „köstliche Reliquien des alten deutschen Sinnes“ preist Sailer mit Recht diese Sprichworte. Solches Deutschgefühl kennzeichnet auf Schritt und Tritt diesen katholischen Priester, der in seinem Buch „Über Erziehung für Erzieher“ die Forderung stellt: „Der Erzieher muß ein deutscher Mann sein, um seinen jungen Freund zum deutschen Mann heranziehen zu können.“

In jeder Schrift Sailers finden sich Sätze, die für unsere Tage geschrieben zu sein scheinen. Was wir seit dem November 1918 erlebt haben, ist ein Beweis für des alten Sailer Worte: „Der lebendige Glaube an Gott, an das ewige Leben, an die ewige Gerechtigkeit ist die letzte Stütze der öffentlichen Sittlichkeit. Und wenn ein Volk, eine Nation demoralisiert werden soll, so braucht es nichts, als diese letzte Stütze der Sittlichkeit umzuwerfen.“ Und wie er in seinem herrlichen Jubelruf auf die Ewigkeit des Christentums die aus dem Schutt des Umsturzes neu entstehende Kirche begrüßt, so hätte er auch, von der Unzerstörbarkeit seines deutschen Volkes begeisterungsvoll durchdrungen, jedes Anzeichen neuen deutschen Lebens in der Wüste unserer Jammertage gepriesen. „Nicht Worte bilden den reinen Patriotismus; er muß geboren werden von innen heraus und ist nur da geboren, wo die Pietät lebt, die in ihrer Richtung gegen Gott Religion heißt und in ihrer Richtung gegen das gemeine Wesen: Vaterlandsliebe.“

Franz Wugk

Berufsberatung

Eine der dringendsten Aufgaben der Jugend- und Volkserziehung und der sozialen Arbeit ist die Berufsberatung. Sie stellt ein großes volkswirtschaftliches Kapital dar. Ein Staat, der — wie der unsere — nach einem verlornen Kriege den erheblichsten Teil seines Volksvermögens eingebüßt hat, muß sich daran gewöhnen, in den Händen und Köpfen der ihm verbleibenden Bewohner sein Volksvermögen zu sehen. Schon aus diesem Grunde muß die Berufsberatung eindringlich behandelt werden, damit jeder den richtigen Beruf ergreife und so sein Scherflein zur Hebung des Ganzen beitrage.

Einst war die Berufswahl einfacher als heute. Der Beruf des Jägers, des Fischers, des Landmanns, des Kriegsmanns u. a. m. wurde von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die enggeschlossenen Zünfte regelten den Zustrom neuer Kräfte selbst. Jedoch die immer stärker hervortretende Arbeitsteilung schuf eine sich stetig vermehrende Zahl von Berufen. So wurde es für den einzelnen immer schwieriger, sich selber einen Überblick über das Ganze des fein verästelten Berufssystems zu verschaffen oder auch nur über eine einzelne größere Berufsgruppe. Daraus ergab sich die Notwendigkeit einer organisierten Berufsberatung.

Durchgesetzt hat sich jedoch die Erkenntnis dieser Notwendigkeit erst in den letzten Jahren, besonders infolge der durch den Krieg und seine Nachwirkungen sich zeigenden Störungen im sozialen Organismus. Die ersten bemerkenswerten Schritte zur Schaffung einer planmäßig ausgebauten Berufsberatung sind: die Entschließung des deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages vom Jahre 1917 und der am 15. November 1917 vom Abgeordneten Hammer im Preußischen Abgeordnetenhause eingebrachte Antrag. Preußen schreibt durch Verordnung vom 18. März 1919 die Einrichtung einer Berufsberatungsstelle in jeder Gemeinde vor. Das Reich hat in der Abteilung für Berufsberatung im Reichsamt für Arbeitsvermittlung eine organisatorische Spitze für die Berufsberatung im ganzen Reiche geschaffen. Es würde zu weit führen, hier Einzelheiten zu schildern.

Nicht allein soll das Berufsamt die Berufsberatung ausüben: die Schulen sind ihm als wichtigste Helfer beigegeben. Das Material liefert ihnen (in Preußen) das „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht". Für Preußen ist die Mitwirkung der Schulen bei der Berufsberatung geregelt durch den Ministerialerlaß vom 28. März 1918 und seine Ergänzung vom 26. Februar 1920. In diesen Gesamtbau der allgemeinen Berufsberatung muß naturgemäß auch die akademische Berufsberatung organisch eingegliedert werden. Gewiß gehört zum Arbeitsgebiet der allgemeinen Berufsberatungsstellen auch die akademische Berufsberatung, die — wie eben jede Berufsberatung — schon in der Volksschule beginnen muß. Es dürfte sogar „nach den vorliegenden Erfahrungen angezeigt sein, das ganze letzte Schuljahr" des Volksschülers „in planmäßiger Umgestaltung in den Dienst der Berufsberatung zu stellen". (Prof. Dr. Aloys Fischer-München in seinem höchst lesenswerten Buche: „Über Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungsfragen". Verlag: Quelle & Meyer, Leipzig 1918.) Wenn nun aber für die akademischen Berufe besondere Einrichtungen gefordert werden, so gründet sich diese Forderung hauptsächlich auf die Tatsache, daß die Beratung bei der akademischen Berufswahl besonders schwierig ist. Gerade diese Berufsgruppe ist am weitesten verzweigt, am feinsten verästelt. Lage und Aussichten sind ständigem Wechsel unterworfen. Die Vorschriften für die Ausbildung in Schule und Praxis werden sehr oft geändert. Und vor allem ist bei einem akademischen Berufe die Umstellung auf einen anderen Beruf noch schwieriger als in anderen, etwa in den handarbeitenden Berufen.

Gerade diese letztgenannte Schwierigkeit trat besonders klar hervor, als der „Akademische Hilfsbund" den Akademikern helfen wollte, „die infolge ihrer im Krieg erlittenen Beschädigung der Beratung und Unterstützung für ihre weitere Fortbildung oder künftige Erwerbsarbeit bedürfen". (Dr. Hugo Böttger in der Gründungsversammlung des A.H.B. am 8. April 1915 im Gebäude des Deutschen Reichstages zu Berlin.) Wie sollte nun aber all den zum Berufswechsel gezwungenen kriegsbeschädigten Akademikern geholfen werden: dem gelähmten Theologen, dem tauben Oberlehrer, dem einarmigen Mediziner, dem Erblindeten? Hier waren mit einem Male Fragen gestellt, Probleme, deren Lösung gefunden werden mußte! Und der Akademische Hilfsbund hat sie gefunden, indem er gemeinsam mit dem „Deutschen Studentendienst von 1914" die „Deutsche Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker" gründete. Die Berufsberatungsstellen des A.H.B. und des D.St.D. bildeten mit ihrer bisher geleisteten Arbeit den Grundstock, auf dem die D.Z.B. ihre Tätigkeit aufbauen konnte.

Als Zentralsammel- und Forschungsinstitut ist sie gedacht. Schon im ersten Jahre

ihres Bestehens hielt sie einen Berufsberatungskursus ab (in Berlin im September 1918). Durch diesen Kursus sollte zunächst einmal eine Fühlungnahme aller beteiligten Kreise ermöglicht werden; sodann sollte denen, die Berufsberatung ausüben, durch die Vorträge des Kurses Material verschafft werden. Die Mitarbeit weiter Kreise hat es denn auch ermöglicht, die damals gehaltenen Referate über die einzelnen akademischen und halbakademischen Berufe in Form von kurzen Merkblättern (4 bis 8 Seiten) herauszubringen. Bisher sind 44 solcher Merkblätter erschienen, die zum Preise von 0,40 M von der Deutschen Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker (Berlin NW 7, Georgenstr. 44) bezogen werden können.

Welche Großtat der Berufsberatungskursus und die Merkblätter für die Berufsberatung darstellen, erhellt am deutlichsten daraus, daß der A.H.B. und der D.St.D. und mit ihnen dann auch die D.Z.B.A. bei Beginn ihrer Tätigkeit auf den fast völligen Mangel an berufskundlichem Material für die akademischen Berufe stießen. Und das vorhandene Material setzte sich in der Hauptsache aus Wegweisern für das akademische Studium in den einzelnen Fakultäten zusammen. Welche Arbeit da nun inzwischen geleistet werden mußte, kann man als Außenstehender nur einigermaßen ahnen. Ein Bild bekommt man erst, wenn man das im Furcheverlag, Berlin, jetzt erschienene Sammelwerk der D.Z.B.A. „Die akademischen Berufe" in die Hand nimmt. Es ist — wie in der Einleitung gesagt wird — „ein erster Versuch, das Ganze der akademischen Berufsberatung planmäßig zu bearbeiten". Es liegen diesem sechsbändigen Werke die Vorträge jenes ersten Berufsberatungskurses zugrunde; sie sind aber naturgemäß so umgearbeitet worden, daß die seither eingetretene Entwicklung überall berücksichtigt worden ist.

Welche Fülle von Material steckt in diesem Werke! Das läßt sich schon erkennen, wenn man einen Blick über das Inhaltsverzeichnis wirft. Es enthält Band I: Die akademische Berufsberatung. Die Ethik der Berufsberatung. Berufsberatung und Berufsberater. Schule und Berufsberatung. Die psychologische Analyse der höheren Berufe. Akademische Studien- und Bedarfsstatistik. Die amtlichen akademischen Auskunftsstellen. Der Akademische Hilfsbund. Der Deutsche Studentendienst von 1914. Band 2: Der Berufskreis des evangelischen Theologen im Dienste der heimatlichen Kirche und Gemeinde, im Dienste der inneren Mission, der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Wohlfahrtspflege, im Dienste der äußeren Mission und der Auslandsgemeinde. Der Berufskreis des katholischen Theologen im Dienste der heimatlichen Kirche und Gemeinde, der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Wohlfahrtspflege. Band 3: Der akademisch gebildete Lehrer. Der Berufskreis des Naturwissenschaftlers außerhalb des Oberlehrerberufs. Der Bibliothekar. Der Archivar. Der Mittelschullehrer. Band 4: Der Arzt. Der Zahnarzt. Der Tierarzt. Der Apotheker. Band 5: Der Richter. Der Rechtsanwalt. Der höhere Verwaltungsbeamte. Der mittlere Verwaltungsbeamte. Der Kommunalbeamte. Der Volkswirt. Der Akademiker als Beamter der sozialen Fürsorge. Der Akademiker als Verwaltungsbeamter in der Industrie. Der Statistiker und der Versicherungsbeamte. Der akademisch gebildete Kaufmann. Der Journalist. Der Akademiker im Auslandsdienst. Der akademisch gebildete Landwirt. Band 6: Der Ingenieur. Der Techniker als Verwaltungsbeamter. Der Architekt. Der Maschineningenieur. Der Bauingenieur. Der Hütteningenieur. Der Bergingenieur und der Geologe. Der Chemiker. Der Landmesser.

Diese von ersten Fachmännern geschriebenen Arbeiten stellen nun ein mit größter Sorgfalt zusammengetragenes Material dar, mit dem die akademische Berufsberatung jetzt ihre so besonders schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe auszuüben imstande ist. Angesichts der trostlosen Lage der akademischen Berufe ist es aber auch notwendig, die Behauptung von der ungünstigen Lage des einzelnen in Frage kommenden Berufes mit Beweisen zu bekräftigen. Vor dem Kriege war fast keine Warnung von denen gehört worden, an die sie sich wandte. Die Warnung des preußischen Justizministeriums vor dem Studium der Rechte, die War-

nungen vor dem Oberlehrerberufe, vor dem medizinischen Studium — was haben sie geholfen? — Nichts! Und die Folge?

Mit den vorhandenen Kandidaten und Studierenden der Schulwissenschaften ist — unter Berücksichtigung von Abgängen — der Bedarf an Oberlehrern für dreißig Jahre gedeckt! Der Beruf der Juristen war schon längst überfüllt und bleibt es, trotz der neugeschaffenen Finanzbeamtenlaufbahn! Schon seit vielen Jahren warnt der „Verband der Ärzte Deutschlands zu Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen" vor dem medizinischen Studium. Und der Erfolg? — Während im Jahre 1905 die Zahl der Ärzte 31 041 und die der Medizinstudierenden 6310 betrug, lauten die Zahlen für das Jahr 1918: 32 832 Ärzte, 18 168 Medizinstudierende. (Nach Emil Sardemann: „Der Arzt", in Band 4 des erwähnten Werkes.) Es wird sich also „in nicht ferner Zukunft eine Flutwelle von Ärzten heranwälzen, die alles Bisherige hinter sich läßt". Wer ein Bild von der Lage des „Akademischen Arbeitsmarktes" geben will, muß schwarz in schwarz malen. Es gibt nur **einen** akademischen Beruf, bei dem man **zurzeit** noch nicht von Überfüllung zu reden braucht: das ist der des Theologen. Und nicht ganz ungünstig sind die Aussichten für Chemiker, namentlich in der Landwirtschaft. Aber ich muß jedem, der in sich Neigung für diesen Beruf spürt, **dringend** raten, die vorzügliche Arbeit von Prof. Dr. Hans Goldschmidt-Berlin in Band 6 zu studieren.

Es kann hier nur hingewiesen werden auf die bisher geleistete Arbeit. Alle, die irgendwie mit Berufsberatung zu tun haben, werden dankbar das von der D.Z.B.A. dargebotene Material benutzen. Alle Volksschichten, alle Berufe müßten Interesse an dieser Arbeit zeigen, die allen Berufen überhaupt zugute kommt. Vielleicht würde dies inneren Frieden schaffen, volkswirtschaftliche Einsicht herstellen und die **Klassengegensätze** überbrücken.

Hier müssen auch noch die Berufsbilder „Am Scheidewege" erwähnt werden, die im Verlag Hermann Paetel, Berlin, erscheinen. Diese Schriftenreihe soll — nach dem Geleitwort des Herausgebers, Prof. Lic. Vollmer — bringen „kurze, frische und fesselnde Darstellungen der verschiedenen Berufsarten aus der Feder von Fachvertretern, die ihre Ausführungen aus eigener reicher Erfahrung heraus mit lebendigen Schilderungen aus der Praxis zu würzen vermögen". Der Versuch, der hier gemacht wird, ist **an sich** nicht neu. Die deutsche Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker hat als Ergänzung ihrer „Merkblätter" und des oben besprochenen sechsbändigen Werkes auch „Berufsbilder akademischer Berufe" veröffentlicht. Sie sind in der „Hochschule" (Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit. Jahrgang 1920, Heft 4 ff.) erschienen und auch als Sonderdrucke vorhanden.

Was den Neuerscheinungen des Verlages Paetel ein charakterisierendes Merkmal gibt, ist die Tatsache, daß sie das Gute und Vorteilhafte der „Studienführer" mit einer Darstellung des **Berufes** verbinden. Da aber nur wenige der Bändchen (Preis 6 *M*) Prüfungsordnungen, statistische Angaben über Berufsaussichten usw. enthalten, so können sie nicht ohne Ergänzung benutzt werden. Als erste Einführung in die Anforderungen eines Berufes und als Schilderung des Berufslebens aber sind sie eine höchst anerkennenswerte Bereicherung unserer Berufsberatungsliteratur. Da sie sich in erster Linie an die Jugend wenden, so darf ihre Anschaffung jeder Schulbibliothek empfohlen werden. Für den **Berufsberater** genügt das hier dargebotene Material allerdings keineswegs. Als besonderen Vorzug dieser Sammlung möchte ich noch erwähnen, daß sie **alle** Berufe behandeln will. Unter den bisher erschienenen Bändchen finden wir: Oberlehrer, Apotheker, Arzt, Jurist, Zeitungsschreiber, Landwirt, Schlosser, Friseur; Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendleiterin.

Das Interesse an der Berufsberatung, das auch durch diese Bändchen dargetan wird, beweist eine immer größere Erkenntnis ihrer Notwendigkeit. Möge es auf diesem Wege weitergehen: zum Nutzen des Staates, des Volkes, zum Wohle des einzelnen!

Felix Hoffmann



Bismarck und Bülow als Leiter der deutschen auswärtigen Politik

Von der trüben Gegenwart wendet sich der Blick gern der glänzenden Vergangenheit zu, um aus ihr zu lernen, wie alles so hat kommen können oder müssen. Über allem steht die glänzende Gestalt Bismarcks, und von der dreißigjährigen Regierung Kaiser Wilhelms II. bedeutet das mittlere Jahrzehnt der Bülowschen Reichskanzlerschaft nach den tastenden Versuchen des neuen Kurses und vor dem raschen Niedergange der Bethmann Hollwegschen Zeit den Höhepunkt der Entwicklung.

Da sind es vor allem zwei neuerdings erschienene Schriften, die uns jenen Zeiten wieder näher führen. Die kleine Schrift von Walter Platzhoff, Bismarcks Bündnispolitik (Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1920), beschäftigt sich auf 23 Seiten allein mit jenem System von Bündnissen, durch welches Bismarck nach 1871 das neu begründete Reich zu schützen suchte. Viel weitere Ziele steckt sich das Buch von Dr Wilhelm Spickernagel, Fürst Bülow (Alster-Verlag, Hamburg), das auf 264 Seiten eine eingehende Würdigung der Persönlichkeit und Wirksamkeit des Fürsten Bülow einschließlich seiner römischen Sendung während des Krieges und bis zur Kanzlerkrisis von 1917 gibt. Die Grundlagen der Darstellung sind dabei dem Verfasser augenscheinlich zum Teil vom Fürsten Bülow selbst geliefert worden. Denn er berichtet Dinge, die kein anderer wissen konnte. Wert und Zuverlässigkeit des Buches werden dadurch natürlich wesentlich erhöht. Der Briefwechsel zwischen Bülow und Bassermann, Berichte des deutschen Militärattachés in Rom, v. Schweinitz, während des Krieges und Äußerungen des Fürsten Bülow über die politische Kriegführung bieten weiter wertvollen Stoff.

Da die Politik der letzten dreißig Jahre sich auf der Bismarcks aufbaute, mußte das Bülow-Buch auch den Gegenstand der ersten Schrift behandeln. Insoweit decken sich beide sachlich, wenn sie auch in der Beurteilung der Verhältnisse weit auseinandergehen. Die Schicksalswende des Deutschen Reiches bildete, das stellt sich immer mehr heraus, die mit Bismarcks Entlassung Hand in Hand gehende Preisgabe des russischen Rückversicherungsvertrages im Jahre 1890. Platzhoff hält diese Preisgabe mit Hamann, dem publizistischen Vorkämpfer des neuen Kurses, für gerechtfertigt, da nur ein so geschickter Spieler wie Bismarck das schwierige Spiel mit den fünf Kugeln habe durchführen können, übrigens auch Bismarck außerstande gewesen wäre, die Entwicklung der Dinge, die auf ein russisch-französisches Bündnis hintrieb, zu hindern. Wie manche Dinge gekommen wären, wenn manche andere Dinge gewesen oder nicht gewesen wären, kann man nun freilich nicht wissen. Aber mit Recht weist Spickernagel darauf hin, daß gerade in den ersten Jahren des neuen Kurses, als die russische Politik sich nach Ostasien wandte, das Spiel mit den fünf Kugeln unendlich viel einfacher war, als für Bismarck in der Zeit des Battenbergers. Dieses Spiel hätten selbst Diplomaten zweiten oder dritten Ranges fortführen können. Und wenn die Entwicklung der Dinge wirklich auf ein russisch-französisches Bündnis ging, so lag doch deutscherseits gewiß keine Veranlassung vor, alle Hemmnisse fortzuräumen, die einer solchen Entwicklung im Wege standen. Die Preisgabe des Rückversicherungsvertrages, die übrigens nicht sowohl im österreichischen als im englischen Interesse lag, durchbrach daher das Bismarcksche Bündnissystem und ermöglichte mit dem russisch-französischen Bündnisse die spätere Einkreisung Deutschlands.

Von politischen Persönlichkeiten selbst neuen Stoff für die geschichtliche Darstellung zu erhalten, ist gewiß von Wert. Aber es liegt darin auch eine gewisse Gefahr, es trübt den freien Blick und läßt uns Menschen und Dinge durch die Brille der betreffenden Persönlichkeit sehen. Zwei Dinge geben zu dieser Bemerkung Anlaß, die Frage eines deutsch-englischen Bündnisses um die Jahrhundertwende und die Daily-Telegraph-Angelegenheit. In der Beurteilung beider weiche ich vom Verfasser ab.



Ein deutsch-englisches Bündnis war schon von Bismarck als Ergänzung des Dreibundes heiß erstrebt. Um die Jahrhundertwende war es zu haben, und nur die deutsche Ablehnung führte zu der englisch-französischen Entente. Die Gründe, welche Fürst Bülow in seiner deutschen Politik für die Ablehnung anführt, die englischen Anerbietungen seien nicht bestimmt genug gewesen, und man hätte sich durch eine solche Verbindung in einseitige Abhängigkeit von der englischen Politik begeben, glaube ich in meiner deutschen Geschichte unter Kaiser Wilhelm II. widerlegt zu haben. Der Verfasser wiederholt die Bülowschen Ausführungen. Doch wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. Dem Diplomaten ist vielfach die Sprache gegeben, um die Gedanken zu verbergen, der Geschichtschreiber soll sagen, wie es eigentlich gewesen ist. Dem Fürsten Bülow ist weder aus seiner Ablehnung ein Vorwurf zu machen, obgleich die Ablehnung verhängnisvoll war, noch aus seinem verfehlten Rechtfertigungsversuche. Denn er hatte keine völlig freie Bahn. Er hatte die Leitung der auswärtigen Politik übernommen unter der Verpflichtung, die kaiserliche Flottenpolitik zu ermöglichen, und diese wäre bei einem deutsch-englischen Bündnisse unmöglich geworden. Die Flottenpolitik hatte sich zum Selbstzweck entwickelt und stand einer freien politischen Entschließung der auswärtigen Leitung entgegen.

Ebenso folgt der Verfasser in der Darstellung der Blockpolitik und der damit eng verschlungenen Daily-Telegraph-Angelegenheit Bülowschen Spuren, d. h. dem, was der Diplomat Bülow aussprach und der Geschichtschreiber Spickernagel deshalb als geschichtliche Wahrheit hinnahm. Demgegenüber habe ich schon unmittelbar nach der Bülow-Krisis in der „Konservativen Monatsschrift“ und neuerdings in meiner „Deutschen Geschichte unter Kaiser Wilhelm II.“ den Nachweis versucht, daß der Sturm über Daily Telegraph vom Fürsten Bülow absichtlich herbeigeführt war, um der allmählich immer unerträglicher werdenden Betätigung des persönlichen Regiments durch die kaiserlichen Reden ein Ende zu machen. Der Kaiser hatte aber das Spiel seines Kanzlers durchschaut und gedachte ihn nach Durchführung der Reichsfinanzreform zu entlassen. Deshalb nahm der Kanzler die Ablehnung der Reichserbschaftssteuer zum Vorwand, um aus parlamentarischen Gründen zurückzutreten. Der Indizienbeweis, der für einen solchen Sachverhalt spricht, wird durch die eingehende Darstellung des Verfassers noch verstärkt, und jeder unbefangene Beurteiler wird zu demselben Ergebnisse gelangen. Dem Fürsten Bülow soll damit durchaus kein Vorwurf gemacht werden. Im Gegenteil bleibt es allein sein Verdienst, den kaiserlichen Redestrom während der letzten zehn Jahre im wesentlichen unterbunden zu haben, wenn er auch selbst darüber stürzte. Daß er selbst diesen Sachverhalt nicht zugeben kann, ist selbstverständlich. Und wenn ich bisher das Bedenken erhoben hatte, der Anlaß sei schlecht gewählt gewesen, weil der Kaiser gerade hier vor der Veröffentlichung streng konstitutionell verfahren sei, so verschwindet auch dieses Bedenken, da der Kaiser bei der Mitteilung an den Reichskanzler unbedingt auf der Veröffentlichung bestand. Also warum sollte der Kanzler dem Kaiser nicht den Willen tun und ihn sich einmal endlich die Finger verbrennen lassen, wenn seine Warnungen doch nichts gefruchtet hätten?

In einem Briefe an Bassermann vom 17. November 1911 schreibt Fürst Bülow: „Dabei möchte ich in Parenthesis einschalten, daß es irreführend ist, wenn in der Magdeburgischen Zeitung Professor Bornhak meint, ich würde zurückgetreten sein, auch wenn ich die Reichsfinanzreform in der von mir vorgeschlagenen Form durchgeführt hätte. Wäre die Reichsfinanzreform nach meinen Vorschlägen durchgeführt worden, so hätte sich S. M. schwerlich von mir getrennt.“ Den Beweis für meine Behauptung habe ich in meinem Buche geführt. Er liegt in der lange vor Scheitern der Blockpolitik abgegebenen Erklärung des Kaisers, der Kanzler werde nach Durchführung der Reichsfinanzreform gehen. Im Gegenteile, das Scheitern der Blockpolitik kann als eine Folge davon betrachtet werden, daß der Kanzler das Vertrauen des Kaisers nicht mehr besaß. Sonst hätten die Konservativen die Erbanfallsteuer nicht abgelehnt.

Nach seinem Rücktritte hat Fürst Bülow stets große Zurückhaltung beobachtet. Doch die Verurteilung der Marokkopolitik seines Nachfolgers leuchtete schon aus seiner 1916 erschienenen „Deutschen Politik“ hervor. Erst das beispiellose Verhalten von Bethmann Hollweg, der in seinen Erinnerungen den Anschein zu erwecken suchte, als sei es das übele Erbe der Bülowschen Zeit gewesen, das den Zusammenbruch herbeigeführt habe, veranlaßte ihn, mit dem auch in dem Spickernagelschen Buche abgedruckten Briefe an den Schriftleiter des „Hamburger Fremdenblattes“, v. Eckardt, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und die Bethmann Hollwegsche Politik zu brandmarken als das, was sie wirklich war, als das frivole Spiel eines fatalistischen Pedanten mit den höchsten Gütern seines Volkes.

Immer klarer hebt sich auch aus der vorliegenden Darstellung das Bild des Fürsten Bülow ab als des größten deutschen Staatsmannes der nachbismarckschen Zeit. Und ein Jammer war es, daß, abgesehen von der kurzen römischen Sendung, die zu spät kam und dann auch noch nach Möglichkeit von Berlin behindert wurde, solche Kräfte während des Weltkrieges brachliegen mußten.

Prof. Dr. Conrad Bornhak

Der Kampf um die Cheopspyramide

Wer kennt es nicht, das phantastisch köstliche Werk des M. Eyth, an dem sich immer wieder unzählige Knabenherzen entzünden und erfüllen mit brennenden Sehnsüchten, die großen Weltgeheimnisse zu durchdringen, die daraus so schimmernd, scheinbar zum Greifen nahe und doch wieder magisch unerreichbar die Seele zu alten, trügerischen Wolkenrissen der Phantasie verlocken!

Ich gestehe es offen, der Eythsche Roman war ein sehr wesentlich bestimmender Faktor meines Entschlusses, nach Ägypten zu gehen. Und zu den ganz unvergeßlichen Momenten meines Lebens gehört jener Augenblick, an dem ich die Pyramiden zum erstenmal sah.

Nüchterner, belästigender, Ideale raubender Alltag war es. Glühende Hitze im Eisenbahnzug, Staub und üble Gerüche und moderne Menschen ringsum und das öde, ermüdende Bild, wie es jede Bahnstrecke begleitet. Auf einmal aber sagte jemand: „Die Pyramiden“ ... und das Herz stand für den Augenblick still. Ganz draußen am Himmelsrand, hinter der verworrenen Silhouette von Lehmhütten und Palmen und gleichgültigen Dingen standen ruhig in feinem Grau die drei großen Dreiecke ... Wie viele Menschen haben sie gesehen, so wie ich sie sah, in den viertausend Jahren, seitdem die ältesten Baudenkmäler unserer Kulturwelt stehen! Herodot hat sie gesehen und vor ihm wohl Pythagoras; Kambyses stand vor ihnen und Julius Cäsar, und schon ihnen erschienen sie unermeßlich alt. Und allen waren sie rätselhaft und eine der höchsten Offenbarungen menschlicher Kraftentfaltung und eines tiefen Wissens, ohne das schon rein technisch ein solches Monument niemals hätte errichtet werden können. Im Innern bergen sie alle eine Grabkammer, in der ein Granitsarkophag steht. Man kennt viele Dutzend Pyramiden, Lepsius, der Leiter der preußischen Expedition von 1842, hat allein an 30 entdeckt. Und alle sind sie im Prinzip gleich gebaut. Stets steht in der lichtlosen Königskammer ein Sarkophag. Allerdings sind die Grabkammern der zwei größten Pyramiden von Gizêh leer, aber in der dritten — es ist die des Mykerinos, wie sie Herodot graecisiert nennt — lag ein Holzsarg und darin noch die königliche Mumie. An der Bestimmung als Grabdenkmal läßt sich demnach nicht zweifeln.

Düster, unheimlich, ohne Inschrift, unter der erstickenden Wucht eines ganz aus Granit umlegten Gemaches steht in der größten Pyramide — der des Cheops — ein leerer und beschädigter Granitsarg ohne Deckel. Niemand könnte beweisen, daß diese Pyramide das Andenken

des Königs Chufu sei, wenn nicht seine Hieroglyphe, die Königsschlange, die zwei Vögel und der Mond, in den Hohlräumen ober dem Grab eingemeißelt wäre.

Dieser Granitsarg ist nicht mehr intakt. Er war schon vor 130 Jahren beschädigt, als die französische Expedition ihn zuerst vermessen hat. Niemand kann daher seine wahren Maße auf den Millimeter genau heute mehr angeben; er unterscheidet sich in gar nichts von den vielen anderen Granitsärgen, in denen die anderen Könige, die Apisstiere, die Großen des Alten Reiches beigesetzt wurden. Ich habe Dutzende solcher Sarkophage gesehen; sie waren verschieden groß, denn auch die Menschen und die Pyramiden sind verschieden groß. Es gibt keine denkbare Ursache, aus welcher der Steinsarg des Cheops sich von den anderen unterscheiden sollte. Und dennoch dichtet die Menschheit gerade dieser Steinmetzarbeit seit einem Menschenalter besondere Geheimnisse und Eigenheiten an.

Ein deutscher Geologe, der badische Hofrat Dr F. Nötling (F. Nötling, Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide, der mathematische Schlüssel zu den Einheitsgesetzen im Aufbau des Weltalls. Stuttgart 1921, Ferd. Enke) veröffentlicht soeben ein ausführliches Werk darüber, das Aufsehen erregt und viele Leser findet und auch Glauben mit der Behauptung, in dieser Steintruhe seien unergründliche Gesetze des Weltenbaues und des Menschenlebens ausgedrückt.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man die abgeschlagene Granitwanne gesehen hat und solches liest.

Nötling hat sie weder gesehen noch gemessen; er kritisiert nicht einmal die vorhandenen Messungen anderer, sondern beschränkt sich darauf, den Roman von Max Eyth zur Grundlage zu wählen. Er sagt: nach Eyth ist diese Kiste 77 · 85 ägyptische Zoll lang. Er sagt aber zugleich, daß von den vielen Messungen, die man zu verschiedenen Zeiten machte, keine zwei übereinstimmen. Er nimmt auch die von Eyth gegebene Zahl nicht an, sondern meint, sie enthalte „wahrscheinlich" einen Druckfehler, denn sie „sollte" 78 · 75 Zoll heißen. Wenn der Sarkophag nämlich so lang wäre, dann käme er der Länge von $25 \times \pi$ gleich.

π ist die bekannte Ludolffsche Zahl, durch die man in der Geometrie den Inhalt eines Kreises feststellen kann. Für praktische Zwecke ausreichend ist die Feststellung, daß π den Wert von 3,1428 besitze, für astronomische und rein wissenschaftliche Aufgaben aber ist es nötig, sie weit genauer zu berechnen; und der deutsche Mathematiker Richter hat denn auch 500 Dezimalen dieses Bruches, Shanks sogar 700 Dezimalen bestimmt.

Nötling begnügt sich mit dem Wert $\pi = 3{,}1415926535$; da er damit die Kreise des Weltalls mißt, muß er sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er nicht mit der menschenmöglichen Genauigkeit arbeite, alles, was er errechnet, also bewußt nur relativen Wert habe.

Aber wie sollte er auf solche Exaktheit Wert legen — sagte er doch selbst, die Steintruhe sei 77 · 85 (oder 78 · 75?) Zoll lang, nach der Zahl π sollte sie 78,5398163397 Zoll lang sein. Und setzt nun ganz beruhigt

77 · 85 alias 78 · 75 = 78 · 539,

denn von nun an baut er alles, was er folgert, darauf, daß die Steintruhe ein Maß ist, welches die Zahl π ausdrücken und der Welt erhalten soll.

Mit anderen Worten: zuerst gibt er den handgreiflichen Beweis, daß die Steintruhe in der Cheopspyramide nichts mit der Zahl π zu tun hat, und dann sagt er: weil sie also ein Symbol dieser merkwürdigsten aller Zahlen ist, geht daraus hervor, daß die alten Ägypter sie gekannt haben; sie wollten also mit diesem Sarg eine tiefe mathematische Weisheit ausdrücken für die Kundigen und verraten damit, daß sie die Erdbahn genau kannten, auch das spezifische Gewicht der Erde, auch alle Elemente der Planetenbewegung, die der Atembewegung, sie errichteten sogar die ganze Cheopspyramide nur, um damit die sinnliche Darstellung eines allgemeinen und grundlegenden Weltgesetzes zu geben, aus dem man das gesamte Wissen von heute über Natur, das Geheimnis der Christologie, der Kabbala, und der tiefsten innermenschlichen Beziehungen ableiten kann, was alles demnach den Ägyptern vor 4000 Jahren bewußt gewesen sein muß.

Diese Ableitungen in Form gewaltiger und emsiger Rechnungen sind der weitere Inhalt des Werkes, das auf solcher Grundlage gleich weitere Hypothesen über die Entstehung des Sonnensystems, die Existenz eines neuen Planeten zwischen Saturn und Uranus und dergleichen mehr aufführt.

Und dieses Buch hat im Deutschland von heute Erfolg, es erlebte binnen kurzem eine Neuauflage und findet Beachtung auch bei ernsten Männern.

Ich habe deswegen mich und den Leser bemüht, die Grundlagen, auf denen seine Folgerungen ruhen, möglichst genau zu beleuchten. Es ist also heute möglich, daß jemand, der behauptet, ein bestimmtes Ding sei das Wichtigste in der Welt, sich gar nicht die Mühe nimmt, dieses Ding wirklich kennen zu lernen! So papiergläubig ist die Welt geworden, daß einer über die Cheopspyramide ein ganzes Buch schreibt, ohne sie gesehen zu haben, ohne selbst gemessen und geforscht zu haben, bloß auf die Autorität eines beliebigen anderen hin, noch dazu auf eine Dichtung, die sich als solche der exakten Verantwortung entzieht. Aber nicht, daß ein Mensch auf solches verfällt — er hat die Entschuldigung, daß er auf diese Beschäftigung in der entsetzlichen Seelenqual eines Kriegsgefangenenlagers verfiel, unentschuldbar ist nur, daß er das auch in dieser Form veröffentlicht —, ist das Merkwürdige, sondern daß in einem ganzen großen Volke man derartiges als Offenbarung und geistigen Fortschritt anstaunt.

Damit beginnt erst der Kampf um die Cheopspyramide ein öffentliches Interesse zu werden. Wie krank und wundersüchtig muß doch die Seele unseres Volkes geworden sein, daß solches sich ereignen kann! Welche Gefahren schlummern in einer solchen seelischen Verfassung! Ist das schon der Anfang des Unterganges? Oder ist ein Volk so etwas Großes und Lebensfähiges, daß es auch solche Bissen assimiliert, ohne daß es ihm wesentlich schadet? Es hat im Laufe der Zeiten so viele wunderliche Bücher gegeben. Hat nicht Aug. Comte, den die Franzosen als einen ihrer größten Philosophen verehren, eines geschrieben, in dem steht, daß sich einst das Weib auch autogam befruchten würde, habe ich nicht selbst ein Werk in meiner Bibliothek mit der genauen Anleitung, wie aus Maientau Frösche hergestellt werden können, hat nicht Cardanus, den seine Zeitgenossen als den größten aller Männer bezeichneten, die sonderbare Abhandlung De Somniis geschrieben, in der er bekennt, nach seinen Träumen als Arzt seine berühmten Kuren ausgeführt, seine Lebensgefährtin gewählt, seine philosophischen Abhandlungen geschrieben zu haben?! Und dennoch hat die Menschheit das alles aufgenommen, das Gute aus den großen Männern und Ideen benutzt und die Irrtümer und Wahnvorstellungen unfruchtbar gemacht.

Das ist das Problem und das ist das Wunderbare daran. Das Richtige und das Gute in der Welt hat eine so göttliche Kraft, daß es wie Licht auch durch den dunkelsten Raum, durch alle Irrtümer und Niedergangsepochen dringt. Schreibe einen dicken Band voll Unrichtigem, in dem nur eine Wahrheit des Herzens oder des Verstandes steht — nach einiger Zeit sind alle Irrtümer weggeblasen, als ob sie nie gewesen wären, aber die neue Wahrheit liegt strahlend und für immer wirksam vor aller Augen, wie wenn sie ein Diamant wäre, der als Inhalt einer vermoderten Truhe übrig bleibt!

Und so steht etwas Dauerndes und Schönes auch in dem armen und verwirrten Werk über das Geheimnis der Cheopspyramide.

Sein Verfasser hat recht mit allen seinen wesentlichen Folgerungen und Behauptungen, ohne daß er es weiß. Die Cheopspyramide ist wirklich ein Symbol der kosmischen Gesetze und ein Monument der ewigen Wahrheiten, und ich halte es nicht einmal für ausgeschlossen, daß das wenigstens den weisesten der ägyptischen Priester sogar bewußt war.

Ich wünschte mir dieses Buch noch einmal geschrieben, und nur zwar in folgender Form:

Das ehrwürdige Monument einer Baukunst und Menschenkultur, die blühte, als noch in unseren Wäldern Ur und Elch gejagt wurden von Hallstattmenschen und Bronzezeitjägern, verrät durch seine inneren und äußeren Proportionen die Kenntnis des „goldenen Schnittes“,

d. h. des Harmoniegesetzes der Teile, das eine Gewähr für längste Dauer ist. (Das ist auch Nötling bekannt. Er rechnet, daß die Teilungen in allen Einzelheiten der Pyramide unter Zugrundlage des Wertes $\left(\frac{\pi}{4}\right)^2$ stattfinden, was dem Gesetz des goldenen Schnittes entspricht. Auch setzt er ausdrücklich die Harmonie synonym mit dem von ihm gesuchten Weltgesetz.) Tatsächlich ist die Cheopspyramide (so wie alle Meisterwerke, die aus der Hand des Menschen hervorgingen, genau so wie die Kunstwerke der Natur) die sinnliche Darstellung des obersten aller Weltgesetze und insofern das Abbild der Weltgesetze selbst, die sich dann logischerweise darin finden und daraus ableiten lassen müssen. Denn bei der gesetzmäßigen Verknüpfung des Alls müssen, wenn man nur erst irgendwo eine „kosmische Zahl", d. h. eine der im Bau des Weltalls begründeten Beziehungen richtig erfaßt hat, dann aus ihr alle anderen Beziehungen des Weltalls berechnet werden können.

Es ist daher ganz logisch und wird keinen tiefer denkenden Kopf verwundern, wenn man aus der Zahl π die großen Beziehungen des Erdballs, des Sonnensystems, ja des Weltalls, überhaupt die ganze wunderbare Harmonie der Schöpfung findet, wie es als „Geheimnis der Cheopspyramide" nun soeben verraten wird. Das Weltsystem ist nun einmal ein harmonisch ausgeglichenes System, daher muß man von der Harmonie zur Welt ebenso kommen, wie bereits die Antike aus der Betrachtung der Welt die Idee der Harmonie entdeckte.

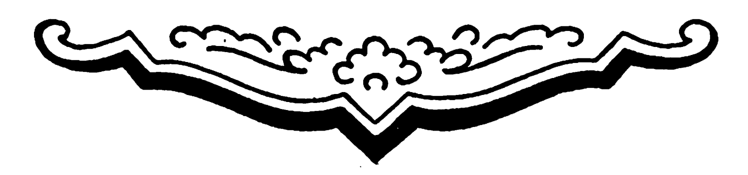
Das gleiche Resultat hätte man freilich finden können, wenn man von der Betrachtung des Doryphoros, des Polyklet oder der mediceischen Venus oder der Akropolis zu Athen ausgegangen wäre.

Das Bewundernswerte an den alten Ägyptern ist, daß sie diese Idee der Harmonie, die größte Weisheit, die dem Menschengeist je klar geworden ist, bereits hatten. Sie drücken sie tatsächlich schon in der ältesten aller Pyramiden aus und so ist es auch glaubhaft, was die Legende von Pythagoras, dem Philosophen der Harmonie, erzählt, daß er seine Weisheit von den Priestern im Lande des Nils geholt habe. Man hätte sie um das Jahr 500 v. Chr. von dort jedenfalls holen können, denn der uralte steinerne Berg am Rande der Wüste verrät, daß schon Jahrtausende früher dieses Wissen sich in Taten umgesetzt hat.

Und auch das ist richtig, daß dieses Wissen allmählich wieder verloren ging. Schon der Weise von Samos mußte es neu erwecken, und seine Schule rieb sich in einem Menschenalter an der Stumpfheit und Disharmonie der Umwelt wieder auf. Und seitdem hat der Harmoniegedanke einen Leidensweg durch die Menschheit beschritten; immer gekannt und gelebt von einigen, immer verkannt und mißachtet von der großen Menge, bis er erst in unseren Tagen wieder seine Auferstehung — die wievielte schon, seitdem Menschen an der Disharmonie leiden! — feiert in dem Denken, vielleicht um wieder das Schicksal zu teilen, das auch dem ältesten Symbol dieses Weltgesetzes zuteil wurde, der Riesenpyramide, die einsam von Jahrhundert zu Jahrhundert ragt in einer weiten Wüste . . .

Das ist meiner Ansicht nach das wahre Geheimnis der Cheopspyramide. Nötling hat es erraten und mißverstanden zugleich, als richtiges Kind seiner Zeit: irregehend, überkompliziert, wundersüchtig und doch wieder als der Träger des göttlichen Lichtfunkens, der durch jeden Berg der Irrtümer hindurchschimmert.

Raoul H. Francé





Wilhelm Speck

Zu seinem 60. Geburtstag (7. Juli)

Nicht viele wissen es, daß der hessische, der deutsche Dichter Wilhelm Speck von der Lyrik her seinen Weg zur Prosa fand. Und doch werden alle, die seine Werke in nachgestaltender Hingabe gelesen haben, auch von dem Gefühle durchdrungen sein, daß nur ein Lyriker, ein Dichter des Empfindens, ein Dichter der Seele Novellen und einen Roman schreiben kann wie „Menschen, die den Weg verloren", „Zwei Seelen", „Joggeli", „Ein Quartett-Finale" (sämtlich bei Martin Warneck in Berlin). Ein Dichter der Menschenseele, der Naturbeseeltheit und der Gottsinnigkeit ist der einstmalige Berliner Pfarrer am Zuchthaus, dessen Lebensweg immer haltmachte an den Stätten, wo das Dunkel allen Seins und Wirkens am tiefsten auf die besonnte Erde herabhängt. Speck lernt die Menschenseele kennen, wie nur ein Pastor der Verbrecher und ein Dichter sie ergründen kann; wenn sie vollkommen einsam und verloren ist, ohne Hilfe und ohne Zuflucht in die Irre schwankt und in die Höhe sich sehnt, wenn die Fülle der Daseinsqualen, die Größe der Lebenswiderstände auf ihr lasten, wenn sie getrieben wird, sie weiß nicht wohin, folgend unterirdischen Mächten. Dann eint sich dieses Dichters Kunst mit ihr und lebt in ihr den Tag, den sie lebt, die Nacht, die sie atmet. Es sind Abgründe, in die Speck hinabsteigt, Abgründe, aus deren Finsternis auch der Verworfenste noch emporstrebt; Sehnsucht ist der Ton, der in jedem Worte dieses Dichters schwebt, Sehnsucht ist die Harmonie, in der alle Wildheiten des Lebens sich finden.

Wir erleben an Wilhelm Speck wieder einmal den unnennbaren Zauber, den jede Kunst ausströmt, die auf einer Weltanschauung gegründet ist. Hier ist nicht die Form das Herrschende, sondern der Gehalt, und weil er bei Speck das Wesen seiner Werke ausmacht, darum nannte ich ihn einen deutschen Dichter; mit diesem Namen darf man ja Schaffende einer Formkunst fast nie bezeichnen. Am meisten läßt sich deshalb auch bei Speck einwenden gegen die Form: die beiden unter der Überschrift „Menschen, die den Weg verloren" vereinten Novellen „Die Flüchtlinge" und „Ursula" liegen zwölf Jahre — 1894 und 1906 — auseinander, und sie zeigen, wie Speck fortschritt von einer noch nicht restlos gestalteten Wirklichkeitsnachbildung zu der verinnerlichten Formung eines Lebens, besser gesagt, Seelenausschnittes. Dort: „Die Flüchtlinge", der Weg eines Wohlbehüteten aus treuen Elternarmen auf die Bahn des Verbrechens unter landstreichenden Heimatlosen; hier „Ursula", die Gesundung einer einmal verwundeten, scheu gewordenen Seele durch die Liebe eines Mannes; beide Male will Speck nichts weiter geben als die Entwicklung, als: „wie alles kam"; dort gibt er nur die Entwicklung, hier aber schon mehr: seine Weltanschauung helfender Liebe und zarten Erbarmens, weichen Mitleidens und mannhafter Lichtführung.

Mit unendlichem Reichtum, in steter Neuheit gibt Speck immer wieder sich selbst. Seine vier Novellen und sein einziger Roman bleiben nicht mehr Werke der Phantasie, sondern sind Bekenntnisse. Und sie ergreifen. Nicht weil sie Schwerzuertragendes erzählen, nicht weil

sie beweinte Schicksale dartun, sondern weil sie vom Einzelnen ins Ganze hinüberdringen: Tat twam asi, „Das bist du“, klingt es leise, aber vernehmlich aus den Zeilen; das subjektive Sein, die Isoliertheit des Körpers verschwimmt in eine Allheit des Fühlens; die Seele des einsamen Ichs ist ein Teil der Allseele, an der jeder Mensch teilhat; religiöse Einheit — im höchsten Sinne dieses Wortes — zwingt uns hinein in diese Welt, die unser ist, zu uns gehört; Schuld und Unschuld werden Gleichnisse, und das Leben wird ein Bild, ein Klang; gültig ist allein das Erlebnis; und weder die Schuld noch die Unschuld, weder das Leben noch das Schicksal wird letzten Endes erlebt, sondern erlebt wird nur die Sühne der Schuld, die Wirkung der Unschuld, erlebt wird nur die Seele! So ist religiöse Mystik der Untergrund, auf dem sich Specks Weltanschauung aufbaut; jene Mystik, die sich geklärt hat am Christentum, die das Wertvolle des Pantheismus nicht leugnen mag, und die sich in der Welt der praktischen Tat hindurchrang zum idealen Sozialismus: vor Gott sind wir alle gleich.

Infolgedessen schaut Speck die Verbrecher, die aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen ganz anders an, als es sonst von Männern zu geschehen pflegt, die ihre „Stoffe“ auch aus der Luft der Zuchthäuser und Gefängnisse holen. Speck gibt keine hetzende, spannende, Conan Doylesche und Hans Hyansche Kriminalistik, Speck hat keine „Phantasie“ für Entsetzen erregende Grausamkeiten, Morde, Diebstähle, Scheußlichkeiten, Speck will ja nicht die „Bestie“ im Menschen schildern. Sondern er schildert den Menschen in der „Bestie“, ja noch mehr: für ihn gibt es eigentlich keine „Bestie“, für ihn gibt es nur die qualvolle Notwendigkeit alles Geschehens, das den Menschen zu Taten treibt, deren Herkunft nur aus einer Bestie zu stammen scheint, für die der Mensch aber im letzten Grunde doch nicht verantwortlich zu machen ist, für die nur höchsten Grades er selbst sich verantwortlich zu machen hat! Diese Verantwortung ist nicht die der weltlichen Gerechtigkeit; Speck verneint diese auf keine Weise; aber für ihn gibt es noch höhere Verantwortung; jedem Menschen ist eine Seele anvertraut, und für sie ist er vor Gott verantwortlich! Frieden für eine Schuld findet der Mensch nur, wenn er seine Tat sühnt vor der Welt und vor sich selbst! Fehlt dieses zweite, so ist alle weltliche Sühne ein leeres Nichts ohne Wirkung. Besserung kommt allein aus der Seele.

Der Roman „Zwei Seelen“ weckt diese Gedanken. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ heißt es in Goethes Faust. Der Dualismus allen Seins wird von Speck übertragen ins Seelische: der Körper hat seine „Seele“ — Triebe, Begierden wie Selbsterhaltung, Hunger, Durst, sexuelle Not usw. erfüllen sie; und der Geist hat seine Seele — Sehnsucht nach Harmonie, Frieden mit Welt und Gott, nach Glück und Liebe ist ihr Leben. Der Knabe Heinrich, der Schneiderlehrling, der Geselle kämpft den ewigen Kampf der zwei Seelen; und je nach den Einflüssen, die er empfängt, irrt sein Weg bald in das Dunkel der Täler oder in das Höhenlicht der Gipfel. Schon früh lernt der Vierzehnjährige das Verbrechen, den Diebstahl, kennen, bald auch das Gefängnis; als er zum zweiten Male eingekerkert ist, läßt er sich zur Flucht verleiten; der Selbsterhaltung Not treibt ihn zum Mord seines Gefährten; nun hetzt ihn die Qual des Gewissens durch die Lande, bis er in einem Dorfwinkel in den Alpen äußerlich Ruhe findet; doch als die Reinheit der Liebe in Gestalt einer zu ihm strebenden Frau ihm naht, da erkennt er abermals, wie schon zuvor, als er zweimal in der Liebe einer Jugendgespielin und Freundin auszuruhen hoffte, daß es keinen Frieden für ihn gibt: nur in der Sühne, in der Ausschließung von der Gesellschaft der Menschen; und er geht hin, sich der Gerichtsbarkeit zu überantworten; ein Menschenalter Schuld und Sehnsucht umfaßt sein Sein, das er im Zuchthaus aufzeichnet und endet.

„So habe ich denn erreicht, was die meisten Menschen vergeblich erstreben: Um nichts habe ich mehr zu sorgen, meine Zukunft ist sichergestellt für mein ganzes Leben, und die Frage nach dem, was wir essen und trinken sollen und womit uns kleiden, diese große Frage, die das Menschenvolk fortwährend in Bewegung hält, hat für mich alle Bedeutung verloren, sie wird

mir nie mehr Kummer bereiten." In einer Einfachheit von grenzenloser Eindruckskraft beginnt und vollendet sich das Werk. Ein außerordentlicher Dichter und seltener Künstler schrieb es. Eint sich das hohe Niveau mit der autobiographischen Form? Kann ein Schneidergeselle so schreiben? Diese Mißlichkeit, die Speck durch eine Aneignung von guter Bildung bei seinem Helden zu verstecken sucht, ist letzten Endes ganz gleichgültig: dies Bekenntnis ist von solcher Seelengröße, daß es sich weit hinaushebt über alle gemeine Realität, daß es sich hinaufssteigert zu einer Welt für sich, wie jedes große Werk. Und in dieser selbsteigenen Welt wohnt das Glück; die Seligkeit des Erlebens und des Schauens blüht in goldener Klarheit, und die Fülle der Poesie ist groß; es gibt nichts für Speck, woraus er nicht die werdende und vergehende Unendlichkeit alles Schönen entnähme; seine Menschen, seine Naturschilderungen sind von subjektivem und typischem Reiz; man lese nur auf den letzten Seiten die Beschreibung des Sonnenaufganges: da ist alles strahlende Neuheit, glanzvolle Frische. Speck kam ja nicht vom Schreiben zum Dichten; in ihm ruhte die Poesie wie ein zweites Leben, und früh wurde sie geweckt.

Damals etwa, wie er als Kind von Kassel aus, wo er das Gymnasium besuchte, über den Meißner in die alte Vaterstadt Großalmerode wanderte und sein Blick über die Wälder und Berge schweifte, das Gold der Morgensonne, das Blut der Abendsonne aufnahm; wie seine Mutter mit Wunderblicken auf das Werratal von alten Sagen und Mönchen sprach und alte Lieder sang und der Ton des Volksliedes in sein Ohr drang, damals wachte die Poesie in ihm auf, die voll innerlicher Schlichtheit, voll seelischer Einfachheit ist, und deren leise Romantik blauen Duft und silbernen Schimmer noch über das Häßliche breitet. Eine süße Traumwelt umfing ihn, und sie läßt ihn, wie seine Helden, nicht wieder los. Verträumte Deutsche sind der Dichter und seine Kinder. Sie wandeln durch das Leben voll tiefen Sehnens, sie sind glücklich auch in der Not, und um sie breitet sich ein Dämmerungsschein, ein Nebel, der verschönt und der verhüllt. Volle, naturalistische Klarheit, brutale Wahrheit wollen sie nicht besitzen im Leben; sie spinnen sich ein in die Wohnungen ihrer Seele, Sonnenlicht soll hinein; und mögen sich auch finstere Wolken davor lagern, sie beseitigen sie, sei es auch mit Aufgabe ihrer körperlichen Freiheit. Ein feiner Schleier liegt deshalb auch auf allen Erzählungen Specks; stoffliche Deutlichkeit fehlt; aber sie atmen eine Stimmung aus, die voller Segen ist...

Stimmung, wehmütige und doch starke, frauenhaft und doch männliche, spricht aus der Erzählung: „Der Joggeli". Dieser arme Bauernsohn wollte in einer reichen Heirat Glück suchen und fand es in einer armen; er verlor alles Glück wieder und fand sich zur Tat zurück aus selbstaufgebender Verlassenheit; als sein Leben zu Ende ist, hat er drei Heimaten, die eine, die hessische, in der er lebte und liebte, die andere, Amerika, in der seine Tochter glücklich ist und seine Zukunft blüht, und die dritte, in der sein Weib und seine Kinder selig sind; als er zwischen den drei Heimaten wählen soll, entscheidet er sich für die dritte...

„So war sein Leben vom Morgen bis zum Abend eine stille Freude. Er wandelte in der köstlichen Abenddämmerung des Lebens, die das Nahe in die Ferne rückt und das Ferne in einem warmen Schimmer wieder nahebringt..." „Die Buchenwälder der Heimat rauschen ihr trauliches Lied in die Ereignisse dieses Lebens, dieses Dorfes. Es läßt sich nicht wiedergeben, wie dies Lied klingt..."

Ein Stadtschicksal umfaßt die Rahmenerzählung „Ein Quartett-Finale", Specks letztes Werk. Ein Pfarrer erzählt seinen drei Musikfreunden das Erlebnis einer Frau, die einmal im Leben die Zügel ihre Willens verlor und dafür büßte in treuester Pflichterfüllung. Es ist wunderbar, wie Speck dieses Thema: die Frau eines Gelehrten erliegt nur einmal der Leidenschaft eines Knaben und geht fast daran zugrunde, nur des Pfarrers Spruch: Aushalten! läßt sie ihre Verfehlung sühnen — es ist wunderbar, wie Speck diesen Vorwurf meistert. Die Keuschheit seines Sinnens, Denkens und Empfindens, die Tiefe seiner moralischen Erkenntnis und die Reinheit seines menschlichen Herzens werden hier offenbar. Und das alles, ohne daß Speck tendenziös würde. Er, der christliche Pfarrer, verrät niemals eine tendenziöse, didaktische

Neigung, moralisiert niemals; er ist immer Dichter, immer Künstler, niemals Prediger. Er ist ein religiöser Mensch und ein menschlicher Dichter.

Möge das Schicksal ihm gütig sein und ihm, dem Leidenden, bald alle Kräfte wiedergeben, damit er weiter schaffen kann. Seine Werke, mögen sie nun ausgehen von Raabe oder von Heyse, von Stifter oder von Mörike, seine Werke sind nicht Tagesware. Sie werden dauern, wie eben nur Werke dauern können, die aus der Quelle einer großen dichterischen Natur, einer Persönlichkeit stammen. Dr. Hanns Martin Elster



Zwei Bücher der Deutschkunde

Um dem Sturm der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Erschütterungen standzuhalten, bedarf unser Volk einer klaren geschichtlichen Einsicht und innerlichst sich zu eigen gemachten Kenntnis der wichtigsten Tatsachen seiner geschichtlichen Vergangenheit. Dazu leistet die Schule das ihre — ob genügend und immer nach den gegenwärtig besonders erforderlichen Gesichtspunkten, mag dahingestellt bleiben; aber wie steht's beim Durchschnittsdeutschen mit der geschichtlichen Weiterbildung nach dem Verlassen der Schule? Geschichte und Politik am Bier- oder Skattisch dürfen unserer bitterernsten Gegenwart nicht genügen. Diese Dinge müssen wahrlich eindringlicher im Sinne eines echten und tiefschöpfenden Wissensdranges zu erwerben gesucht werden. Ist es nicht tiefbeschämend, daß Hindenburgs herrliches Lebensbekenntnisbuch bei vielen Sortimentern als Ladenhüter liegen blieb, während Schnitzlers „Reigen" in kurzer Zeit eine Massenverbreitung — wenn ich nicht irre: in 80 000 Exemplaren zu verzeichnen hat?! Man komme nicht mit dem zu hohen Preis! Für Hindenburgs Lebensbuch sollte jeder Deutsche die geforderte Summe übrig haben! Freudig würde ich's begrüßen, der Verlag entschlösse sich zu einer möglichst billigen Volksausgabe dieses Werkes, das vor allem in die Hand unserer reiferen Jugend gehört! Hat nicht der verhältnismäßig billige Preis der deutschen Geschichte von Einhart den Weg ins deutsche Haus geebnet?

Für eine äußere Wiedergeburt unserer Volksgesamtheit ist eine der allerwichtigsten Voraussetzungen eine vertiefte, gründlich haftende deutschkundliche Bildung und Geschichtskenntnis. Wir müssen zur klaren Einsicht der Fehler, aber auch aller großen, kraftvoll erkämpften Errungenschaften und Großtaten unserer wahrhaft froherhebenden Vergangenheit kommen, um dann „getrost in Tat und Werk" an den Neubau unseres inneren und äußeren Reichs zu schreiten. Wahre geschichtliche Bildung würde unserm Volk auch mehr nationale Würde schenken, die wir jetzt im wirren Zeitgetriebe so schmerzlich vermissen. Zwei wertvolle Bücher, die an diesem Zukunftswerk mitzuarbeiten berufen sind, liegen mir vor. Friedrich Ratzels Buch „Deutschland" (Berlin und Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger; Preis geh. 20 ℳ, geb. 26 ℳ) hatte vor dem Kriege mit der dritten Auflage das zwanzigste Tausend erreicht, jetzt liegt es in vierter Auflage vor und sei als Hilfsmittel echter Deutschkunde allen vaterländische Kenntnis Suchenden warm empfohlen. Hier wird uns von sachkundiger Hand gezeigt, was wir an unserem Land besitzen. Möge dieses Buch im Schulunterricht der Vaterlandskunde nicht vergessen werden und vielen Erwachsenen in seiner belebenden und anregenden Schilderung der deutschen Lande und Meere, unserer Seen und Flüsse, unserer Pflanzen- und Tierwelt, der Wesensart unseres Volkes, Staates und der heimischen Kultur ein stets zuverlässiger Führer bleiben. Hier wird unser Land gezeigt, „wie es war und wie es sein kann und wie es ein großer Deutscher mit seiner tiefen Liebe zu ihm geschaut!" Vor allem der Abschnitt „Volk und Staat" ist eine eindrucksvolle Darlegung und Begründung geschichtlicher Tatsachen auf Grund der geographischen Verhältnisse Deutschlands,



die wir in dieser Weise in unsern Geschichtslehrbüchern kaum merklich hervorgehoben finden. Ja, „wir müssen wissen, unser Land ist nicht das größte, nicht das fruchtbarste, nicht das sonnig heiterste Europas. Aber es ist groß genug für ein Volk, das entschlossen ist, nichts davon zu verlieren; es ist reich genug, ausdauernde Arbeit zu lohnen; es ist schön genug, Liebe und treuste Anhänglichkeit zu verdienen; es ist mit einem Worte ein Land, worin ein tüchtiges Volk große und glückliche Geschicke vollenden kann, vorausgesetzt, daß es sich und sein Land zusammenhält.“ — Wir werden in Zukunft den Geschichtsunterricht in den Schulen auf das weitgespannte Gebiet deutschkundlichen Wissens einzustellen haben, um zum Ideal einer wirklichen staatsbürgerlichen Erziehung zu gelangen.

Das Ratzelsche Buch ist vorwiegend eine Einführung in die geographisch-wirtschaftliche Heimatkunde und bedarf der Ergänzung einer kulturgeschichtlichen Darstellung unserer deutschen Vergangenheit und Gegenwart, wie sie meisterhaft in dem Werke von Georg Steinhausen: Der Aufschwung der deutschen Kultur vom 18. Jahrhundert bis zum Weltkrieg (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1920) geboten ist. Knapp, sachlich und anschaulich geschrieben wird dieses Buch jedem eine Quelle edelster Belehrung sein. Sein erster Abschnitt behandelt die „Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand und die geistige Vorherrschaft Deutschlands in Europa“, der zweite den „Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur“. Wir finden bei Steinhausen unsere zu Beginn des Aufsatzes erhobene Klage über den Mangel wahrer geschichtlicher Bildung in unserm Volk in bemerkenswerten Sätzen bestätigt: „Freilich herrscht auch im Volke meist die heute in den oberen Klassen überwiegende praktische Auffassung der zu erlangenden Bildung als äußeres Können und Mittel guten Fortkommens wie der Schätzung nur der ‚nützlichen‘ Wissenschaften vor. Die Mißachtung z. B. der geschichtlichen Betrachtungsweise ist sehr bezeichnend.“ (S. 162.) Sehr erfreulich ist das Eintreten für die deutschkundliche Bedeutung und Sendung unserer Musik: „Die Musik ist das eigentliche Kunstgebiet der Deutschen. Auf ihm kann sich die Innerlichkeit in ihrer ganzen Fülle ausgeben, hier hat auch die Einfachheit und Schlichtheit des Gefühls ihre Stätte“ (S. 38; vgl. meinen Aufsatz „Versunkene Schätze“ im Februar-Heft des „Türmers“). Als weitere Einzelheit aus dem überreichen Inhalt dieses wertvollen Buches sei das Wort über Fichtes Bedeutung für das Deutschtum hervorgehoben: „Niemals sind einem Volke so edle, aus seiner Eigenart erwachsende Aufgaben zugewiesen worden wie den Deutschen von Fichte.“ (S. 117.)

Es ist frohermutigend, wie gegenwärtig die deutsche Kultur in ihrer edelsten Ausprägung sich wieder auf Fichte besinnt.

Besonders empfehlen wir die Schlußseiten des Steinhausenschen Buches zu nachdenklichem Studium. Die herbe Wahrheit, die hier der Verfasser ausspricht, darf nicht fortdauern: „Der deutsche Philister kennt überhaupt kein wirkliches Interesse am Staat, er weiß nichts Genaues von der Verfassung usw.“ (S. 165.) Ich möchte dann noch hinweisen auf die Darstellung des Wiederauflebens deutscher Innerlichkeit in der Gegenwart, wobei wir leider eine Erscheinung wie Lienhard nicht erwähnt finden, obgleich die hier gegebenen Gedankengänge dem Weimarer Dichter sehr wesensverwandt sind. Der von ihm erstrebten „Reichsbeseelung“ sind hier edelste Worte gesprochen. Ich hebe dafür folgende Sätze hervor: „Der Materialismus der Gegenwart weicht langsam einem neuen Idealismus. Gegenüber dem gleichmacherischen Massengeist, der Herrschaft der Technik, Methode und Routine, kurz gegenüber der Zerstörung des Persönlichen gibt sich das brennende Sehnen nach einer Persönlichkeitskultur immer deutlicher kund. Gegenüber dem Fachmenschentum regt sich wieder der deutsche Drang nach Universalität. Gegenüber dem allzu selbstbewußten Intellektualismus wird man sich wieder der Unerklärlichkeit der ‚Welträtsel‘ bewußt.“ Ferner an anderer Stelle: „Man empfindet heute jene Nachteile der technisch-industriell-großstädtischen Kultur

immer allgemeiner. Man sieht keine wirkliche Verbesserung, keine Verschönerung des Daseins, sondern nur Einbuße. Man findet, daß diese Kultur trotz aller ihrer wunderbaren Leistungen dem Innern keine befriedigenden Werte bietet, daß mit ihr eine innere Leere, ein Mangel an Freude und echtem Leben, auch an Freiheit verbunden ist. Man sehnt sich nach der innerlich gesichert erscheinenden Welt der Vorfahren." (S. 169.)

Im Sinne dieser Edelart deutschen Wesens und deutscher Lebensführung sei nun auch die Arbeit am Zukunftsbau der deutschen Kultur zu gestalten: „Die Hauptaufgabe muß doch die innerliche Art der Deutschen bleiben. Der höhere deutsche Lebensstil wird kommen, wenn wir ein dem ganzen Volk gemeinsames Kulturideal besitzen werden. Möge es eine nahe Zukunft erstehen lassen." (173.) Diese wenigen Proben mögen den Wert dieses trefflichen Buches beleuchten. Es wird neben dem Ratzelschen Werk ein stets zuverlässiges, in ehrlicher Begeisterung und unerschütterlichem Vertrauen geschriebenes Hilfsmittel sein im Kampf gegen die geschichtliche Un- und Verbildung unserer Zeit. Möge die ernste Lehre seiner Schlußsätze in recht viele Herzen dringen: „Gerade die schwere Not der Zeit wird vielleicht die Kraft zu der fast unmöglich scheinenden Wiederaufrichtung deutschen Wesens wecken. Eines aber soll man begreifen. Die deutsche Kultur wird niemals eine Weltkultur sein in dem Sinne, wie es lange die französische Gesellschaftskultur war. Sie ist eine herbe Kultur, nicht gewinnend wie jene. So viel Verständnis der Deutsche für fremde Kulturen hat, so schwer findet seine Kultur gerade in ihren besten Seiten Verständnis und Liebe bei den fremden Völkern, obwohl sich bis zum Kriege die bewundernden Stimmen ständig gemehrt hatten. Wir wollen uns nicht wie Israel als das auserwählte Volk Gottes betrachten. Aber wir beugen uns auch vor keinem anderen Volk, nicht aus Überhebung, sondern im Vollbewußtsein der Kraft unseres Geistes, unserer Kultur." (S. 176.)

Unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse unseres politischen Lebens mögen beide Bücher den Deutschen ein Labsal sein! Dr. Paul Bülow



Eine neue Religionsphilosophie

Der Begriff der Religionsphilosophie scheint bei oberflächlichem Hinsehen einen tiefen inneren Widerspruch zu enthalten, und oft genug hat man deshalb jeden Versuch dieser Art als töricht oder gar als unredlich gebrandmarkt. Als Torheit erscheint das Unternehmen, die Religion mit philosophischen Denkmitteln zu erfassen, meist jenen Gläubigen, denen jedes begriffliche Haschen nach dem religiösen Erlebnis schon eine Entweihung dünkt, die gerade in der Nichtbegreifbarkeit des Religiösen einen Beweis seiner Wahrheit sehen, die da sprechen: Credo quia absurdum est. Für diese ist eine Philosophie der Religion überflüssig; denn das Bedürfnis danach setzt ein Bedürfnis nach Vereinigung aller Kulturwerte und aller Erkenntnisse voraus, ein Bedürfnis, das man oft ein „intellektuales Gewissen" genannt hat, und das auch vom strengreligiösen Standpunkte aus zwar nicht als unentbehrlich, aber doch sicher nicht als verächtlich gelten sollte. — Als unredlich dagegen erscheint das religionsphilosophische Bemühen jenen, die aus der Philosophie eine strenge Wissenschaft machen wollen, die nur exakte Erfahrung oder rationales Denken als berechtigte Methoden anerkennen wollen, und alles, was diesen Netzen entgeht, einfach als nicht vorhanden oder gar als erlogen ansehen. Für diese Köpfe ist eine Philosophie der Religion so überflüssig wie eine Harmonielehre für einen Taubgeborenen.

Nun ist jedenfalls sicher, daß eine Philosophie, die auch die Religion zu begreifen strebt, mehr sein muß als rationale Wissenschaft, was Philosophie in der Tat bei allen großen Philosophen auch gewesen ist. Sie braucht sich darum nicht in Gegensatz zu Vernunft und Wissen-

schaft zu setzen, nein, sie wird stets bemüht sein, deren Methoden und Ergebnisse in sich einzubeziehen; sie wird aber zugleich sich bemühen, auch dasjenige, was sich diesen Methoden entzieht (und das tun ohne Zweifel viele bedeutsame Erlebnisse), damit zu vereinen, um so zu einem vertieften und möglichst allseitigen Welterleben zu gelangen. So etwa faßt ein jüngerer Denker, der mit einer neuen stattlichen Religionsphilosophie soeben hervorgetreten ist, seine Aufgabe, und so kann jedem, der die Religion als eine lebendige Macht verspürt und daneben ein empfindliches intellektuales Gewissen hat, dies neue Werk, das den Kieler Universitätslehrer Heinrich Scholz zum Verfasser hat, eindringlich empfohlen werden. (Heinrich Scholz: Religionsphilosophie. Berlin 1921, Verlag von Reuther & Reichard.)

In tiefbohrender kritischer Auseinandersetzung widerlegt Scholz zunächst die verschiedenen philosophischen Lehren, die in der Religion eine menschliche Schöpfung sehen, sei es der theoretisierenden Phantasie (wie bei Comte und Spencer), sei es des emotionalen Denkens (wie bei Feuerbach), sei es der Vernunft (wie bei Kant). Nach Scholz muß die Religion mehr als menschliche Schöpfung sein, sie ist Erfassung des Göttlichen. Unter dem „Göttlichen" aber wird ein Tatbestand begriffen, der durch die drei grundlegenden Kategorien des Unirdischen, des Machtvoll-Erhabenen und des ewig Begehrenswerten bestimmt ist. Dieses Göttliche erschließt sich uns in einer besonderen religiösen Erfahrung, die sich — um einen eigentümlichen, nicht unbedingt glücklichen Begriff unseres Denkers heranzuziehen — auf „akosmistischen" Erlebnissen aufbaut. Mit reicher Belesenheit weist Scholz das Bestehen dieser Erlebnisse nach. In ihnen ergänzt sich das irdische Wirklichkeitsbewußtsein durch herzerhebende Eindrücke von transsubjektivem Charakter. Das gewöhnliche Weltbewußtsein erscheint durchbrochen, das ganze Lebensgefühl wird bestimmt durch das Gottesbewußtsein. Vor dem Verstande mag, ja muß dieses religiöse Urphänomen als ein Wunder erscheinen. Aber zum Wesen der Religion gehören eben sowohl das Wunder wie das Geheimnis. Der Rationalismus, der es versucht, die Religion aus der Nachbarschaft des Geheimnisses und des Wunders zu entfernen, tötet die Religion genau so, als wenn man ein lebendes Wesen aus der Atmosphäre, die es zum Atmen braucht, herausversetzt. Dem reinen Verstandesmenschen mag hier ein Mangel vorzuliegen scheinen, dem Philosophen, der die Gesamtheit des Erlebens zu umspannen sucht, weitet sich gerade hier der Blick in unendliche Fernen.

Nicht die historisch gewordene, nur die erlebbare Religion will Scholz untersuchen, d. h. diejenige, die noch heute mit ernstlich diskutierbaren Wahrheits- und Geltungsansprüchen aufzutreten vermag. Deshalb müht er sich nicht mit einer Ordnung und Rangordnung der empirischen Religionssysteme, sondern strebt zu einer Erfassung der Lebensformen der vollwertigen Religion hin, d. h. derjenigen allgemein-menschlich bedeutsamen Gestaltungen der Religion, die in deren Wesen begründet sind. Er müht sich daher nicht mit einer Klassifizierung von tausenderlei Mythen und Kultformen ab, sondern sucht zu ergründen, welchen Einfluß Charakter und Temperament auf die Religionsgestaltung haben. Was so erzielt wird, ist nicht eine billige und bequeme Toleranz, sondern ein tiefgehendes Verständnis der religiösen Mannigfaltigkeit, wie es zuerst der bedeutende amerikanische Forscher James angebahnt hat, und wie unter andern ich selbst es in meinem Buche „Persönlichkeit und Weltanschauung" auch für die Religion versucht habe.

Wie aber steht es, wenn so viele Lebensformen der Religion anerkannt werden, mit der Wahrheit? Darf man überhaupt von Wahrheit reden, wenn jede Form der Religion scheinbar eine eigne kündet? Auch diesen schwierigen Fragen weicht Scholz nicht aus. Und was er antwortet, ist vielleicht nicht jedem ausreichend, am wenigsten denen, die auf irgendein Dogma eingeschworen sind; aber es ist ehrlich und überzeugend. Er gibt zu, daß eine absolute Bedeutung der religiösen Erfahrung nicht zukommt, und doch kann man eine „transsubjektive", wenn auch relative Bedeutung ihr zusprechen. Gewiß sind die religiösen „Erkenntnisse" nicht Abbildungen des Göttlichen, aber sie sind sinnvolle Hindeutungen auf dessen Wesen

Der Gehalt der religiösen Erfahrung ist irrational und geht deshalb niemals ein in die Begriffsschemata der rationalen Logik. Aber das Leben ist tiefer als der Verstand, und die Welt reicht weiter als die Vernunft. Und das eben ist die echte Aufgabe der Religionsphilosophie, daß sie die Vernunft zur Anerkennung eines solchen irrationalen Erlebens und dessen transzendenten Urgrundes führt. Die Philosophie kann das Göttliche nicht beweisen, wie die Geometrie den pythagoreischen Lehrsatz beweist, aber sie kann — und auch das ist ein edles Ziel — den Gottesglauben vor den Ansprüchen eines charaktervollen Denkens rechtfertigen.

Das Scholzsche Buch will nicht Proselyten machen, noch will es eine bestimmte Lehre gegen ihre Feinde verteidigen. Es will weniger und zugleich mehr. Es ist erwachsen aus der tiefen Selbstprüfung eines ehrlichen Denkers, der die gesamte Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart überschaut, und dem sich jeder, der gleiche Not verspürte und gleiche Sehnsucht kennt, anvertrauen kann. Es ist — bei fachmännischer Beherrschung des Stoffes — nicht bloß für Fachleute geschrieben, sondern wird jedem ernsten Leser sich erschließen. Es geht durch die Zeit ein tiefes Mißtrauen gegen den Verstand, man spürt seine Begrenztheit und spürt doch zugleich, daß jenseits dieser Grenzen nicht das bloße Nichts ist, sondern daß uns Menschen Wege geöffnet sind, mit diesem Jenseitigen in Verbindung zu treten. Solche Wege will dieses Buch rechtfertigen, nicht indem es anleitet, sich im Rausch oder in Selbsttäuschung nach Art mancher moderner Theosophen hineinzuschwindeln und blauen Dunst für Ewigkeitstiefen zu halten, sondern indem es Schritt für Schritt die Sicherheit des Bodens prüft, auf den es den Fuß setzt. **Richard Müller-Freienfels**

Allerlei Kunstgaben

II. (Vgl. Heft 8)

Der Schlachtenmaler Theodor Rocholl hat uns ein Erinnerungsbuch beschert, wobei man kaum weiß, was man mehr loben und lieben soll: die zahlreichen Bilder (worunter viele Farbendrucke) oder den fesselnden Inhalt dieser Lebensbeschreibung („Ein Malerleben", Verlag der „Täglichen Rundschau", Berlin 1921). Das stattliche Werk beweist, daß Rocholl nicht nur die angeborene Leidenschaft zum Zeichnen und Malen besitzt, sondern auch als Erzähler und Schilderer zu fesseln weiß. Als Sohn eines rühmlich bekannten Geistlichen (Verfasser des „Christophorus") in waldeckschem Gelände geboren (am 11. Juni 1854), stieg er über Dresden, München, Düsseldorf aus gesunden Jugendverhältnissen empor in sein eigentliches Reich: das Lebendige rasch und sicher festzuhalten, gepackt von der Lebensbewegung, sei es Mensch oder Tier (Pferd), und zugleich mit einem Blick begabt für das Wesentliche der Landschaft wie der Gattung. So trieb es ihn von den soldatischen Bildern der Heimat, etwa aus den Manöverfeldern, hinaus in die Ferne, wo wirklicher Krieg alles in stärkere Spannung und Erregung brachte, nach der Türkei, nach Thessalien, Albanien, Kleinasien, ja nach China, und endlich noch in den Weltkrieg, wo er am Kemmel seinen Sohn dem Vaterland zum Opfer gab. Kunst, Krieg, Vaterland: darin umgrenzt sich sein Arbeitsgebiet.

Und grade diesem Manne, mit dem Schnurrbart jener Zeit etwas an einen Offizier gemahnend, war ein eigentümliches Schicksal beschieden, das vielleicht bezeichnend ist für das damalige Deutschland. Er selbst schreibt: „Etwas in mir war damals geknickt worden und hat sich nie wieder aufrichten können. Eine gewisse Scheu vor neuen wichtigen Bekanntschaften hat mich stets außerordentlich gehindert und mir den Weg zu wertvollen Beziehungen verbaut. Und wenn ich mich dann mal zwang, so kam nur zu leicht ein überreiztes Selbstgefühl zum Vorschein, das mich in ganz falsches Licht brachte." Was war dies Ereignis? Wir erinnern uns noch; es hat damals (1881 und später) Aufsehen gemacht. Er selbst überschreibt es: „Der Unglücksabend im Malkasten". In später Stunde, unter dem Einfluß des genossenen Weins,

versetzten sich Rocholl und ein andrer Düsseldorfer Maler ein paar Beleidigungen, wobei das „Lausbub", das gegen Rocholl herausflog, dem bis dahin ruhig und harmlos fröhlich dahin fließenden Leben des Künstlers eine jähe Wendung geben sollte. Denn — Rocholl war Reserveleutnant, ging den üblichen Weg, forderte den Berufsgenossen zum Zweikampf heraus, zog aber später, als man ihm seinen Gegner als nervösen, kranken Menschen, der am leisesten Streifschuß verbluten müßte, zu Gemüte führte, edelmütig seine überstürzte Forderung zurück. Folge? Er wurde als Offizier kassiert, d. h.: auf Befehl Seiner Majestät „aus der preußischen Armee entfernt", war also fortan in jeder Gesellschaft, in der sich Offizere oder Reserve-Offiziere befanden, geächtet und verfemt. Der Künstler hat in diesen „allerschwersten Tagen seines Lebens" bitterlich gelitten. Nach zehn Jahren wurde der ehrlose Abschied, infolge dringlicher Eingaben seiner Freunde und Gönner, in einen schlichten Abschied, später sogar in einen freiwilligen Abschied verwandelt. „Aber mein Leben in den vergangenen zehn Jahren! Wer da oft mein Herz und Hirn hätte sehen können! Konnte Rehabilitation diese Zeit wieder gutmachen?"

Übrigens bekundete später Wilhelm II. lebhafte Teilnahme für Rocholls kräftig-gesunde Kunst; und der Künstler rühmt des Kaisers guten Blick.

Mit schönen Worten schließt dieser echt deutsche Malersmann sein reichhaltiges Buch: „Nun will ich die Feder hinlegen und wieder zu meinen Pinseln greifen. Sollte es möglich sein, daß meine Feder das Werkzeug war, junge deutsche Herzen eindringlich hinzuweisen auf Gottes schöne Welt, auf die Freuden eines einfachen Lebens, sie hinzuführen zu selbstloseren Zielen, so wäre das eine Belohnung für mich, wie ich sie mir schöner nicht denken kann."

Jedermann kennt Rocholls Bilder von Vionville, Mars la Tour, Sedan; doch erst aus diesem reichen Buche erschaut man seine Vielseitigkeit und seine Kraft, in raschen Strichen das Wesentliche eines Gesichtes eindrucksvoll festzuhalten. Nebenbei ist er bemüht, seinem Wesen auch darin getreu, ein fremdwörterfreies Deutsch zu schreiben. — —

Zwei bedeutende ältere Meister mögen diesen Rundblick beschließen: Cranach und Rembrandt! Wir zählen ja den letzteren, in dessen Zeichen („Rembrandt als Erzieher") vor einigen Jahrzehnten ein stark wirkendes Buch erschienen ist, ganz zu den Unseren. Und es ist merkwürdig, daß gleich drei Veröffentlichnngen die Anteilnahme der Kunstfreunde herausfordern: der Verlag Hermann Freise (Parchim i. M.) läßt in zweiter vermehrter Auflage den ersten Band von sämtlichen noch erhaltenen Handzeichnungen Rembrandts erscheinen — ein ebenso schönes wie kühnes Unternehmen, dem man Beachtung wünschen darf. Es sollen in zwangloser Folge in sich abgeschlossene Einzelbände ausgehen, die jedesmal eine Sammlung von Rembrandtzeichnungen in guten Abbildungen enthalten, wobei der Preis so niedrig wie möglich bemessen werden soll. Ohne seine Handzeichnungen, die ja gut wiedergegeben werden können, ist Rembrandt gar nicht mehr denkbar; sie gehören zu seinem eigentlichsten Wesen. Zum Studium des Künstlers — wie z. B. aus solcher Handzeichnung nach und nach ein Bild ins Klare heraustrat — sind diese Blätter unentbehrlich. Wer aber will nach Amsterdam etwa ins Rijksprentenkabinett reisen oder sich eine der sehr teuren Pracht- oder Luxusausgaben anschaffen! Da ist denn dieses graphische Werk, das vom verstorbenen Dr Kurt Freise angelegt und von Dr Karl Lilienfeld eingeleitet und mit kritischem Verzeichnis versehen ist, von äußerst praktischem Wert.

In kleinerem Format bietet sodann der Verlag Hugo Schmidt, München, die ersten Bändchen einer „Rembrandt-Bibel": Abbildungen des fruchtbaren Meisters nach Zeichnungen, Gemälden und Stichen. Seltsam, wie sich dieser germanische Niederländer besonders zum Alten Testament hingezogen fühlte! Wir bewundern in jeder flüchtigen Handzeichnung seine herbe Charakterisierungskraft — und bedauern oft, daß er sie an solche Stoffe wandte. Was für Schandtaten von Evas Apfelbiß bis zu Lots Töchtern, Thamar, Potiphars Weib, Josephs Brüder, Bathseba — und wie die Sünder alle hießen, die Rembrandts Stift und Pinsel aus dem uralten Bibelbuch in das Anschauungsfeld zauberte! Der ganze Text

ist beigegeben. E. W. Bredt schrieb eine kunstwissenschaftliche Einleitung. (Die vier Bände zusammen kosten etwa 54 M.)

Den glänzenden Veröffentlichungen „Klassiker der Kunst" fügt die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, eine weitere hinzu: Rembrandts wiedergefundene Gemälde (1910 bis 1920). Das Werk des Meisters umfaßt insgesamt etwa 600 Bilder: nun wurden im Laufe der letzten zehn Jahre etwa 100 bisher unbekannte Gemälde hinzuentdeckt, wobei Forschungsdrang und Gewinnsucht Hand in Hand gingen. Der Kunsthändler ist einem so begehrten Gegenstand gegenüber oft findiger als der Kunsthistoriker. Beim Bestimmen der Echtheit der entdeckten Bilder haben dann die beiden Herausgeber des großen Rembrandtwerkes, Wilhelm von Bode und Cornelis Hofstede de Groot, das Hauptverdienst gehabt. Wilhelm R. Valentiner hat schon vor einem Jahrzehnt in den „Klassikern der Kunst" die Rembrandt-Gemälde fast vollständig herausgegeben; er ergänzt nun jenes Werk durch diese 120 Abbildungen. Unter den Bildern dieses erstklassigen Könners fällt uns eine breit angelegte „Landschaft mit der Taufe des Kämmerers" (biblischer Stoff) besonders auf; das Gemälde gehört vier Londoner Händlern gemeinsam und kostet 100 000 Pfund Sterling (also etwa 35 Millionen Mark unserer Währung)! Die sehr unterrichtende, den Kenner bekundende Einleitung wird durch ein genaues Verzeichnis wertvoll abgerundet.

Man ist immer wieder erstaunt, was unser Buch- und Kunsthandel trotz notwendigerweise erhöhter Preise (das letztgenannte Werk kostet 100 M) wieder zu leisten wagt. So bringt der Inselverlag, Leipzig, einen schönen Band Lucas Cranach, eingeleitet von Kurt Glaser, mit 117 Abbildungen heraus (Halbleinen 60 M), eine lebendige Schilderung des Gesamtwerkes dieses lange unsicher eingeschätzten Wittenberger Meisters. Wir möchten dieses Buch sehr empfehlen. Gewiß, Cranachs betriebsame, etwas unpersönliche Art reicht nicht an Dürers und Holbeins Ausdruckskraft heran (die übrigens in derselben Monographien-Reihe erscheinen); auch darf man nicht an die Erlebniswucht eines Grünewald denken; aber es ist doch eine überaus leuchtkräftige Kunst, die in seiner Frühzeit von Kraft und Leidenschaft strotzt. Glasers fesselnde Darstellung sucht den stilsicheren späteren Meister und den jungen Cranach mit gleicher Sachlichkeit zu behandeln; und das ist der rechte geschichtliche Standpunkt, nicht jene kunstkritische Einseitigkeit, die den jungen gegen den alten ausspielt. Freilich empfindet auch er dabei „die unauflösbare Problematik". Sollte denn aber der Weg vom wilden Individualisten bis zum Wittenberger Hofmaler weiter sein — als bei Goethe von „Götz" und „Werther" zu „Tasso" und „Iphigenie"? Alles in allem ist Cranachs Kunst durch und durch deutsch. Der weißbärtige Greis, der im Herbst 1553 zu Weimar starb, gehört zu den Meistern der Lutherzeit.



Anton Bruckner

Wir leben und schmachten im Zeitalter der Bücher. Man wähnt, daß Gelehrtentum auch Wissen bedingen müsse. Und so hat man sich dem Leben entfremdet, und auch die Kunst glitt allgemach ins Leere, Technische, Gewollte. Ehemals war es anders. Viktor Hugo sagt einmal in seinem Roman „Notre Dame de Paris", man habe früher, statt in Büchern, in Steinen geredet, in stolzen, bleibenden Kathedralen. Und auch in der Musik gab es eine Zeit, wo man noch unkundig war alles dessen, was jetzt als notwendig erachtet wird für einen jeden „gebildeten" Menschen. Johann Sebastian Bach hat in Tönen seine Dome errichtet, strebend und hoch, erfüllt von starker, selbstsicherer und doch demütiger Inbrunst, voll Hingabe und deutscher, aufrechter Treue. In unseren Tagen aber singt man Literatur; komponiert den Zarathustra und Don Juan, das Gefilde der Seligen

und die Hunnenschlacht; man kennt Gott nur als ein Ding, über das man reichlich sprechen und philosophieren müsse, nicht mehr als Andacht, als Absolutes und Überzeitliches. Und so hat namentlich die Tonkunst sich immer tiefer und weiter entfernt von ihrem reinen, unantastbaren Ursprunge; sie kündet nicht mehr von dem Undinglichen, Sternenhohen und Ewigen; sie stürzte sich in die Niederungen alles Bedingten, Gefesselten, menschlich Beschränkten — und ward zufällig, programmatisch, falsch und verächtlich.

Anton Brucker war ein „Ungebildeter". Außer seinem Gebetbuche und den theoretischen Werken, aus denen er lehrte und lernte, hat er wenig gelesen; er hatte für Dichtkunst nur insoweit Verständnis, als er sie zur Komposition verwenden wollte und entgegnete dem Verfasser des „Germanenzugs", als dieser ihm die vielen Wortwiederholungen verweisen wollte: „Was, was? Wiederholungen? Hätten's mehr dicht'!" Auch für die bildende Kunst fehlte ihm jegliches Verständnis. Die Opern seines verehrten Meisters Wagner hörte er nur um der Musik willen; über den Inhalt der Werke hat er sich niemals irgendwelchen Grübeleien hingegeben. Also ein Tor, ein Dummkopf? O nein: er war ein Musiker! Nicht ein solcher, der im Grunde durch Zufall und Willen zur Tonkunst gekommen; sondern aus Berufung, aus Zwang und Bestimmung. Und so hat er all sein Fühlen und Glauben, sein reines, hochgemutes, demütiges und stolz vertrauendes, der Musik geschenkt und nur der Musik. Er ist wirklich ein „absoluter Musiker" gewesen, wie vor ihm vielleicht nur Bach und Schubert. Denn ihm galt Musik noch als die Sprache des Unaussprechlichen, als die Rede Gottes selber, als das Klingen der Sterne und das Schimmern der Wolken, als das Aufgehen im Letzten, Ungemeinen.

Er ist fromm gewesen. Ein treuer, frageloser Sohn seiner katholischen Kirche. Er hat ja, wie sattsam gespöttelt worden ist, seine letzte Symphonie dem lieben Gott zueignen wollen. Im Grunde freilich war all sein Schaffen Gottesdienst, musikalische Theologie. Aber niemals dogmatisch, konfessionell, befangen. Dieser ehemalige Dorfschulmeister erhob sich über Zeit und Zufall, sobald er zu singen anhob; dann wußte er nur eines: Dank und Lob, Anbetung, Ehrfurcht und Jubel. Und diese Mystik verirrte sich niemals ins Vage, Hohle, Aufgetriebene; da ist kein verzückter Augenaufschlag, kein Weihrauchdunst — nur Klarheit und die Gnade eines reinen, kinderseligen Herzens. Sicherlich findet man bei Bruckner das am wenigsten, was sein neuer Biograph Decsey so häufig mit einem Modeworte als „Gebärde" preist. Niemals hat sich Bruckner selbst belauscht und in Pose gesetzt; es ist überall die große Einfachheit, welche allein befähigt erscheint, die Verschlingungen und Verkettungen des Irdischen zu entwirren und in der stillen, vollkommenen Einheit des Göttlichen zu lösen. „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich gehört ihnen."

Und ein anderes Heilandswort: „So ihr nicht werdet wie die Kinder..." Was hat man doch gelächelt über den wunderlichen Unmodernen, der so fremd und hilflos durch seine Gegenwart dahinstolperte; der einem Bauernmädchen, mit dem er getanzt und das sein Wohlgefallen erregt, nichts Besseres zu bieten wußte, als — das Adagio seiner siebenten Symphonie. Der dem Kapellmeister Hans Richter, nach der Aufführung einer Symphonie, aus glühender Dankbarkeit einen — Taler in die Hand drückte! Der einem jüdischen Schüler die Hand auf den Kopf legte mit den beweglichen Worten: „Kannst du wirklich nicht glauben, daß der Heiland zur Erlösung unserer Sünden auf die Erde gekommen ist?" Wer wagt es, zu lächeln über diese Einfalt der Seele? Höret seine Symphonien und dann versucht es, zu spotten und die Achseln zu zucken! Denkt an jene erhabenen Steigerungen in den Adagios der siebenten und achten Symphonie, an jene weitausholenden gotischen Wölbungen, jene himmelanstrebenden, sicheren, niemals schreienden oder pathetischen Triumphe — wer müßte nicht erkennen, daß hier eine Inbrunst aufbraust, die nicht von dieser hinfälligen Erde ist, die geradezu die Gottheit niederzwingt in den gewaltigen Umfang solcher Spannungen? Und man erinnere sich der Ausklänge jener beiden Adagios — an diese wissende, zufriedene, dankbare Erfüllung, und

man wird begreifen, was Goethe meinte: „Die Menschen sind nur so lange produktiv (in Poesie und Kunst), als sie noch religiös sind." Darum eben ist Bruckners Werk so neu, so unverbraucht, weil der Geist, der es schuf, neu war und unverbraucht. Denn, wie Hermann Preindl in einem Aufsatz, der im übrigen manchen Widerspruch fordert, aber doch von echter Bewunderung durchpulst ist, deutlich genug erklärt (Hochland, Dezember und Januar des 18. Jahrgangs): „Der technische Apparat wird immer mehr erweitert und kompliziert, und man übersieht, daß dadurch nur ein Grad-, nicht ein Wesensunterschied erzielt werden kann. Ein markantes Beispiel dafür sind Schönbergs Gurrelieder. Sie sind bei aller technischen Kompliziertheit ganz bürgerliche Musik, veraltete, wenn man will. Ihr Komponisten von heute, ihr findet den Weg ins Freie nicht, wenn ihr euch um die Neugestaltung unseres Tonsystems etwa durch Einschaltung von Viertelstönen oder durch Einbeziehung der Ganztonleiter oder durch Wiedereinführung alter Kirchentonarten bemüht; ihr findet ihn nicht, wenn ihr wieder nach gesteigerter, harmonisch ungebundener Polyphonie oder nach immer größerer rhythmischer Freiheit und immer weiter getriebener Unabhängigkeit von der Tonart strebt. Eure Versuche gehen die Kunst unmittelbar kaum etwas an. Sie gehören der Musikwissenschaft an und sind zum Teil grauester Historismus, der der ärgste Feind alles lebendigen Kunstschaffens ist. Nur der neue Geist wird eine neue Musik erzeugen." Man kann nicht etwas formen, was nicht da ist; und wenn man es dennoch versucht, so wird die lächerliche Seifenblase zerplatzen beim leisesten Lüftchen Gottes...

Anton Bruckner, der mit 43 Jahren seine erste Symphonie geschrieben, war ein Reifer, als er begann. Man vergesse es niemals, und man versuche es nicht, die Eigenheiten in der Struktur seiner Werke auf Unkenntnis oder Unkultur zurückzuführen. Wer so emsig gerungen, wer so lange als Lehrling gedient, der wird nicht aus Leichtsinn die Form mißhandelt haben. Wagen wir es lieber, aus dem Geiste des Schöpfers zu fühlen, nicht mit unseren kleinen Maßen! Die innere Spannkraft bedingte breitere, gedehntere Ausführungen; diese einfache Tatsache soll man endlich begreifen lernen. Und alle diejenigen, die so willig den unsinnigsten Gemächten modernster Programm-Musik entgegenkommen und Verständnis heucheln, weil es sich um etwas Neues handelt — sie sollten versuchen, sich zunächst in dieser so klaren Linienbildung zurechtzufinden, ehe sie schelten und die eigene Ohnmacht zu verbrämen suchen. Aber man hat die Gläubigkeit verloren und neigt lieber jedwedem Experimente zu, einem musikalischen Häckelianismus! Seid einmal frei von aller Tradition, vergeßt einmal Schema und Buchweisheit — lauschet nur und vernehmt! O diese wundervollen, aus innen wachsenden Themen, die so sicher aus den Grundintervallen erblühen! Wie hat Bruckner uns die Quinte erschlossen (vierte Symphonie) und als etwas Neues dargebracht! Diese Themen haben nichts an sich von keuchender Anstrengung, von geballter Faust; selbstverständlich steigen sie hinan, entwickeln und offenbaren sich und erscheinen gewöhnlich am Schluß des Satzes in ihrer einfachsten und stolzesten Gestalt. Und dann vergesse man niemals, daß es ein anderes ist, ob man das Thema aus vier Takten bildet oder, wie in der zweiten und siebenten Symphonie, aus einigen zwanzig! Man kann nicht Fresko mit Aquarell malen. Hier sind wirklich und in vollendetster Form symphonische Themen dargestellt, nicht — wie fast überall in der modernen Musik — nur embryonische Motive, nur Einfälle, Anfänge — ein Nichts. Das ist „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Und das Wesentliche: diese Themen sind nur musikalisch! Sie wollen nichts darstellen, nichts erklären und deuten; sie ist nur Idee, und darum wirklicher als die vergänglichen Erscheinungen menschlicher Tage; sie ist wechsellos, beständig und frei. Und hieraus erwächst das andere: Bruckner schildert niemals — er gibt die Dinge an sich. Die Modernen erzählen von Kampf und Leid, von Wut und Sehnsucht; Bruckner selbst ist Kampf und Leid und Sehnsucht; er selbst geschieht und läßt mit sich geschehen, wissend, daß Gott in ihm lebendig und wesenhaft geworden. Seitdem eine schleichende und ärmliche Hermeneutik in den blühenden Gärten der Musik verwüstend umgeht und durch Worte erklären zu müssen glaubt, was

gerade der Worte spottet (denn Musik ist eben darum Musik, weil sie nur aus sich selber keimt, weil sie allein ist und besonders!) — seitdem gilt die musikalische Gestaltung nichts vor all dem „Tiefsinn", den man hinter den Tönen wittert oder will. Das „Sujet" ist alles, die Ausführung nichts. Das ist Fluch und Verdammnis unseres naturalistischen Zeitalters. Verstand kann wohl kritisch-wissenschaftlich wirken; die wahrhaft schöpferischen Gaben aber quellen nur aus dem ungetrübten Quell des Herzens!

Diese ganz undekorative, ursprüngliche Kunst muß freilich heute noch immer auf Unverständnis und Bosheit treffen. Decsey sagt mit richtiger Weisung: „Nietzsche lebt die moderne Einsamkeit, Bruckner die mittelalterliche des Klausners, welche da Wärme hat." Sicherlich: er redet niemals über sich selbst wie die Modernen, die im Grunde doch immer nur bei sich selbst verweilen, bei ihren Krämpfen und Nervenzuckungen, bei ihrer Hysterie und Einbildung. Dafür war Bruckner eben zu „ungebildet"! Aber er konnte etwas anderes, was die Neutöner von heute nicht mehr verstehen, die schweren, pathetischen, verlogenen: er konnte tanzen. Freilich nicht auf dem Parkett eines Salons nach den buhlenden Klängen eines Operettenwalzers; — draußen in der Dorfschenke, unter der Linde, dort erwuchs ihm seine Fröhlichkeit, die harmlose und so urgesunde. Da tollt und lacht und schäkert er, bald wie der schwerfällige John Falstaff, bald aber auch ganz hingegeben dem belauschten Spiele der Elfen und Nöcke. Und dann träumt er ins besonnte Land hinaus wie in dem weitaufgetanen Trio der achten Symphonie, wo der ergriffene Blick hinausgleitet über goldene, wogende Felder, die sich der Ernte entgegenneigen. Man betrachte ein sogenanntes Scherzo von Reger, etwa seine Ballettsuite, und dann kehre man zu Bruckner zurück — ich sage nichts weiter...

„Ich bin kein Orgelpunkt-Puffer und gebe gar nichts drum. Kontrapunkt ist nicht Genialität, sondern nur Mittel zum Zweck." Der Mann, der dies geschrieben, brauchte nicht zu fürchten, auf Abwege und Hohlheiten zu kommen. Er wußte, was er durfte und wollte. Und als er das gewaltigste Finale, das wir haben, das der fünften Symphonie, auftürmte, in dem all der gotische Überschwang sich so machtvoll und erhaben auswirkt, als er dort in dem kunstvollen Geflecht der Doppelfuge alle Themen verknüpfte und hinanführte zu dem brausenden, schmetternden Chorale, diesem Non confundar in aeternum — da baute er wie jene alten Meister der gotischen Dome —: Gott entgegen. Man kann wohl sagen: Bruckner hat eine musikalische Kosmogonie verwirklicht. Aus den Urgründen herauf beginnt er eine neue Welt, ein beständiges Morgen und Übermorgen. Er schuf in aller Unschuld, dankbar dem Gewesenen und gläubig dem Kommenden. Denn es ist Liebe, Liebe, die am Werke war und die da währet ewiglich. Und die Schamhaftigkeit der wahrhaft großen Seele, die sich nicht gewaltsam emporschraubt, sondern hinnimmt, was ihr gegeben wird; sie wartet, wie Suso sagt, bis die Dinge sie begreifen.

Der Symphoniker Bruckner leuchtet wie ein aufdämmernder Gebirgskamm hernieder in die kleine Gegenwart. Noch umbrauen Wolken des Unverständnisses seinen Gipfel; aber die Sonne steigt, die fröstelnden Nebel beginnen sich zu zerstreuen — und der Tag ist nicht mehr ferne. Mögen dann alle, die sich zu diesem treuen und innigen Künstler finden, in dem Bekenntnis Zuversicht und Tröstung und Gewißheit finden: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!"

Ernst Ludwig Schellenberg



Türmers Tagebuch

Knigge in und außer dem Hause
Die Möglichkeit einer Sintflut
Glückliche Schuldner, unglückliche Gläubiger
Der Weg Stinnes

Ein in der Schweiz weilender Deutscher wendet sich an seine Landsleute mit folgenden Warnungszeilen: „Wer heute im Auslande ein Dutzend extremer deutscher Parteiblätter liest, hat das Empfinden, das Stimmengewirr aus einem Hause zu hören, in dem sonst weniger normale Menschen wohnen. Es ist nicht etwa der Inhalt der Blätter, der so überraschend und so fremdartig wirkt, es ist vor allem die Sprache, der Ton. Der Parteihaß überschlägt sich. Er scheint so groß, daß die Tinte nicht mehr sein adäquates Ausdrucksmittel ist. Seit zwei Jahren wird ein großer Teil des deutschen Volkes nur noch mit Superlativen gefüttert, seit zwei Jahren sieht es morgens und abends nur noch die Worte vor sich, die aus einem vor Haß schäumenden Munde zu stammen scheinen. Das hält kein Mensch und kein Volk auf die Dauer aus, ohne dadurch an seiner Seele Schaden zu nehmen, ohne dadurch roh, abgestumpft und schließlich moralisch vollkommen unempfindlich zu werden. Seid gewarnt! Wenn ihr das deutsche Volk auf diesem Wege weiterführt, besteht die Gefahr, daß es sich von dem Kulturempfinden der übrigen Welt weiter entfernt, als gut ist."

Hier wird der Finger an eine Wunde gelegt, deren Eitergift ins Innere zu schlagen droht. Es ist wirklich kaum noch möglich, im Deutschland von heute sachlich über Gegensätze zu verhandeln. In der Politik ist's natürlich am schlimmsten. Für den Kommunisten gilt jeder Deutschnationale von vornherein als ein ausgemachter Halunke, und umgekehrt. Dabei liefert das gedruckte Wort noch längst nicht ein Spiegelbild dessen, was sich hinter den Beratungstüren der kleinen und großen Parlamente abspielt, zumal wenn auch noch die Tribüne sich mit anfeuernden Zurufen am Kampf der „Geister" beteiligt. Von der Schimpfkanonade zum Faustſtoß, vom „Schlag"wort zur ausübenden Tätigkeit ist es nur ein Schritt. Aufgabe der Parteidisziplin wäre es in erster Linie, das üppig wuchernde Unkraut des politischen „Knotentums" vor allem einmal im engsten Umkreis auszurotten. Leute, die ihr Temperament nicht zügeln können, deren Gehirn nicht Herr ist über Mund und Hand, gehören nicht, und sei ihr Affekt noch so aufrichtig und ehrlich,

an öffentliche Stellen. Nichts ist dem Ansehen irgendwelcher Zweckgemeinschaften so abträglich wie das Radaugebaren einzelner Zugehöriger. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, das Wirken des „Dreschgrafen" Pückler die antisemitische Bewegung bei allen anständigen Menschen beinahe bis auf den heutigen Tag in Verruf gebracht. Der Typ des politischen Polterers, der bei jeder Gelegenheit herumskandaliert, gedeiht heute mehr denn je und überall: rechts, links und in der Mitte. Und entsprechend den veränderten Ausmaßen hat die „Revolverschnauze" von ehemals es zu einer Fertigkeit gebracht, die füglich mit der Leistung eines Maschinengewehrs verglichen werden könnte ...

Man kann arm sein und braucht deswegen noch lange nicht zum „Proleten" herabzusinken. Ein ausgepowertes Volk wird sein beschädigtes „Prestige" in der Welt um so eher wieder herstellen, je mehr es sich bei aller Erniedrigung von Manieren freizuhalten weiß, die aus der Gosse stammen. Über die richtige Art, „nationale Würde" zu wahren, ließen sich Bände schreiben. Es ist leider nicht so, daß stets gerade die denen das Wort von der nationalen Würde ständig auf den Lippen schwebt, selbst durch ihr Verhalten das Vorbild geben, dessen wir bedürfen. Der Grundsatz, den gelegentlich der Herr von Oldenburg-Januschau bei einer heftigen Auseinandersetzung mit einem auch nicht gerade sanften Sozialdemokraten verkündete, nämlich, daß auf einen „groben Klotz ein grober Keil" gehöre, erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Darin aber liegt, so wohlgefällig es dem Ohre klingt, das Bekenntnis von der Macht des Physischen über das Geistige. Dem, der über die lauteste Stimme, das erlesenste Stück Unflat, die — größte Handschuhnummer verfügt, dem winkt der Preis. Nicht jeder aber ist ein Adolf Hoffmann oder ein Januschauer ... Ach, und es gibt doch eine viel wirksamere Art, den Gegner bis aufs Blut zu ärgern und dabei doch die Würde zu wahren: das Schweigen. Wir sollten lernen, zu schweigen. Das gilt nicht nur für den Hausgebrauch, sondern mehr noch im Verkehr mit unliebsamen Gästen, denen wir allerorts begegnen. Nicht das ängstliche Schweigen der Geduckten ist natürlich damit gemeint, sondern das eiskalte, unnahbare, wortlos-verächtliche Hinwegsetzen über Dinge und Menschen, deren Vorhandensein allein schon genügt, die Galle anschwellen zu lassen. Es gewährt zweifellos Erleichterung, dem verhaßten Eindringling die Faust unter die Nase zu halten, und auch Mut gehört dazu. Aber der Vorteil bleibt doch stets auf der Seite desjenigen, der die Macht hinter sich hat. Außerdem gibt es Unterschiede. Wer nach reichlichem Sektgenuß in einem Schlemmerlokal oder einer Tanzbar „Deutschland, Deutschland über alles" spielen läßt, nur um eine zufällig anwesende Ententegesellschaft durch Gewaltandrohung zum Aufstehen zu veranlassen, legt damit nicht das Zeugnis von Mut, sondern übelster Geschmacklosigkeit ab. Vor Jahresfrist riß ein junger Arbeiter die zur Feier des französischen Nationalfestes auf der französischen Botschaft in Berlin gehißte Trikolore herunter. Das war mehr als eine sportliche Bravourtat, und doch nur die unüberlegte Handlung eines reinen Toren. Denn der Stadt Berlin wurde eine schwere Kontribution auferlegt, die Reichswehr mußte der neuen Fahne die Ehre erweisen, und der junge Bursch, dem das Herz durchging, büßt es heute noch im Gefängnisse.

Kühle Abweisung aller Anpöbeleien rabiaten Volksgenossen, stummer, steifnackiger Trotz dem fremden Gewalthaber gegenüber — wie wäre es, wenn einmal abwechslungshalber nach diesem Rezept verfahren würde?

* * *

„Dulde, dulde, mein Herz, schon Hündischeres hast du erduldet" — so lautet der grimmige Seufzervers, an dem sich der griechische Sagenheld Odysseus in einer der vielen Verzweiflungslagen seiner Irrfahrt aufrichtet. Es tönt daraus die Zuversicht des sturmerprobten Mannes, der sich in aller Bedrängnis die Hoffnung zu wahren weiß, daß einmal doch das Höchstmaß der Leiden erreicht sein werde. Der gleiche Trost bleibt auch in den Tagen deutscher Ohnmacht ungeschmälert erhalten. Das furchtbare Schicksal, das wir gleichsam mit gebundenen Händen an Oberschlesien sich vollziehen sehen, bedeutet vielleicht die schwerste Belastung für unser nationales Empfinden. Es ist, als ob ein Glied gewaltsam und mit grausamster Rohheit vom Körper gezerrt wird. Die Defaitisten haben wieder einmal Oberwasser. In unserer heutigen beklagenswerten Lage habe es überhaupt keinen Zweck mehr, Politik zu machen, verkünden sie. So kaputt und so kaputt. „Ärgerer Fehlschluß", hält dem die „Köln. Volksztg." entgegen, „ist nicht denkbar. Politik ist ja in vorzüglichem Sinne die Waffe des Besiegten. Der Sieger kann es sich zur Not leisten, eine gewisse Zeitlang schlechte Politik zu machen, er macht häufig schlechte Politik. Wenn dagegen für uns Deutsche aus unserer Niederlage etwas zu erhoffen ist, dann gerade das, daß sie den bisher verkümmerten Keim der politischen Anlage in uns entfalte. Geschichtsphilosophisch betrachtet, ist dies der tiefste Sinn unserer Niederlage. Es heißt einem platten Materialismus sondergleichen huldigen und jeden Sinn für geistige Faktoren und Unabwägbarkeiten verleugnen, wenn man meint, daß wir mit dem gegenwärtigen Verlust der Kanonen aufgehört haben, eine Macht in der Welt zu sein. Nur Deutsche neigen zu solcher Unterschätzung der deutschen Bedeutung und Kraft, eine Reaktion auf die Selbstüberschätzung während des Krieges. Die schmerzenreiche Erfahrung hat uns gelehrt, daß der Besitz der Kanonen allein nicht rettet. Ebensowenig führt ihr Verlust notwendig zum Untergang."

Leider hat sich keiner der Außenminister, die wir seit der Revolution durchprobiert haben, als ein Talleyrand erwiesen, dem es gelungen wäre, unbemerkt seinen Einfluß bei den Handlungen außerdeutscher Staatsmänner mitspielen zu lassen. Aber einen andern unsichtbaren Mitspieler gibt es, der im Kriege gegen uns war, jetzt für uns ist: die Zeit. Je länger sich die unsinnigen Beschlüsse der Sieger auswirken, um so unerwarteter sind die Folgen, die sie wachrufen. Man denkt zu schieben und man wird geschoben. In der modernen Völkergesellschaft ist die Stellung des Schuldners, sobald es sich um eine großindustrielle Macht handelt, völlig abweichend von früher. Anfangs lediglich Objekt seiner mächtigen Gläubiger, wird ein solcher „Weltschuldner" alsbald Subjekt, und es zeigt sich, daß ihm die feindlichen Sieger das Gesetz des Handelns nur haben vorschreiben dürfen, um es über ein kleines um so drastischer und fast ohne eigenes Zutun von ihm zu empfangen.

* * *

Man muß, um diese Entwicklung zu begreifen, sich beständig vor Augen halten, daß der Versailler Vertrag von zwei ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten aus zusammengestellt worden ist: Frankreich wollte durch ihn den machtpolitischen Nebenbuhler des Kontinents, England den wirtschaftlichen Konkurrenten für alle Zukunft vernichten. Beide Mächte häuften Paragraphen, die ihnen das verschiedenartige Ziel am sichersten zu verbürgen schienen, wahllos aufeinander, ohne vorerst zu berücksichtigen, ob denn die einzelnen Punkte unter sich im Einklang stünden. Wie wenig dies der Fall ist, welche Fülle von Widersprüchen und Sinnlosigkeiten zwischen den Zeilen des Diktats stecken, tritt erst *jetzt*, da es mit der Ausführung ernst werden soll, deutlich zutage. Die Dinge stehen, setzt Paul Lensch in der „Deutschen Allg. Ztg." auseinander, bereits so: „Man glaubte, in Versailles einen Dolch zu schärfen, den man bequem und gefahrlos Deutschland ins Herz stoßen könnte. Jetzt sieht man, daß, *wenn Deutschlands Herz aufhört zu schlagen, auch England nicht mehr am Leben bleiben wird*, daß es in der Zeit des Hochkapitalismus und der Weltpolitik eine knabenhafte Illusion ist, den engen Zusammenhang zu verkennen, der die Wirtschaftskörper der kapitalistischen Großmächte umschließt. Das deutsche Wirtschaftsleben ist genau so ein Teil des englischen, wie das englische ein Teil des deutschen. Wird der eine verkrüppelt, so siecht auch der andere dahin. Diese starke wirtschaftliche Solidarität des gesamten internationalen Kapitalismus, auf der anderen Seite scharf kontrastiert von den tödlichen Gegensätzen der einzelnen kapitalistischen Staaten untereinander, Gegensätzen, die sich in Kämpfen um den Weltmarkt, wütenden Konkurrenzen und schließlichen Weltkriegen und Weltrevolutionen austoben, dieses enge Beieinander unvereinbarer Gegensätze von Solidarität und Feindschaft, bildet ja gerade eine der wesentlichsten historischen Eigenarten des kapitalistischen Systems." Daraus folgt: „Ein hochkapitalistisches Land zu ungeheuren Tributen zwingen, heißt nur, dieses Land zur *Vormacht* des technischen Fortschritts, der wirtschaftlichen Organisation und der Überschußproduktion zu machen. Arbeitet erst einmal diese ungeheure Maschine mit allen Potenzen, als hätt' sie Lieb' im Leib, dann sind *vernichtende Rückwirkungen* auf die Länder, in die Tribute fließen, nicht aufzuhalten." Deutschland trägt zur Beschleunigung des Prozesses bei, je mehr es in der nächsten Zeit die ihm auferlegten Bedingungen zu erfüllen trachtet. Auf diese Art verderben wir auch am besten dem französischen Nationalismus sein Spiel. „Es ist nicht wahr," schreibt Adolf Grabowsky in der Zeitschrift „Das neue Deutschland", „daß Frankreich *auf jeden Fall* einmarschieren wird. Wer das behauptet, der vergißt das Interesse Englands am europäischen Kontinent, der vergißt aber vor allem die Weltmeinung, die heute namentlich in den neutralen Ländern sich formt. In dem Reparationskonflikt haben wir die Weltmeinung gegen uns gehabt: wir erschienen böswillig, weil wir zu wenig boten und weil unsere Regie zu schlecht war. Deshalb mußten wir nachgeben. Die Weltmeinung kehrt sich immer gegen den, der als der Böswillige betrachtet wird. Bricht Frankreich trotz allen unseren guten Leistungen einen Streit mit uns vom Zaune, so wird es die Weltmeinung gegen sich haben. Es wird nachgeben müssen, wie wir jetzt nachgegeben haben. Ohne Zweifel sucht Frankreich eine Gelegenheit, um

uns den Genickstoß zu geben. Wir sind nur erst halbtot, es will uns ganz tot machen, es glaubt, daß der Versailler Friede noch allzu günstig für uns war. Die zwanzig Millionen Boches zuviel liegen ihm im Magen, das ist der Kern seiner Politik. Es will Ruhe haben, Sicherheit vor uns, endgültige Sicherheit. Dies Spiel müssen wir ihm verderben, indem wir pünktlich erfüllen."

* * *

Ein amerikanischer Finanzmann, Frank A. Vanderlip, der 1919 das Europa nach dem Kriege besuchte, sah schon damals mit scharfem Blick die Entwicklung voraus, deren katastrophale Gefahr allmählich auch die Sieger zu erschrecken beginnt. In einem Buche „Was Europa geschehen ist" (Drei-Masken-Verlag, München 1921) hat er die Ergebnisse seiner Reise niedergelegt und unverhohlen von der „Möglichkeit einer Sintflut" gesprochen. Diesem Amerikaner, der sich übrigens durchaus als Bundesgenosse der Alliierten gibt, ist sofort und in aller Klarheit das aufgegangen, wofür auf unserem haßzerrissenen Erdteil noch so viele, und die Lenker der Völkerschicksale am meisten, blind sind: die Einheit Europas, seine Schicksals-Verbundenheit durch die gemeinsame Not, die nur die Wahl zwischen gemeinsamer Rettung oder gemeinsamem Untergange läßt. Die Tragödie, die mit bitterer Gewißheit herannaht, könnte, so meint er, vielleicht abgewendet werden, „wenn die Staatsleute weise genug sind und wenn Amerika weise genug ist; denn Amerika ist Europas letzte Hoffnung". Worauf Vanderlip letzten Endes abzielte, das war der Vorschlag, durch amerikanische Initiative eine internationale Anleihe für Europa ins Werk zu setzen. Es ist nichts daraus geworden und — heute stöhnt die ganze Welt, stöhnt insbesondere auch Amerika unter der weltwirtschaftlichen Krise.

Lord Churchill, der immer dann in die Erscheinung zu treten pflegt, wenn es gilt, unverbindlich etwas laut werden zu lassen, was die Leiter der englischen Politik insgeheim denken, hat als erster der Ententemänner das Wort vom „aufrichtigen Frieden", von einer systematischen Zusammenarbeit Englands, Frankreichs und Deutschlands fallen lassen. Gewiß nicht, wie eben nur harmlose Deutsche das annehmen konnten, in der sentimentalen Anwandlung eines Verbrüderungsbedürfnisses, sondern aus tiefster Not heraus. Es geht England schlecht. Die Arbeitslosenzahl von 4 Millionen, die höchste der europäischen Staaten, besagt schon genug. Daher der Schrei nach einer allgemeinen Lastenerleichterung, nach einer „gigantischen Operation", wie Churchill es ausdrückt. Oder mit andern Worten: ein alle Mächte umfassendes wirtschaftliches Aktionsprogramm muß kommen.

Ein solcher Plan zur Gesundung des Weltwirtschaftskörpers ist natürlich nur mit Hilfe Amerikas ausführbar. Die Amerikaner würden selbstverständlich nicht das geringste Bedenken tragen, Europa — Sieger und Besiegte — im eigenen Fett schmoren zu lassen, wenn, ja wenn sie das ohne Schaden für das eigene liebe Vaterland tun könnten. Allein Amerika — und hier erreicht die Groteske den Höhepunkt — unterliegt genau den selben peinlichen Zwangsläufigkeiten Europa gegenüber, wie die Entente in bezug auf Deutschland. Glückliche Schuldner, un-

glückliche Gläubiger! Bis zu welchem Grade auch Amerika an dem europäischen Schicksal beteiligt ist, hat Churchill mit dürren Worten, aber treffend dargelegt: „Die Vereinigten Staaten würden, wenn sie das alles erhielten, was man ihnen schuldet, ihren eigenen Ausfuhrhandel zerstören, ihr Volk vieler wesentlicher Industrien berauben und ihr inneres wirtschaftliches System schädigen. Eines Tages werden diese einfachen Tatsachen dem Geist der großen Weltvölker klar werden, und an jenem Tage werden sie, wenn sie vernünftig sind, sich bemühen — als Teil einer gigantischen Operation, die allen von Nutzen ist —, ihre wechselseitigen Schulden auf Grenzen herabzusetzen, die mit dem Gedeihen des Handels, mit normalem Austausch und angemessenen Arbeitsbedingungen vereinbar sind."

Sehr schön. Aber seit Versailles war es stets so, daß das wirtschaftliche Denken von dem politischen Andersdenken durchkreuzt wurde. Die Sicherungs- und Abwehrbündnisse, um die gegenwärtig die Weltmächte ringen, weisen politische Tendenzen auf, die denen rein wirtschaftlicher Art zum Teil durchaus entgegengesetzt gerichtet sind. Gegen das Relativitätsgesetz, das menschlichem Pfuschwerk eine Grenze setzt, vermag auch die Entente nichts auszurichten. Sinnwidrige Vorteile, die sich der ententistische Politiker verschafft, regulieren sich selbsttätig durch Verluste auf der wirtschaftlichen Seite, und umgekehrt. Die Abtretung des oberschlesischen Industriegebiets an Polen, die nur durch ein politisches Schachergeschäft zwischen England und Frankreich zuwege gebracht werden könnte, würde zunächst zwar Deutschland treffen, sehr bald aber die gesamteuropäische Wirtschaft, insonderheit die Englands und Frankreichs. Ein wirtschaftliches Zusammenarbeiten, wie Churchill es von ganz fernher andeutet, ist ausgeschlossen, solange man Deutschlands staatlichen Bestand durch immer neue Sabotagen gefährdet. Die Kuh, der man das Futter entzieht, kann keine Milch geben. Eine großzügige Aktion zum Wiederaufbau Europas hat zur unerläßlichen Vorbedingung die Abkehr von den bisher geübten Methoden der Entente. Und nur durch eine solche grundsätzliche Umorientierung ist die „Sintflut", die Herrn Vanderlips Spürnase schon vor zwei Jahren in der Luft witterte, aufzuhalten.

* * *

Politik und Wirtschaft — in den Staatsmaschinen der Vorkriegszeit betätigten sich beide Kräfte wie zwei Räder, deren Zähne ineinander griffen und so das Werk im Gang erhielten. Diese Harmonie ist nicht nur innerhalb des Weltbetriebes gestört, sondern mehr oder minder auch wieder in dessen Einzelgliedern. In den zwei Jahren des Friedensfeilschens wurde in Deutschland abwechselnd nach dem „Sachverständigen" und dem „Diplomaten" gerufen. Der eine sollte jedesmal das wieder ins rechte Lot bringen, was dem andern vorbeigelungen war. Man stolperte übereinander, statt sich zu stützen. Die offiziöse Mitwirkung der führenden Wirtschafter setzte bei den Friedensverhandlungen ein und wurde bei den Nachfriedensverhandlungen in Spaa und Brüssel mit gesteigertem Nachdruck fortgesetzt. Schon bei der Londoner Tagung trat sie jedoch stark zurück, und seit dem Londoner Angebot bis zur Annahme des Entente-Ultimatums übernahm der „Nur-Politiker"

wieder die Führung. Seitdem macht sich eine Gegenbewegung geltend, die unmittelbar an den Namen **Stinnes** anknüpft. Das „Gewissen“, das sich selbst mit Vorliebe als das Organ der „Jungen in der Politik“ bezeichnet, hält sogar die Zeit für gekommen, um die Rettung des deutschen Volkes vertrauensvoll in die Hände des Unternehmertums zu legen:

„Es ist etwas im Werden, das von einem Manne geführt und geleitet wird, der vor Jahr und Tag nicht daran dachte, über sein Geschäft hinaus eine Angelegenheit öffentlicher Verantwortung in die schon damals starke Hand zu nehmen. Heute steht es anders. Die Gebilde, von denen Stinnes sagt, daß ihre wirtschaftliche Selbstbehauptungskraft so stark sein muß, daß sie vom Wetter nicht weggerissen werden können, sind im Entstehen. Und es ist notwendig, daß dadurch unserer Wirtschaft die Kraft erhalten bleibt, weiterzugehen, was auch sonst im Staat an einzelnen Stellen geschieht.

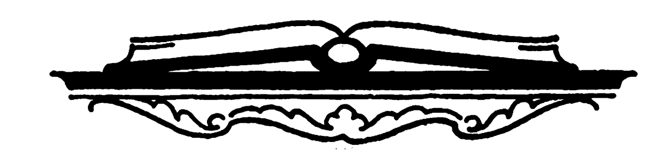
So entwickelt sich auch durch die Not der Zeit aus dem **geschäftlichen Unternehmer der politische Unternehmer.** Wir begrüßen ihn an jeder Stelle, wo er Gestalt gewinnt. Dieser Entwicklung gegenüber sollte die geistige Kraft unseres Volkes wach sein und willensbewußt werden. Sie sollte von ihrer Seite aus einen Zwang seelischer Art dahin ausüben, daß die politische Verantwortungslosigkeit des vorkriegszeitlichen und des kriegszeitlichen Unternehmers in die **gemeinwirtschaftliche** Verantwortung hineinwächst. Einer muß heute vorangehen, um das lebendige Beispiel des politischen Unternehmers zu beweisen, und die Herrschaft des Kriegs- und Revolutionsgeschäftsgeistes, der über dem Sumpfe unseres Staatsbankerottes schwebt, durch die Tat der verantwortungsbewußten Persönlichkeit zu brechen.

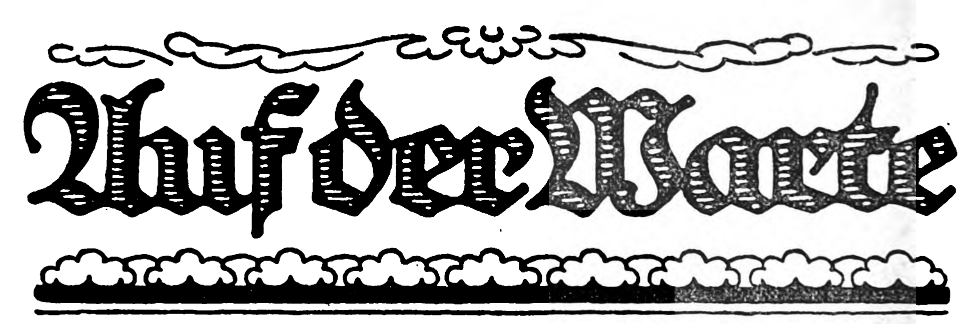
Aber viele müssen folgen. Viele Unternehmer. Alle Arbeiter. Schließlich das ganze Volk.“

Man soll der Jugend ihren Optimismus nicht rauben. Aber daß sich die Physiognomie des Unternehmertums von heute auf morgen so grundsätzlich gewandelt haben soll, erscheint reichlich unwahrscheinlich. So schnell kommt man denn doch nicht aus dem alten Adam heraus. Kein Zweifel, Stinnes stellt eine Macht dar. Er gebietet über Hunderttausende von Arbeitern, das Netz seiner Unternehmungen spannt sich über ganz Deutschland, und ein großer Teil der Presse unterliegt, direkt oder indirekt, seinem Einfluß. Die Quellen, die unterirdisch für ihn wirken, brechen auf an Stellen, wo wir sie kaum ahnen. Hat doch sogar der Weise von Darmstadt, Graf Keyserling, den man dem Kampf des Tages so gänzlich abhold glaubte und der gelegentlich Politik für eine subalterne Angelegenheit erklärte, den Weg **Stinnes** als den einzig gangbaren für das neue Deutschland empfohlen. Verbirgt sich in Herrn Stinnes wirklich der Führer der Zukunft? Der Elefant ist das gewaltigste Geschöpf im ganzen Tierreiche, aber man sieht ihn dessenungeachtet nicht gern im Porzellanladen. Die „Kölnische Zeitung“, das leitende Blatt der Deutschen Volkspartei, deren Reichstagsfraktion Herr Stinnes bekanntlich als Abgeordneter angehört, hat vor nicht zu langer Zeit der Stinnes-Begeisterung — Begeisterung war noch nie so sehr Heringsware wie heute bei uns in Deutschland — einen Dämpfer aufsetzen müssen:

„Herr Stinnes ist zweifellos sehr klug und geschäftstüchtig, und das deutsche Volk darf stolz darauf sein, einen Mann von so kühn ausschauendem industriellen Unternehmungsgeist zu den Seinen zu zählen; daß er aber die politischen Eigenschaften habe, die ihn befähigten, maßgebend in Deutschlands Geschick einzugreifen, hat er bisher nicht bewiesen. Er hat im Gegenteil bei seiner bisherigen politischen Betätigung keine glückliche Hand gezeigt; was in der Beziehung von ihm in die Öffentlichkeit drang, waren mehr brüske Demonstrationen als Handlungen, die in politischer Beziehung nach Ursache und Wirkung sorgfältig abgemessen gewesen wären. Vielleicht fehlt es ihm in diesen Dingen noch an Erfahrung, vielleicht auch an dem Verständnis für Imponderabilien, das für den Politiker unentbehrlich ist. An dieser Klippe sind Männer von der Genialität eines Ludendorff gescheitert, und niemand hat Lust, im Frieden wiederholt zu sehen, was uns im Kriege zum Schaden ausgeschlagen ist. Jedenfalls finden weite Kreise wenig Gefallen daran, daß man, übrigens im Ausland noch mehr als im Inland, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den Namen Stinnes als den des schwarzen Mannes an die Wand malt, der als ein ungekrönter König die Geschicke Deutschlands bestimme. Das ist nicht so, darf nicht so sein und liegt vermutlich auch gar nicht in den Absichten des so viel genannten Herrn Stinnes. Jeder Deutsche wird ihm Dank wissen, wenn er seine von niemand bezweifelten hervorragenden Kenntnisse als Sachverständiger in den Dienst seines Landes stellt, die politische Leitung mag er andern überlassen."

Die Sprache der Zwerge wider den Riesen — mag dem entgegengehalten werden. Wie dem auch sei: das fortwährende Suchen nach dem „großen Mann" an sich ist ein Unsinn. Das Genie wird nicht „entdeckt", es ist da, ehe wir Neunmalklugen es merken. Natürlich wäre es das angenehmste, wenn ein einziges Gehirn uns alles Denken abnähme. Wollen wir bis dahin nicht unter den Schlitten geraten, so werden wir uns wohl oder übel ernstlich mit dem Problem abgeben müssen, wie mit den vorhandenen, gegebenenfalls auch nur mittelmäßigen Kräften die außer Rand und Band geratene Staatsmaschine wieder in einigermaßen geregelte Tätigkeit gesetzt werden kann. Dazu ist vor allem einmal nötig, daß die politischen und wirtschaftlichen Funktionen sich nicht hemmen, sondern fördern.





Rabindranath Tagore und die deutsche Öffentlichkeit

Berlin hatte seine „Sensation". Rabindranath Tagore, der bengalische Dichter, hat sich persönlich zur Schau gestellt und zu Gehör gebracht. Das ergab einen üblen Massenandrang. „Schon Stunden vor Beginn" — lesen wir in einer Tageszeitung — „hatte sich vor dem Portal der alten Königlichen Bibliothek eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge eingefunden, die lärmend Einlaß begehrte. Damen kamen zu Fall, wurden gestoßen und getreten, so daß es nur mit Mühe gelang, die ohnmächtig Gewordenen aus dem Gewühl zu befreien. Als Tagore in einem Automobil ankam, mußte für ihn mit Gewalt der Weg durch die angestaute Menschenmenge gebahnt werden. Das Einlaßtor wurde schließlich geöffnet, die Menge stürmte die Treppen zu der Aula hinauf, wobei sich unglaubliche Szenen abspielten. Im Saale herrschte ein Chaos. Geheimrat v. Harnack, der die einleitenden Worte zu sprechen hatte, konnte sich kein Gehör verschaffen. Der Rektor forderte schließlich die Studentenschaft auf, den Mittelgang der Aula zu räumen; als dieser Weisung nicht entsprochen wurde, mußte Schutzpolizei geholt werden. Rabindranath Tagore erschien dann schließlich im Saal, von Schutzpolizei geleitet. Die Aufregung war ungeheuer. Die Vorlesung verlief unter fortgesetzten Störungen. Der Vortrag selbst blieb vollkommen unverständlich."...

So entweiht man also einen Meister der Stille! Und so setzt sich ein Meister der Stille der jetzigen deutschen Öffentlichkeit aus, die alles verunedelt, was sie nur anfaßt! Wer hatte diesen unseligen Einfall? Glaubt man auf diese Weise die uns so bitter notwendige Innerlichkeit und Stille in unser Volk zaubern zu können? Hätte sich ein Mann dieser Art anders zeigen dürfen als vor einem erwählten, geladenen Kreise? Und lernt Tagore auf diese Weise wirklich das stille, das wertvollere Deutschland kennen?

Und dann: was hat denn die Menge nun von dieser orientalisch-fremdartig gekleideten Erscheinung und ihrem singenden Englisch? Ist denn das etwas anderes als ein ganz äußerlicher Gesichts- und Gehörs-Eindruck?!

Aber das ist ja das Wesen der Sensation. Nicht Herz noch Geist, doch Nerven und Sinne wollen ihr Erlebnis.

Graf Keyserling fördert diese Schaustellung: er leitet die Welle nach Darmstadt in seine „Schule der Weisheit". Im „Tag" (22. Mai) schreibt er in höchster Tonart: „Was er ist und bedeutet, weiß die Welt... Noch keiner hat bei Lebzeiten gleich weitverbreiteten Ruhm und so allgemeine Verehrung genossen... Auch in Deutschland schlagen ihm mehr Herzen entgegen als irgendeinem andern Vertreter des Geistes, denn es gibt heute keinen zweiten, dessen Herz so von Menschenliebe überströmt"... Kennt Keyserling sein Volk so genau, daß er derart den Inder beleidigend gegen das Edle im Deutschtum ausspielen darf? Und traurig genug, daß die großen Deutschen sehr oft bei Lebzeiten nur Verkennung einheimsten!

Die Werbung selbst lautet: „Nach kurzem Aufenthalt in Berlin wird Tagore auf eine Woche nach Darmstadt kommen, als Gast des Großherzogs von Hessen, und in dessen Gärten und den stillen Räumen der Schule der Weisheit allen denen zugänglich sein, die nicht als Neugierige kommen [wer will die sichten!], sondern mit dem Weisen über seine

Menschheitsziele und die Annäherung zwischen Ost und West ernst-sachliche Zwiesprache halten wollen. Als echter Inder gibt er sich ganz nur in der Intimität. Im vertrauten Kreise, wo nichts ihn stört oder vergrämt — denn er ist sensitiver als irgendein Dichter, den ich je sah [Keyserling hätte dort in der Nähe z. B. Stefan George sehen können], überdies vornehm bis in die Fingerspitzen und überaus empfindlich gegen Zudringlich- und Taktlosigkeit —, tritt seine menschliche Größe still und rein zutage, und so allein. Ich kenne keinen, den ich als Menschen Tagore auch nur annähernd vergleichen könnte. Mögen nun alle, denen es ernst ist, die zu empfangen und zu geben fähig sind, in der Zeit dieser Woche, deren genauer Zeitpunkt noch veröffentlicht werden wird, nach Darmstadt kommen. Die Vermittlung, die ganze Organisation liegt in den Händen der Gesellschaft für freie Philosophie. Ich persönlich werde erforderlichenfalls den Übersetzer spielen"...

Nur mit ernster Wehmut lesen wir diese Versuche, unserm Volk einen fremden Helfer und Heiland vorzustellen. Selber tief durchdrungen vom Glauben an „Deutschlands europäische Sendung", haben wir immer wieder der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß aus uns selber — aus dem Volk eines Wolfram und Walther, eines Goethe und Schiller, eines Luther und Dürer und Bach, eines Meister Eckehart und Böhme und Fichte — die Erneuerung unseres Menschentums hervorgehen müsse. All unsre Lebensarbeit geht dahin, dieses Vertrauen zu stärken und diese Schöpferkraft zu wecken. Und immer wieder lenkt man nach außen ab — diesmal nun in ein östliches Gedankenspiel!

Und ferner: wieder wird hier — wie bei manchen Über-Verehrern eines Rudolf Steiner oder Stefan George — auf eine Person abgelenkt, wo wir unsererseits mit ganzer Kraft und Leidenschaft immer wieder zu restloser Hingabe an die Schönheit und Hoheit der Sache auffordern.

Die Freunde des indischen Dichters müssen sich jetzt doch wohl sagen, daß dies nicht der Weg ist, wie man Innerlichkeit und Stille — ich bitte: Innerlichkeit und Stille! — an unser zerrüttetes und zerrissenes Volk heranbringt. L.

*

Geheimrat Tagore

Unter diesem neckischen Titel findet sich in den „Münchener Neuesten Nachrichten" (9. Juni) eine sehr lesenswerte Plauderei:

„Es gibt bekanntlich einen Geheimrat Goethe. Nun hätte es fast auch einen Geheimrat Tagore gegeben. Wenn es nämlich, was Berliner Blätter meldeten, sich bestätigt hätte, daß die bayerische Regierung dem Sendling der indischen Weisheit Rabindranath Tagore den Geheimratstitel verliehen habe. Sie hat es leider nicht getan.

Tagore hätte es wahrhaftig verdient, ohne vorher der junge Goethe oder so etwas ähnliches gewesen zu sein, Geheimrat zu werden Denn er ist ein sanfter und milder Herr, ein Vorbild und überhaupt ein Bild, vor dem man sich gerne verbeugt. Vor dem man sich lieber und eher verbeugt als beugt! Ein Geheimrat also! Ein Geheimrat, weißhaarig und abgeklärt, von Dingen träumend, die wir alle wissen, und Dinge wissend, von denen Europa schon immer und seit Jahrhunderten geträumt hat. Ein Vermittler der Weisheit, die alle freudig und weich macht. Wer könnte ihm böse sein, der so gut und gütig ist...?

In Gedicht, Drama, Roman und Essay flößt er uns sein feines Gemüt und einen stillen Respekt vor sich ein — ein leiser gemäßigter Bekenner des Wahren und Guten. Ein bißchen langweilig und, wie Orientalen meist sind, langstilig, verschwenderisch mit Zeit und Wort.

Er ist zu uns gekommen als Freund aller Menschen und also auch als unser, der Deutschen Freund. Er bringt uns eine Weisheit, die wir schon haben. Er lehrt uns, was in den Gesprächen des Meisters Ekehardt, in Taulers Predigten oder in den Schriften Seuses steht. Auch was in dem Büchlein des Deutschherrn vom vollkommenen Leben in dem fröhlichsten und seligsten Deutsch zu lesen ist! Natürlich hat, da die Weisheit über Jahr-

hunderte hin zwar andere Formen, aber nicht andere Inhalte hat, auch der Geheimrat Goethe Gleiches und Ähnliches gemeint und gesagt.

Geheimrat Tagore aber kommt aus Indien, trägt ein fremdes Gewand, einen fremden Namen und spricht eine fremde Sprache. Literatur, Horatio: man ernennt ihn zum apostolischen Vertreter der Weisheit für die Welt der Druckerschwärze, zum Fünfminuten-Heiland, zum Heros der Verlags- und Weisheitsschulenprospekte. Er wird, unrationiert, dem Massenkonsum überantwortet. Und blinzelnd spricht oder denkt man sogar: er wird's schon richten zwischen Deutschland und Indien — zittre, Albion!

Es zittert leider nicht. Es gönnt dem Tagore sicherlich den Nobelpreis und die deutsche Gunst, und es gönnt auch der deutschen Kunst und Weisheit den Tagore. Er ist ja nicht mehr als ein feiner, zarter Künstler von jener Art, die man in Deutschland, wenn sie im eigenen Lande wachsen, erst feiert, wenn sie verhungert sind."

*

Wo bleibt die Sühne?!

So ruft der bekannte süddeutsche Dichter und Arzt Dr Ludwig Finckh in einem flammenden Anklagewort in der „Täglichen Rundschau" (10. Juni). Warum sollen nur wir Deutschen, wie es jetzt in wahrhaft beschämender Weise geschieht, unsre Kriegsverbrecher aburteilen: **Warum nicht auch die andren da draußen?!** Treibt denn diese feige Duckmäuserei, zu der wir laut „Friedens"-Vertrag gezwungen sind, nicht jedem anständigen Europäer die Schamröte in die Wangen?! Finckh schreibt:

„Ich war während des Krieges Arzt in einem deutschen Reservelazarett in Konstanz. Wir hatten Franzosen unter unseren deutschen Verwundeten liegen, und sie wurden mit derselben Sorgfalt, Liebe und Freundlichkeit behandelt wie die Deutschen. Sie wurden oft zweimal des Tages verbunden und fühlten sich trotz ihrer Schmerzen so wohl, daß wir nach ihrer Entlassung noch überströmende Dankbriefe aus Frankreich von ihnen erhielten.

Eines Tages wurde uns ein deutscher Leutnant aus einem **französischen** Lazarett eingeliefert. Es war ein Gerippe voll Eiter und Gestank. Nie noch ist ein Christus am Kreuz so martervoll dargestellt worden. Er hatte einen Schuß durch die Lunge und den Arm, der rechte Arm war an den Leib festgebunden, und er hustete sich bei jedem Hustenstoß den Eiter aus dem Arm. Wir haben ihn gerettet. Er lebt noch, und sein Name steht zur Verfügung. Er und die vielen tausend anderen Ausgetauschten erzählten uns, wie Deutsche in französischen Lazaretten behandelt wurden. Ich kann Ihnen versichern: **wie die Hunde.** Es steht in unseren deutschen Akten. Von Deutschen in französischen Lazaretten starben bis zu 85 v. H. Von Franzosen in deutschen Lazaretten nur ein geringer Bruchteil dieser Zahl.

Wir brauchten Weißbrot, Verbandmaterial, Gummi für unsere Verwundeten. Aber England hatte, unter Billigung von Amerika, Getreide und Gummi für **Kriegskonterbande** erklärt unter Aufhebung der anerkannten Seerechte, und unsere Verwundeten hungerten und darbten.

Im Jahre 1917 begegnete ich in Heidelberg häufig Gesellschaften gefangener englischer Offiziere, die auf den Höhen spazieren gehen durften, unter Begleitung einiger deutscher Offiziere, in fröhlichster Stimmung, um sich an der herrlichen Natur zu weiden. Während unsere deutschen Offiziere in England hinter Stacheldrahtgittern schmachteten!

Gegen das **Völkerrecht** schloß uns England, Frankreich, Amerika durch eine vollständige Blockade von der Nahrungszufuhr ab. **Zehnmal hunderttausend verhungerter Frauen, Kinder und Greise habt ihr auf dem Gewissen!** wohlverstanden: **verhungert!** Nicht im ehrlichen Kampf getötet, sondern absichtlich, mit kalter Berechnung, durch Hunger **langsam ermordet!** Während Amerika im Überfluß schwelgte und alle anderen Kriegführenden mit Lebensmitteln reichlich belieferte. Ich hatte in Konstanz oft Gelegenheit, Gefangene zu empfangen. Die gesamte Bevölkerung stand voll Mitleid und Ehrerbietung am Wege, obwohl es Franzosen,

Engländer, Belgier waren. Aber ich weiß aus dem Mund unserer deutschen Gefangenen, wie oft sie in Frankreich vom Volke mißhandelt, geschlagen und angespien wurden.

Ich frage: Wo bleibt die Sühne? — Ich klage an, Herr Generalstaatsanwalt, und ich verlange von England, Frankreich, Belgien, Amerika und allen unseren dreißig Feindesmächten: Aburteilung ihrer Kriegsverbrecher!"

So schreibt ein gesund und mutig empfindender Deutscher — und wir alle stimmen ihm bei. Jeder Anständige, jeder, der nicht in jener ungeheuren Lüge und Heuchelei mit drin steckt, weiß, daß er recht hat.

*

Deutsche Kindernot

Ein ernstes Wort über diese ernste Sache spricht Schulrat König in dem von ihm herausgegebenen gehaltvollen Erziehungsblatt „Die Saat" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer):

„Was unsere Kinder zu leiden haben, ist fürchterlich. Nur die allerwenigsten wissen Bescheid über den schrecklichen Feind, der seinen Umzug in Deutschland hält und triumphierend immer neue Opfer fordert. Wenn es so fortgeht, wird der Wunsch des grimmen Deutschenhassers Clémenceau bald in Erfüllung gehen, und wir werden 20 Millionen Menschen weniger haben. Mit allen Mitteln müssen wir gegen die heimlich schleichenden Krankheiten ankämpfen. Allein wie können wir dies, wenn uns die Hände gebunden sind, wenn immer neue Drangsale uns auferlegt werden? Wie können unsere Kinder zu Kräften kommen, wenn der Unterschied in der Milcherzeugung immer noch so klaffend bleibt wie bisher? Statt 27 Milliarden Liter Milch, wie im Jahre 1913, erzeugt unsere deutsche Milchwirtschaft immer noch nur 8 Milliarden. Kein Wunder, daß immer noch so viele Kinder statt Milch nur Rübensaft erhalten und daß der Würgengel Tod so viele an Unterernährung dahinrafft, daß die Kinder den ansteckenden Krankheiten gegenüber so wenig Widerstand zeigen.

Wohl wollen wir das Liebeswerk der Amerikaner nicht herabsetzen. Im Gegenteil. Der Dank des Himmels möge all denen zuteil werden, die dies Werk unterstützen. Und wir wollen nicht sagen, wie wenig es ist, was Amerika tut, um die Schuld, die es auf sich geladen hat, wieder reinzuwaschen. Ob's ihnen jemals gelingt, sei dahingestellt. All diese bitteren Gedanken seien zurückgedrängt, wir wollen vielmehr auf alle die, die ernstlich an der Förderung dieses Liebeswerkes mitarbeiten, Gottes Dank herabflehen. Aber was ist all diese Liebestätigkeit mehr als ein Tropfen auf einen heißen Stein?

Was vor allem nötig ist, das ist, daß die Stimmung unter unsern Feinden und den Neutralen bearbeitet werde, daß allen Ernstes der Versuch gemacht wird, den Nachweis zu erbringen, daß die deutsche Schuld am Weltkrieg verschwindend klein ist gegenüber dem, was unsere Feinde getan haben, und dann, daß die wahren Barbaren nicht bei uns sitzen, sondern ganz wo anders: dort wo heute noch mit der Hungerblockade gedroht wird, geheim und offen, dort wo die Zeitungen immer noch Photographien bringen von besonders gut ernährten Kindern aus Deutschland, um die Gewissen zu beruhigen, die anfangen, sich zu regen. Es würde ganz anders werden, wenn es viele so mutige Frauen gäbe, wie die Amerikanerin Miß Ray Beveridge, die im Auftrage des Roten Kreuzes von Amerika Deutschland bereist und sich nicht scheut, offen und ehrlich die Wahrheit aufzudecken, auch wenn sie den Millionengewinnlern Amerikas nicht angenehm ist und ihnen den Schlaf des Gerechten auf ihren Goldsäcken vergällt."

*

Verrohte Jugend

Seit meiner Rückkehr aus Ostasien, nach zehnjähriger Abwesenheit, hat mir kein Erlebnis in der alten Heimat so tief ans Herz gegriffen, wie das vom Pfingstmontag abend. Meine Frau und ich hatten eben unsere Plätze in einem 3.-Klasse-Wagen eingenommen, als eine Art Wandervogelschwarm — Abzeichen AJ, soll wohl heißen Arbeiter-Jugendverein?? — wie Heuschrecken in unsere Wagen einfielen. Es waren Mädel und Bu-

ben von 13—16 Jahren. Ihr Betragen war zum Teil schon mehr als ausgelassen, trotzdem unter der Wagentür zur Plattform ein etwa 40jähriger Mann stand, anscheinend Leiter oder Führer, und trotzdem im Abteil eine zugehörige Anstandsdame saß. Sofort wurde das „Jugend-Liederbuch“ — so stand es nebst entsprechender Zeichnung in brennend roter Farbe darauf — herausgeholt und nicht etwa mehrstimmig gesungen, sondern einstimmig geschrien. Soweit hätte ich mich noch mit allem abgefunden. Aber der Text der Lieder, besser Gassenhauer, spottete aller Scham. Zum Beispiel lautete der eine Wiederholungsvers „... hab acht, du wirst nur dumm gemacht“, oder das Lied vom „Bauer, der ins Heu fuhr“, oder aus einem Soldatenmarschlied (verschandelt) „und ich schob mit ihr nach Haus“, oder „... und wenn ich tot im Sarge bin, dann trample hinter drein“. So steht es schwarz auf weiß in diesem Jugend-... buch! Leider konnte ich keines erstehen. Dem Ganzen wurde aber die Krone aufgesetzt, als ein solch 14jähriger Jüngling, auf dem bloßen Haupte einen Kranz von Stechpalmenblättern, sich durch das Kindergedränge den Weg bahnte mit den Worten: „Einen Augenblick! Der Christus will durch!“ Ehe ich einschreiten konnte, war der Sprecher durch die Tür verschwunden. Doch merkten die Kinder an unserem Mienenspiel, daß wir alles gehört, und flüsterten miteinander unter Seitenblicken auf uns. Aber das Betragen wurde nur schlechter.

Zwischen L. und E. mußte ich einen angehenden Jüngling in guter Kleidung zweimal energisch an ein rücksichtsvolles und anständiges Betragen meiner Frau gegenüber mahnen.

Und in E. abends zehn Uhr angelangt, mußten wir auf dem Nachhauseweg anhören, wie vier schulpflichtige Bürgermädchen, in der Mitte einen Jüngling, untergehakt vor uns her gingen, das alte Lied von der Schwiegermama: Trikot-, Trikot-, Trikottaille hat sie an ... immer wieder singend.

Nach dem, was ich seit unserer Rückkehr im vorigen Jahr gehört, gelesen und erlebt habe in der von Natur so schönen deutschen Heimat, mußte ich alle Hoffnung auf einen Wiederaufstieg aufgeben, wenn ich nicht in der fünfjährigen Kriegsgefangenschaft im schlechtesten japanischen Lager Gelegenheit gehabt hätte, feststellen zu können, welch guter Kern in unserm Volksdurchschnitt steckt.

Aber von einer Befürchtung kann ich nicht loskommen: daß unsere heutige edlere Jugend lange nicht genügend gegen die jede Sitte, Zucht und Anstand zersetzende Wirkung des Schlechten gewappnet ist. Solches Benehmen dürfte sich nicht öffentlich breitmachen! Ist das sozialistische Jugend? Nun, dann wird in der sozialistischen Jugend jede gute Regung, jedes aufkeimende heilige Gefühl, jede Freude an edlerem Genuß erstickt durch diese frühzeitige, auf die niederen Triebe sich stützende, daher leichtere Hinab-Erziehung zu roten Soldaten und Soldatinnen. Wir erwarten aber vom neuen Deutschland eine entsprechend straffe Hinauf-Erziehung.

J. G.

*

Sollen Frauen Richter werden?

Das ist das Neueste, womit man uns beglücken will. Die Frau, ausgezeichnet auf allen Gebieten der helfenden Tätigkeit, soll nun auch — richten! Die Regierung wird dem Reichstag einen Entwurf vorlegen, das weiblichen Personen den Zugang zum Amte des Schöffen und Geschworenen eröffnen soll. Die Verteidiger des Entwurfs versprechen sich von der Zuziehung der so leicht gefühlsbestimmten, von körperlichen Hemmungen oft heimgesuchten Frau keine Verbesserung der Rechtspflege; aber — sie glaubten halt einem auf die Artikel 109, 128 der Reichsverfassung gegründeten Verlangen auf absolute Gleichstellung der Frau mit dem Manne nicht widerstehen zu sollen! Ob wirklich aus den angeführten Bestimmungen dergleichen Forderungen hervorgehen? Das ist sehr zweifelhaft; es heißt: „entsprechend ihrer Befähigung und ihrer Leistung“. Man wird doch wohl nicht auch in der Reichswehr und Sicherheitspolizei Frauen einstellen — und inzwischen den Mann zu Hause kleine Kinder warten und säugen lassen?!

„Ich gehöre zu den Optimisten“, schreibt uns ein Amtsgerichtsrat, „die an eine deutsche Zukunft glauben. Deshalb will ich nicht still das Nahen dieser Gefahr mitansehen. Dies ist ein Attentat gegen die Frauenwelt. Wir Deutschen empfinden das Richteramt als etwas durchaus Männliches. Die Frau würde dadurch ihrem ureigenen Berufe noch mehr entfremdet.“

Das ist auch unsere Auffassung. Die Frau kann gelegentlich als Beraterin, als Sachverständige, hinzugezogen werden, aber sie soll nicht Richterin sein.

*

Mehr lebendige Anschauung!

Was im deutschen Volkstum und im herrlichen deutschen Lande geistig lebendig ist mit unsren Strömen und Wäldern, unsren Schlössern und Burgen, unsren sagenumwobenen Bergen und all den Stätten, die ein großer Mensch betrat — ja, diese Kulturkräfte, diese Grundkräfte müssen wir wieder herausholen und in der Jugend wirksam machen.

Der Unterricht in der Schule tut's nicht allein. Lebendige Anschauung muß an seine Seite treten. Und da komme ich zu einer Sache, die mir seit langem am Herzen liegt für unsere deutsche Jugend. Die Jugend muß hinausgeführt werden ins deutsche Land in Wanderfahrten, die Deutschlands Größe und Herrlichkeit untilgbar in ihre Herzen graben. Freilich, Wanderfahrten hat man schon immer gemacht, waren es nun Wandervogelfahrten oder Turnfahrten. Aber sie müssen meines Erachtens anders gestaltet werden, wenn die nationale Erziehung fruchtbringend werden soll. Wir müssen unsere Jugend hinführen durch deutsches Land zu den großen Kulturstätten der Deutschen, zur Wartburg und nach Weimar, nach Nürnberg und Bayreuth — und wie sie alle heißen; wir müssen diese Fahrten planmäßig vorbereiten nach allen Richtungen hin, damit die Jugend wohlgerüstet an die heiligen Altäre des deutschen Geistes herantritt, wir müssen an den Stätten selbst den Geist des Großen, der dort lebte, wieder lebendig zu machen suchen und dadurch neben der körperlichen Ertüchtigung, neben der Liebe zum Volkstum und zur schönen Heimat auch die Ehrfurcht vor deutscher Geistesgröße und tieferes Verständnis der deutschen Meisterwerke in unserer Jugend fördern und erziehen. Sollte es nicht von wundersamster Wirkung sein, wenn wir, am Abend beim Schein der untergehenden Sonne auf der Wartburg lagernd, erzählen von der heiligen Elisabeth als der ersten sozialen Wohltäterin, oder einige der herrlichen Lieder Walthers von der Vogelweide lesen und die schönsten Stellen aus Wolframs „Parzival“? Oder wenn wir oben auf dem Kickelhahn bei Ilmenau stehen und an der Wand der schlichten Bretterhütte Goethes wunderbar inniges und tiefes Gedicht lesen: „Über allen Gipfeln ist Ruh“ . . . Oder wenn wir im Park von Weimar bei Goethes Gartenhäuschen seine lyrischen Gedichte singen und sagen, seinen Faust besprechen und vielleicht ein paar Szenen aus irgendeinem seiner Dramen aufführen: sollte das nicht von unglaublich lebendigerer und nie vertilgbarer Wirkung sein, als wenn wir das alles in der Schulstube erörtern? Und wenn das alles wohlvorbereitet ist, dann muß dadurch das im Herzen der Jünglinge entflammt werden, was wir entflammen wollen: das Feuer der Liebe zu Deutschland und seinen Geistesschätzen.

So etwa denke ich mir diesen Weg zu nationaler Erziehung. Und weil ich den festen Glauben habe, daß sich solche Pläne dank der freudigen Opferwilligkeit der Freunde unserer Jugend und unserer Schule werden verwirklichen lassen: deshalb blicke ich trotz aller Schwere der Zeit doch getrost in die Zukunft. Unserer Liebe zu unserer deutschen Jugend wird und muß es gelingen, einen neuen Frühling des deutschen Volkes heraufzuführen.

Dr H.

*

Wartburg und Katholizismus

Ein westdeutscher Gymnasialdirektor schreibt uns:

„Auf einem Elternabend hielt ich einen kurzen Vortrag über das Thema „Wege zur nationalen Erziehung“, dessen Zweck es war, in eine Erörterung über das Thema einzu-

treten, die, wie ich hoffe, recht lebendig werden sollte. Dieser Vortrag ist unter anderem angeregt durch Ihren wundervollen Aufsatz in Heft 2 des laufenden Türmer-Jahrgangs über „Weimar und Wartburg als Feststätten deutscher Kultur". Der Abend und der kleine, anspruchslose Vortrag wären ohne jede Bedeutung, und ich würde es nicht wagen, Ihre Zeit damit in Anspruch zu nehmen, wenn sich nicht ein kleines Nachspiel daran angeschlossen hätte, das Sie vielleicht interessiert als ein Beitrag zu dem, was auch Sie dauernd an unserm Volk beklagen: der Zerrissenheit. Neben die politischen und sozialen Spaltungen tritt ja noch vor allem die konfessionelle, die hier besonders in unsern Gegenden recht fühlbar zutage tritt. In meinem aus 34 Herren bestehenden Lehrkörper ist die Hälfte evangelisch und die Hälfte katholisch. Die katholische Hälfte war am Morgen nach dem betreffenden Elternabend merkwürdig verstimmt; und da ich merkte, daß da etwas nicht in Ordnung war, holte ich mir den Führer dieser Gruppe, fragte ihn, was los sei, und erfuhr denn nun zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß meine Worte am Abend vorher die Katholiken verschnupft hätten. Der Name „Wartburg" allein genüge schon, um den Zorn der Katholiken hervorzurufen. Daß ich nun aber sogar Luthers Namen erwähnt habe, sei das allerschlimmste gewesen! Ein „einfacher Mann aus dem Volke" habe dieselben Empfindungen gehabt wie der Herr Professor und sie diesem gegenüber in folgendes klassische Gewand gekleidet: „Da sehen Sie, Herr Professor, was für ein Geist an dieser Schule herrscht. Da wird von Luther gesprochen und von der Wartburg — den hl. Bonifatius aber hat niemand erwähnt." Ich entgegnete darauf, mit voller Absicht hätte ich bei der Wartburg nicht die Tatsache erwähnt, die doch für einen Evangelischen nicht nur, sondern auch für die Katholiken von großer Bedeutung sei, daß nämlich Luther dort die Bibel übersetzt und dadurch dem deutschen Gesamtvolk eine Schriftsprache gegeben habe, deren sich ja auch die Katholiken bedienten; ich hätte das vermieden, weil ich die Empfindlichkeit der Katholiken gekannt hätte — aber daß ich in deutschen Landen Luthers Namen und sogar die Wartburg überhaupt nicht sollte nennen dürfen, um die Katholiken nicht zu reizen, sei eine unerhörte Zumutung, die ich mit aller Entschiedenheit ablehnen müsse. Damit war die Sache für mich erledigt.

Aber meinen Sie nicht auch, daß so etwas entsetzlich ist? Ist es denn überhaupt denkbar, daß wir jemals wieder groß werden können, wenn in jetziger Zeit solche Ansichten bei den Gebildeten unseres Volkes herrschend sind? Ist da nicht all Ihr Wirken und Ihr Kampf um die Wiedergeburt der deutschen Seele vergeblich?!

Nun, im Juli ziehe ich mit meinen Jungens nach Weimar zu den Nationalfestspielen und von da zur Wartburg — und es machen auch gern und freudig katholische Schüler und Lehrer mit!" ...

Soweit der Direktor. Daß deutsche Katholiken die Burg der heiligen Elisabeth und der Minnesänger nicht ebenso lieben wie wir andern Deutschen — es ist schwer faßbar und hoffentlich in diesem Falle eine sehr vereinzelte Ausnahme.

*

Zwei Kabel

Die nationale Hamburger Zeitschrift „Deutsches Volkstum" hatte sich mit der Kirchenspaltung beschäftigt, worauf in der katholischen Zeitschrift „Das heilige Feuer" Pater Edelbert Kurz ablehnend antwortete und den Katholizismus mit einem längeren, den Protestantismus mit einem kürzeren Kabel verglich: „nur das eine, das längere, hat die Verbindung mit der Stromquelle, das kürzere reicht gar nicht bis dorthin".

Darauf antwortet der Herausgeber des „Deutschen Volkstums" (Stapel):

„Das heißt: nur der Katholik hat die Verbindung mit Gott, nicht der Protestant. Deshalb war Luther, obwohl ein ‚hochbegabter Mensch', nur ‚wirksam zum Unheil'. Und da also nur die katholische Kirche eine ‚gottgegebene Pflicht' ist, so ist die Volksgemeinschaft auch nur insoweit gottgebunden, als sie nicht mit jener Kirche in Widerstreit kommt. — Nehmen wir das Gleichnis von

den beiden Kabeln auf. Wer entscheidet darüber, welches von beiden Strom hat? Allein Gott. Sein Geist wehet, von wannen Er will. Es gibt nun sowohl unter den Katholiken wie unter den Protestanten Seelen, welche die Verbindung mit der Stromquelle haben, welche von Gott ergriffen sind, aber es gibt in beiden Kirchen auch solche, die diese Verbindung nicht haben. Es mag einem unangenehm sein, aber es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Gott sich durchaus nicht um die kirchliche Zugehörigkeit kümmert. Ich weiß, daß man das mit logischen Begriffsbestimmungen und -zirkelungen zurechtzurücken sucht, aber — es ist frommer, Gottes Walten unbedingt anzuerkennen, als es nur unter der Bedingung anzuerkennen, daß es zu unsern Begriffen paßt. Man lese das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und ähnliche Gleichnisse Jesu! Der Samariter hatte die Verbindung mit der Stromquelle, der Priester und der Levit nicht. Dieses Gleichnis war den Pharisäern ein Greuel, denn sie ‚wußten‘ es und ‚bewiesen‘ es jedermann aus der Heiligen Schrift ‚klar‘, daß sie allein das wohlerworbene Patent auf die funktionierende Verbindung innehatten. Lieber Mitbruder in Christo, ich hoffe, Eure Zustimmung zu haben, wenn ich sage: Gott selbst entscheidet aus Seinem unergründlichen Willen, welche Herzen Er in heiligen Brand versetzen will. Nur der Pharisäer, nicht der Fromme, maßt sich an, den einzig berechtigten Herd des heiligen Feuers zu besitzen. Wer es nicht auf Erden lernen mag, sich Gottes unbegreiflichen Entscheidungen zu beugen, wird es beim Jüngsten Gericht lernen müssen. Darum sorge ein jeglicher, daß er alsdann nicht mit seinem behaupteten Richtigwissen ins unheilige Feuer geworfen werde.“

*

Die geistige Not der deutschen Dichtung

Heinrich Lilienfein, der Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, läßt sich im „Lit. Echo“ über den zerfahrenen Zustand unserer Literatur aus:

„Und unsere Literatur?

Scheuen wir das offene Bekenntnis nicht: sie ist ein Chaos. Man malt uns häufig den Bankerott des Staates an die Wand. Der Bankerott unserer Literatur ist da, wir stehen mitten darin. Das kluge Wort von der „Anarchie im Drama“ darf ohne Übertreibung auf den Bereich unserer ganzen Dichtung ausgedehnt werden. Es gibt ein untrügliches Symptom für die Wahrheit dieses Urteils: die kurze, ruhmlose Geschichte der jüngst verstorbenen deutschen Kunstrichtung — des Expressionismus. Niemals ist eine literarische Strebung mit gesunden Anläufen und innerlich berechtigten Zielen schneller und gründlicher in sich zusammengebrochen. Und warum? Weil die ‚Literatur‘ sie aus sich gezeugt hat, statt daß sie aus den Lenden des Volkes entsprang; weil Papier nur Papier und nicht Leben zeugen kann! . . . Und was nun? Ich sehe vor mir eine ungeheuerliche Kluft: diesseits ein in allen Tiefen aufgewühltes Volk, nach Dichtung wie nach aller Schönheit heiß und sehnsüchtig verlangend, doch ebenso willig, weil ungeleitet, zur Kunst wie zur Unkunst; jenseits eine hochnäsige, durch und durch unvolkstümliche ‚Literatur‘, die in fremden Zungen lallt und in mystischen Verzückungen schmilzt — eine ‚Literatur‘, die sich anstellt just wie die Berge, die zu kreißen kommen, und lächerliche Mäuse gebiert — eine ‚Literatur‘, die überfließt von unendlicher Menschheitsbeglückung und im Grunde kein Herz hat für das dumme Volk, das drüben steht, drüben und drunten. Und ich sehe — auch das muß ausgesprochen werden — in ratlosem Schweben über der Kluft eine Kritik, die, jedes sicheren Maßstabes bar, die Verwirrung vollendet . . .“

*

August Scherl und die „Woche“

Im Grunewald ist dieser Tage August Scherl gestorben. Dieser Mann, ein Zeitungsunternehmer von zweifellosen Fähigkeiten, war wohl ein überzeugter Anhänger des deutschen Kaisertums und insbesondere Wilhelm II. treu ergeben. Das deutsche Volk kannte ihn am meisten aus der von ihm gegründeten „Woche“, weniger aus dem „Tag“,

welcher der „Woche“ folgte. Heute darf man sagen, die „Woche“, die zur Kräftigung des monarchischen Gedankens gedacht, gegründet und in diesem Sinne geleitet wurde, ist ebendiesem monarchischen Gedanken verderblich geworden. In jeder Nummer der „Woche“ standen die Bilder aus dem höfischen Leben Berlins und der anderen deutschen Residenzen stets an der Spitze. Sie zeigten, bis zur Indiskretion, die deutschen Monarchen schutzlos den Zufällen und Bosheiten der photographischen Linse preisgegeben und brachten mit den Persönlichkeiten zugleich den Gedanken, der in ihnen sich auswirkte, unter alle kritiklüsternen Augen und in alle klatschlüsternen Mäuler. Die Abgeschlossenheit, in der früher die Regierenden lebten und die ihr Menschliches-Allzumenschliches wohltätig verbarg, wurde zugunsten einer ungeschickten Reklame durchbrochen; und so kam es, daß Hinz und Kunz dank der „Woche“ und ihren Nachahmern mit den Unzulänglichkeiten der hohen Herrschaften bald Bescheid wußten und sie belächelten.

Unseligerweise kam dem Bedürfnis der „Woche“ die Eigenart des Kaisers entgegen; kein Mensch, von Film- und anderen Schauspielern, deren Beruf dies ja schließlich mit sich bringt, abgesehen, hat sich wohl so oft photographieren lassen wie Wilhelm II. Und jede dieser Photographien trug eine Spur Achtung vor der Monarchie von dem altüberkommenen, wirklich sehr ansehnlichen Hügel der Ehrfurcht ab; jedes dieser „Woche“-Hefte machte den monarchischen Gedanken gemein und nahm ihm etwas von der Weihe. Man besah sich zuerst den Kaiser, dann auf der nächsten Seite einen Jockei und schließlich etwas weiter hinten einen Hochstapler, alles in demselben Heft. Erwischt man jetzt z. B. beim Zahnarzt ein paar Nummern der „Woche“, die nur um ein Jahrzehnt zurückliegen, so befällt einen schlechthin ein Grauen vor der Unkultur und dem Ungeschmack, die einem aus diesen Seiten entgegengrinsen. Scherls Absicht ist gründlich fehlgeschlagen und hat sich in ihr gerades Gegenteil verkehrt. Man kann es am besten so ausdrücken: im alten Reich gehörte wohl ein Kaiserbild in jede Stube, sei es auch nur ein schlichter oder gar schlechter Öldruck — Zeitschriften wie die „Woche“ aber machten durch die Häufigkeit ihrer Bilder die ganze Sache zur Karikatur.

Das Kaisertum liegt am Boden. Aber jene Mode blüht weiter. Es gibt in Deutschland nicht gar so viel Ehrwürdiges mehr; aber was noch vorhanden ist, das wird gebildert auf Tod und Leben und dem lieben Leser noch druckfeucht ins Haus geschickt, damit er es sich nur gleich früh mit dem Kaffee einverleiben kann.

Könnten wirklich keine gehaltvolleren Sachen an die Stelle dieser gedankenlosen Bildchen gedruckt werden?

Franz Adam Beyerlein

*

Heraus aus der Sackgasse!

Erfreulich wächst im Bürgertum die Zahl derer, die des unfruchtbaren Haders müde sind, die sich aus der Versumpfung des politischen Lebens heraussehnen und an die Stelle wohlfeiler Verneinung die positive Leistung gesetzt sehen möchten. Diese Bewegung reicht weit hinein bis in die Wählermassen der Rechtsparteien. Und wenn H. Klöres im „Tag“ scharfe Kritik an dem bisherigen Wirken der einen dieser Parteien übt, so gilt, was er ihr zum Vorwurf macht, in mindestens dem gleichen Maße auch für die andern. „Es bedarf“, schreibt der Genannte, „einer gründlichen Neuorientierung der Partei. Die schon jetzt wieder sich regende Taktik der Opposition aus Prinzip gegen eine Regierung, die nur aus den Fehlern ihrer Vorgängerin geboren wurde, fängt nachgerade an, kindisch zu wirken. In einer Zeit, da das Wohl und Wehe des Vaterlandes von der Einigkeit seiner Bürger abhängt, darf die Deutsche Volkspartei ihre bereitwillige Mithilfe keiner Regierung versagen, die je vaterländische Interessen zu vertreten berufen ist, auch wenn sie nicht Sitz und Stimme in ihr hat. Die Probleme der Innen- und Außenpolitik sind mehr denn je identisch. Die kommende, in ihrem Ernst kaum geahnte Entwicklung des deutschen

Volkes ist nicht nur eine rein wirtschaftliche Zahlenrechnung. Weit stärker werden seelische und moralische Imponderabilien sich geltend machen ... Noch ist das deutsche Volk dort zu packen, wo sein Gefühl spricht. Aber gerade auf diesem Gebiete versagten die Männer, denen die Leitung der Deutschen Volkspartei oblag. Der Egoismus des Besitzes zog ihrem Denken und Wollen eine unübersteigbare Schranke, und die Zeichen der Zeit wurden von ihnen nicht verstanden. Die großen moralischen Werte, die in der Wählerschaft dieser Partei enthalten sind, blieben daher ohne Wirkung, ja es wurde, was schlimmer ist, dieser für die politische Gesundung des Volkes höchst wertvolle Teil des Bürgertums geradezu matt gesetzt, weil er nicht mehr weiß, für welche Ziele er streben soll."

Es liegt im Interesse der rechtsgerichteten Parteien, die das natürliche Sammelbecken des ideal gesinnten Bürgertums bilden, „daß neue Männer sie leiten, die durch die Vergangenheit nicht belastet sind". Der sehr dehnbare Begriff „national" verlangt gebieterisch nach einem neuen, allgemeingültigen Inhalt.

*

Sibirischer Nachklang

Wir hatten im Maiheft, in der Abteilung „Auf der Warte" (S. 132), ernste Worte eines — nach fünfjähriger Gefangenschaft — aus Sibirien heimgekehrten Kriegsgefangenen aus dem „Volkserzieher" nachgedruckt. Der Verfasser, Lehrer Martin Müller, schreibt uns im Anschluß an unsren Zuruf „Deutschland ist euer Arbeitsfeld" ein schönes Ergänzungswort.

... „Freilich: Deutschland ist unser Arbeitsfeld. Und wir wollen nicht die Letzten sein, die ihre Hand an den Pflug legen. Wir taten es alle schon. Haben keine Stunde versäumt. Wenn es auch wehe tat, unsere Kraft wieder in einer parteihadernden Welt einzusetzen. Schmerz aber gebar noch immer rechte Freude ...

Dies schreibe ich um die zweite Stunde nach Mitternacht am Fieberbette eines kranken Mitschulmeisters. Seit zehn Tagen tun wir doppelten und dreifachen Dienst. Und mit der Jugend ziehen wir in Freizeiten weit über die Berge und erziehen wandernd. In den Kindern finde ich meine Brüder und Schwestern, finde in ihnen auch unser verloren gegangenes ‚sibirisches Paradies'.

Mag nach unserer Heimkehr Trübung über uns geflossen sein — wir mußten alle durch, obgleich der Heimgekehrten Täuschung gar zu groß war, so daß noch heute viele ringen unter dem Druck der seelischen Schmerzen. Was in dem Brief des einen spricht, der mir gestern gebracht wurde, klingt auch in allen andren wider: ‚Mir fehlen die Worte, um zu sagen, wie wahr und stark in der Fremde das Göttliche war, und wie schmerzlich das Leben in der gefühlsfremden Heimat ist. Manchmal wird deshalb dein Ruf zu mir ohne Echo verhallen. Gern würde ich dir antworten, doppelt gern, weil uns durchs Sorgental die gleichen Sterne den gleichen Weg leiteten. Aber das alles wirbelt so wild wie Nebelgestalten durch den Kopf, und ich kann es zu keinem Bilde formen, kann es nicht mitteilen' ... Und es klingt fast hart, wenn ein anderer schreibt: ‚... und gar niemand versteht uns, selbst die Mutter nicht'! Und alle Antworten, die kommen von Nord und Süd, sind durchzittert vom leisen Weh um unser verlorenes Reich Gottes.

Wir werden aber nicht stehen bleiben: klagend, zagend. In mir wurde es zur Zeit der Licht- und Jahreswende Klarheit, nach vier Monden schweren Ringens" ...

Wir brechen hier ab. Diese leidgereiften jungen Deutschen haben die große Stille, und in der großen Stille die schweigend zugreifende große Liebe gelernt. Euch braucht Deutschland noch!

*

Die Stiefkinder der Bolschewisten

Nicht nur in Arbeiterkreisen, auch unter unsern Gebildeten ist die Russenbegeisterung noch groß. Diesen allen sei das sehr aufschlußreiche Buch Arthur Holitschers:

„Drei Monate in Sowjet-Rußland“ (S. Fischer, Berlin) empfohlen. Vielleicht wirkt die erschütternde Schilderung des Verfassers über seinen Besuch im Petersburger „Schriftsteller- und Gelehrtenhaus“ doch etwas abkühlend:

„Ich hatte mir unter diesem Gelehrtenhaus so etwas wie ein weltliches Kloster, ein Refugium vor den Nöten und Enttäuschungen des harten Daseins vorgestellt, ein geistiges Asyl...

Wie wir die Zimmerflucht betreten, erhebt sich von einem kleinen, halbkreisförmigen Seidensofa, das früher in irgend einer Salonnische gestanden haben mochte, ein kleiner, blasser Greis, der dort geschlafen hat, stellt sich bescheiden vor uns hin, und der Führer präsentiert mit einer Handbewegung den berühmten Physiker... Wir gehen vorüber.

Im nächsten Zimmer, das in bemerkenswerter Unordnung ist, denn der Besitzer soll nach einem besser heizbaren gebracht werden, haust der berühmte Geograph, Mitglied vieler europäischer gelehrter Gesellschaften. Er breitet vor uns die großen Landkarten aus, die er gezeichnet, und auf denen er seine Theorie der Golfströmungen des Meeres und der Luft durch farbige Linien anschaulich gemacht hat. Ein italienischer Genosse befindet sich in unserer Gesellschaft. Der Geograph ergeht sich in Lobpreisungen der alten Zeit der Kongresse, er hat in Rom, in Florenz gesprochen, man kennt ihn dort, gewiß, man fragt sich, was ist aus X. geworden, lebt er noch?

Wir gehen vorüber. Tür an Tür hausen die größten Gelehrten des Landes. Ist dies ein Heim, ein Gasthof zu kurzem Verweilen, oder ein Gefängnis? Hier hausen sie Zimmer an Zimmer, Biologen, Mediziner, Juristen. Gierig werden wir nach dem Neuen befragt, das sich in Deutschland, in der Welt dort draußen abspielt...“

Von derselben Regierung, die so die Geisteselite des Landes elend zugrunde gehen läßt, wird einige Seiten vorher berichtet, daß sie Millionen für glanzvolle Ballettaufführungen hinauswirft. Trotzdem hält Holitscher unentwegt an dem Glauben fest, daß Moskau das kommunistische Ideal verwirklichen werde! Immerhin ist er ehrlich genug, einzugestehen: „Die Künstler und Dichter Rußlands, die zu sprechen ich Gelegenheit fand, waren unglücklich. Manchem schrie der Kummer und Zorn aus der Kehle heraus, andere würgten ihn hinunter, aber ihre Augen flossen vor Verzweiflung über...“

*

Zu unserer Musikbeilage

Antonio Müller-Herrneck, dessen Lieder unsere Musikbeilage wegen der bedrängten Zeitumstände erst heute bringen kann, obwohl schon Karl Storck sie noch für den „Türmer“ ausgewählt hatte, ist unsern Lesern vermutlich ein Unbekannter. Der Künstler ist 1880 als Sohn des bekannten Nervenarztes C. W. Müller in Wiesbaden geboren und hat seine musikalische Ausbildung zumeist an der Berliner Musikhochschule unter Max Bruch erhalten. Nebenbei studierte er an der Universität Berlin Philosophie und neuere Sprachen, wurde dann Theaterkapellmeister und lebt jetzt — auch ein Zeichen der Zeit! — als Ensemblepianist in München. Müller-Herrneck hat vor allem zahlreiche Lieder vertont, ein Violinkonzert geschaffen und wartet darauf, daß irgendwer sich einmal ernstlich mit seiner einaktigen Oper „Der Paria“ (Text von R. Batka) befassen möchte, über die günstige Sachverständigenurteile vorliegen. Im Druck erschienen sind bisher zwei Balladen für Tenor und acht Lieder für Alt bei Fr. Hofmeister in Leipzig, eine Klaviersonate op. 4 und sechs Lieder op. 5 beim Mitteldeutschen Musikverlag in Berlin. An den Liedern unserer Beilage wird der dramatische Zug der Melodieführung, eine farbige Harmonik und der klangschöne, reiche Klaviersatz zu weiterer Beschäftigung mit dem Komponisten einladen.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Blick aufs Dorf A. König



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28. Jahrg. August 1921 Heft 11

Was müssen wir für die körperliche Erstarkung unserer Jugend tun?

Von Dr. Hugo Bach

Im Frühjahr 1916 übergab ich der Öffentlichkeit einen Aufsatz: „Was können wir für die körperliche Erstarkung unserer männlichen Jugend tun?", um in weiteren Kreisen auf die unserer Jugend drohende, durch den Krieg deutlich gewordene Gefahr des gesundheitlichen Rückgangs aufmerksam zu machen und bestimmte Forderungen für die Abhilfe zu stellen. Die von mehreren Zeitschriften gewünschte Veröffentlichung bewies, daß die behandelten Fragen von größtem Interesse für die Allgemeinheit waren. Heute, fünf Jahre später, nach den Leiden des Hungers und den sonstigen Nöten des Krieges handelt es sich nicht mehr darum, was wir für unsere Jugend tun können, sondern was wir für sie tun müssen, um sie vor dem erschreckend nahe gerückten körperlichen Niedergang zu retten. Die Frage ist heute zur Zukunftsfrage unseres Volkes geworden. Es ist über dieses Thema eine umfangreiche Literatur entstanden, die eine nur zu deutliche Sprache redet. Nach den heutigen Berichten des Reichsgesundheitsamtes und aller mit der Sorge für die Volkshygiene betrauten amtlichen Stellen läßt sich leider nicht mehr daran zweifeln, daß die gesundheitlichen Verhältnisse bei unserer Jugend recht schlecht sind, und daß wir nur mit größter Sorge an die Zukunft auch der nächsten Generationen denken können. Von Jahr zu Jahr hat während des Krieges die Sterblichkeit

unter den jüngeren Altersklassen mehr und mehr zugenommen und weist eine stete Steigerung besonders unter den Tuberkulosen auf.

Will man nicht gleichgültig die Weiterentwicklung der Dinge abwarten und unser Volk seinem traurigen Schicksal entgegentreiben lassen, so heißt es mit ganzem Nachdruck diejenigen Einflüsse auszuschalten, die als gesundheitsschädigend und für die körperliche Entwicklung unserer Jugend hemmend gelten müssen. Die Kriegserfahrungen haben nun gelehrt (Prof. Dr Brauer, Eppendorf-Hamburg), daß nicht das Maß der Ansteckungsmöglichkeiten, sondern in erster Linie die disponierenden, den Körper schwächenden Vorbedingungen, also die Schädigung der körperlichen Widerstandsfähigkeit, das Hauptmoment für die Auslösung bzw. Eindämmung der Volksseuche und ihrer mannigfachen Anfangserscheinungen sind. Neben dem wesentlichsten Faktor hierbei, der Ernährung, muß der sonstigen Lebensweise unserer Jugend, ihrem täglichen Anteil an frischer Luft, Sonne und Bewegung, ihrer Abhärtung und Erhöhung der körperlichen Widerstandsfähigkeit, die Hauptaufmerksamkeit gelten. Hier auf offensichtliche Nachteile in der Lebensweise unserer schulpflichtigen Jugend zu verweisen und Abhilfe zu verlangen, ist die Aufgabe dieser Zeilen.

Schon vor dem Kriege machten sich die Schäden der durch die Schulpläne bedingten Lebensweise bei unserer Jugend bemerkbar. Als Leiter und Lehrer der deutschen Auslandsschule Fridericianum zu Davos, die in ihrem Jugendsanatorium Knaben und Jünglingen zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit verhilft, habe ich in mehr als zwanzigjähriger Tätigkeit reichliche Gelegenheit gehabt, umfassende Erfahrungen zu sammeln; Erfahrungen, die gerade für die vorliegende Frage von größter Bedeutung sind. Und da die Anstalt in den 43 Jahren ihres Wirkens von tausenden Knaben aus allen Teilen des Reiches besucht wurde, dürfen sie eine allgemeine Gültigkeit beanspruchen.

Die auffälligste, sich stets wiederholende Erscheinung war: die weitaus meisten Zöglinge hatten die Grundlage für ihre Erkrankung im Winter gelegt. Die Erklärung hiefür ist einfach genug. Es fehlte ihnen an dem für ihren Körper Notwendigsten: Bewegung, frische Luft und Sonne. Man vergaß, daß unser mitteleuropäischer Winter sowie die Frühlings- und Spätherbstmonate, ohnehin die Zeit der Erkältungen, eine größere Widerstandsfähigkeit und Abhärtung des Körpers erfordern. Anstatt diese durch eine entsprechende Anpassung des Stundenplanes zu ermöglichen, machte man den Schülern durch einen Tagesplan, der allenfalls für den Sommer paßt, den Aufenthalt in freier Luft fast unmöglich. Die Schuld muß also hier in den Vorschriften für die Verteilung des Unterrichts gesucht werden.

Wenn der Unterricht einer Großstadtschule um 1, 1½, ja gelegentlich sogar um 2 Uhr schließt, wird der Schüler unter Berücksichtigung der oft weiten Entfernungen kaum vor 2 Uhr zu Hause sein. Somit wird in den Monaten kürzester Tagesdauer nach Erledigung der Mittagsmahlzeit keine Zeit mehr übrig bleiben, vor Einbruch der Dämmerung einen längeren Spaziergang außerhalb der Stadt, abseits vom Dunst und Getriebe derselben zu unternehmen. Dabei ist vorausgesetzt, daß der Umfang der Hausaufgaben und die durch geistige Ermüdung eines fünf- bis sechsstündigen Unterrichtes bei vielen erzeugte körperliche Unlust ein längeres

Verweilen im Freien noch möglich machen. In vielen Fällen liegen die Verhältnisse leider auch heute immer noch so, daß die häusliche Vorbereitung das mitbestimmende Moment ist. Ein Schüler, der eine geistige Arbeit von zwei bis vier Stunden vor sich hat, wird sich oft nur ungern entschließen, mit der Aussicht auf eine so umfangreiche Arbeitszeit mehrere Stunden der Erholung zu widmen. Bei manchem schwächlichen Jungen war es geradezu überraschend, wie schnell er sich bei einer den natürlichen Bedürfnissen des jugendlichen Körpers angepaßten Lebensweise im Fridericianum, mit seinem ausgiebigen Freiluftaufenthalt von 11 bis 4 Uhr, körperlich und dann auch geistig erholte. Außer Zweifel ist es, daß es bei vielen gar nicht zu körperlichen Niederlagen gekommen wäre, wenn den Jungen durch eine zweckmäßige Tageseinteilung die Möglichkeit gegeben wäre, mehrere Stunden des Tages im Freien zu verbringen.

Dieses Kapitel kann nicht übergangen werden, ohne der täglichen Arbeitszeit gerade der Schüler in den Oberklassen unserer höheren Schulen zu gedenken. Sie bedarf besonderer Beachtung. Die in so weiten Kreisen als Höchstmaß für Erwachsene anerkannte achtstündige Arbeitszeit kommt bei unseren Söhnen noch nicht durchweg zur Anwendung. Wir stehen hier vor der genugsam bekannten, aber darum nicht minder verwunderlichen Tatsache, daß sie gerade in den Jahren ihrer Entwicklung, die den Grund für ihr ganzes späteres Leben legen, nicht weniger als acht bis neun Stunden, in vielen Fällen gewiß noch mehr geistig tätig sein müssen, ohne daß man ihnen im Winter die Möglichkeit gibt, durch Bewegung im Freien ihren Körper genügend zu kräftigen und Gegengewichte gegen das viel zu lange Sitzen in der Stube zu schaffen. So ist die im Schulsanatorium Fridericianum gewonnene Erfahrung der geringeren Widerstandsfähigkeit der jugendlichen Körper im Winter nur zu verständlich.

Es muß demnach die dringende Forderung aufgestellt werden, die während des ganzen Jahres unterschiedslose Verteilung des Unterrichts unter Berücksichtigung der klimatischen Eigenschaften des Winters zugunsten eines genügenden Aufenthaltes im Freien in dieser Jahreszeit aufzuheben. Daß dies nicht schon längst geschehen ist, muß in gerechtes Erstaunen setzen. Haben doch langjährige gewissenhafte meteorologische Aufzeichnungen und die bahnbrechenden Untersuchungen der Sonnenstrahlung im letzten Jahrzehnt sowie unsere eigene Erfahrung uns längst klar gemacht, daß dem Winter eine besondere Stellung zuzuerkennen ist.

Ein Zweifel hieran wird auch kaum bestehen. Aber erst bei einem, wenn auch nur kurzen Einblick in die für unsere Erwägung in Betracht kommenden Klimatabellen zeigt sich, wie groß tatsächlich die Unterschiede sind, wie sehr unser mitteleuropäischer Winter die bei weitem am wenigsten begünstigte Jahreszeit ist.

Da der Sonnenschein der wichtigste Klimafaktor von hygienischer Bedeutung ist und seine Verteilung im Laufe des Tages zudem einen Schluß auf die meteorologische Beschaffenheit desselben zuläßt, die Stunden der Dämmerung oder Dunkelheit außerdem für den Freiluftaufenthalt der Schüler ohnedies nicht in Frage kommen, so wurde die durchschnittliche tägliche Menge des Sonnenscheins als Grundlage der Betrachtung gewählt. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß nur Tage ohne Bewölkung der Wanderfreude unserer Jungen dienlich sind.

Als Vertreter deutscher Großstädte wurde das zentral gelegene Berlin gewählt (Otto Berre „Das Klima von Berlin“. Verlag O. Salle, Berlin 1908) und zum Vergleich noch Hamburg herbeigezogen. (Helmuth König, „Dauer des Sonnenscheins in Europa. Nova acta. Abhandl. der Leop. Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher, Halle, und Bach, „Die Anpassung des Unterrichtsplanes an das Klima und ihre Bedeutung für die Gesundheit der Schüler“. Beilage zum XXXVI. Jahresbericht des Fridericianums zu Davos 1914.) Bezeichnend ist, daß die Hälfte aller sonnenlosen Tage allein auf den Winter entfällt. Im meteorologischen Winter (Dezember, Januar, Februar) verzeichnen die Sonnenscheinautographen 143 Stunden, im Sommer (Juni, Juli, August) 728, in Hamburg bzw. 113 und 448 Stunden. Die drei Wintermonate haben also nur den fünften bis vierten Teil des Sonnenscheins der drei Sommermonate. Diese Unterschiede sind so gewaltig, daß man sich mit Recht fragt, warum die gesundheitspendende Kraft der Sonne im Winter, wo sie uns so viel spärlicher zugestrahlt wird, nicht wenigstens nach Möglichkeit durch eine zweckentsprechende Zeiteinteilung ausgenützt wird. Daß dies in weit größerem Umfang als bisher geschehen könnte, zeigt die Tabelle der Verteilung des Sonnenscheins auf die Tagesstunden.

Täglicher Gang des Sonnenscheins in Berlin im Mittel der Jahre 1891—1900.

	Okt.	Nov.	Dez.	Jan.	Febr.	März
9—10	11,6	6,1	3,2	3,2	7,2	11,3
10—11	13,1	8,6	5,7	5,4	8,5	13,0
11—12	13,4	10,0	6,8	6,2	10,1	13,2
12—1	13,6	10,5	7,2	7,3	10,1	13,9
1—2	14,0	9,9	7,4	6,9	9,8	13,8
2—3	12,5	9,3	5,9	5,8	8,5	13,0
3—4	10,6	5,1	0,7	1,9	6,8	10,5
4—5	3,4	0,3	—	—	2,0	5,8

Die Stunde, in der die Sonne am längsten und im Durchschnitt also auch am häufigsten scheint, ist die von 12—1 bzw. von 1—2 Uhr. Im allgemeinen hat der Nachmittag überhaupt mehr Sonnenschein als der Vormittag. Es ist dies eine Folge der größeren vormittäglichen Bewölkung während der kalten Jahreszeit. Wie traurig es dann mit unseren armen Jungen bestellt ist, denen Licht und Sonne für ihr Gedeihen so bitter nötig sind, lehrt die folgende Überlegung. Unter der Voraussetzung, daß der Unterricht um 1 Uhr schließt und der Schüler sich nach dem Mittagessen schon um 2½ Uhr außerhalb der Stadt befindet, wo er allein Erholung finden kann und soll, würde er doch nur im ganzen Dezember und Januar 3,6 bzw. 4,8 Sonnenstunden genießen können. Das sind täglich durchschnittlich 6—9 Minuten, falls er wirklich unter Benutzung der zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel zu dieser Zeit schon an seinem Ziel ist. In Wirklichkeit werden die Verhältnisse jedoch in vielen Fällen wegen der oft weiten Wege und aus den früher angegebenen Gründen noch ungünstiger liegen.

Würde jedoch der Stundenplan den ungünstigen Bedingungen des Winters mit Schulschluß etwa um 11½ Uhr angepaßt werden, so käme wenigstens im Mittel eine halbe Stunde Sonnenschein auf jeden Tag. Man soll diese halbe

Stunde nicht zu leicht anschlagen. Wer aus dem Qualm der Großstadt kommend die Körper und Gemüt erfrischende Kraft auch nur einer halben Stunde reinen Sonnenlichtes an sich selbst erprobt hat, wird gewiß auch ohne die gewichtigen, für ihre Ausnützung sprechenden Argumente unserer Hygieniker und Physiker ihren Wert richtig einschätzen. Nicht viel günstiger liegen die Verhältnisse in den Übergangsmonaten. Obwohl im Oktober die Sonne in Berlin durchschnittlich täglich 3,1 Stunden, im März sogar 3,4 Stunden scheint, kann ein Berliner Schüler nur 40 oder 45 Minuten dieser Zeit täglich im Freien sein. Es geht ihm also der weitaus größte Teil des lebenspendenden Sonnenscheins verloren.

Diese Betrachtungen ließen sich unter Ausnützung der noch nicht abgeschlossenen wichtigen Untersuchungen der letzten Jahre über die Beschaffenheit der Sonnen- und Himmelsstrahlung und ihre Ausnützung im Dienste der Medizin noch überzeugender und bedeutsamer gestalten. Mit aller Deutlichkeit geht aus denselben hervor, daß auch in der Zusammensetzung des Sonnenlichtes zwischen Winter und Sommer gewichtige Unterschiede bestehen, die nicht minder für die Notwendigkeit der Berücksichtigung des Winters für unsere Jugend sprechen. Eine der wesentlichsten Erfahrungen dieser Untersuchungen ist vielleicht die Anteilnahme des Himmelsgewölbes auch an nicht klaren Tagen an der für das Befinden des Menschen wichtigen Strahlung. Dem sich im Freien befindlichen Menschen werden auch bei nicht wolkenlosem Himmel wertvolle, die Gesundheit fördernde Kräfte zugestrahlt. Es kann hier nicht eingehender auf jene vielseitigen Forschungen, die das gesamte Gebiet des Sonnenspektrums umfassen, eingegangen werden. Sie lehren jedenfalls, daß bis jetzt viel zu wenig geschehen ist, um die uns von der Natur zur Verfügung gestellten Kräfte für unsere leidende Jugend auszunützen. Nimmt man ihr in unserem Winter die an sich gegenüber dem Sommer geringeren Schutzmittel durch mangelnden Aufenthalt in freier Luft, so liefert man sie eben dem Einfluß der Tuberkulose und anderer Krankheiten aus und macht sie wehrlos.

Daher bleibt keine andere Möglichkeit. Die Stundenpläne unserer Schulen müssen so umgestaltet werden, daß der Unterricht im Winter nicht später als um 11½ Uhr vormittags sein Ende findet. An kleineren Orten, wo größere Schulwege nicht ins Gewicht fallen und wo der Schüler in kurzer Zeit auf freiem Felde sein kann, könnte der Schulschluß auch auf 12 Uhr gelegt werden, wie es bei manchen Schulen schon heute geschieht. Über die Möglichkeit solcher Umgestaltung auch in schultechnischer Beziehung soll später gesprochen werden.

Ist mit der Erfüllung dieser Forderung der der Jugend auch im Winter unbedingt nötige Aufenthalt in freier Luft ermöglicht, so ist damit noch nicht die Gewähr einer regelmäßigen und gründlichen Ausnützung dieser Möglichkeit gegeben. Die heutigen Gesundheitsverhältnisse bei unserem Nachwuchs sind jedoch so ernst und erheischen so konsequente Ausnützung aller zu Gebote stehenden Mittel, daß wir ihre Verbesserung nicht dem Belieben des Einzelnen anheimgegeben wissen möchten. Der Staat möge sich, wie es mit der Wehrhaftmachung unserer Jugend während der Kriegszeit der Fall war, der körperlichen Erstarkung der Jugend annehmen, entsprechend ihrer Bedeutung

für das Volkswohl. Nur so kann gründliche Abhilfe erwartet werden. Eine zweckentsprechende Organisation sollte um so leichter durchzuführen sein, als dem Staat die Sorge für ein großes stehendes Heer abgenommen ist. Dieser Gedanke mahnt aber auch zugleich, die Wiedererstarkung unserer Jugend als eine heilige Pflicht zu betrachten. Für so manchen Jüngling war die Zeit seines Militärdienstes die Zeit der Ertüchtigung seines Körpers. Heute, wo diese Schule für die Erziehung zur Mannhaftigkeit fehlt, sollte auch aus dieser Erwägung heraus an einen Ersatz gedacht werden, soweit die gesundheitliche Seite in Frage kommt.

Nicht auf dem bisherigen Wege mit den üblichen 1—2 Turnstunden, den 1—2 dem freiwilligen Sport gewidmeten Nachmittagen, die keineswegs eine überall bestehende Einrichtung sind, dürfen wir das Heil erwarten. „Täglich soll der Knabe und Jüngling in der Lage sein, sich in frischer Luft zu bewegen, seinen Körper zu kräftigen und geschickt zu machen. Und regelmäßig, wie der Schulunterricht, müssen diese Übungen sein." Das Wesentliche hierbei ist unzweifelhaft der Aufenthalt im Freien und die Körperbewegung. Ob es Wanderungen, ob Sport oder Spiel sein sollen, ist nicht ausschlaggebend. Am besten wird ein verständiger Wechsel aller der Körperbildung dienenden Möglichkeiten sein, wobei gesundheitliche Rücksichten auf den Einzelnen und seine Neigung mitbestimmend sein können. All diese Erwägungen sind jedoch der Hauptforderung gegenüber von untergeordneter Bedeutung. Was ausscheiden müßte, wären sportliche Auswüchse mit dem bloßen Ziel der Rekordleistung.

Man hat hier und da die Frage aufgestellt, ob der Staat wirklich die Pflicht hat, für das körperliche Wohl der Jugend auch außerhalb der Schulräume zu sorgen bzw. über demselben zu wachen. Der aus der Not der Zeit sich ergebende Zwang gibt die Antwort selbst und wirft alle Bedenken über den Haufen. Wenn der Staat ein Interesse daran hat, die zu ihm Gehörenden nicht in Unwissenheit aufwachsen zu lassen, sondern ihren Geist zu schöner Blüte zu bringen, so muß sein Interesse an dem körperlichen Gedeihen ein ungleich größeres sein; denn es betrifft eine Existenzfrage des ganzen Volkes. Und ein geistiges Gedeihen ist zudem nur auf gesunder körperlicher Grundlage möglich. Auf die sich hier aufdrängenden Parallelen aus der geschichtlichen Überlieferung anderer Völker, denen die körperliche Tüchtigkeit der Jugend höchstes Ziel war, sei hier nicht eingegangen. Es will uns aber scheinen, daß schon die Tatsache des Schulzwanges auch die Verpflichtung der Sorge für das körperliche Wohl in sich birgt. Wenn mit der Reifeprüfung sich die Tore der Schule hinter unsern höheren Schülern schließen, so haben sie einen ansehnlichen Teil ihrer Lebenszeit in voller Abhängigkeit von jener verbracht. Denn mit ganzem Nachdruck bestimmte die Schule auf Grund staatlicher Verordnungen die Lebensweise des Schülers bezüglich der Einteilung des ganzen Tages. Ein Mitbestimmen des Elternhauses war im wesentlichen ausgeschaltet. Bedenkt man, daß die Schuljahre aber gerade die Zeit der körperlichen Entwicklung sind, die ausschlaggebend für den gesundheitlichen Werdegang des weiteren Lebens sind, so drängt sich die Schlußfolgerung der staatlichen Fürsorge auch als einer moralischen Pflicht von selbst auf. Damit die Entwicklung des jugendlichen Körpers durch die einseitige geistige Tätigkeit, durch das fünf- bis

sechsstündige tägliche Sitzen in den Schulräumen mit den dazu gehörenden häuslichen Vorbereitungsstunden nicht gehemmt wird, sind Gegengewichte zu schaffen. Schon vor dem Kriege fehlte es nicht an gewichtigen Stimmen auch aus dem Lager der Unterrichtsverwaltungen selbst, die für die Regelung aller der körperlichen Entwicklung der Schuljugend dienenden Unternehmungen durch die Schule selbst eintraten. Heute sind diese Forderungen unabweislich geworden.

Zum Schluß noch einige Worte über die Anpassung der Schulpläne an die klimatischen Bedingungen unseres Winters. Dieselben sollen jedoch nur Hinweise sein. Der eingehenden Durchprüfung bliebe es vorbehalten, im einzelnen festzustellen, auf welchem Wege man am besten ans Ziel gelangen kann. Man möge sich jedoch stets vor Augen halten, daß die Gesundung und Erstarkung unserer Jugend wichtig genug ist, um auch einige Unbequemlichkeiten oder Verzichte in den Kauf zu nehmen. Und wenn schlimmsten Falles der Unterrichtsstoff im Winter zugunsten eines vermehrten Aufenthaltes im Freien etwas beschnitten wird, so wäre dies auch kein Unglück. Unsere bisherige Auffassung, den Winter als die Hauptarbeitszeit des Schülers anzusehen, war eben falsch und für seine Gesundheit höchst nachteilig. Im übrigen ist noch nicht einmal gesagt, daß eine ins Gewicht fallende Einbuße an Wissen nötig ist. Wir schleppen noch immer so manchen Ballast in unsern Lehrplänen mit, dessen Wegräumung höchst segensreich und als wertvoller Zeitgewinn zu begrüßen wäre.

Ebenso würden sich die vorzunehmenden Änderungen der Tagespläne wahrscheinlich gar nicht einmal als so wesentlich herausstellen. Bei einem Beginn des Unterrichts um 8 Uhr morgens würde man unter Einhaltung von Fünfminutenpausen und einer Hauptpause von 10 Minuten 4 Kurzstunden von je 45 Minuten Dauer auf den Vormittag legen können und dabei einen Schlußtermin von 11 Uhr 20 Minuten erzielen. Der so entstehende Verlust an Stunden müßte unter tunlichster Einschränkung der Klassenpensen durch Nachmittagsunterricht an zwei oder drei Tagen von 4 Uhr an ausgeglichen werden. An diesen Tagen sollte alsdann die häusliche Vorbereitung ausgeschlossen sein, was sich durch Verzicht auf Hausaufgaben für den folgenden Tag ermöglichen ließe. Im Sommer machen die günstigeren klimatischen Bedingungen und die längeren Tage besondere Maßnahmen zur Erzielung eines genügend langen Aufenthalts im Freien kaum nötig, wenn man nicht mit dem ungeteilten Unterricht überhaupt brechen will.

Läßt man die Anregungen und Beschlüsse mehrerer großer Gymnasiallehrervereine während der Kriegszeit zur Richtlinie dienen, so wäre man bereits auf dem besten Wege, etwaige Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. „Die wissenschaftliche Ausbildung betrachtet als ihre Hauptaufgabe die Erziehung zum geistigen Arbeiten, nicht die Aneignung eines umfangreichen Wissensstoffes." Dieses Ziel ist auch unter Einschränkung der Hausaufgaben zu erreichen. Eine geistige Verflachung ist nicht zu befürchten, wenn der Unterricht selbst mit allem Nachdruck ausgenützt wird, und eine Erhöhung der Anforderungen an die geistige Betätigung des Schülers in der Unterrichtsstunde wäre nur zu begrüßen. Um diejenigen, die solchen vermehrten Anforderungen nicht gewachsen sind, weil ihnen die für ihre mühselige Vorbereitung nötige Zeit fehlt, wäre es nicht schade. Es

wäre keineswegs bedauerlich, wenn die Ziffern des Schulbesuches in den oberen Klassen unserer höheren Schulen etwas zurückgingen. Schließlich wird die Güte des Unterrichts auch von selbst gewinnen, wenn die qualvolle Länge von fünf bis sechs hintereinander liegenden Schulstunden aufhört und einer Einteilung Platz macht, die auf die Leistungsfähigkeit jüngerer Menschen Rücksicht nimmt. Aus langjähriger Erfahrung kann ich feststellen, daß die Leistungen der Schüler bei einer Verkürzung der Schulzeit am Vormittag weit hochwertiger werden. Unter Anwendung des Grundsatzes einer Zweiteilung des Unterrichts auf den Vor- und Nachmittag hat das Fridericianum zu Davos bei gleichzeitiger voller Ausnützung des Klimas in den 43 Jahren seines Bestehens auch die offensichtlichsten geistigen Erfolge erzielt, obwohl die weitaus meisten seiner Zöglinge es bereits erkrankt oder körperlich geschwächt aufsuchten.

Unsere Zeit ist arm an Hoffnungen, und tiefes Dunkel lastet nicht nur auf der Gegenwart, sondern auch auf der Zukunft. Eine Besserung können wir nur von einem starken künftigen Geschlecht erwarten. Zu diesem unsere Jugend zu erziehen, sei unsere heiligste Aufgabe.



Stille Stunde · Von Rudolf Paulsen

Ich möchte mein Ohr nun legen
Ans Herze der Natur
Und horchen seinen Schlägen
Und lesen Gottes Uhr.

Ich möchte dem Atem lauschen,
Der in der Erde dröhnt,
Des Meeres tiefstem Rauschen
Und was es Heiliges tönt.

Ich möchte das All befragen
Nach Lebens und Todes Sinn;
Es soll mir Mutterworte sagen,
Mir sagen, wer ich bin.

Ich möchte hinübergehen
Leise und schön wie ein Kind,
Ich möchte ganz sanft verwehen
Wie singender Abendwind.



Doch von morgen an — —
Von Paramon Baburin

1. Rückgrat

Doch von morgen an soll es anders werden.

Die halbe Nacht hatte er wieder wach gelegen und gehaßt, den Mann gehaßt, den zu lieben er schon seit einer Reihe von Jahren sich vergeblich bemühte.

Es mußte anders werden. Lieber draußen in der Provinz ein bescheidenes Amt verwalten, als täglich diesen eiskalten Hochmut, diesen in karikiert vollendete äußere Formen gekleideten Sarkasmus, dieses unbesiegbare Besserwissenwollen, dieses gottesgnadentümliche Gehaben, diese jämmerliche haarspaltende Kleinlichkeit, diese stierköpfigen schulmeisternden Wortschindereien, diese geradezu läppische Logik zu ertragen, die auf Schrauben noch Stelzen stülpt und nicht zufrieden ist, ehe sie nicht jede Frage hundertmal bespeichelt und durchgekäut hat, um schließlich, nach schmählich vertanem Aufwand, mit einer Zwangsidee, die stets den Nagel neben den Kopf trifft, den lahmen Ausschlag zu geben.

Als Arbeit vieler Tage und mancher durchwachten Nacht hatte er dem Minister den Entwurf vorgelegt. In kurzen packenden Sätzen war die verwickelte Sachlage mit Auffassung und Gegenauffassung, Beispielen und Gegenbeispielen vorgetragen und akademisch und praktisch gezeigt, welche Entscheidung getroffen werden müsse.

Schon nach einigen Stunden stellte der Chef ihm das Schriftstück wieder zu, sprachlich durchkorrigiert wie ein Schulheft, mit Randbemerkungen versehen und mit dem Ersuchen um gefällige Rücksprache. Genau das Gegenteil wollte der Minister. Die ganze Arbeit war für die Katze. Der Referent hatte sich auch diesmal, wie so oft, wieder zu fügen. Nicht einer höheren Einsicht sich zu beugen galt es, dies hätte er gern getan. Nein, den Windungen einer Rabulistik sollte er folgen, an der nicht ein einziger echter Faden war. Und dies in einer Angelegenheit, die er seit langem durchaus beherrschte, während sie dem Minister bis vor kurzem ganz und gar fremd war.

Von einer sachlichen Erörterung keine Rede. Niemals. Völlige Verschlossenheit. Stahlpanzerung. Ein dicker Schädel, von dem alles abprallte. Hauptwaffe brütendes Schweigen, zum Schluß die Brutalität eines beschränkten Werkmeisters.

Doch diesmal sollte es anders kommen! Diesmal wollte er nicht, wie so oft, wie so viele seiner Kollegen, den von allen mit Inbrunst gehaßten Mann, der sich auf Gerechtigkeit und Sachlichkeit soviel zugut tat und beides nicht besaß, diesmal wollte er ihn nicht mit kaltem Schweiß auf der Stirn, mit zitternden Händen, Zornestränen in den Augen und Schmach der Ohnmacht im Herzen verlassen. Diesmal wollte er sich endlich, endlich entladen.

Zur befohlenen Stunde fand er sich beim Minister ein. Man nahm Platz. Der Minister schwieg. Den im Schweigen liegenden Vorteil pflegte er niemals

zu versäumen. Dies zwang den Referenten, sich auszubreiten. Kleine Pausen im Vortrag sollten dem Minister Gelegenheit zur Stellung geben. Doch der schwieg. Mit Wärme und Überzeugungskraft verteidigte der Referent seine Position. Der Minister schwieg.

Nach Beendigung des Vortrages schob der Minister den Unterkiefer schräg empor und sagte mit hohler Stimme:

„Sie haben gesagt, eine andere Entscheidung als die von Ihnen angegebene könne nicht getroffen werden. So haben Sie auch in Ihrem Entwurf geschrieben. Ich nehme an, daß Sie mit dieser Äußerung der Entscheidung, die ich zu treffen haben werde, nicht haben vorgreifen wollen. Meine Entscheidung ist der im Entwurf vorgesehenen entgegengesetzt. Die hierfür obwaltenden Gründe in überzeugender Weise darzustellen, ist die Sache des Referenten, also die Ihrige. Ich will Ihrem so ausgestatteten neuen Vortrag bis morgen nachmittag um fünf Uhr entgegensehen, da ich um sechs Uhr auf zwei Tage verreise. Guten Abend!"

„Exzellenz!" sagte der Referent und trat dem Minister einen Schritt näher. Jetzt war die Stunde da oder nie. „Exzellenz!"

„Haben Sie noch etwas?" fragte der Minister, der schon unter der Tür seines Arbeitszimmers stand.

„Exzellenz! Ich — — ich — — ich — — ich werde den neuen Entwurf bestimmt schon bis morgen mittag zwölf Uhr vorlegen können."

Doch von morgen an — —

2. Der Nerzpelz

Doch von morgen an soll es anders werden.

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Schlaflose Nächte hatten ihm diese Erkenntnis gebracht.

Soweit er zurückdenken konnte, war er ein Egoist gewesen. Ich, ich, ich war sein zweites Wort. Nur sich selbst hatte er gelebt. In der Verödung. Dies sollte anders werden. Wonnig, wonnig sollte es werden. Genau so wie er es heute nacht gesehen und geschrieben hatte. Er holte die Blätter und las mit tiefer Befriedigung:

„Eisig kalt war es Unter den Linden. Der Wind schnob in Stößen und jagte blitzende Kristalle durch die Luft. Der Schnee knirschte und ächzte. Der Abend dämmerte heran. Die ersten Laternen leuchteten auf. Alles Leben schien von der Straße geflohen zu sein. Nur zwei Schutzleute in riesigen Mänteln, mit Oberkähnen von Stiefeln. Da und dort ein tiefvermummter Passant, der einem unbekannten Ziel eilend zustrebte. Vor Kranzler heulte ein Hund nach dem verlorenen Herrn.

In den Nerz gehüllt, den Kragen hochgeschlagen, die Fellmütze über den Ohren, den Hals mit seidenem Foulard verwahrt, Hände und Unterarm mit gefütterten Handschuhen, Pulswärmern und langen Überhandschuhen geschützt, so schritt Edwin unbekümmert dahin, dem Restaurant Hiller zu, wo die Freunde ihn zum Diner erwarteten.

In die Pforte des Eckhauses genistet, die schmächtige Gestalt eines zwölfjährigen Knaben, zitternd vor Kälte, in dürftigen Kleidern, Gesicht und Hände

frostblau. Das Kind hielt Edwin eine Schachtel Streichhölzer entgegen und stammelte Unverständliches. Die verklamten Beinchen taumelten. In diesem Augenblick verhüllte eine wirbelnde Schneewolke alles Sichtbare, den Knaben, die Häuser, die kahlen Bäume, die Laternen, deren Lichter nur noch zu glimmen schienen."

Und er las weiter, wie Edwin dem Knaben den ganzen Vorrat von elf Schachteln abkauft. Wie er nicht zu den Freunden geht, sondern zurückkehrt nach Hause mit dem kleinen Mann. Wie die Haushälterin auf sein Geheiß den Knaben atzt und tränkt mit Butterbrot und Milchkaffee. Wie sie das Kerlchen auskleiden und schlafen legen. Wie Edwin seinen Schützling von dem rohen Vormund befreit. Wie er ihn zu einem tüchtigen Menschen erziehen läßt. Wie Edwins Hunger, Gutes zu tun, immer größer wird. Wie der ererbte Mammon ihm und vielen zum Segen gedeiht. Wie aus dem Brachfeld Lebenswerte hervorsprießen und Glück und unendliche Befriedigung. Dieser Edwin war er selber. Diesem Edwin wollte er gleichtun. Und heute beginnen.

Solchen Vorsatzes voll verließ er das Haus.

Eisig kalt war es Unter den Linden. Der Wind schnob in Stößen und jagte blitzende Kristalle durch die Luft. Der Schnee knirschte und ächzte. Der Abend dämmerte heran. Die ersten Laternen leuchteten auf. Alles Leben schien von der Straße geflohen zu sein. Nur zwei Schutzleute in riesigen Mänteln, mit Oberkähnen von Stiefeln. Da und dort ein tiefvermummter Passant, der einem unbekannten Ziel eilend zustrebte. Vor Kranzler heulte ein Hund nach dem verlorenen Herrn.

In den Nerz gehüllt, den Kragen hochgeschlagen, die Fellmütze über den Ohren, den Hals mit seidenem Foulard verwahrt, Hände und Unterarm mit gefütterten Handschuhen, Pulswärmern und langen Überhandschuhen geschützt, so schritt Edwin unbekümmert dahin, dem Restaurant Hiller zu, wo die Freunde ihn zum Diner erwarteten.

In die Pforte des Eckhauses genistet, die schmächtige Gestalt eines zwölfjährigen Knaben, zitternd vor Kälte, in dürftigen Kleidern, Gesicht und Hände frostblau. Das Kind hielt Edwin eine Schachtel Streichhölzer entgegen und stammelte Unverständliches. Die verklamten Beinchen taumelten. In diesem Augenblick verhüllte eine wirbelnde Schneewolke alles Sichtbare, den Knaben, die Häuser, die kahlen Bäume, die Laternen, deren Lichter nur noch zu glimmen schienen.

Jetzt das neue Leben beginnen wollen hieß: einen Überhandschuh und Handschuh mühsam ausziehen, fünf Knöpfe des Pelzmantels öffnen, das über die Brust gekreuzte Foulard entknoten, den Geldbeutel ziehen, blind eine passende Münze ertasten und während aller dieser Handlungen und bis zum Wiederaufbau der ganzen Herrlichkeit die Eleganz und die Gesundheit den Atmosphärilien preisgeben, der Kälte, dem Schnee, dem wirbelnden Wind.

Dies war zu viel. So hatte er nicht gewettet. Er sah an dem Knaben vorüber und ging stracks weiter. Gleich darauf bugsierte ihn der aufmerksame Pförtner durch das Drehkreuz ins helle und warme Zimmer.

Doch von morgen an — —

3. Nachtgedanken

Doch von morgen an soll es anders werden. Er wird arbeiten.

Wundervolle Gedanken waren ihm in der Nacht gekommen, hatten ihn förmlich überströmt.

Da saß er jetzt am Schreibtisch.

Erst Sammlung! Sammlung!

Mit Genuß zündete er eine Zigarette an. In der unbewegten Luft stieg der bläuliche Rauch auf und legte sich als schmale Wolke in Kopfhöhe vor den großen Bücherschrank. Eine seltsame Erscheinung, des Nachdenkens wert.

Wie erwachend endlich griff er nach dem Papiermesser, schnitt sorgsam aufgeschichtete Bogen in Hälften und schichtete von neuem. Ein Häuflein schwand, das andere wuchs.

Dann spitzte er sechs Bleistifte. Das mußte reichen für den ersten Tag, ohne Wiederholung der Prozedur.

Darauf numerierte er die Blätter. Es waren, wie er gewollt, genau hundert. Als er sie durchsah, entdeckte er, daß einigen Zahlen Punkte beigesetzt waren. Andere hatte er mit Haken unterstrichen. Er stellte Gleichmaß her, Blatt für Blatt, schichtete wieder und nahm einen Bleistift in die Hand.

Halt! Zuerst noch eine Zigarette!

Plötzlich empfand er eine Störung. Geordnete Gedanken waren nur möglich, wenn ringsum Ordnung herrschte. Die Platte des Schreibtisches war beladen in buntem Wirrwarr mit Büchern, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, Briefen, Notizblättern, Photographien, Schachteln, Schalen, Kästchen, Tand. Unmöglich! Er räumte auf und verteilte den Überschuß der Dinge auf anderen Möbeln.

Jetzt an die Arbeit!

Eine Wespe kreuzte durchs Zimmer. Ihr Summen bereitete ihm Schmerz. Er öffnete ein Fenster und jagte sie hinaus. Dies dauerte lange. Als er endlich das Fenster schloß, waren etliche große Fliegen eingedrungen, die draußen in der prallen Sonne gespielt hatten.

Und die Jagd wiederholte sich. Es wurde ihm voller Erfolg. Doch der kleine Schuh von Meißener Porzellan verlor den Absatz. Er besserte den Schaden mit Syndetikon aus. Ein Tropfen des hartnäckigen Klebers fiel fadenziehend auf die grüne Decke des Schreibtisches. Das abschabende Messer vergrößerte den Fleck. Er klingelte heißes Wasser herbei und bearbeitete Decke, Messer und Hände, um alle Spuren des Unfalles zu vertilgen.

Dies gelang ihm nur halb. Wie sahen seine Hände aus! Er holte aus dem Schlafzimmer das inhaltreiche Behältnis für Exterikultur und brachte seine Finger mit Nickel- und Elfenbeininstrumenten und Kaloderma wieder in menschenwürdige Verfassung.

Dann nahm er den Bleistift zur Hand — —

So oft die Haustür zugeschlagen wurde, rüttelte der Luftstoß an seiner Tür. Es störte ihn unsäglich. Nach längerer Untersuchung konnte er den Übelstand durch Einschieben von Papierbäuschen in den Türanschlag abstellen.

Endlich an die Arbeit!

Zweimaliges Klingeln kündete die Ankunft der Mittagszeitung.

Schon so spät? Er holte die Zeitung herauf. Das eingeklemmte Papier fiel herunter. Er brachte es mit vieler Mühe wieder an. Er durchflog die Zeitung. Nichts Neues.

Den Stift zur Hand — —

Der Gong rief zu Tisch. Der Vormittag war hin. Heute nachmittag aber — — Nach anderthalbstündiger Mittagsruhe saß er wieder am Schreibtisch. Er setzte den Bleistift an — —

Kinder fuhren auf Rollschuhen über den Bürgersteig. Nicht am Haus vorüber, sondern hin und her. Das rollte, rollte, rollte. Natürlich wieder die drei Mädel von nebenan. Wie sie zwitscherten! Unerträglich! Unmöglich sich zu konzentrieren! Er wartete. Nach einer Stunde verzogen sich die Missetäterinnen.

Endlich an die Arbeit!

Frische Luft war ihm nötig. Er öffnete das Fenster. In breiten Schwaden drang Dunst und Rauch kochenden Asphalts zu ihm herein, denn drüben wurde eine neue Straßendecke gelegt. Zu mit dem Fenster! Doch der Geruch blieb und die bittere Störung seines Gemütes.

Er brach eine neue Schachtel Zigaretten an. Es klopfte. Der Tee wurde gebracht und Zwieback. Er schlürfte und knabberte. Dann klemmte er die Papierbäusche wieder ein und ergriff den Bleistift.

Ehe er ihn ansetzte, schaute er sich um. Etwas störte ihn noch. Glückselig entdeckte er schon nach einer halben Stunde, daß einer der Kunstdrucke schief an der Wand hing. Er verbesserte den Fehler. Jetzt war das Nachbarbild übereck. Immer das eine oder das andere. Nie stimmte die Achse. Er holte den Maßstock und begann zu messen. Es war zum Verzweifeln. Er hing alle Bilder um und holte zur Nagelung Hammer und Beißzange. Ein seinem Hausfleiß entstammendes Loch in Tapete und Wandverputz flickte er mit zusammengeknetetem Brot und tönte die Stelle mit Pastellstiften. Der Fleck verschwand.

Mit dem Hammer schlug er sich heftig auf den Daumen. Es blutete. Mit Leukoplast, Verbandwatte und Leinwand wurde der Finger versorgt. Feierabend! Die Asphaltarbeiter verschwanden. Es wurde Ruhe draußen. Endlich!

Er ergriff den Bleistift — —

No— Na— Ko— Ko— Nowa— Kowa— Ko— tni—ski — wie hieß doch die Dame in Arosa? Ach was, das ist doch gleichgültig! An die Arbeit!

Na— No— Ko—, war's nicht Kowalski? Nein! Doch! No— Na—, ich hab's: Nowotny! Famos, jetzt ist die Seele frei. Nein, Nowotny ist's nicht. Also von neuem No— Ka— Na—Na— Ka— So—So— Sto— Smo—, allmählich kommt's: Bo— Ba——, endlich: Swoboda! Triumph!

Der Gong rief zum Abendessen.

Dann war er wieder am Schreibtisch. Er zog die Fenstervorhänge dicht zu. Wie war's mollig, daher eine Zigarre.

Die elektrische Lampe leuchtete nicht recht. Er wechselte die Glühbirne. Jetzt ging's besser. Im Bücherschrank gähnte eine Lücke. Ein Band Grillparzer

fehlte. Er suchte ihn. Erst nach geraumer Zeit fand er den Flüchtling bei Calderon. Wer hatte da wieder gekramt?

Der Fleck an der Wand erschien aufs neue. Stifte her zur Retusche! Kalte Füße stellten sich ein. Dagegen half die Reisedecke. Bald war ihm wieder behaglich.

Endlich war's erreicht.

Er begann zu schreiben.

— —

Fünfunddreißig Jahre später fanden die Erben im Schreibtisch des teuern Mannes einen Umschlag, auf dem in festen Zügen geschrieben stand: Literarischer Nachlaß.

Mit Wehmut und Andacht öffneten sie. Der Umschlag enthielt hundert mit Seitenzahlen versehene halbe Bogen in Kanzleiformat.

Auf dem ersten Bogen stand, mit Bleistift geschrieben und doppelt unterstrichen das Wort:

Nachtgedanken!

Im übrigen waren sämtliche Blätter leer.



Junge Frau

Von Hedwig Forstreuter

Sie geht nicht mehr mit leichtem Schritt,
Bleibt oftmals müde atmend stehn,
Dem Schmetterlinge nachzusehn,
Der spielend um die Weide glitt.

An manchem Beete stockt ihr Fuß,
Und ihre Lider sinken tief . . .
War das ein Vogel, der da rief,
Wie einer Geisterstimme Gruß?

Lockt Leben, warm und sonnbeglänzt,
Schon Dasein, das noch träumend ruht,
In ihr die zagen Schläge tut,
Vom Urgeheimnis dicht umgrenzt?

O Wunder, hochgeweihtes Sein,
So blühend durch die Welt zu gehn,
Vertraut mit jeder Ähre Wehn,
Mit jedem Blatt am Straßenrain.

Zu wissen, wenn die Schwalbenbrut
Sich wagt von dem vertrauten Nest,
Hält sie ihr Kind im Arme fest
Und atmet Frieden, lind und gut.





Heimwärts — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Arbeiter und Sozialisierung

Von Kurt Schuder

Die sozialistische Lehre ist letzten Endes ein Ringen um die Seele des Arbeiters. Es ist ihr gelungen, diese von ihr viel umworbene Seele einzufangen.

Wir erleben nun heute den historischen Augenblick, dessen Tragweite sich noch gar nicht überblicken läßt, daß der Kapitalismus ernstlich anfängt, auch seinerseits um die Seele des Arbeiters zu werben. Wenigstens beginnt er einzusehen, daß dieses von ihm vernachlässigte Gebiet vielleicht sein wichtigstes Arbeitsfeld für die Zukunft wird. Der „wissenschaftliche“ Sozialismus verspricht dem Arbeiter goldene Berge, die er nicht schaffen kann, verheißt ihm Erfüllung von Idealen, in deren Wesen es liegt, daß sie nie erfüllt werden können, kurz, lockt ihn in ein Nichtwirklichkeitsland. Der Kapitalismus, die erfolgreichste und zugleich wirklichkeitsstrengste Weltanschauung, hat keinen Platz für idealistische Traumgespinste. Er wird daher dieselbe Strenge und Nüchternheit auch an die Arbeiterschaft heranbringen.

Wie steht nun der Arbeiter den Betrieben gegenüber, die „seinetwegen“ sozialisiert werden sollen, und was ist ihm die Sozialisierung? Der Arbeiter hatte bis jetzt das Gefühl des Ausgebeutetwerdens; der Betrieb und der Betriebsinhaber ist ihm heute noch der F e i n d, den er in seiner jetzigen Gestalt vernichten muß. Der deutsche Betriebsleiter, für ihn der Kapitalist, ist ihm ein verhaßterer Feind als der französische Genosse, der ihm eine Kugel durch den Kopf schickt oder ihn arbeitsunfähig macht. Denn er denkt, daß sein französischer Genosse dies nur auf den höheren Befehl des Kapitalismus tut, und daß der Genosse trotzdem sein Freund ist. Er hat zu dem Betrieb meist nur das Verhältnis als zur Futterkrippe; dazu kommt das Gefühl der Verbittertheit, zu den Beiseitegeschobenen zu gehören, das Gefühl der proletarischen Existenz, die nichts ihr eigen nennt. Zu alledem tritt die Einpeitschung durch die sozialistische Lehre und ihre Agitatoren, die vom echten Sozialismus überhaupt nichts wissen. Dem Durchschnittsarbeiter erscheint daher die Sozialisierung als der Hauptschlag gegen den verhaßten Kapitalismus, den er dadurch in seinem Herzen zu treffen glaubt, sodann als das Hauptmittel, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern, also als Lohnkampf. Er bleibt demnach an der allergröbsten Oberfläche hängen, was ja auch durchaus erklärlich ist; den Kern des Problems sieht er nicht.

Und hier setzt nun die Arbeit ein. Zwei Aufgaben sind es, für die Lösungen gefunden werden müssen, eine i d e e l l e und eine m a t e r i e l l e. Sie münden ein in eine Gesamtaufgabe: W i e i s t d i e f e i n d l i c h e o d e r g l e i c h g ü l t i g e S t e l l u n g d e s A r b e i t e r s z u m B e t r i e b e a b z u l ö s e n i n e i n e i n t e r e s s i e r t e? Es steht heute so: der Betrieb vermag dem Arbeiter nur seine Handarbeit abzugewinnen; alle anderen Kräfte in ihm liegen brach. Diese Kräfte gilt es zu gewinnen und nicht nur für den Betrieb dienstbar zu machen.

Eine der stärksten Triebfedern im Menschen, vielleicht die stärkste, ist das „Interesse an der Lieferung“. Dieses Interesse zu wecken, ist die Hauptsorge aller Sozialisierungsausschüsse. Einerseits soll der Betrieb den Arbeitern nicht als ihr Eigen überantwortet werden, andrerseits soll die seelenlose Gleichgültigkeit Platz machen einem inneren Interesse für den Betrieb. Es soll also jemand für etwas, was ihm nicht gehört, ebenso interessiert werden, als ob es ihm gehörte. Wie soll das ermöglicht werden?

Man will die Kleinaktie schaffen. Glaubt der Kapitalismus wirklich, daß er hiedurch die seelische Haltung des Arbeiters dem Betriebe gegenüber derart umgestalten kann, daß der Arbeiter nun als für „seinen“ Betrieb das Interesse des Mitbesitzers betätigt, daß er sich nun als Mitbesitzer fühlt? Zunächst kommt als ein sehr erschwerender Umstand in Betracht, daß die Kleinaktie unter dem Zwange geboren ist und zu spät erscheint (ähnlich wie es auch mit dem Dreiklassenwahlrecht war). Sie hat also allen sittlichen Wert verloren, der nur in dem freiwilligen Anerbieten liegt; sie wird mithin nicht den geringsten Eindruck auf den Arbeiter machen, ist ja wohl auch ziemlich einmütig von ihm abgelehnt worden. Der Arbeiter überlegt, daß, wenn der Kapitalismus unter Zwang ein bisher strenges Vorrecht aufgibt, es diesem wirklich sehr schlecht gehen muß; und man muß zugeben, daß hier der Kapitalismus, der sonst die Möglichkeiten recht fein abwägt, lediglich eine Verbeugung gemacht, die Dinge rein von der Außenseite gesehen hat. Der Arbeiter sagt sich ferner, daß mit einer solchen Aktie der Kapitalismus seine eigenen Geschäfte besorgt; er soll auf diese Weise, da er nun selbst Kapitalist wird, mit dem Kapitalismus ausgesöhnt werden, andrerseits mit seinem Gelde eine fremde Sache stützen. Diese so künstlich geschaffene Kleinaktie wird stets ein äußerliches Mittel bleiben, da hauptsächlich der psychologische Moment verpaßt ist. Der Arbeiter wird die in diesem Sinne gegebene Kleinaktie stets als Geschenk von Kapitalismus' Gnaden empfinden. Sie würde also das Gegenteil der Sozialisierung bedeuten. Der Kapitalismus muß mit ganz anderen Mitteln arbeiten, wenn er die Einstellung des Arbeiters zum Betrieb umschalten will.

Eine solche Umschaltung kann überhaupt nur gelingen auf dem Umweg kultureller und ideeller (nicht wie bisher rein wirtschaftlicher) Voraussetzungen. Um dieser Aufgabe gegenüber dem Proletariat gerecht werden zu können, wird der Kapitalismus der Zukunft freilich als Weltanschauung bedeutend umlernen und sich erweitern müssen. Bei der jetzigen Behandlung der Sozialisierungsfrage wird gesündigt gegen die Natur der Dinge, des Betriebes sowohl wie der Menschen. Beides läßt sich auf die Dauer nicht vergewaltigen.

Was wir zunächst als festen Unterbau brauchen, das ist eine neue Wirtschaftsethik und eine neue Arbeitsethik. Die Wirtschaftsethik läßt sich auf eine ganz kurze Formel bringen: Im Mittelpunkt der alten Wirtschaftspraxis und Wirtschaftstheorie standen die Wirtschaftsgüter, die Konjunktur, der Handelsgewinn, also Sachen. In den Mittelpunkt der neuen Wirtschaft muß der Mensch gestellt werden, insonderheit die Schicht, die fast ausschließlich wirtschaftlich arbeitet — ich sage ausdrücklich wirtschaftlich, nicht produktiv, da jede Arbeit produktiv ist — die Arbeiter. Ich meine dies so: Der Mensch lebt in echter Symbiose

mit den Gütern. Die Güter sind nämlich nicht schlechthin etwas Starres, Totes, sondern erwachen, wenn auch unter der Hand des Menschen, zu wirklichem, ihnen eigentümlichem Leben. Andrerseits wäre der Mensch ohne die Güter nicht lebensfähig. Nun wurde den Gütern vor dem Kriege eine maßlose Überschätzung entgegengebracht, den Menschen eine ebensolche Unterschätzung. Dieses Mißverhältnis hat der Krieg unbedingt zugunsten des Menschen zurechtgerückt; wir nähern uns wieder der richtigen Auffassung: das Wichtigste, was es gibt, ist der Mensch. Diese Auffassung muß ebenso in der Wirtschaft durchgreifen; zuerst stehen in der Wirtschaft wie an allen anderen Stellen Menschen mit menschlichen Bedürfnissen und Anliegen; und diese menschlichen Angelegenheiten müssen unter allen Umständen sachgemäß und liebevoll behandelt werden. Es ist erstaunlich, welche sachgemäße und liebevolle Behandlung den Gütern zuteil geworden ist und was durch diese Arbeit aus ihnen herausgeholt worden ist. Mit einem um so gröberen Dilettantismus ist der Mensch behandelt worden. Alle Beteiligten werden jetzt merken, daß unter den vielen Nöten, die jetzt aufschreien, trotz vieler Verzerrtheiten tiefe menschliche Nöte der Grundton aller Verwirrungen sind, der politischen, wirtschaftlichen und sozialen. Es kommt also zuerst der Mensch, dann der Betriebsleiter und Arbeiter, und zuletzt das Wirtschaftsgut.

Auf diesem Boden wächst von selbst eine neue Arbeitsethik empor, von der sich leise Anfänge bereits bemerkbar machen. In der alten Wirtschaft wurde dem Arbeiter seine Arbeit rein äußerlich abgekauft, sie wurde also rein äußerlich verrichtet, oft mit Groll. Dazu wurde die Handarbeit in Deutschland besonders stark unterwertet, Hand- und Fabrikarbeiter wurden recht von obenher angesehen. Dafür rächt sich jetzt der Handarbeiter, indem er ruhig zusieht, wie die Wissenschaft, für die er angeblich immer Interesse hatte, zugrunde geht und der Geistesarbeiter verhungert. Diese äußerliche Bewertung seiner Arbeit hat neben anderem den Handarbeiter wurzellos gemacht. Arbeit ist wesentliche Eigenschaft des Menschen, gehört zu seiner inneren Natur. Die Arbeit im richtigen Sinne packt den Menschen in seinem innersten Sein an, ist geradezu dieses innere Sein, er ist mit ihr verwachsen oder sollte es wenigstens sein, auch wenn es „niedere" Arbeit ist. Wo ist dies dem Fabrikarbeiter gegenüber beobachtet? Wo hat man überlegt, daß die Arbeit so bewertet werden muß, daß auch der Mensch in Anspruch genommen wird, nicht bloß die Hand? Dieses innere Sein wünschte man gar nicht, es war lästig, man wünschte nur die Arbeit, die man kaufte und entlohnte, ohne zu bedenken, daß Arbeit und Mensch eine Einheit waren, daß, wenn man die Arbeit verlangte, man auch den Menschen dazu nehmen mußte. Der Arbeiter gab nicht bloß Arbeit, sondern eine sittliche Leistung; das Werk hätte mit sittlicher Gegenleistung antworten müssen.

Mit diesen Gedanken treffen dann andere zusammen: Wie ist auf dieser Grundlage die Arbeit überhaupt zu bewerten, insbesondere die Handarbeit? Ganz abstrakt, ganz ideal gedacht, wie es der theoretische Sozialismus tut — und es wird sich zeigen, daß der Sozialismus sich auch hier nur um die Theorie kümmert — also ohne daß man auf den Erfolg der Arbeit sieht, ist es tatsächlich gleich, was einer arbeitet, wenn er nur arbeitet, und jede Arbeit, ob es die höchste geistige ist

oder die niedrigste, obwohl solche Werturteile schon gar nicht ausgesprochen werden dürften, ist gleichviel wert. Jeder verrichtet die Arbeit, der er gewachsen, die seinen Kräften gemäß ist. Die mir angeborenen Kräfte sind kein Verdienst von mir; also ist es weder ein Verdienst, ob ich mit schlechten Kräften schlechte Arbeit verrichte, noch mit hohen Kräften hohe Arbeit. Theoretisch ist jede Arbeit gleich. Gegen diese Theorie kann nichts eingewendet werden. Trotzdem ist sie ein Irrtum, so lange man bei der Theorie stehen bleibt. Hinzu kommt ein großer, schwerer Punkt: die angeborenen Kräfte sind nicht das einzige, sondern das zweite ist: „Wer immer strebend sich bemüht.“ Und hier bekommt jede Arbeit Persönlichkeitswert. Nicht alle bemühen sich strebend in gleicher Weise; die Arbeit wird Gradmesser der Persönlichkeit. Denn die Menschen sind nun doch Persönlichkeiten, die ihre Arbeitskraft individuell ausbeuten und mit ihr wuchern, der einzige Wucher, der nicht bestraft wird, so lange die Arbeit selbst nicht als strafbares Vergehen angesehen wird; es gilt also bei der Arbeit das Werturteil, gilt Lob und Tadel, und mit Recht werden für besonders hohe Arbeiten entsprechend hohe Kronen verliehen.

Was aber aus der Theorie zu lernen ist, ist das: Die Arbeit ist tatsächlich Wesenseigenschaft des Menschen, und es ist niemand vorzuwerfen, wenn er ein geringes Wesen hat und danach geringe Arbeit verrichtet. Auch bei dieser Arbeit ist Streben und Bemühen da, starkes und schwaches, wie bei den hohen Kräften; auch die geringe Arbeit hat ihren Adel und ihre sittliche Größe, zumal sie sich oft nur in engen Verhältnissen auswirken kann. Und darum sollte diese Arbeit gerade von den Kreisen der Bildung nicht unterwertig angesehen, es sollte nicht bloß die eigene höhere Arbeit, an der unendlich viel andere Kreise mitgearbeitet haben, nicht bloß die eigene Kraft für wertvoll gehalten werden. Andrerseits ist hier der Platz, der Handarbeit die ihr gebührende Stellung anzuweisen. Handarbeit, streng genommen, gibt es überhaupt nicht; es ist in allen Fällen der Kopf, der arbeitet; die Hand ist bei der Handarbeit nur das Hauptorgan, das ausführende Organ, wie bei der Kopfarbeit der Kopf das ausführende Organ ist. Der Handarbeiter ist heute der Ansicht, daß seine Arbeit schlechthin die wichtigste und wertvollste ist. Dieser Ansicht scheinen ebenfalls viele Kreise zu sein, die nicht die Konjunktur verpassen wollen. Demgegenüber ist zu erwidern, daß die Anhänger des „wissenschaftlichen“ Sozialismus damit ihrer eigenen Theorie untreu werden, die jede Arbeit für gleichwert hält. Im übrigen ist zu bemerken, daß ohne Geistesarbeit Handarbeit überhaupt nicht möglich wäre, daß die Geistesarbeit ein wesentlicher Bestandteil der Handarbeit ist, während diese für die Geistesarbeit nur eine äußerliche Notwendigkeit bedeutet.

Zunächst müssen also diese nicht leichten Voraussetzungen erfüllt werden, ehe überhaupt von einer Sozialisierung der Güter gesprochen werden kann; die Sozialisierung muß aus dem politischen Fahrwasser geleitet, das wirtschaftliche Gebiet zu einem kulturellen erweitert werden. Das erste ist also: Umstellung der Anschauungen.

Beide Parteien, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, müssen sich über die Grenzen ihres Könnens klar werden. Wenn der Arbeitgeber erkannt hat, daß seine Macht

nicht hemmungslos ist, und wenn der Arbeitnehmer einsieht, daß keineswegs alle Räder stillstehen, sobald seine Stärke es will, und daß sowohl diese Stärke wie dieser Wille ebenfalls nicht hemmungslos und unbegrenzt sind: wird hieraus die wirkliche Arbeitsgemeinschaft erwachsen. Der Arbeiter wächst in „seine" Fabrik hinein, und es gilt nun, diesem neuen Verhältnis äußeren Ausdruck zu verleihen. Die äußere Sozialisierung, nach der heute allein gerufen wird, wäre dann nur die natürliche Folge seelischer Umorientierung.

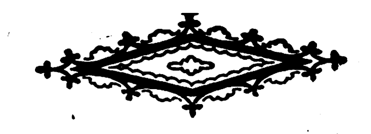
In der Anwendung dieser äußeren Mittel darf dann freilich nicht kleinlich verfahren werden; es muß der Mut aufgebracht werden, neue, kühne Wege zu gehen, auch wenn sie gelegentlich einmal in die Irre führen.

Versuchung

Von Hans Schwarz

Wenn man des Abends durch Ebenen geht
Und der graue Weg mit dem Licht verweht,
Das ein wolkenschwerer Himmel erstickt . . .
Und soweit man blickt:
Nur Dunkel voraus,
Man denkt nicht der Stunde, man denkt nicht nach Haus —
Nur die Finsternis wächst im Gelände;
Schmale Büsche hat sie wie Wächter gestellt,
Die haben an hundert Hände —
Und die Brombeeren drängen wie Tiere so dicht —
Und dann winkt wo ein Licht:
Kann sein, daß einer den Schritt verhält
Und dem Schein sich gesellt . . .

Doch es kann auch sein,
Einer flog wie die Motte schon mitten hinein.
Und geht nun wieder im dunklen Land . . .
Der grüßt nur still das Licht mit der Hand
Und die sich drum sammeln, die andern . . .
Und bleibt Geselle von Nacht und Wind . . .
So trostreich ist es, dunkelwärts zu wandern,
Bis Himmel und Erde zusammenrinnt
Und alle Wege ein Ahnen sind.



Heim ...
Von P. Sperling

Ein kleines Erlebnis möcht' ich festhalten ...

Neulich wartete in einem kleinen Bodenseeort eine Kutsche mit zwei zottigen Bauerngäulen auf die Ankunft des Dampfers. Der Kutscher hatte die Insassen, drei lustige, kleine Mädelchen, die wie verschiedene Ausgaben eines Werks, aber aus etwas feinerem Holz als durchschnittlich Bauernkinder waren, sich selbst überlassen. Da ging es nun recht heiter her in der Kutsche. Ich fragte die kleine Gesellschaft, wen sie erwarteten. „Die Mutter!" hieß es. Nun hätte ich noch gerne erfahren, wo sie zu Hause seien, und fragte, wo sie nachher hinführen. Aber soviel ich fragte, immer bekam ich nur die eine Antwort: „Heim". Und sie schienen maßlos erstaunt zu sein, daß ich nicht wissen sollte, wo denn dieses „Heim" sei. Ihr stattlicher Hof im Wald, den ich später kennen lernte, war ihre Welt, die alles umfaßte, wovon ihr Kinderherz erfüllt war.

Heim! Das Wort gab mir zu denken. Geht es uns Großen eigentlich nicht ebenso? Auch wir leben ein jedes in einer Welt, die nur ein Ausschnitt aus der großen Gotteswelt der Schöpfung ist, aus jener unergreifbar großen, über alle unsere Begriffe reichen und weiten Welt der Sonnensysteme und belebten Erden, der Billionen und Millionen Lichtjahre, Wärmeenergien, Lebewesen. Eng wie der Hof der übermütigen Mädchen pflegt auch unsere Welt zu sein, in der wir leben, schaffen, hoffen, leiden, uns mühen, trachten, die unser Blick umspannt, aus der die Seele ihre Kräfte zieht. Ein jeder lebt in einer Welt, die nach Alter und Geschlecht, nach Land und Volk, nach Stand, Beruf, Anlagen und Umgebung verschieden ist. *Ein jeder ist eine Welt.* Diese Welt ist sein Leben mit seinen Erfahrungen, Zielen und Schicksalen. Wie wenig denken wir doch daran, wenn wir mit Menschen zusammenkommen! Wir würden viel mehr Achtung voreinander haben, wenn wir es täten. *Denn alle diese Welten der Einzelnen sind auf natürliche Weise geworden.* Sie sind ehrwürdig wie der alte Baum, der Jahrhunderten getrotzt hat, wie jedes Denkmal vergangener Zeiten. Sie sind lebendige Denkmale des Lebens, ob sie uns gefallen oder nicht. Wer nicht im tiefsten Herzen für alles Menschliche Achtung empfindet, mag es noch so sehr als Entartung oder Fluch, als entsetzlich und gemein erscheinen, der kennt das Menschenlos nicht.

Heute verstehen sich die verschiedenen Welten nicht mehr. Wir alle haben aber doch einen *gottgewollten Mittelpunkt*, um den wir kreisen sollten: das *Seelische*, die *innere Sonne*, die allem Leben Bahn und Richtung weist und aus den Welten eines Volks und schließlich aus der Menschheit ein *Sonnensystem* zusammenklingenden Lebens machen möchte. Die Welten, in denen wir heute leben, haben die innere Schwerkraft verloren. Sie irren immer weiter ab von ihrer *Seelensonne* ins dunkle Ungewisse. Wir sind nicht mehr „daheim" ...

Werden wir uns wieder auf uns selbst besinnen?

Die Liebe macht uns erst zu Menschen und bindet uns in lebensvollem Hin und Her, in Geben und in Nehmen. Die Welten finden sich in ihre Bahn zurück und, schwingend um die gleiche Sonne, erkennen sie den tiefsten Gleichtakt ihres Seins.

Lassen wir doch die tolle, trunken-geile Jagd nach dem Glück, nach dem Geld! Es ist ja alles Wahnsinn. Es ist der falsche Weg, er verläuft in der Leere. Es ist wirklich wahr, daß die Schätze, die nicht Rost und Motten fressen, allein das Glück verbürgen: das reine Glück der inneren Wärme, das ruhige und unergründliche, das schicksalüberlegene, heldische, herbe Glück. Alle wahrhaft Großen sagen uns das, die Gottseher, die das Weltgeheimnis spürten. Und die Tausende von Einfachen und Stillen haben es erlebt, aus deren Mienen es spricht.

Suchen wir doch wieder ganz gute Menschen zu werden vor allem anderen! Darauf kommt es an. Dann wird ein Frühling über uns kommen, und es wird in uns sprossen, grünen, wachsen, rein und klar werden. Und wir werden reich sein, denn jetzt erst werden uns die Augen geschenkt, den glutenden Geist des Lebens und der Schönheit hinter den Erscheinungen zu schauen. Dann werden wir still und ehrfürchtig und voll des Wunders sein.

Die Liebe ist der Atem Gottes. Und selig ist, wer solches heiliges Feuer in Liebe andern schenken kann!...

Das sind die Gedanken, die das Heim des kleinen Mädchen in mir wachgerufen hat.



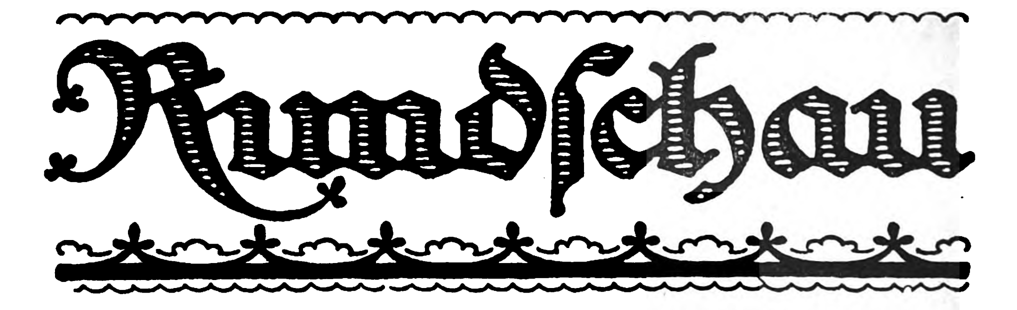
Das Ziel

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Einst suchte ich das Ziel, das meinem Leben
Die stete Richtung gibt,
Und glaubte fest, es würde sich mir geben,
Wenn meines Lebens Frühlingstage kämen,
Und aus den starken Händen würd' ich's nehmen
Des Mannes, der mich liebt.

Jetzt weiß ich es, ich darf nicht länger warten,
Verträumend Tag und Zeit.
Ich nahm mein Ziel mir aus des Lebens harten
Und guten Händen — Pflichten kamen — Pflichten,
Die all mein Denken fordern und mein Dichten,
Und finden mich bereit.





Spengler und Breysig

Das Verfahren, das Spengler anwendet, um zu seiner Untergangsprophezeiung zu gelangen, ist die morphologisch vergleichende Betrachtungsweise des Menschheitsgeschehens. Spengler preist sie als eine neue, von ihm entdeckte Errungenschaft der Geistesforschung. Hier schon hätte die Kritik energisch einsetzen müssen. Denn diese Behauptung, wie oft und herausfordernd sie Spengler auch aufstellt, ist erweislich unzutreffend. Die Methode, deren er sich bedient, war längst vor ihm vorhanden. Fertig und griffbereit, von der zünftigen Wissenschaft allerdings geflissentlich beiseite geschoben, lag sie seit Jahren da. Spengler, muß man demnach wohl annehmen, kannte sie nicht. Was eine solche Feststellung für seine Einschätzung als Forscher bedeutet, leuchtet ohne weiteres ein und ist gleichzeitig in hohem Grade ausschlaggebend für die Gesamtbewertung seines Buches, das dem geistigen Deutschland mit aller Gewalt als ein „Standard-Werk“ der Wissenschaft aufgeredet wird.

Die Idee einer andersgearteten Betrachtungsweise der Menschheitsgeschichte gibt, so wird — und zwar am lautesten und öftesten von Spengler selbst — behauptet, erst seinem Werke die entscheidende Bedeutung.

Als erster rühmt sich Spengler entdeckt zu haben, daß so wie der Einzelmensch auch eine jede Volkskultur, jeder Organismus die bekannten Altersstufen durchlaufen. Aus solchem Gesichtspunkte heraus läßt sich, das ist die weitere Folgerung, überhaupt erst die Struktur der Kulturen erkennen, und diese seine angeblich neu entdeckte Methode bezeichnet Spengler als den Umriß einer Morphologie der Weltgeschichte, und er, Oswald Spengler, schreibt der zukünftigen Geschichtsforschung mit diktatorischer Geste als ihre eigentliche und höchste Aufgabe vor, die einzelnen Kulturen einer solchen Anleitung gemäß morphologisch vergleichend zu betrachten.

Als Spengler mit seiner sensationellen Entdeckung einer „neuen“ Forschungsmethode vor die Öffentlichkeit trat, schrieb man das Jahr 1919. Spenglers Behauptung, er sei bereits 1917 mit der Niederschrift fertig gewesen und die Drucklegung habe sich lediglich durch die Ungunst der Kriegsverhältnisse verzögert, soll ohne weiteres geglaubt werden. Diese Feststellung ändert indessen nichts an der erstaunlichen Tatsache, daß Spengler mit der Verkündung „seines“ Systems längst eroberten und abgesteckten geistigen Besitzstand selbstherrlich für sich in Anspruch nimmt. Hätte er es für der Mühe wert erachtet, sich von dem damaligen Stande der Geschichtsforschung zu überzeugen, wie es eine selbstverständliche, gemeinhin für jede Doktorarbeit unerläßliche Vorarbeitungspflicht ist, so würde er ohne große Schwierigkeiten gefunden haben, daß der Ideengang, den er 1919 mit prahlerischer Gebärde der deutschen Öffentlichkeit unterbreitete, schon mehr als zwanzig Jahre vor ihm durch den Berliner Historiker Professor Kurt Breysig nicht nur bereits in allem Wesentlichen erschaut und durchdacht, sondern in Wort und Schrift gelehrt und fortdauernd entwickelt und ausgestaltet worden ist. Ein augenfälliger Unterschied freilich kennzeichnet beider Vorgehen: während der geistvolle Dilettant Spengler sein vornehmlich auf Fassadenwirkung berechnetes Geistesgebäude

mit fröhlicher Unbekümmertheit ins Blaue hochtürmt und sich nicht scheut, lästige Konstruktionshemmungen hinter prunkvollem Stuckwerk zu verbergen, fügt Breysig mit der Gründlichkeit unbestechlichen Gelehrtentums, immer von neuem wägend, abmessend, die Tragfähigkeit erprobend, Quaderstein auf Quaderstein zum festschließenden Fundament, auf dem langsam und massig sein Lebenswerk emporwächst. Die Etappen des Weges, den er unter sorgsamer Berücksichtigung des in gleicher Richtung bereits Geleisteten, planmäßig durch das Urwalddickicht geistigen Neulands sich hindurcharbeitend, in stets wiederholten mühevollen Vorstößen innerhalb des Zeitraums von 1896 bis 1908 bewältigte, sind für jedermann erkenntlich und nachprüfbar abgepflockt durch die drei Werke, in denen er seine von Spengler lediglich umetikettierte und zum Zwecke einer tendenziösen, allerdings höchst effektvollen Schlußfolgerung — der Untergangsprophezeiung — benutzte oder vielmehr mißbrauchte Methode einer neuen Geschichtsforschung den Grundsätzen nach festgelegt hat: Kulturgeschichte der Neuzeit (1900); Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905); Geschichte der Menschheit (1907).

Das zielbewußte Bestreben dieser Buchfolge (Verlag Bondi, Berlin) ist darauf gerichtet, mit der bisherigen engstirnig starren Ordnung des weltgeschichtlichen Stoffes zu brechen und an deren Stelle eine völlig veränderte Sehweise zu setzen. In der „Kulturgeschichte der Neuzeit", deren erster Teil den bezeichnenden Untertitel „Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung" trägt, wird dem gewaltigen Problem, dessen Aufrollung freilich dem herkömmlichen Mißtrauen eines in seiner Beschränkung sich Meister fühlenden Zünftlertums begegnete, die erste Formung, gleichsam die Rohmodellierung im Ton, gegeben. Der „Stufenbau" bringt sozusagen das System bereits im Gipsabguß. In dieser knappen Abhandlung werden die drei seither benutzten Methoden weltgeschichtlicher Zusammenfassung (der zeitlichen Ordnung, der räumlichen Einteilung und der Gruppierung nach Rassen) für unzureichend erklärt, und es wird eine von überlieferten Vorurteilen befreite vergleichende Betrachtung der Völkerkulturen gefordert. Der Inhalt der „Weltgeschichte" stellt sich demgemäß dar als eine Folge von Zuständen, die sich bei allen Völkern und Völkerteilen im gleichen Nacheinander aufweisen läßt, von der nur die einzelnen Völker sehr ungleich lange Strecken durchlebt haben. Und als leise anklingenden, von Spengler späterhin gröblich ausgeschlachteten Vergleich zieht Breysig das Symbol der Lebensalter heran: Kindheit, Jugend, Manneskraft, Vergreisung. An anderer Stelle und gleichfalls zu einer Zeit, da noch kein Lüftchen unter den morphologischen „Offenbarungen" Spenglers erzitterte, hat Breysig die Geschichtsphilosophie, wie sie ihm vorschwebte, in kurzen Strichen umrissen als die Wissenschaft von dem Wesen und den Regeln des Werdeganges und der Verlaufsabfolgen der Geschichte der Menschheit. „So wie schon seit Jahrzehnten neben der Länderkunde eine allgemeine Erdkunde besteht, die, losgelöst von den räumlichen Zusammenhängen, eine *Formenlehre* der Gebilde der Erdoberfläche darstellt, so muß eine Entwicklungslehre, eine Physik, eine Kinematik der Geschichte, losgelöst von den zeitlichen Zusammenhängen, geschaffen werden, um die Richtung und das Fortschreiten der Entwicklungen menschlichen Gesellschafts- und Geisteslebens, ihre gegenseitigen Beeinflussungen, Kreuzungen, Störungen und Zerstörungen zu beobachten, den Ertrag dieser Beobachtungen unter Regeln zu bringen, *Gesetze der Geschichte zu finden*." Mit dem streng systematischen Aufbau einer solchen *übereuropäischen* „Geschichte der Menschheit" ist dann im Jahre 1907 der Anfang gemacht worden, und zwar ganz folgerichtig von der untersten Stufe der Pyramide her durch eine — um uns der Vokabel des Herrn Spengler einmal zu bedienen — „Morphologie" zunächst der Urzeitvölker roter Rasse.

Muß man nicht staunen, wenn Spengler, der wegen seiner allumfassenden Kenntnisse geradezu mit Überschwang Gefeierte, angesichts dieser Tatsachen ohne Heiterkeit zu erregen aller Welt verkünden darf: „*Ich habe noch keinen gefunden, der mit dem Studium dieser morphologischen Verwandtschaften Ernst gemacht hätte.*" Ist ein Mann, der eine so haarsträubende Unwissenheit gerade innerhalb des Hauptgebietes seines Wirkens be-

kundet, überhaupt als Forscher zu bewerten? Zum ganz besonderen Verdienst rechnet es Spengler sich an, wenn er, wie er glaubt oder doch zu glauben vorgibt, die Betrachtung der Weltgeschichte aus dem einseitig abendländischen Gesichtsfelde herausgerückt wissen will. Aber auch in diesem Kardinalpunkte ist er nichts als der geschmeidige Nachbeter einer längst erhobenen Forderung, die darauf hinausläuft, nicht lediglich „einen westasiatisch-nordafrikanisch-europäischen Ausschnitt aus der Geschichte der Menschheit, sondern diese selbst“ zu geben. Seit über zwei Jahrzehnten hat Breysig immer und immer wieder gegen das zäh eingewurzelte, freilich überaus bequeme Vorurteil ganzer Gelehrtengeschlechter angekämpft: „daß nämlich nur die Vorgeschichte unserer heutigen Gesittung Gegenstand der Weltgeschichte sei.“ Das geistige und handelnde Erleben aller Völker, soweit es von allgemeiner Bedeutung ist, erscheint vielmehr gleich hingebender Berücksichtigung wert, soll nicht das Bild des Ganzen ins geradezu Fälschliche verschoben werden. Denn so wenig man eine Tierkunde nur für Säugetiere oder Amphibien rechtfertigen würde, so wenig eine solche Teilgeschichte der Menschheit. „China, Japan, Alt-Amerika ausschließen ist ebenso richtig, als wenn man einem Astronomen zumuten wollte, sich nur mit unserem Sonnensystem, nicht aber mit den Fixsternen zu beschäftigen.“ Oder dasselbe nun einmal in die posenhafte Rhetorik des um zwei Jahrzehnte später, aber desto anmaßender mit der gleichen Erkenntnis aufwartenden Herrn Spengler übertragen: „Ich nenne dies dem Westeuropäer geläufige Schema, in dem die hohen Kulturen ihre Bahnen um uns als den vermeintlichen Mittelpunkt alles Weltgeschehens ziehen, das ptolemäische Geschehen der Geschichte, und ich betrachte es als die kopernikanische (!) Entdeckung im Bereich der Historik, daß in diesem Buche ein neues System an seine Stelle tritt...“

Es mangelt an Raum, um im einzelnen aufzudecken, bis zu einem wie bedenklichen Grade der Verfasser des Unterganges, der sich allen Ernstes als ein historischer „Kopernikus“ gebärdet, in all dem, was das wirklich Wertvolle, Positive, kurz den eigentlichen Ideengehalt seines Werkes ausmacht, in stärkster geistiger Abhängigkeit steht von einem Vorgänger, dessen Namen sein sonst so redseliger Mund nicht über die Lippen bringt. Oder soll man wirklich und wahrhaftig Spengler so wenig Beschlagenheit zutrauen, daß ihm Breysigs jahrelange Forschungen ganz und gar entgangen sind? Breysig selbst ist ritterlich genug, ihm bewußte Entlehnung nicht vorzuhalten. Zum allermindesten bleibt dann jedenfalls der schwerwiegende Vorwurf bestehen, daß sich Spengler von Anregungen hat befruchten lassen, deren Herkunft nachzugehen sträflicherweise von ihm vermieden worden ist. Gewiß, er hat viel geistvoll Eigenes in fertige fremde Formen gegossen, aber gerade diese Mischung — „dichtende Wissenschaft“ nennt er's in aufblitzender, allerdings gleich wieder verflackernder Selbsterkenntnis einmal — ist von so unerquicklicher Art, daß es in seiner Wirkung auf den zunächst entzückten Genießer nicht unähnlich ist der eines Rauschgiftes, dessen wunderbare Gaukelbilder in der Nüchternis des Erwachens zu grauer, öder, schaler Leere zerrinnen. Man muß demgegenüber die ruhige Sachlichkeit bewundern, mit der Breysig als der in diesem Betracht wohl Berufenste seines Faches es unternimmt, die ganze virtuose Spiegelfechterei des Untergangspropheten Zug um Zug zu enthüllen (Velhagen & Klasings Monatshefte, 35. Jahrg., Heft 9), indem er ihm die gröbsten Mißverständnisse, ärgsten Fehlschlüsse, Irrtümer und Verworrenheiten sonder Zahl nachweist. Es ist im übrigen bei dieser Gelegenheit auch für das größere Publikum vielleicht nicht uninteressant, zu erfahren, daß selbst die düstere Kulturbotschaft Spenglers vom bevorstehenden abendländischen Untergange schon im Jahre 1900 in einer Sonderabhandlung von Breysig ins Auge gefaßt, die verfängliche Parallele zwischen der heutigen und der griechischen Spät- sowie der römischen Kaiserverfallszeit indessen durch den sehr einleuchtenden Einwand abgetan worden ist, daß die antiimperialistische Gegenbewegung unserer Epoche sich so unvergleichlich viel stärker äußere als die ganz kraftlos schwache der entsprechenden antiken Erscheinungsfolgen.

Es handelt sich bei alledem, das einzusehen wird nach dem Gesagten nicht schwer fallen, um mehr als etwa nur einen Rivalitätsstreit. Wie, so muß man sich fragen, war es möglich, daß der ungemein klare Tatbestand nicht unverzüglich und mit aller Entschiedenheit von der Stelle aus, die in erster Linie nicht nur dazu befugt, sondern doch eigentlich schon mit Rücksicht auf ein unkundiges Publikum verpflichtet gewesen wäre — der zunftmäßigen Wissenschaft nämlich — dargetan und so der verwirrenden Wirkung des Spenglerschen Werkes von vornherein die Spitze abgebrochen wurde? Der Eingeweihte freilich, der die Gepflogenheiten unserer ewig Gestrigen aus der Nähe kennt, hat seine Erklärung für ein solches Verhalten, aber er verschweigt sie lieber, um das Ansehen der Wissenschaft vor der Öffentlichkeit nicht gar zu tief herabzusetzen. „Die Neigung der Gelehrten unserer Tage", schrieb Breysig bereits 1907 auf Grund bitterer Erfahrungen im Vorwort seiner Menschheitsgeschichte, „ist so weitem Wollen gänzlich abgewandt. Viele Jahre daranzusetzen, gilt nicht als Beweis wissenschaftlicher, sondern als Zeugnis unwissenschaftlicher Gesinnung." Hat man vielleicht das Unrecht, das hier durch jahrzehntelanges systematisches Totschweigen belangreichster Forschungsergebnisse geübt worden ist, durch die um so wohlwollendere, ja geradezu befremdende Duldsamkeit wieder gutmachen wollen, die man den haltlosen Versuchen eines phantasiebegabten Amateurs vom Schlage Spenglers entgegenbrachte? Wahrlich, es scheint, daß heute mehr denn je im Gebiete der Forschung positive Leistung, stille Arbeit, mühseliges Ringen ohne das Fanfarengeschmetter aufdringlicher Reklame zur Unfruchtbarkeit verdammt ist. Schon rasselt für Spenglers zweiten Band, der im Herbst erscheinen soll, weithin schallend die Werbetrommel über die Lande. Neue „Überraschungen" stellt die rührige Geschäftspropaganda in Aussicht. Schade um eine zweifellos hervorragende Begabung, deren ganze Kraft in einem Brillantfeuerwerk von Geistreichigkeiten verpufft!

Konstantin Schmelzer

Günstige Folgen des Weltkrieges

Von den ungünstigen Folgen des Weltkrieges zu sprechen, ist überflüssig; denn sie treten immer furchtbarer zutage. Es wird lange Zeit vergehn, bis alle Deutschen begriffen haben werden, was der 9. November 1918 für das Schicksal Deutschlands bedeutet.

Aber alles hat seine zwei Seiten; so auch dieser entsetzliche Krieg. Zunächst wird er rein militärisch,[1] also strategisch und taktisch, so lange es denkende Geschichtschreiber geben wird, als eine deutsche Ruhmestat ersten Ranges verzeichnet bleiben. In allem Unglück und Herzeleid wird sich jeder denkende Deutsche sagen dürfen, daß kein anderes Volk der Erde dem deutschen Volke diese gewaltige Leistung hätte jemals nachmachen können: nämlich einem Bündnis von 25 Völkern oder etwa einer Milliarde Menschen, die kriegerisch und politisch glänzend geleitet wurden, siegreich bis zum letzten Augenblicke — und zwar außerhalb der Reichsgrenzen — standzuhalten. Eine unerschöpfliche Quelle der Tröstung und Selbstermutigung fließt aus dieser Erwägung.

Der Krieg wird uns und unseren Nachfahren ein unvergleichlicher Lehrer und Mahner bleiben. Wir haben für seine Lehren bisher unmöglich scheinende Opfer zahlen müssen; nun, einem solchen Lehrgelde muß notwendig auch ein entsprechender Wert innewohnen.

Beginnen wir mit den mehr materiellen Werten. Da bemerken wir mit Genugtuung, daß unsere Landwirtschaft trotz aller Schwierigkeiten und Nöte der Kriegsjahre sich gekräftigt hat: sie ist schuldenfrei geworden, sie hat ihre Hypotheken weitgehend abzahlen können. Was das bedeutet, ist kaum auszusagen. Denn bedenkt man, daß die Landwirtschaft, trotz aller Gegenäußerungen kurzsichtiger oder böswilliger Feinde, die Quelle der Erneuerung und Ge-

sundung des ganzen Volkes ist, daß sie im Gegensatze zu den Knochenmühlen und grausigen Schädelstätten der neuzeitlichen Großstädte den unerschöpflichen Jungbrunnen des deutschen Blutes darstellt, dann erkennen wir deutlich den Gewinn für unsere Zukunft. Nach den Lehren der Marxisten und anderer überwiegend materiell gerichteter Volkswirte zerfällt das Volk in Erzeuger und Verbraucher. Die unselige Entwicklung der Vorkriegsjahre hat die Zahl der Erzeuger furchtbar gelichtet, die der Verbraucher und Verzehrer unerträglich gesteigert. Trotz unserer glänzenden Waffenleistungen wurden wir um den Siegespreis betrogen, weil die Verzehrer die Zahl der Erzeuger so unverhältnismäßig überstiegen. Das wird in Zukunft anders sein; denn wenn auch zwei Millionen deutscher Männer auf den europäischen, asiatischen, afrikanischen Schlachtfeldern gefallen sind, so werden sie auf dem hypothekenfrei gewordenen Lande wieder ersetzt werden.

Es gab in der wissenschaftlichen **Frauenheilkunde** und **Geburtshilfe** ein System zur Vermeidung jener Fälle von Totgeburten oder Zangengeburten, welche durch zu enge mütterliche Geburtswege oder zu starke körperliche Entwicklung des Kindes verursacht werden. Dieses Heilsystem bestand in systematischem Hungern vor der Entbindung. Der Krieg und die durch ihn bewirkte Abmagerung von Mutter und Kind haben dieses System unnötig gemacht. Die Geburtszange wird viel seltener seit dem Kriege angewandt, und es kommen aus dem gleichen Grunde viel weniger Totgeburten zur Welt. Bedenkt man nun, daß diese Fälle meistens Erstgeburten und zwar Knabengeburten waren, so übersieht man eine weite Fernsicht von bedeutsamen Möglichkeiten und Folgen; denn eine der schlimmsten Ursachen unserer Volksentartung war und ist die unterschiedslose Frauenemanzipation. Diese wird stets in erster Linie damit begründet, daß es mehr Frauen gibt als Männer, und daß daher so und so viele Frauen sich ihr Brot infolge erzwungener Ehelosigkeit selber verdienen müssen. Nun ist zwar insofern etwas Richtiges daran, als es tatsächlich mehr Frauen gibt als Männer. Aber dies brauchte nicht der Fall zu sein; denn es werden in deutschen Landen stets ungefähr 106 Knaben auf je 100 Mädchen geboren. Es müßten also entsprechend mehr Männer am Leben bleiben als Frauen. Leider ist dem in Wirklichkeit nicht so; denn von den 106 Knaben kommen viele nicht lebend zur Welt, weil sie stärker entwickelt sind, vor allem größere Kopfdurchmesser haben als die Mädchen und daher schwerer die mütterlichen Geburtswege durchdringen können. Zudem sind die Erstgeburten in der Mehrheit männlichen Geschlechts. Anderseits haben die erstgeborenen Knaben nach Ansicht bedeutender Denker die verhältnismäßig größte Begabung. Es sterben also nicht nur unzählige Knaben bei der Geburt, sondern — und das ist das Schlimmere — die Besten. Diese vielen Besten werden nun, solange das erzwungene Hungern und Darben anhält, dem Leben erhalten bleiben. Wie viele Helfer und Retter mögen unter ihnen heranwachsen? Die Wege der Vorsehung sind meist dunkel und schwer zu übersehn. Hoffen wir, daß hier ein Weg zur Rettung führt!

Eine andere vielleicht noch bessere Wirkung des Weltkrieges haben wir darin zu sehn, daß infolge der gründlichen Entziehung des **Alkohols** während der letzten Kriegsjahre, in der Gegenwart und der nächsten Zukunft ganze Geschlechter deutscher Menschen „alkoholfrei" erzeugt wurden und werden. Ein großer Teil der Aufgaben aller vier gelehrten Fakultäten wird dadurch hinfällig. Denn da die „alkoholfrei" erzeugten jungen Deutschen ein wahrhaftes „Ver sacrum", einen heiligen Völkerfrühling, darstellen, haben die vier Fakultäten eigentlich nichts mit ihnen zu tun: die Ärzte nicht, weil jene gesund erzeugt wurden; die Juristen nicht, weil eine Fülle erblichen Verbrechertums fortfällt; die Gottesgelehrten und Weltweisen nicht, weil jene ohne „Erbsünde", wenigstens ohne Verdummung und Widerstandslosigkeit gegen die Sünde, in diese Welt gekommen sind. Dies darf man in vollem, tiefem Ernste sagen, ohne daß man einen muckerischen „Abstinenzler" darstellt und die Gottesgabe eines Bechers edlen Weines ablehnt. Der ausgesprochene Alkoholismus zerstört nicht nur die individuelle Widerstandskraft gegen geistige und leibliche Sünde, sondern er läßt vor allem die Keimdrüsen entarten. Er be-



wirkt Unfruchtbarkeit oder fördert wenigstens die Neigung zum Wahnsinn, zum Verbrechen, zur Mißgeburt. Werden demnach ganze Geschlechter „alkoholfrei" erzeugt, so bedeutet das ganz unzweifelhaft biologisch und moralisch eine Erstarkung und Auffrischung des Keimplasmas und damit des ganzen Volkes; es bedeutet Stärkung der Wehrhaftigkeit und kriegerischen Tüchtigkeit, der Tatkraft, Entschlossenheit, Mannhaftigkeit, edler Weiblichkeit, Reinigung und Läuterung des Leibes und der Seele, Erhöhung der geistigen Fähigkeiten, der ursprünglichen Fröhlichkeit und Neigung zu allem Hohen und Adligen, zu Gott!

Die Gesundung unseres Leibes und unserer Seele wird auch dadurch gefördert, daß sich Millionen Raucher den Tabakgenuß haben abgewöhnen müssen, weil die in diesem Sinne wohltätige feindliche Blockade unserer Küsten die Einfuhr des Tabaks verhinderte. Die Verhinderung wird gegenwärtig und voraussichtlich noch lange Zeit durch die infolge des Krieges so stark gesunkene Valuta fortgesetzt. Die durch den langen Krieg erzwungene Enthaltung von Kaffee und Tee wirkt ähnlich segensreich.

Weiterhin haben sich Millionen deutscher Männer durch das jahrelange Kampieren unter freiem Himmel abgehärtet und sich ein gesundheitsgemäßes Leben angewöhnt, indem sie früh aufstehn und früh zu Bett gehn lernten. Die ungeheuren Preise für Gas und Brennöl wirken in gleicher Richtung, man schafft bei Tage und meidet das kostspielige Arbeiten bei der Lampe.

Alle diese und ähnliche Wirkungen auf materiellem Gebiete werden aber übertroffen durch geistige und seelische Wirkungen erfreulicher Art. Der Krieg hat unser Volk in unmenschlich strenge Zucht genommen. Er hat gleichsam wie der „Stab Wehe" gewirkt. Und wir wollen ihm diese segensreichen Wirkungen danken.

Wir sind arm geworden an irdischen Gütern und darum zur Einkehr, inneren Läuterung, Buße gezwungen. Und dies wird uns von unaussprechlichem Nutzen sein. Die Armut und das Hungern haben unser Volk wieder beten gelehrt. Wie viele haben vor dem Kriege, wenn sie überhaupt gebetet haben, sich etwas Ernstliches gedacht bei dem Gebete: „Gib uns unser tägliches Brot?" Hand aufs Herz: man hat sich wenig dabei gedacht. Das Brot war ja so überaus billig; in den öffentlichen Wirts- und Gasthäusern pflegte es überhaupt nichts zu kosten. Wie oft haben die Studenten und sicher unzählige andere in den letzten Tagen des Monats in dem Wirtshaus mit dem nichts kostenden, zur allgemeinen Verfügung stehenden Brote den Hunger gestillt und das übrige Mittagessen erspart! Man erwies sich darum nicht schlecht oder unehrlich; denn man blieb dankbar und treu gegenüber dem gastlichen Wirtshause und gab ihm nach dem Ersten um so mehr zu verdienen. Aber im vollen Ernste: die furchtbare Senkung unserer ganzen Lebenshaltung hat mehr gute als böse Folgen. Wir müssen eben weiter arbeiten, sehr schwer arbeiten, wirklich im Schweiße des Angesichts! Und das bedeutet Schaffung neuartiger Werte. Die Abschaffung des Dienstmädchens läßt viele bisher Wohlhabende sich selber die Schuhe putzen, die Zimmer reinigen, Feuer anmachen, wenn man überhaupt Holz und Kohlen dazu hat. Manche verwöhnte Hausfrau geht nun selber einkaufen und lernt, den papierenen, zerfetzten Groschen so und so oft umdrehen, bevor sie ihn auszugeben wagt.

Der Bürger lernt wieder das ehrliche Handwerk und die ehrlich wirkende Hand schätzen. Dadurch entsteht eine wohltätige Ausbalanzierung der Werte, eine organische Rangordnung der Kräfte. Man erinnert sich nunmehr viel anschaulicher, daß der tiefsinnige „Philosophus teutonicus" Jakob Böhme ein Schuster war, ebenso wie der herrliche Meistersinger Hans Sachs, oder der Philosoph Spinoza ein Glasschleifer. Hat ihnen gar nichts geschadet oder an der sittlichen Würde Abbruch getan! Ebensowenig wie dem Meister Sokrates die vermutlich sehr handwerksmäßig ausgeübte Bildhauerei, seiner berühmten Mutter die Hebammenkunst oder dem Antiphon, den Platon seinen tiefsinnigsten Dialog, den „Parmenides", aus der Erinnerung hersagen läßt, die Pferdezucht und alles damit Zusammengehörige. Dem einen

und andern fällt hierbei wohl ein, daß der Weltapostel Paulus seines Zeichens ein Zeltweber war.

Diese Einfachheit der Lebenshaltung hat die Gastlichkeit schwieriger, aber infolgedessen auch edler und vor allem durchgeistigter gemacht. Man überlädt den Magen des Gastes gegenwärtig wohl nur äußerst selten mit üppigen Speisen und Getränken; man ähnelt hierin mehr der gar nicht so üblen Biedermeierzeit. Zur Zeit der Klassiker und des Weimaranischen Olympiers gab es beim Abendessen für die Gäste nur dünnen Tee, aber ungemein starke geistige Gespräche. Und die geistige Kultur jener Weimarischen Klassiker funkelt heut heller und strahlender in unserer Geisteskrone denn je.

Unser Vorkriegsreichtum hemmte die Entwicklung der Vaterlandsliebe ungemein; denn wer es dazu hatte, der mußte sein Geld ins Ausland tragen, er mußte sich Jahr für Jahr das Ausland auf Reisen ansehn und vergaß, daß zu Hause das schönste und herrlichste Land der Welt war, ist und bleibt: unser teures, unglückliches und trotz allem gottgeliebtes Deutschland!

Wenn wir heut noch reisen — demnächst wird es wohl durch die Minister „gegen" den Verkehr gänzlich verhindert werden —, dann reisen wir in deutschen Landen. Oder noch besser, wir wandern wie unsere Vorfahren, wie unsere Wandervögel und sonstigen Sturmgesellen. Da sehn wir den deutschen vielgrünen, einzigartigen Wald, unsere Berge, die dampfenden Täler, die glühenden Höhen. Wir singen wieder die unvergleichlichen Wanderlieder von Wilhelm Müller und Joseph von Eichendorff, mit Schubertscher, Schumannscher, Löwescher Vertonung. In den Wäldern und auf den Feldern und Bergen entladen wir Seele und Leib von allem trockenen Schulstaub. Wir singen mit Scheffel von den Bergen: „Sie stehen unerschütterlich auf ihrem Grunde da und lachen über Türkenkrieg und über Cholera." Wir fügen hinzu: über Parlament und alle Schwätzer und Hetzer drinnen und draußen. Wir gedenken des Anzengruberschen Wurzelsepps und seines unsterblichen Wortes: „Es kann Dir nix geschehn!" Freilich kann uns nichts Feindliches geschehn, wenn wir unserm teuren Vaterlande und unserm alten Gott treu bleiben.

Das äußerlich armselige Reisen — meist in der vierten Klasse — hat köstliche Folgen. Das ganze deutsche Volk wird nunmehr im edeldemokratischen Sinne durcheinandergerüttelt und geschüttelt, daß uns das Herz im Leibe lacht. Das Reisen in vierter Klasse war ja eigentlich niemals eine Schande. Ich fuhr seit meiner Schulzeit nur deshalb vierter Klasse, weil es keine fünfte gab. Und ich bin weit herum gekommen in der Welt und habe unermeßliche Landschaftsschönheit gesehn. Aber immerhin gehörte es eigentlich nicht zum äußerlich guten Tone, in der vierten Klasse zu reisen. Für den Studenten und Offizier war diese Klasse nicht „couleurfähig". Sehr zu ihrem und des ganzen Volkes Schaden! Das ist nun anders geworden. Nicht nur der königlich bayerische Hof fährt grundsätzlich vierter Klasse von Reichenhall bis Berchtesgaden, sondern überhaupt viele Besten unseres Volkes. Sie lernen das „Volk" besser kennen als früher, und vor allem: das „Volk" lernt seine Besten kennen. Der höchst überflüssige Parlamentarier fährt verfassungsmäßig erster Klasse und hat somit wenigstens auf der Eisenbahn keine Gelegenheit, Schaden zu stiften. Der Schieber und sonstige verbrecherische Kriegsgewinnler kommt in der ersten und zweiten Klasse ebensowenig mit dem wirklichen „Volke" in Berührung. Aber Gelehrte, Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer, Geistliche, Schriftsteller, Offiziere fahren heute vierter Klasse und werden dort dem „Volke" bekannt. Dieses lernt in ihnen ehrliche, vornehme und anständige Menschen kennen. Es erhält durch sie gute Blätter, nachdem sie von ihren Beziehern ausgelesen worden sind, und studiert sie eifrig und mit frohem Erstaunen, daß es noch anständige Blätter gibt. Und das alles zur gegenseitigen Unterhaltung, Belehrung und Geistesbereicherung. Der Arbeiter, soweit er heut überhaupt noch vierter Klasse fährt, merkt, daß die besten Arbeiter der Nation, eben jene Leser guter und ernster Blätter, nicht nur acht Stunden täglich arbeiten, sondern tatsächlich sehr viel mehr. Daß sie bei äußerlich karger Lebenshaltung und innerlich vornehmer Gesinnung ununterbrochen arbeiten: — an



sich selbst und am Wiederaufbau des teuren Vaterlandes. Ihnen klingen jene herrlichen Worte des Freiherrn von Schenkendorf im geistigen Ohre:

„Ich will das Wort nicht brechen, noch Buben werden gleich!
Will predigen und sprechen vom heiligen Deutschen Reich!“

Und mit dieser heiligen Gesinnung strömt eine Fülle von Segen hinaus ins Land, hinein in die Herzen. Es bildet sich durch unsere Armut und durch edle, einfache Lebenshaltung eine hohe Auffassung von Ehre, Freiheit und Vaterland. Es entsteht eine heilige unsichtbare Burschenschaft, ein stolzes geistiges Korps, eine allumfassende deutsche heilige Landsmannschaft. Es fallen allerlei trennende Schranken und Grenzen, und es wächst eine unsichtbare, aber sturmfeste Geistesmauer um unser ganzes Volk, die es zusammenfaßt zu einem lebendigen, durchgeistigten, kraftvollen Ganzen, an dem Gott seine Freude haben wird und das er überschütten wird mit Huld und Gnaden. Dr. Alfred Seeliger

Ein halbes Jahrhundert Milchstraßenforschung

Schlagen wir einen jener alten Himmelsatlanten auf, die als Schaustücke in den Bibliotheken prangen, so scheinen zunächst die künstlerisch liebevoll behandelten Tier- und Menschengestalten, nach denen die Sterngruppen benannt zu werden pflegen, die Hauptsache zu sein. Die einzelnen Sterne, die man etwa am Himmel beobachtet hat und nach ihrer Zugehörigkeit zum System jener Bilder ermitteln will, muß man manchmal schon sorgfältig auf der Karte suchen, obschon sie eigentlich die Hauptsache wären. In noch schlimmerem Maße ist jedoch meistens die Milchstraße zu kurz gekommen, indem wir anstatt eines strukturreichen schimmernden Bandes von sehr wechselnder Lichtstärke einen einförmig oder gar, in geradem Gegensatze zur Wahrheit, an den Rändern stärker als in der Mittelachse schattierten Streifen sehen, an dem von dem ganzen Gefüge höchstens die schon dem ungeübten Auge leicht erkennbare große Gabelung im Schwan angedeutet ist.

Es war Eduard Heis, der mit seinem im Jahre 1872 erschienenen Atlas coelestis novus den Bann brach Das Werk ist zunächst bekannt durch die sehr große Anzahl dem freien Auge sichtbarer Sterne, die es enthält; allerdings nur den allerschärfsten Augen, die, schon an sich selten, noch seltener mit dem nötigen wissenschaftlichen Eifer und Bildungsgange zusammentreffen. Da die Sterne und das Gradnetz schwarz gedruckt sind, die Figuren aber und die Grenzlinien ihrer Gebiete rot, so sind die Karten besonders bei schwachem Lampenlicht leicht zu benutzen. Ihr größter Schmuck ist aber die Milchstraße, die hier zum ersten Male seit den Zeiten eines Ptolemäus, der im zweiten nachchristlichen Jahrhundert eine gute Beschreibung in Worten lieferte, genau dargestellt erscheint, und zwar in fünf verschiedenen Stärkegraden, von denen die beiden letzten wohl nur wenigen Beobachtern zugänglich sind.

Allerdings nicht die ganze Milchstraße, die als ein geschlossenes Band die Himmelskugel umgibt und so weit nach Süden geht, daß in Europa die südlichsten Teile überhaupt nicht beobachtet werden können. Heis stellte den in Münster, d. h. in der nördlichen geographischen Breite von 52°, sichtbaren Himmel dar; da jedoch die Teile, welche sich hier günstigenfalls noch gerade über den Horizont erheben, zu sehr unter den atmosphärischen Dünsten zu leiden haben, hat er diese teils selber auf dem Rigi aufgenommen, teils durch einen seiner Schüler bei Aden aufnehmen lassen.

Es handelt sich bei der Milchstraße, wie man auch für das Folgende beachten wolle, im allgemeinen nicht um ein teleskopisches Objekt. Das Fernrohr löst, wie zuerst Galilei im 17. Jahrhundert gezeigt hat, das galaktische (das auch nachher benutzte Adjektiv geht auf das griechische Wort für Milch zurück) Band in eine Unzahl von Sternen auf, aber der Schimmer

geht dabei verloren, wird wenigstens sehr geschwächt, da ein unabänderliches Gesetz lehrt, daß jede Flächenhelligkeit beim Abbilden durch Spiegel oder Linsen nur vermindert, nicht vermehrt werden kann, wie denn auch die Oberflächen der Sonne, des Mondes und der Planeten selbst bei der geringsten Vergrößerung geschwächt erscheinen. Indem das Fernrohr den Schimmer in einzelne Sterne verschiedenster Helligkeit verwandelt, gewährt es ein Mittel, um durch Abzählungen derselben und nachherige sorgfältige Denkarbeit ein Urteil über den Aufbau des Kosmos zu bilden. Es sind die Namen W. Herschel, Seeliger, Celoria, Easton, die hier mit der Erinnerung an wesentliche Fortschritte verknüpft sind. Die Weltinsel, der wir angehören, und von deren Mitte unsere Sonne, die nur einen von vielen Millionen Sternen darstellt, nicht allzu weit entfernt ist, diese große Insel im Ozean der Welten hat die Gestalt einer Linse, d. h. eines sehr stark abgeplatteten Umdrehungskörpers. Blicken wir in der Richtung ihres Äquators, dann treffen unser Auge die Strahlen von viel mehr Sternen, als wenn wir in der Richtung der Achse blicken. Und das reiche Gefüge des galaktischen Gürtels, seine Durchsetzung einesteils mit auffallend dunklen, wohl als Kohlensäcke bezeichneten Gebieten, andererseits mit besonders hellen Flecken und Streifen, legt den Gedanken nahe, daß die Weltinsel aufgebaut sei wie die sogenannten Spiralnebel, die, ehedem als besonders merkwürdige Fälle betrachtet, nach dem heutigen Stande der Forschung zu vielen Tausenden am Himmel zu finden sind. Die Frage allerdings, ob wirklich die Spiralnebel ferne Weltinseln von der Größenordnung unserer eigenen darstellen, und nicht vielmehr Bestandteile derselben, die ihre Gestalt im kleinen wiederholen, diese Frage ist noch unentschieden und soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen des Heisschen Milchstraßenwerkes benützte der Belgier Houzeau einen Aufenthalt in den Tropen, um den ganzen Milchstraßengürtel nach und nach aufzunehmen. Am Äquator der Erde gibt es keine Zirkumpolarsterne, aber auch keine, die man niemals zu sehen bekäme. Jeder Stern ist dort in der einen Hälfte des vierundzwanzigstündigen Tages über, in der anderen unter dem Horizont, und diese Hälften nehmen im Jahreslaufe zu Tag und Nacht die verschiedensten Stellungen ein. Houzeau hat seine Arbeit, die Uranométrie générale (1880), in der auch für günstige klimatische Bedingungen auffallend kurzen Zeit von etwas mehr als einem Jahre vollendet, wogegen Heis in Aachen und Münster der Frucht seiner Beobachtungen eine Reifezeit von siebenundzwanzig Jahren gegönnt hatte. Weil aber die Zeichnung von Houzeau das ganze galaktische Gebiet darstellt und sich also vorzüglich zu statistischen Vergleichungen mit den Sternzahlen eignet, ist sie für Arbeiten dieser Art vielleicht häufiger als alle anderen Darstellungen benutzt worden. Vergleicht man sie mit der von Heis, so zeigt sich an manchen Stellen befriedigende Übereinstimmung, während an anderen große Unterschiede auffallen. Heis hat, wenn man es kurz sagen will, ein Mosaik von hellen und schwächeren Flecken, während Houzeau reliefartig zeichnet. Eine besonders helle Stelle erhält bei ihm einen länglich runden Umriß, und es folgen weitere Umrisse für die schwächeren Stufen, so daß das Bild eines Hügels oder Buckels vor uns entsteht. Jeder Beobachter scheint seinen Stil zu haben, und doch hat jeder das Beste geben wollen. Die Bilder stimmen, auch wenn man alles abzieht, was auf Rechnung der äußeren Umstände kommt, nicht einmal so überein, wie etwa zwei Darstellungen desselben Landschaftsbildes, von zwei unabhängigen Beobachtern entworfen, übereinstimmen müssen. Gewiß ist die Gewalt dieser äußeren Umstände nicht gering anzuschlagen, da in Deutschland einzelne Abschnitte nur in mäßiger Höhe beobachtet werden können, andere aber gelegentlich dem Zenit nahekommen. Daß sich jeder Zeichner gehütet hat, selbst bei leichtester Störung durch den Mond, das Dämmer- oder Tierkreislicht zu beobachten, ist selbstverständlich.

An der vom Earl of Rosse begründeten und eine Zeitlang durch das große Spiegelfernrohr berühmten Sternwarte zu Birr Castle in Irland beobachtete der Deutsche Otto Boeddicker in den achtziger Jahren die Milchstraße, natürlich auch wieder mit freiem Auge.

Seine Darstellung (The Milky Way. London 1892), die mit Rücksicht auf das Klima nicht so weit wie die von Heis nach Süden durchgeführt ist, unterscheidet sich höchst auffällig von ihren beiden Vorgängerinnen durch ein vorherrschend strahliges Gefüge. Von der Mittelachse gehen zahlreiche leuchtende Streifen aus, so daß hie und da eine größere Ähnlichkeit mit organischen Gebilden entsteht, etwa mit Teilen eines Fischgerippes oder mit dem Adernetze eines Buchenblattes, woraus die Weichteile entfernt sind. Vielfach folgen die Strahlen den Richtungen nach bestimmten Sternen, und es erhebt sich die Frage, ob das reell und wie es in diesem Falle zu erklären ist, oder ob sich der Zeichner die Feder von den Sternen hat führen lassen. Sogenannte Sternketten, die sich an so vielen Stellen des Himmels finden, daß sie kein bloßes Zufallsergebnis sein können, sind hier besonders verführerisch. Und auch dieser Zeichner hat jedenfalls das Beste geboten, das er bieten konnte.

Nur ein Jahr später tritt C. Easton, ein Holländer mit englischem Namen, auf den Plan, dessen Darstellung (La voie lactée dans l'hémisphère boréal) zwar auch Strahlen enthält, im übrigen aber der von Heis wieder etwas näher kommt. Ein sehr ausgiebiger Text, erläutert durch Tafeln gleicher Helligkeit, gibt Zeugnis von der Sorgfalt, mit der dieser auch durch theoretische Arbeiten vorteilhaft bekannte Liebhaber-Astronom die wahre Verteilung der Lichtstärken über die galaktische Zone zu ermitteln gesucht hat. Dürfen wir von eigenem Erleben in dieser Sache reden, so sei gesagt, daß die Darstellung von Easton und darauf die von Heis dem Eindruck, den wir selbst in guten Beobachtungsnächten erhalten, am nächsten kommt.

Zu den mächtigsten technischen Hilfsmitteln der heutigen Himmelsforschung zählt die Photometrie, die Messung der Lichtstärken. Vorzüglich braucht man die photometrischen Methoden zum Feststellen des Lichtwechsels der einzelnen Sterne. Könnte man hier einfach wie der Physiker arbeiten, so wäre es ein leichtes, die Helligkeit einer genau bestimmten irdischen Lichtquelle, z. B. der sogenannten Hefnerkerze, als Einheit zu wählen und die von Tag zu Tag, manchmal in Stunden und selbst in Minuten rasch wechselnde Helligkeit des Sternes auf sie zu beziehen. Da jedoch die Gestirnstrahlen durch die Lufthülle zu uns kommen, in der sie, je nach dem Klima und nach ihrer Winkelhöhe, mehr oder weniger stark geschwächt werden, so ist es besser, Stern mit Stern zu vergleichen, d. h. den veränderlichen Stern mit einem nicht weit davon stehenden und also denselben Einflüssen unterliegenden beständigen Gestirn, wobei dann die künstliche Lichtquelle nur als Vermittlerin dient. Das geschieht auf verschiedene, hier nicht weiter zu besprechende Arten. Auch wo es sich um Flächenhelligkeiten handelt, ist, wie Graff an der Hamburger Sternwarte in Bergedorf erkannte, dieses Verfahren das gegebene. Er baute ein kleines Instrument, in welchem ein leuchtendes Flächenstück des Himmels, z. B. ein galaktischer Fleck, von einem durch eine elektrische Lampe und geeignete Gläser erzeugten breiten Lichtringe umgeben erschien, der sich in meßbarer Weise so abschwächen ließ, daß der Unterschied verschwand. Auf diesem Umwege die einzelnen Milchstraßengebiete miteinander vergleichend, konnte er, besser noch als Easton, die gesamte Helligkeitsverteilung durch Zahlen ausdrücken. (Astronomische Abhandlungen der Hamburger Sternwarte in Bergedorf, II 5. Hamburg 1920.) Leider hat das Material noch nicht vollständig veröffentlicht werden können. Immerhin ist die Skelettkarte der Isophoten, d. h. der Linien gleicher Lichtstärke, erschienen; sie nähert sich in ihrem Gesamteindrucke den Darstellungen von Heis und Easton, obschon die genauere, objektive Feststellung der Helligkeiten, die den großen Vorzug des bei uns im Sommer gut sichtbaren Teils vom Schwan bis zum Schützen gegenüber dem im Winter auftretenden Gebiet von der Cassiopeia bis zum Großen Hund erkennen läßt, einen merklichen Fortschritt besonders gegenüber Heis bedeutet.

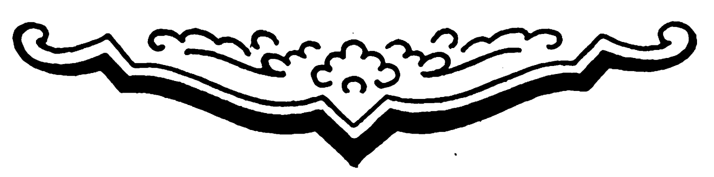
Eine noch auf anderer Grundlage ruhende Milchstraßendarstellung, die gleichfalls in Hamburg erscheinen soll und hauptsächlich auf den photographischen Aufnahmen von Wolf in Heidelberg beruht, ist anscheinend durch widrige äußere Verhältnisse noch etwas verzögert worden. Es sei hiebei bemerkt, daß die Platte nicht etwa, wie ein auf die Technik Schwörender

ohne weiteres annehmen möchte, an sich ein besseres Milchstraßenbild liefert als die Netzhaut, sondern zunächst nur ein anderes. Im Auge verschmelzen die Eindrücke zahlreicher schwacher Sterne, weil die Netzhaut aus einzelnen lichtempfindlichen Teilen aufgebaut ist. Das Auge hält ferner, im Gegensatze zur Platte, die Eindrücke nicht fest. Dafür werden die Scheibchen der schwächsten Sterne auf der Platte ungebührlich groß. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Photogramme, die den Schmuck unserer populär-astronomischen Bücher bilden, von den Zeichnungen so auffallend abweichen, ein wenig auch untereinander. Eng- und weitwinkelige Apparate, empfindliche und träge Platten, lange und kurze Belichtungszeiten wirken zusammen, um die Photographien verschieden zu gestalten. Und da andererseits die Netzhäute, noch mehr vielleicht die Seelen der Beobachter, sich unterscheiden, wird die beobachtete und gezeichnete Milchstraße geradezu ein Forschungsgegenstand der Physiologie und der Psychologie.

Nun hat das Jahr 1920 noch eine Darstellung gebracht, deren Urheber der holländische Astronom A. Pannekoek ist. (Die nördliche Milchstraße. Annalen der Sternwarte zu Leiden.) Dieser bietet nicht nur das Bild seiner eigenen Auffassung, das in drei Sternkarten weiß auf schwarz und außerdem in drei auf genauen Schätzungen beruhenden Isophoten-Karten niedergelegt ist, sondern er hat auch eine Mittelbildung aus den Auffassungen der einzelnen Beobachter versucht. Da seine Helligkeitsstufen gleich denen von Easton ein System darbieten, das in sich einwurfsfrei aufgebaut ist, stellt er für die einzelnen kleinsten Himmelsstücke Zahlen als Mittelwerte aus den beiden holländischen Darstellungen auf (E + P). Nun ist ihm noch ein kostbarer Schatz zugänglich geworden in Gestalt der Beobachtungen von Julius Schmidt, einem deutschen Astronomen, der, zu Eutin im Fürstentum Lübeck geboren, sein großes Beobachtertalent unter dem herrlichen Himmel von Athen betätigt hat, wo er 1884 gestorben ist. Seine Handschriften, die die verschiedensten Objekte betreffen und von einer staunenswerten Ausdauer im Beobachten zeugen, werden in Potsdam aufbewahrt; noch vor wenigen Jahren haben seine einfachen Beobachtungen des Polarsterns im Anschlusse an neuere spektrographische Arbeiten plötzlich große Wichtigkeit erhalten. Pannekoek hat die Schmidtsche Milchstraße studiert und, in derselben Weise wie aus den zwei holländischen Arbeiten allein, auch aus den vier ihm am würdigsten erscheinenden, nämlich den Zeichnungen von Schmidt, Boeddicker, Easton und ihm selbst, ein zahlenmäßiges Gesamtbild dargestellt, das nun auch noch durch drei Isophotenkarten erläutert wird und das beste mittlere Gesamtbild des Phänomens darstellen soll, soweit dieses in Deutschland und den Nachbarländern sichtbar ist. Man wird hier den Ausschluß der Houzeauschen Karten verständlicher als den der Heisschen finden, denen sich, wie gesagt, die hamburgische Darstellung, die Pannekoek übrigens nicht mehr verwerten konnte, wieder sehr nähert.

Sollte nunmehr ein Experimentalpsychologe die Frage anschneiden, wie das Milchstraßenbild im Auge zustande kommt, so würde er jedenfalls recht viel Merkwürdiges finden und dabei feststellen können, daß hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, es sei nur an die veränderlichen Sterne und die Fadendurchgänge im Fernrohr erinnert, seiner jungen Wissenschaft die älteste Schwester in großem Umfange vorgearbeitet hat. Oder wagt sich noch einmal ein deutscher Freund der Wissenschaft an die Zeichnung selber, die kein Fernrohr, sondern nur eine gute Sternkarte, dabei allerdings gute Augen und hingebenden Fleiß erfordert?

Prof. Dr. J. Plaßmann





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ewige Wiederkunft des Gleichen oder Aufwärtsentwicklung?

(Vergleiche den früheren Aufsatz der gleichen Überschrift in Heft 5!)

Diese schon früher von mir, im Juni/Juli-Heft 1914 des weimarischen „Weckrufs", in meiner Abhandlung „Goethe und das Welträtsel" angeschnittene Frage (seit 1918 auch in Buchform bei der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, vorliegend) wird unter der obigen Überschrift von Rudolf Paulsen im Februarheft des Türmers in beachtenswertem Aufsatz behandelt, der in der Hauptsache meine Ausführungen bestätigt und nur in wenigen Punkten, wo er abweicht, zur weiteren Klärung des Gegenstandes einer Erörterung bedarf. Daß es Paulsen unterlassen hat, meine Schrift in seinem Aufsatze als Quelle oder eine seiner Quellen namhaft zu machen, obwohl er sie gut gekannt und sogar (unterm 2. April 1920 in der „Deutschen Zeitung") überaus warm und zustimmend besprochen hat, will ich ihm nicht allzusehr übelnehmen. Um so weniger, als er — worauf es hier nur ankommt — gerade dem Teile meiner Schrift, der sich mit diesem Problem beschäftigt: meiner „Wiederholung (?) des Nachweises, daß die ‚ewige Wiederkunft des Gleichen' Nietzsches ethisch unfruchtbar ist, ein Nachweis, der nicht schwer zu führen ist, aber leider nicht genug beachtet wird" — nach diesen seinen Worten ein besonderes Verdienst nicht beizumessen scheint. Um so erfreulicher, daß er dessenungeachtet nun doch auch seinerseits diesen Nachweis wiederholte und dabei im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen kam wie ich.

Zum Verständnis der wenigen Einwände gegen seine Ausführungen, die eine weitere Durchleuchtung des Problems entzünden möchten, ist es erforderlich, die kritischen Sätze meiner Schrift hier anzuführen. Nachdem ich an einer eingehenden Analyse des Goetheschen Gedichtes „Selige Sehnsucht" den Nachweis zu führen gesucht, und durch zahlreiche anderweite gewichtige Aussprüche des Dichters zu bestätigen gemeint habe, daß auch Goethe, wie so viele große Dichter und Denker vor und nach ihm, ein tief überzeugter Anhänger der Lehre von der Präexistenz und Wiedergeburt gewesen ist, komme ich — auf dem Wege über Lessing, Kant, Fichte, Schopenhauer — schließlich zu Nietzsche und fahre fort:

„Allerdings nimmt Nietzsche in seiner Vorstellung von der ewigen Wiederkunft, die er sich, in der Endlosigkeit der Zeit, nach Erschöpfung aller Variationen und Kombinationen gewissermaßen kaleidoskopisch als eine wandelbildartige Wiederkehr des Gleichen denkt, eine merkwürdige Sonderstellung ein. Er kettet die Urvernunft der Vorsehung an die Unvernunft des Zufalls. Er ergreift den Weltgeist wie einen planlos wandernden Landstreicher und pfropft ihn in das Zwangsbett eines blinden Ungefährs, das sich in den Wirbelspielen der kreisenden Ewigkeit, an einem ganz bestimmten Punkte des Ringes (!) immer wieder einmal, meint er,

unter denselben Umständen wiederfinden muß. Er vergißt dabei, daß mit dieser Annahme, die die Welt als einen bloßen Mechanismus setzt und den Mechanismus wieder als ein Spiel des Zufalls (!), die Entwicklung des Menschen zum höheren und ‚Übermenschen' wieder aufgehoben wird. Die zwangsmechanische Wiederkehr des ewig Gleichen ist ein Widerspruch zu der Aufwärtsweisung seiner Lehre, ihrem Macht- und Willensprinzip, und widerstrebt auch dem unverbrüchlichen Weltgesetze der Entwicklung, die sich nicht in einem ‚Ringe', linearisch, sondern in ungezählten Richtungen, strahlenförmig, vollzieht. Die Entwicklung kann und braucht deshalb keineswegs ein ‚Ziel' zu haben, d. h. einen Abschluß ihres Vorganges zu finden, denn die Staffel des letzten Horizontes, die äußerste Thule des Gottesideals, ist nie erreichbar. Sonst wäre es schon erreicht, in der Unendlichkeit der Zeiten. Entwicklung ist Kraftumwandlung: gebundene Kraft wird zur lebendigen Kraft. Die Kraft aber ist unendlich wie Raum, Zeit, Stoff und Geist. Sie wird nicht mehr, sie wird nicht weniger, denn sie ist grenzenlos. Ist selbst die dreieinige Welt: Stoff, Geist und Bewegung. Eine Weltleere ist undenkbar. Ebenso wie die körperliche Welt als eine Insel undenkbar ist, die im Nichts schwimmt: ein Tropfen im Wesenlosen! Eine im Großen begrenzte, d. h. endliche Welt, wie sie Nietzsche annimmt, wäre auch im Kleinen endlich und begrenzt, d. h. wäre dem Tode und der Erstarrung verfallen. Es gibt keinen Bretterzaun um die Welt. Entweder ist alles Welt, d. h. erfüllter Raum, oder aber alles ist nichts. Das letztere widerlegt die Erfahrung. Mithin muß es unzählige Kraftzentren geben, die auch eine unendliche Entwicklung verbürgen und notwendig machen. Daher kann die Entwicklung weder rückläufig noch begrenzt sein, sondern einzig nur ewig. Womit auch alle Schlüsse von dem ‚Längsterreichtseinmüssen' eines Weltzieles entfallen und ein Ausblick sich auftut, wie er ungeheurer nicht vorzustellen ist. Die gegenteilige Annahme verliert sich in ein Labyrinth der Widersprüche, in deren letztem Gange der Minotaur lauert, der sie verschlingt. Auch die gestorbenen Sonnen sind keine Totenzeugen für eine Rückläufigkeit der Entwicklung, denn ihre Erstarrung bedeutet ja nur eine kurze Phase im ewigen Werdegange; ganz abgesehen noch, daß die leibentkleidete welthafte Seele, wenn sie günstige Verkörperungsbedingungen nicht mehr findet, keineswegs an einen sterbenden Stern gefesselt ist. Auch hat eine jede Entwicklung ihre Hemmungen, und ein Schritt zurück bedeutet noch nicht den ganzen Weg zurück. Viel eher und erst recht: eine ab und zu notwendige Anlaufsmöglichkeit für einen Doppelsprung voraus. Träfe es zu, daß die menschliche Seele im Kreise ginge, so müßte sie, in den zu unbedingt gleichen Zuständen rückführenden Abwandlungen der Ewigkeit, auch immer wieder in die alten Mängel, Überwindungen und Verderbnisse zurückfallen und würde letzten Endes, seelenwanderisch, auch wieder einmal beim Tiere anlangen. Damit aber wären dem Ewigkeitsgange der Entwicklung und jeder Aufwärtsbewegung überhaupt Riegel und Falltüren vorgeschoben. Die ‚Entwicklung', die wieder Rückentwicklung würde, wäre eine Widersinnigkeit: die in Ewigkeit gesetzte Inkonsequenz! Wollte man tatsächlich die geschlossene Kurve als die Bahn einer solchen ‚Entwicklung' annehmen, so müßte auch die ewige Wiederkehr vollständig ihren Wert verlieren und zu einem müßigen, dummen Zufallsspiele herabsinken ..."

Schon hieraus ist die völlige Übereinstimmung Paulsens mit mir in der Kern- und Wesensfrage zu ersehen: Nicht Kreislauf und Wiederkunft des Gleichen, sondern die weltgesetzlich verbürgte, in alle Ewigkeit steigende Aufwärtsentwicklung ohne Abschluß und Ende! Ob nun diese Unendlichkeitsentwicklung, wie Paulsen meint, in einer Spirale verlaufe, oder ob sie, wie ich sagte, in ungezählten Richtungen, etwa strahlenförmig sich vollziehe, dabei von Ablenkungen und Hemmungen sowohl wie auch von neuen Anlaufsmöglichkeiten beeinflußt sei, ist letzten Endes eine Kärrnerfrage. Das Entscheidende ist: Fortentwicklung oder Rückläufigkeit? Wenn Paulsen, ebenso wie ich, der in sich zurückbiegenden Kreisbahn Nietzsches die ewige Unendlichkeitsbahn entgegenhält, nur daß er — mit der Annahme eines Spiralganges — dieser wiederum, wie auch Nietzsche, an dem er es tadelt, eine mathematische Figur unterlegt, so spricht er damit wohl mehr eine Phantasievorstellung als ein untergründetes



Urteil aus. Im unendlichen Weltganzen, wo es kein Oben und kein Unten, keinen Mittelpunkt und keinen Grenzbalken gibt, ist die angellose, zwangsläufige Spirale genau so ein zurechtgezirkeltes „mathematisches Gedankending“ wie die Kreisbahn Nietzsches, und die Wahrscheinlichkeit ihrer Zugrundelegung als die äußere Gleisbahn für die Fortentwicklung ist nicht größer als die der Annahme einer — cum grano salis zu verstehen! — geradlinigen Entwicklung.

Bedenklicher als die Spiralvorstellung, die immerhin erörterbar ist und nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, erscheint mir Paulsens Annahme eines „wachsenden“ Gottes, der „desto größer wird,“ je mehr wir ihn „in und mit unserem eigenen Wachstum erleben“. Als ich die Stelle las, glaubte ich zunächst, daß sie bildlich gemeint sei, in Hindeutung auf die bekannte optische Täuschung, daß die Größe einer Gestalt oder eines Gegenstandes, je nach der zu- oder abnehmenden Entfernung vom Beschauer, zu schwinden oder zu wachsen scheint. Aber schon der nächste Satz, der das „Wachstum“ Gottes nicht als ein sinnbildliches Gleichnis, sondern als logisches Beweismittel, als ein gedankengeschliffenes Geschoß auf die gegnerische Überzeugung anwendet, widerlegte diese Meinung. Paulsen schreibt: „Wenn Gott wachsend ist, dann ist die Karussellphilosophie der ‚ewigen Wiederkunft des Gleichen‘ abgetan. Eine Verwandlung von gleich zu gleich ist überhaupt nicht als Leben anzuerkennen.“ Und weiterhin: „Diese Lehre ist nicht darum so schwer erträglich, weil etwa es nicht erträglich wäre, die gleiche Mühsal noch einmal auf sich zu nehmen, sondern weil der Weg bei *keiner Wiederholung weiterführt*.“

In diesem Punkt tut er Nietzsche unrecht. Nietzsche denkt gar nicht daran, zu lehren, daß ein Leben dem andern gleiche, ohne jedwede „Weiterführung“ und Steigerung. Im Gegenteil: er zeigt uns ja den Weg über uns selbst hinaus und lehrt uns den Übermenschen. Nur daß er sich dabei widerspricht, widersprechen mußte. Er konnte gar nicht anders, weil er — und das ist das Tragische an diesem großen Denkergeiste! — seinen Pfadsucherweg in die sternerfüllte Unendlichkeit hinein von einer falschen Voraussetzung aus angetreten hat. Und auch diese falsche Voraussetzung muß begriffen werden nicht als ein Denkfehler, den er selbst verschuldet hat, sondern als das Danaergeschenk seiner Überlieferung, in die auch noch der freieste Denker verwurzelt ist. Diese falsche Voraussetzung war die unphilosophische, aber wissenschaftlich verbreitete Annahme, daß die Welt etwas Endliches, Begrenztes sei — eine Insel im Nichts. Und gekommen ist er zu dieser Annahme, er, der aristokratische Dichterphilosoph, Idealist und Individualist — wie die Positivisten, Hume, Comte u. a. vor ihm, wie die Neurelativisten, so auch Einstein z. B. nach ihm — durch die Lehre von der *Größenwelt: die Mathematik*.

Da ist es ausgesprochen. Es ist ein Widerspruch in sich selbst, die Maßstäbe der sinnlichen Erfahrungswelt, die absteckend, scheidend, scharfumführend aus unseren räumlichen *Begrenzungen* hergenommen sind und die auch nicht anders als eben nur den Zwecken der Begrenzung dienen können, nun als Werkzeuge zur Erforschung und Ermessung des — Übersinnlichen, *Unbegrenzten* (!) anzunehmen. Das heißt einem Behelf, der *endlich* ist, Aufgaben über sich hinaus, denen er nicht gewachsen ist, zuzumuten: *Unendliches!* Das heißt dem Weltganzen mit einem armseligen Rechenexempel beikommen zu wollen! Nein, die Schneiderrechnung stimmt nicht. Auch die Elle der neuen „Relativisten“ ist nicht die Zauberrute, die uns die Pforten der Ewigkeit entriegeln kann. Die Metaphysik, wie schon der Name sagt, liegt doch wohl *jenseits des Ufers*. Und kein noch so schön gespitzter Zollstab eines Armbrustschützen wird den dunklen Strom überspringen. Das müssen schon andere Geschosse sein!

Die Mathematik also ist hier Schuldträgerin: das heißt natürlich nur in ihrer falschen, unzuständigen Anwendung! Daher die Verwechslung des irdischen, erfahrungsweltlichen, geometrischen Raumes mit dem nur *philosophisch zu erschließenden* metaphysischen, übersinnlichen Raume ohne Zentrum und Peripherie, dessen „empirische Realität“ (neben der „transzendentalen Idealität“) auch Kant nicht leugnet. Daher der Widersinn, daß der Welten-

raum ebenso wie die Sinnenräume etwas Endliches, Begrenztes, zu Errechnendes, durch einen Bretterzaun oder Schlagbaum gegen das Nichts Abzugrenzendes sei. Daher auch die durchaus logische, unausweichliche Schlußfolgerung Nietzsches, daß in einer endlichen Welt wie in einem Kaleidoskop eine jede Kombination in der Unendlichkeit der Zeit mit mathematischer Sicherheit sich wiederholen müsse.

Aber auch noch andere Argumente als mathematische werden für die Endlichkeit der Welt ins Feld geführt. Die neue Botschaft der Relativisten sagt: Wenn es eine sternerfüllte Unendlichkeit gäbe, so müßten wir, da das Licht „nicht verschluckt werde", elend verbrennen. Als ob nicht zu solchem Autodafé die Handvoll Sterne, die an unserm Erdenhimmel glüht, gerade schon genügte, wenn nicht eben die gute Mutter Natur dagegen vorgesorgt hätte! Und dann — das Licht der Sterne auf seiner langen Wanderschaft zu uns wird nicht „verschluckt"? Nicht zu Äther zerstreut? Nicht an kosmischen Staub gebunden? Nimmt nicht ab mit der zunehmenden Entfernung der Gestirne? Wo dann z. B. versteckt sich das Licht des Sirius auf unserer Erde? Oder das des Rigel und der Beteigeuze aus dem Orion? Alles Sterne, deren Leuchtkraft die der Sonne um ein Vielfaches übertreffen und die wir doch nur als Sterne und nicht als Sonnen wahrnehmen. Und die Sonne selbst? Wären wir nicht längst zu Asche und Wind verbrannt, wenn das ganze Licht ihrer der Erde korrespondierenden Fläche uns erreichte, träfe? Wird sie den Uranussöhnen noch ebenso hell erscheinen und warm leuchten wie uns Kindern der Erde? Sollten die ungeheueren Raumwüsten, die zwischen den unzähligen Weltsystemen gebreitet liegen, nicht den Zweck isolierender Ringe erfüllen, die jede Kunde und Botschaft, frohe und feindliche, von Welt zu Welt verhindern? Die nur Flügeln Gottes und der Seele zugängig sind? Und gleichen sich die Kräfte zwischen sterbenden und gebärenden Sonnen nicht ununterbrochen aus — „ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben"? Nein, mit diesem „Beweise" für die „Endlichkeit der Welt" ist es wohl ebensowenig etwas, und so bald brauchen wir's noch nicht zu fürchten, daß wir uns an den Feuern der Unendlichkeit die Augenbrauen versengen.

Nur die Unendlichkeit der Welt verbürgt uns den Sinn des Seins: die unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeit des Aufstieges zu Gott.

Kurt Geucke



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Herm. Anders Krüger

(Zum 50. Geburtstag am 11. August)

Ein halbes Jahrhundert ist noch kein Zeitraum, der berechtigte, unter das Leben und Schaffen eines Künstlers — von den Frühvollendeten abgesehen — einen Strich zu setzen und das Ergebnis zusammenzurechnen. Aber Weg und Ziel des Künstlers lassen sich von einer Fünfzigjahreswende aus sehr wohl überschauen. Hermann Anders Krüger hat ja übrigens auch in seinen Werken schon selbst zu seinem Werden und Wachsen Stellung genommen. Wenn er dabei in seiner noch unveröffentlichten „Lebensrechenschaft" auf die Frage: „Was ist wahr daran?" (nämlich an dem, was er z. B. in seinem Roman „Sirenenliebe" schildert), antwortet: „Alles ist wahr, denn es ist alles erlebt, zum mindesten in Gedanken, und nichts ist wahr, denn nichts davon ist so geschehen", so lassen seine Werke doch mehr als bei anderen Dichtern ein ziemlich naturgetreues Bild des Lebens- und Werdeganges ihres Verfassers erkennen.

Wichtig war bei H. A. Krüger das religiöse Element seiner herrnhutischen Abstammung, Umgebung und Erziehung. Obschon auf seine Art, ist er doch ein typisches Beispiel für das Ringen und Reifen eines deutschen Dichters seiner Zeit, ja vielleicht eines Deutschen überhaupt. Seine trotz aller Armut bewahrte unerbittliche Treue gegen sich selbst, bei strengster Beachtung eines ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Sittengesetzes, und sein fast bis zur grausamen Selbstzerstörung treibender Trotz gegen jedes Unrecht; die inwendig drängende Lebenslust und das Aufbäumen gegen die üblichen Gelegenheiten, ihr genug zu tun; der eiserne Wille, sich aus all diesen Klippen und Engen, Nöten und Hemmnissen herauszuarbeiten auf die Höhe weiter Lebensbeherrschung und starker Selbstsicherheit: beweisen den deutschen Charakter. Auch die Teilnahme an gewissen politischen Strömungen, die sogleich mit der ganzen Kraft des deutschen Idealisten aufgenommen und voll inbrünstigen Glaubens an die Menschheit verteidigt werden, bezeugt den Deutschen.

Geboren am 11. August 1871 in Dorpat, verlebte H. A. Krüger als Sohn eines Predigers der Herrnhuter Brüdergemeinde seine Jugend zunächst in Altona, Königsfeld (Baden) und Gnadenfrei (Schlesien). Unter der Obhut einer stillen, feinen und schönen Mutter und in der Zucht eines ernsten, strengen, bis zur Selbstverneinung pflichttreuen Vaters wuchs er neben mehreren Geschwistern heran, besonders gehegt und gepflegt von seiner über alles geliebten Großmutter. Aber die durch manchen lustigen Streich ausgefüllte Zeit in Gnadenfrei lief schnell ab; im Progymnasium zu Niesky gab es schon ernstere Tage und schwerere Aufgaben, die ihm ins Innere griffen. In Gnadenfrei endlich, wo der stud. theol. sehr bald zu entscheidenden Kämpfen gedrängt wurde, stellte ihn sein besorgter und erzürnter Vater; es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, und das Ende vom Lied war, daß Herm. Anders Krüger der Theologie schließlich doch den Abschied gab, um sich dem Lehrfach zuzuwenden. Über Dresden, wo er den — durch einen Briefwechsel mit ihm bekannt gewordenen und ihm freundlich gesinnten — Literarhistoriker Adolf Stern besuchte, reiste er, Heidelberg bewundernd,

nach Königsfeld (Baden), wo er eine magere Lehrerstelle fand. Der Verdienst war karg, aber der junge Lehrer sparte doch noch. Zwar die kleine Schweizerreise, auf der er sein Herz schleunigst an eine Österreicherin verlor, bezahlte die von ihm begleitete Tante, aber die Reise nach Leipzig (1893) bestritt er aus eigenen Mitteln. In Leipzig nämlich begann er nun mit allem Eifer zu studieren. Von Adolf Stern freundlich empfohlen, fand er in Karl Lamprecht und Erich Marcks treue Förderer. Leider zehrte das Soldatenjahr alsbald seine letzten, äußerst fest zusammengehaltenen Spargroschen auf, so daß er, ohne sein Studium abschließen zu können, wieder eine Lehrerstelle suchen mußte. Er fand sie in Genua an der deutschen Schule. Hier entstand manches Gedicht, hier wurde „Die schöne Mailänderin" erlebt; hier lernte Krüger auch den inzwischen so bekannt gewordenen Professor Francesco Ruffini kennen. Aber wichtiger als all das blieb ihm sein Studium. Und als er wieder ein Sümmchen zusammengespart, ging es nach einer Rundreise über Rom, Neapel, Messina und Venedig nach Leipzig zurück. Nicht lange — und der Doktor summa cum laude war gemacht, was auch den Vater endlich versöhnte. In Leipzig kam (1897) auch „Ritter Hans" zur Aufführung. In demselben Jahre erschien ferner die schöne Mailänderin unter dem Titel „Sirenenliebe" und fand gute Aufnahme; die erste Gedichtsammlung „Simple Lieder" wurde gleichfalls veröffentlicht. Was aber für H. A. Krüger vielleicht wichtiger wurde, war der Verkehr bei den „Stalaktiten", der ihn mit Max Klinger, Hans Meyer, Bruno Eelbo u. a. in Berührung brachte, — und seine Liebe zum Katzl, einem schlichten, aber in seiner fraulichen Feinheit und Reinheit rührenden Mädchen.

Es ist ohne weiteres klar, daß für einen Mann wie H. A. Krüger eine Stadt wie Dresden von Bedeutung sein mußte, und so finden wir ihn denn auch 1898 in Elbflorenz, wo er erst als Lehrer an einer sogenannten „Presse", dann als Königl. Unterbibliothekar sein Brot verdient. Diese Dresdener Jahre sind für Krüger außerordentlich reich, und er weiß in seiner „Lebensrechenschaft" gerade von ihnen prächtig zu erzählen. Nicht nur seine künstlerische Umgebung, auch seine Beziehungen zu geistig hochstehenden, stark kultivierten Menschen und sein Umgang mit feingebildeten und liebenswürdigen Frauen fördern seine innerliche Entwicklung ganz bedeutend. Wenn auch sein Drama „Väter" noch kein voller Erfolg war und sein Roman „Der Weg im Tal" sein Bestes noch nicht gab, wenn auch seine 1894 erschienenen kleineren Streitschriften „Pseudoromantik" und „Kritische Studien über das Dresdner Hoftheater" weniger den Reifenden als den Ringenden zu Worte kommen ließen, so war doch nun der nach Krügers kühn durchgeführter Verheiratung veröffentlichte Roman „Gottfried Kämpfer" ein reifes Werk des sich vollendenden Dichters. Dieser inzwischen weithin bekannt gewordene „Herrnhutische Bubenroman" verdankte seinen Erfolg nicht nur seiner eigenartigen herrnhutischen Gewandung, sondern weit mehr noch seiner künstlerischen Kraft. Diese Lebensgeschichte des Knaben, der in jenem eigenartigen herrnhutischen Wesenselement lebt und leidet, ist vom Lebensblut des Dichters durchströmt, mit Dichteraugen gesehen und durchschaut. Das eigene Erlebnis, das sich hier enthüllt, ist symbolisiert. Die Idee der Selbstzucht und Selbsterziehung wird ins Menschheitliche hineinprojiziert und gewinnt für jedes Leben Bedeutung, ohne daß die Tendenz den künstlerischen Eindruck des Werkes irgendwie trübte. Das Buch darf, von innen her gesehen und gewertet, als der Höhepunkt seines Schaffens gelten, wenn ihm auch die späteren Werke, die der Dichter als Hochschulprofessor in Hannover schrieb, nicht viel nachstehen. Es sei nur an das Drama „Der Kronprinz", an die Tragödie „Der Graf von Gleichen" und den nach einer Vortragsreise durch Nordamerika herausgegebenen Roman „Kaspar Krumbholz" erinnert.

Während des Krieges stand Krüger im Felde, wo er sich schon 1914 vor Ypern das Eiserne Kreuz I. Klasse erwarb. Heute wirkt er als thüringischer Staatsrat, eine Tätigkeit, die es, so nützlich sie sein mag, doch hoffentlich dem Dichter nicht unmöglich macht, seinem eigentlichen höheren Berufe treu zu bleiben. Das ist es, was wir Herm. Anders Krüger zum 50. Geburtstag herzlich wünschen. Leonhard Schrickel

Ein Rückblick auf die Dante-Arbeit der letzten Jahre in Deutschland

I.

Der Ungunst der Zeiten zum Trotz hat das Jahr 1921, in dem wir die sechshundertste Wiederkehr von Dantes Todestag feiern, eine ziemliche Anzahl von bemerkenswerten Werken geliefert. Ich beginne meinen, die letzten zwei Jahre umspannenden Rück- und Überblick mit Alfred Bassermann, wohl dem bedeutendsten Danteforscher hinter Karl Voßler. Bassermanns Komödienverdeutschung erstreckt sich über volle dreißig Jahre. Die Hölle erschien 1891, der Fegeberg 1909 und das Paradies noch rechtzeitig zum Dantejahr 1921 (München und Berlin, R. Oldenbourg). Er hat also ein kleines Menschenleben hindurch mit der Bewältigung des Stoffes gerungen. Ein altes Scherzwort sagt, daß Übersetzungen und Frauen darin einander gleichen, daß die schönsten nicht die treuesten und die treuesten nicht die schönsten sind. Bassermanns Übersetzung ist nun — zumal sie in ihrem beliebigen Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen die allerleichteste und bequemst zu handhabende Form aufweist — freilich eine der allertreuesten. Wenigstens was die durchgereimten betrifft. Denn unter den reimlosen gebührt dem alten Arzte Karl Bertrand noch immer die Palme. Auch im Paradies ist Bassermann seinen alten Grundsätzen hartnäckig treu geblieben. Er vermeidet also nicht „Gewaltsamkeiten und Härten im Ausdruck und Satzbau, Überfrachtung der Verse mit Worten, Fremdartigkeit und Verwegenheit der Reime, Verwendung entlegener mundartlicher und altertümlicher (auch altertümelnder) Ausdrücke". Ob immer zum Vorteil seiner Arbeit, und ob nicht doch Wohllaut und sprachliche (nicht sachliche) Klarheit allzu oft unter diesen harten Bedingungen leiden, ist eine andere Frage. So fielen mir gar manche Verszeilen als unschön oder unklar auf. Hölle 1, 94; 9, 46, 62; 15, 1—3; 19, 64; 23, 133; 24, 20; 32, 39. Fegeberg 5, 98; 6, 4; 27 (Schluß). Paradies 14, 97 ff.; 16, 132; 30, 28; 88—90 und viele sonst. Daß Hekuba „wie 'ne Hündin boll" (30, 21) ist in der Dichtung als kräftig und alt wohl erlaubt, obschon es fremd anmutet; ebenso wie schrob statt schraubte, gehrt und zirkt, das sich alles mehrmals wiederholt. Ein Beispiel für „Gewaltsamkeit und Härte im Ausdruck und Satzbau" bildet Fegeberg 14, 140: Da ließ ich / Zurück den Schritt getan, nicht vorwärts sein (vgl. dazu 26, 136: Vor zum Bezeichneten nahm ich mein Schreiten). Ferner 24, 4: Und diesen zwier verblich'nen Schatten / Floß Staunen zu durch ihrer Augen Gräben / Von mir; oder 27, 104: Doch Schwester Rahel mag sich nie entschlagen / Des Glasblinks (soll heißen: Sie sitzt gern vor ihrem Spiegel), sowie 29, 49: Da fand die Kraft, die Stoff leiht unsrem Schließen (die uns über Unterschiede belehrt), und Paradies 8, 12: Der Stern (Venus) / Der Nacken bald, bald Brau' der Sonn' umfreit (bald vor, bald hinter der Sonne steht). Und solcher Zwangswendungen und Unschönheiten sind zahlreiche. Verwegene Reime (wie sie B. nennt) finden sich sehr häufig. Ein Beispiel genüge! Gleich lieberfülltem Weibe singend tat da / Sie ihrer Rede noch hinzu das Wort: / Beati, quorum tecta sunt peccata (Fegeberg 29, 1—3). Von den zahlreichen unreinen Reimen (die B. ja förmlich geflissentlich sucht), will ich nicht reden, da er sich auf Goethe (Ein reiner Reim wird wohl begehrt) schon 1891 berief und mit noch größerem Recht Heine (Leise zieht durch mein Gemüt — das nur unreine Reime enthält) zur Entschuldigung hätte anführen können. Besonders auffallend sind aber doch: nächste und sechste, Felsen und wälzen, Folge und Solche, vierte und gürte und zahlreiche derartige, die schon mehr als nur „unrein" sind. Altertümliche und daher oft fremd anmutende oder gar schwerverständliche Worte sind: Gehren, raiten (sieben), gemeint (bewogen), wüsten (verwüsten), sich fegen (Reinigung der Seelen), Braft, brückt; jemand etwas unter die Füße bieten (hinlegen, ausbreiten, Par. 22, 129), briefen (verbriefen), in Stäten (beständig), Washeit (Wesenheit), Rank (Krümmung), zirkt, zeilt, pfahren. Die Altertümelei

erstreckt sich sogar auf die Schreibweise (Arzeney, Sääle, Göthe); auch spricht er von Brettern und Schwellen (Leitersprossen) und Kreuzeshörnern (statt Armen). Dante spricht freilich von den corni della croce; aber muß man so wörtlich übersetzen? Bassermann sagt: Ja! Weil Dante gewaltsam gerungen hat mit Stoff und Inhalt seiner Dichtung, daß man oft sogar das Knirschen und Brechen der Sprachgelenke hört, ist der Übersetzer verpflichtet, alle Rauhigkeiten, Sprödigkeiten usw. nachzubilden. — An solcher Knauplichkeit (Akribie) haben vielleicht die Danteforscher und Kommentatoren ihre Freude. Aber für die ist der große Aufwand solcher Peinlichkeit eigentlich schmählich vertan: die lesen ihren Dante in der Ursprache und bedürfen keiner Verdeutschung.

Hat auch Bassermann mit der Paradiesübersetzung keinen großen Fortschritt gegen die früheren Teile gezeigt — den meisten Übersetzern scheint es umgekehrt wie den Dantischen Sündern zu gehen, die es immer leichter haben, je mehr sie vorschreiten — und damit nicht viel neue Blättlein seinem Dichterkranze hinzugefügt, so hat er seiner Hauptfähigkeit als Dantemensch, seinem Forschergeiste, durch die neuen Untersuchungen und Feststellungen wiederum das ehrenvollste und verdienstlichste Zeugnis ausgestellt. So verdanken ihm denn die Dantegelehrten und -übersetzer, die jetzigen wie die kommenden, Aufhellung und Sicherstellung vieler strittigen Punkte. Z. B. Hölle 1, 63 und 105 (wo eine alte Frage wohl endlich richtig beantwortet wurde), 4, 36; 5, 64; 18, 72; im Fegeberg 5, 133; 6, 96; 14, 62; 17, 51; 30, 15; 30, 15; 33, 35; und besonders im Paradies, das von den drei Teilen den umfangreichsten Anhang hat, aus dem ich fast alles als bemerkenswert und lehrreich erwähnen könnte. Daß einiges minder wichtig oder überflüssig erscheint, anderes Widerspruch herausfordert oder wenigstens keine Zustimmung erfahren kann, ist bei Schriftauslegungen selbstverständlich. Aber solche Stellen gerade regen zum Nachdenken an und wirken befruchtend für den Danteacker (Hölle 5, 64; 8, 41; Fegeberg 20, 119; 21, 19; 31, 116. Paradies 1, 9 (im Sinne von zurück: poetischer); 4, 63; 8, 61; 9, 46; 13, 50; 15, 6; 16, 63 und 103 u. a. m. Neu und überraschend ist die Fülle der hier nachgewiesenen Beziehungen zwischen Dante und Albertus Magnus. Also alles in allem ist trotz den erwähnten kleinen oder größeren Ausstellungen Bassermanns Komödienübertragung ein Achtung heischendes und Dank verdienendes Werk für alle, die Dante nicht lesend genießen, sondern studieren wollen.

Dante, Göttliche Komödie, übertragen von Axel Lübbe (Erich Matthes, Verlag, Leipzig 1920). Die erste (?) deutsche Übertragung mit wie im Urtext klingenden Reimen! Eine Beschwörung alter Visionen in neuem Bild und Klang! Lübbes Verdeutschung stellt dar: eine Wiedergeburt aus dem Geiste unserer Zeit! Für die wir ihm nicht dankbar genug sein können. Dies alles schreibt Herr Matthes und schließt: Der Verleger glaubt ein Werk fördern zu müssen, das, im ganzen genommen, etwas ist wie eine göttliche Offenbarung! Axel Lübbe legt Wert darauf, zu betonen, daß nicht sein Verdienst, sondern Gnade eines Größeren hier am Werke gewesen ist. In neun Monaten wurde aufgezeichnet, was der nicht weichen wollende Geist diktierte.

Nach diesen Fanfarenstößen aus Dantischen Posaunen wollen wir uns das Neunmonatskind einmal daraufhin betrachten, ob es wirklich ein von der Übersetzungsmuse voll und ehrlich ausgetragenes Kind ist. Ich behaupte, um die Sache kurz zu machen: daß es keine göttliche Offenbarung, sondern eine in Purzelbaumreimen von einem Nachfahr Friederike Kempners zusammengestoppelte Persiflage des Erdundhimmelsliedes ist. Und zum kürzesten und sprechendsten Beweise führe ich einige Stellen an: Ich bin im dritten Kreis... wo Schnee schlamasselt (S. 26 — jüdischer Jargon im Dante!). Ich sah an jeder Seite Leibverleiher (S. 301 — soll Schatten heißen!). Das Tier... / Des Schwanz sich in die Wunde schiebt wie Riegel (!). Der Skorpion ist gemeint (S. 213.) An Qual hier nicht mehr klopfe (S. 158 — frage mich nicht länger). Durch Gras und Blumen kam der schlimme Streifen (S. 211 — die Schlange! S. 209 das Qualtier genannt). Mit einem Blick, der kurz wie ein Handballen

(S. 441 — spannenkurzer Blick!). Er hieß einst Ottokar, in Säuglingspellen / War besser er, als Wenzeslaus, sein Sprosse / Im Bart, der müßig lag auf üppigen Fellen (S. 206). Jedoch die Spur Vergils war schon verwittert (S. 323, soll heißen: Doch hatte sich Vergil schon fortbegeben). So räch' dich an dem Arme, der verwegen / Umarmte unsre Tochter, Pisistrato! / Der Herrscher aber gab mild wie im Segen / Zur Antwort ihr mit Mienen, die nicht schadfroh: ... Was tun wir dem denn, der uns Liebes tat so? (S. 247.) In dieser Art Reimen ist unser Dichter von unerschöpflichem Erfindungsreichtum: Mädchen, bestät'gen, unflät'gen (S. 9), meinest, Bein fest, Stein-nest (S. 91), Zufall, schuf all, Ruf hall (S. 121), Prahl-Hast, Ballast, Schwall faßt (125), Schnurband, Spur fand, Kurhand (133), Antlitz, Hand flitz, gebannt sitz (148), Sordell hier, Hotel schier, Bordellgier (200), ließ sie, Oderisi, Paris sie (225). Die Eigennamen hat er besonders aufs Korn genommen: Ziehn, wo — erschien, oh — Aquino (395); getan. Oh — Damiano — Adriano (453); Schar da — Piccarda — starr da (290). Diesen Reimen verwandt sind folgende: stet nie, gedreht hie, Petri (267); zuschrie, Ruh lieh, tibi, cui (419), und die häufigen Zusammenkoppelungen von nie die — sie die — wie die — hie nie — für die — Tür nie — spür, wie und ähnliche. Auch auf Antwort wird unzählige Male gereimt: Hand dort, Brand fort, schwand fort, Standort, Land fort, kannt dort usw. Dante hat sich einmal im Paradies 24, 16 einen Reim durch Unterbrechung eines langen Wortes erlaubt. Dies hat Lübbe fünfmal oder öfter nachgeahmt: Riesen-hundartigen (was noch verzeihlich ist). Aber: Mit erwidern-der Miene (318), mit Reim auf Lichtumfriedern, und: Die den scheiden-den Teil trifft (auf kleiden und beiden gereimt, S. 507) ist selbst im Bassermannschen Sinne ein zu verwegener Reimunfug. Von Bassermann scheint Lübbe (der wohl ein Mecklenburger ist) auch die Vorliebe für entlegene oder mundartliche Worte entlehnt zu haben. Man findet neben stur (stolz) und krisch (kreischte) auch bräuchte, Schwatte, zergen, ähnen (ähneln), schroben (schrauben) und jug für jagte, stachen für steckten (viel hundert Geister stachen drin). Auch die falsche Beugung von Herz (Da kam dem Herz, statt Herzen) hat ihm Bassermann (Hölle 32, 39) vorgeahnt sowie die Verwendung der Einsilberverszeilen, darin Lübbe ihn noch übertrifft.

Der große Geist, der ihm diktiert hat, scheint also nicht Dantes antiker Geist gewesen zu sein. Und doch, und doch und trotz alledem: Lübbe hat eine starke dichterische Ader. Denn es begegnen Worte und Bildungen, geschickte Wendungen, die Anschauungskraft und poetisches Vermögen zeigen (S. 137, 165, 200, 216, 309, 312, 324, 457 und wohl noch öfter). Mir scheint, Lübbe ist ein Opfer seiner Originalitätssucht geworden. Vielleicht arbeitet er seine Komödie noch einmal um; nicht in neun, sondern in neunzehn Monaten. Und ohne auf den diktierenden Geist zu hören, der ihn diesmal so scheußlich hineingelegt hat, wie es meistens die Geister tun, die man zitiert und nicht wieder los wird. Drei Titelbilder sind dem Buch beigegeben: die zu Hölle und Paradies scheinen miteinander verwechselt zu sein; das zum Fegefeuer hat einige in der Luft zerplatzende Granaten. Der Deckel zeigt in Golddruck einen die Nase rümpfenden Dante: er tut's mit Recht! So ward noch nie über Dante gelacht wie hier...

Was uns lange gefehlt hat, brachte der Heidelberger Universitätsprofessor Dr. Leonardo Olschki: Dante Alighieri, La Divina Commedia, Vollständiger Text, mit Erläuterungen, Grammatik, Glossen und sieben Tafeln (Heidelberg, Julius Groos, 1918). Es ist also eine mit deutschem Kommentar versehene Textausgabe. Sein Vorläufer — in gewissem Sinne! — vor länger als dreißig Jahren war Alberto (Bernhard Schuler) mit seiner Divina Comedia di Dante Alighieri. Italienischer Text mit deutschem Kommentar. Skizzen und grammatikalische Hilfstabellen (Zweibrücken, M. Ruppert, 1889). Da diese Ausgabe, die seinerzeit Hettinger warm empfohlen hat, längst vergriffen ist und nicht wieder aufgelegt wurde, ist diese von einer höheren Warte aus zu bewertende Olschkische Ausgabe wärmstens zu begrüßen. Der Text ist der der Vulgata. Der Kommentar strebt nach knapper Fassung und verfolgt den doppelten Zweck, den Anfänger mit Dantes Gedicht vertraut zu machen und den Kenner über die Auslegung vieldeutiger Stellen anspruchslos zu unterrichten. Zur Entlastung und Er-

gänzung des Kommentars dient die höchst lobenswerte Grammatik, an die sich ein ausreichender Glossar anschließt, eine kurze, aber genügende Abhandlung über die Metrik, ein Namenregister mit eingefügten Erklärungen und eines zur Grammatik. Sieben Tafeln (darunter zwei vom Besprecher) helfen das Verständnis erleichtern. Bemerkenswert im höchsten Maße ist die Geschicklichkeit, mit der Olschki die große Schwierigkeit überwunden hat, bei der Knappheit des Kommentars einander widersprechende Deutungen nach ihrem höchsten Wahrscheinlichkeitsgrade zu prüfen. Es kostete dem Gelehrten sicherlich in vielen Fällen eine Überwindung, das dogmatisch festzulegen, was eigentlich zweifelhaft ist. Im übrigen hat er es sich zur dankenswerten Regel gemacht, den Leser nicht allzu sehr vom Texte abzulenken, ihm aber ausreichende Mittel für dessen Verständnis zu bieten. So kann der Leser dem Herausgeber überall das weitestgehende Vertrauen in seine Gewissenhaftigkeit entgegenbringen. Trotz den Nöten der Zeit hat der Verlag dem wertvollen Werke eine würdige Ausstattung gegeben. Die Dünndruckpapierausgabe ist ungeachtet ihres Umfanges von 640 Seiten ein handliches Büchlein geblieben, das die studierende Jugend bequem in der Tasche mit sich führen kann.

Als Band 181 der Deutschen Schulausgaben, die im Verlage von Velhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig) erscheinen, legt Professor Otto Hempel Dantes Göttliche Komödie im Auszuge vor. Und zwar auf Grund der Streckfußschen Übersetzung. Diese Schulausgabe enthält eine sehr gute Einleitung. Vielleicht wäre es besser gewesen, statt nur die Streckfußsche Übersetzung (mit ihren vielen Übertragungsmängeln und Farblosigkeiten) anzuführen, auch andere Verdeutscher zu Worte kommen zu lassen; z. B. Graul, den leider so unbekannten meisterlichen Höllen-Verdeutscher, Gildemeister und Bertrand. Die einzelnen Gesänge sind mit Geschmack ausgewählt und gekürzt. Daß die Franzeska-, die Ugolinoszene und Sordellos Weheruf über Italien fehlen, ist kein Unglück; obwohl der letztere lehrreiche Ausblicke in Deutschlands Gegenwart ermöglicht hätte. Aber von den Cacciaguidagesängen hätte ein Teil gebracht werden müssen.

Wenn Paul Pochhammer im Merkur — wo nach seiner Ansicht Dante seine Forscher und Verdeutscher um sich versammelt — von dem großen und wohlverdienten Erfolge hört, den seine Nachdichtung in unverminderter Weise erfährt, so schlägt er im himmlischen Feuerwerk vor Freude gewiß ein prächtiges Sonnenrad! Die dritte Auflage der kleinen Ausgabe und die vierte der großen sind schnell aufeinander gefolgt (Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet. Mit einem Dantebild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1920 und 1921. Große Ausgabe XCVI und 462, Kleine XVI und 400 Seiten; diese mit 3 Bildern von Staffen). Beide durch kurze, warmempfundene Geleitworte von Frau Margarete eingeleitet. Wenn öfter die Frage aufgeworfen wurde, warum Pochhammer bei seiner hohen dichterischen Begabung das Originalversmaß verlassen und die italienischen Oktaven für ein deutscheres Versmaß erklärt hat, als die gleichfalls italienischen Terzinen, so glaube ich den Grund zu kennen. Er hat mir mehrmals versichert, daß es ihm unmöglich gewesen, „den kunstvollen, dreifach verschlungenen Bau der Danteverse nachzubilden, weil ihm bei dem ewigen Geschaukel der eintönigen Terzinen seekrank zumute geworden". Er verkannte dabei, daß die Oktave das der Terzine innewohnende Zusammenhangsgefühl, ich möchte sagen: den roten Faden zerstört. So hat er denn als alter Soldat, barsch und kurz-resolviert, die geschlossenen Dantischen Terzinenregimenter umkommandiert und in einzelne Pochhammersche Oktavenkompagnien aufgelöst. So mußte bei diesem strikten Marschbefehl die Dantische Komödie Order parieren und zur Pochhammer-Komödie werden. Überhaupt steht Pochhammer seinem Dichter allzu sehr als Soldat und Waffenbruder gegenüber, so daß er den Tag von Campaldino für den **wichtigsten** im Danteleben erklärt (?) und die Vorrede unterzeichnet: Berlin-Lichterfelde-West (Begonienplatz) am 623. Gedenktage der Waffentat Durante Aldigers ... Pochhammer, Oberstleutnant z. D., zugeteilt der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionier-

korps und der Festungen, Dr. phil. h. c. und Professor. — Die geschmackvolle und eine feine Feder führende Hand Frau Margaretens müßte hierin Wandel schaffen; vor allem das komisch wirkende Notenblatt zur Komödie endlich streichen und den Prosatext überhaupt durcharbeiten oder von einem berufenen Danteforscher kürzen lassen. Es finden sich hierin gar zu viele Absonderlichkeiten und Fehlgriffe, Widerspruch hervorrufende unhaltbare Behauptungen, die einem seiner Verantwortlichkeit bewußten Forscher nicht gut zu Gesichte stehen. Pochhammer beweist damit, daß man ein vortrefflicher Dantenachdichter und ein anfechtbarer Danteforscher sein kann — wie dies auch umgekehrt häufig genug der Fall ist. Ebenso versagen die als Kommentar gedachten Übersichten und Rückblicke. Was man sucht, findet man schwer oder gar nicht; und das einmal durch Zufall Entdeckte entzieht sich der Wiederauffindung durch die mangelnde Übersichtlichkeit. Aber das sind kleine, unter Umständen leicht zu beseitigende Mängel (sie sind des öfteren gerügt worden), und sie tun der prächtigen, von wärmster Begeisterung durchpulsten Nachdichtung keinen Abtrag. Ich stehe nicht an, Pochhammers Oktaven nach wie vor an die Spitze aller freien Bearbeitungen zu stellen; sei es nun Krigar, Berneck, Braun, Hasenclever oder auch Kohler (Berlin, Köln, Albert Ahn, 1901—03), der in seiner stellenweise allerdings geistreichen und poetischen Danteumdichtung der Heiligen Reise gar zu oft den Dantischen Geist durch eigenen ersetzt und auch sonst ohne Bedenken von Dantes Pfaden abweicht. Pochhammers Arbeit zeichnet sich durch Adel der Sprache und wahre Begeisterung für den Dichter in jeder Zeile aus. Eine Begeisterung, die sich auch auf den Leser überträgt! Daß bei der Oktave die paarweise gereimten Schlußzeilen eine Klippe sind, die schon bessere Dichter zu matten Versen verführten, muß man eben mit in den Kauf nehmen, obwohl sie bei Dante besonders schwer wiegen. Jedenfalls vertiefe ich mich ab und zu immer wieder gern in den schönen, vornehmen Fluß der Pochhammerschen Verse. Es weiß auch wohl kaum einer so gut wie ich, mit welcher Sorgfalt er jede Neuauflage durcharbeitete und wie er allen berechtigten Vorschlägen ein geneigtes Ohr lieh: von etwa dreihundert Verbesserungsvorschlägen, die ich ihm seinerzeit machen durfte, hat er fünf Sechstel in seine zweite Auflage übernommen. Unsaubere Reime, falsche Konjunktive (wie bei Stefan George), häßliche Apokopen (wie bei dem sonst trefflichen Gildemeister), Wechsel der Zeiten, Unklarheit oder Geschraubtheit und andere Kainszeichen des Dilettantismus wird man bei unserem Oberstleutnant nicht finden. Wenn unsere Danteverdeutscher von jeher mit Pochhammers Liebe und Sorgfalt an ihre Arbeit gegangen wären und die gleiche Achtung vor der Muttersprache gezeigt hätten, so könnten wir schon fünfzig Jahre länger begeisterte Danteleser in Deutschland haben.

Richard Zoozmann



Stilrichtungen deutscher Malerei im 19. Jahrhundert

Es ist Aufgabe der Wissenschaft, geschichtliche Erscheinungen nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, um Einsicht in die treibenden Kräfte des Werdens zu erleichtern. So geschieht es auch in der Kunst.

Über den Abteilungen der Kunst des 19. Jahrhunderts lesen wir gewöhnlich die Titel: Klassizisten, Romantiker, Nazarener, Biedermeier, Wirklichkeitsmaler usw. Solche Namen haben ihre Berechtigung. Indessen ist es nicht nur ein Gesichtspunkt, der die Teilung bestimmt. Einmal bezeichnet der zusammenfassende Gedanke gemeinsame Formabsichten, ein andermal eine seelische Stimmung, die mehreren Künstlern in gleicher oder ähnlicher Weise innewohnt. Es wäre für die Betrachtung fruchtbar, wenn man neben die übliche Fassung, die nicht um-

gestoßen zu werden braucht, eine andere, übergeordnete, nur nach formlicher Eigenart bewertende setzte. Die Übersicht würde dadurch gefördert, der Gruppen werden weniger. Der Zusammenhang mit der Vergangenheit und der Gegenwart ist deutlicher herzustellen. Ja, es bleiben eigentlich nur zwei Richtungen übrig, die das Jahrhundert beherrschen: die **Körper**- und die **Lichtmalerei**. Als Vertreter der ersten wären zu nennen: Cornelius, die Nazarener, Schwind, Feuerbach, Böcklin, Marées. Zur zweiten Gruppe gehören: Spitzweg, Menzel, Leibl, Liebermann.

Die Maler der ersten Richtung geben die dargestellten Gegenstände in festen Umrissen. Da diese Art des Gestaltens einst in Italien ihren Höhepunkt erreicht hatte, so wird der Anschluß an die italische Renaissance und ihr Vorbild, die Antike, gesucht. Doch ist die Bindung nicht bei allen Künstlern der Gruppe gleich stark. **Böcklin** verurteilt ausdrücklich die italische Malerei und nimmt die frühen Niederländer als Vorbild. Es mögen seine diesbezüglichen, von Flörke mitgeteilten Worte erwähnt werden. „Diese Florentiner! Wenn man von den Niederländern kommt — Nacht wird's. Kinder sind sie. Beobachtungen machen gibt's nicht. Nach 50 Jahren hat Ghirlandajo noch nicht gesehen, daß gewisse Farben immer vortreten, daß z. B. gewisse Rot in verschiedenen Entfernungen verschieden wirken. Er aber setzt dasselbe hinten und vorn hin. Kein Raum daher, keine Ruhe folglich. Und nun: nicht einmal eine künstlerische Rechnung, eine größere, haben sie machen können. Nirgends fällt ihnen etwas ein zur Sache. Wo ein leerer Raum bleibt, wird ein Gewandschnörkel oder ein Blumentöpfchen hingemalt. Eine Wirkung, z. B. die mit dem Teppich, mit der Mauer usw., einmal entdeckt, wird unerbittlich weiterbenutzt als das A und O.

„Nie haben sie etwas zu erzählen, etwas mitzuteilen: die Niederländer sind bis in die kleinsten Fingerspitzen voll. Kinder sind die Florentiner in der Kunst, ärmliche hohle Gesellen sind diese Botticelli usw. Während so ein van Eyck-Schüler durchempfunden ist bis ins kleinste, und doch all dies Kleine nur wieder aus der liebevoll durchempfundenen, alles belebenden Idee, aus dem Großen heraus, als mit dem Ganzen Eins er- und empfunden ist."

„Nein, dieser Rogier van der Weyden z. B. Bis ins letzte, kleinste hinein alles belebt, alles durch und durch verstanden, alles künstlerisch, nirgends gepfuscht. Und womit und wie das gemalt ist, ist nun vollends ein Rätsel. Gemalt scheint es überhaupt nicht. Man sieht keine Arbeit, kein Sichabmühen mit widerspenstigem Material. Mit Öl, Firnis, oder was wir sonst haben, ist das nicht gemalt.

„Daneben nun die besten Italiener als Maler. Gleich hört's auf, überall setzt das Können aus — und nun gar an Stellen, wo sie sich unbeobachtet glauben! Nehme man selbst jedes Bild von Tizian, z. B. gleich die ‚liegende Venus' (Uffizien) und sehe sich den grünen Vorhang an. Meinetwegen hatte Tizian sich schon ausgesprochen und wollte sich nun nicht mehr unnütz mit Nebendingen aufhalten. Aber er brauchte, bei der andeutendsten Behandlung, nicht zu zeigen, daß er nicht wußte, wie solcher Stoff in der Ferne wirkt, wie er fällt usw. Er konnte das mit ebensowenig alles machen, und zwar richtig. ‚Aber nein, dahinten pfuscht er eben.'"

„Wir haben da einen Perugino mit seinen ganz gewöhnlichen, gemeinen Ateliergewandkniffen — und wenn gleich darauf Fra Bartolommeo sich eine Bettdecke hinlegt und sie nachmalt, wird der Kohl auch nicht fetter."

„Ich kann diese Kerle von Italienern nicht leiden, aber ich möchte doch wieder hin. — — Die Italiener waren stets frech, wie jeder, der unfehlbar, also kritiklos, lächelnd von sich überzeugt ist. Und der Majorität imponiert ein sicheres Auftreten immer. Danach wird einer beurteilt. Zudem sagten und schrien sie's von jeher selbst. Daher die Rolle, die sie in Europa und besonders in dem schwerfälligen, derben oder bescheidenen Deutschland spielen konnten."

Die Abneigung gegen italienisches Gestalten und Vorliebe für germanische Auffassung zeigt sich deutlich. Böcklins Sehnsucht nach Italien ist nur in seiner Freude an der südlichen Natur gegründet. Als stoffliche Erscheinung sieht er jene Natur durchaus mit germanischen

Augen. Er hat viel von den Niederländern gelernt. Er weiß das Seidige, Leuchtende schöner Haare, den weichen Perlmutterglanz menschlicher Haut, feuchtes Grün, im Wind bewegte Bäume u. a. trefflich herauszubringen, eine Vortragsweise, die Cornelius, den Nazarenern, Schwind fehlt. Da er aber solche, durch Luft und Licht bedingte Erscheinungen nur in dem Maße gibt, wie es einst die Niederländer des 15. Jahrhunderts taten, so bleibt der Umriß der Gegenstände doch noch fast ungelöst. Und wenn wir an unserer Einteilung festhalten und die großen Zusammenhänge vor allem beachten wollen, müssen wir ihn näher zu Feuerbach als zu Menzel stellen. Auch sind seine menschlichen Körper im Aufbau italienischer Kunst verwandter als germanischer. Im ganzen aber wirkt seine Naturauffassung bedeutend bodenständiger als diejenige der andern Vertreter der Gruppe.

Ganz völkisch bedingt ist seine Vergöttlichung des Erdenseins in menschen- und tierähnlichen Wesen. Warum nennt man solche Geschöpfe Tritonen und Nereiden? Deutsche Meeresfrauen sind es, Rheintöchter, Nixen, selbst wenn sie in südlichen Meeren sich tummeln, der Nöck, der Schratt, Lichtalben, Waldwesen. Es ist die alte, deutsche, Götter- und Naturgeister schaffende Phantasie, die in diesem Schweizer von neuem lebendig wird. Erdhafter noch sind sie empfunden als griechische Götter, wie verwachsen mit dem Mutterboden des Alls, ungelöst, seelisch eingebunden in die all-eine Urkraft. Das lebendurchglühte Naturgefühl der Deutschen jauchzt in ihnen auf mit göttlichem Tiefsinn und dämonischer Gewalt. Ganz ablehnen muß man die trockene Auffassung Meier-Gräfes und Schefflers, die in jenen Gestalten nur Staffage und Theater sehen.

Eine eigene Stellung nimmt Schwind innerhalb der klassizistischen Richtung ein. In seinen Werken ist zunächst der Anschluß an Italien weniger zu spüren, weil er seine Menschen in das Kleid deutscher Vergangenheit oder Gegenwart steckt. Was ihn aber formlich in die Reihe der Italianisten bringt, ist seine klassizistische Körperbehandlung und die trockene Malerei, die gleichsam ohne Licht und Luft oder vielmehr nur im modellierenden Licht darstellt, ohne die lebendigen Werte der Farbe zu beachten. Seine Gemälde wirken meist schöner in einfarbigen Drucken als im Urbild, und die feinste Kunst gibt er in Zeichnungen. Wie trocken seine Malerei ist, erkennt man namentlich bei einem Vergleich mit Böcklin. Man beobachte das Aussehen von Haaren, Haut, Blättern, Wasser: und man wird das schöne, saftige Leben Böcklinischer Darstellung um so tiefer empfinden.

Nun gilt aber Schwind gerade als einer der deutschesten Maler, der sinnige Deuter unserer Märchen. Was an ihm deutsch ist, das ist die seelische Stimmung, der Sinn für das Holde, Märchenhafte. Auch offenbart er in Zeichnungen manchmal eine wunderbare Naturinnigkeit, ein Verstehen verwachsenen, dichten, deutschen Waldes, ein Empfinden für die zauberhafte Verwunschenheit in schimmernden Fiederformen breiter Farnblätter, hängender Zweige. Nur geht in großen Gemälden durch die italisierende Formung und den Mangel an Farbensinn die Stimmung leider verloren.

Schwind ist ein bezeichnender Vertreter des „Biedermeier“. Der Biedermeierstil entsteht in der Kunst durch Verdeutschung italienischer Art. Das große, erdkräftige, germanische Naturerleben der Dürer, Grünewald, Rembrandt ist vergessen. Als höchstes Vollkommene erscheint die geometrisierende italische Schönlinigkeit. Die Klassizisten und die sogenannten Deutsch-Römer schließen bewußt an jene an. Schwind aber und die Bildnismaler: Waldmüller, Krüger u. a. möchten deutsch sein, wenden sich der Darstellung unserer Märchen oder der Gegenwart zu. Dennoch schwebt auch ihnen, bewußt oder unbewußt, jene Schönheitslinie und die italisch starre Körperbegrenzung als Ziel vor. Sie beleben die Form mit deutschem Gemüt, mit einem Einschlag deutschen Naturempfindens, und daraus wird der „Biedermeier“. Eine deutsche Seelenstimmung der Weichheit, Träumerei, Anmut. Entzückend deutsch, aber nur eine Seite unseres Wesens betonend, in einer gewissen Enge befangen. Vor der Größe und Kraft eines Grünewald wären diese Biedermeier umgefallen.

Das Nachahmen der klassischen Schönheitslinie hat auf uns immer entweder erkältend oder verweichlichend gewirkt. Cornelius und Feuerbach, die das Große der italischen Form erfassen, werden dadurch kalt. Schwind und Krüger sehen in ihr das Anmutige und werden weich. Es soll noch einmal betont werden: liebreizend, anmutig, frisch ist die Auffassung Schwinds in seinen Märchen, Krügers in wundervollen kleinen Aquarellbildnissen; die unmittelbare Gewalt und Größe der Natur, die im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts unser Eigentum war, wird von ihnen nicht erreicht. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß es einst in Deutschland holdeste, tiefbeseelte Anmut gab, auch ohne italische Glätte: bei Riemenschneider.

Seelisch ziemlich nahe, formlich von Schwind weit verschieden ist Spitzweg. Er ist vor allen Dingen Maler. Er sieht das schwebende Licht im Raum, die tonige Abwandlung der Farbe. Er lockert die harte Umgrenzung der Gegenstände. Das ist eine Auffassung der Sehwelt, die geradezu eine Grundlage germanischer Malerei bedeutet. Schon Jan van Eyck, Dirk Bouts, Geertgen von Haarlem beobachten Lichterscheinungen feiner als gleichzeitige Italiener, und nie hat man in Italien das erreicht, was Rubens und Rembrandt gesehen und gestaltet haben. Im 18. Jahrhundert wird das große Ergebnis niederländischer Lichtmalerei in leichter und anmutiger Weise im Rokokostil verwertet. Der Klassizismus vom Anfang des 19. Jahrhunderts ist gleichsam ein rückschrittlicher Einbruch in die gerade Linie der Entwicklung. Mit Spitzweg und Menzel in Deutschland (auch Rayski wäre zu nennen), mit der Schule von Fontainebleau in Frankreich wird jene wieder aufgenommen. Und nun ist es merkwürdig oder vielleicht selbstverständlich, wie mit der eingeborenen, altgermanischen Lichtbeobachtung auch die Freude an der urgermanischen, bewegten Lebenslinie wieder erwacht und die klassische Glättung der Form überwindet. So ist Spitzweg ein herrlicher Vertreter bodenständiger, völkischer Sehgewohnheit.

Ebenso Menzel. Bei ihm namentlich kommt neben feiner Lichtbeobachtung das Lebendige natürlich gewachsener Eigenart in der Auffassung einzelner Persönlichkeiten scharf zum Ausdruck.

Als Vorgänger Menzels wird oft der ebenfalls in den Berliner Kreis gehörige Krüger genannt. Als einer der Begründer der Lichtmalerei auch der Wiener Waldmüller. Man kann beides gelten lassen. Ganz scharf läßt sich das Schaffen freier Persönlichkeiten nie unter bestimmte Begriffe einreihen. Bei Waldmüller und Krüger finden wir Ansätze zur Lichtbeobachtung. Wenn man aber ihr Gesamtwerk in Betracht zieht, so wird man sie schließlich doch mehr den Italianisten als den Lichtmalern zurechnen. Vielleicht könnte man überhaupt eine zwar dünne, aber ununterbrochene malerische Unterströmung in der Zeit des Klassizismus annehmen. Dadurch wäre die Verbindung mit der Vergangenheit hergestellt. Auch Feuerbach und Marées zeigen in ihrer Jugend starke Neigung zur Lichtmalerei und unterliegen erst später dem klassischen Einfluß. Das Kennzeichen der in aller Stärke neu erwachten malerischen Richtung würde die Wiederaufnahme selbständiger, kräftiger Naturbeobachtung sein, wie sie in der großen Zeit Germaniens üblich war, an Stelle der Routine des 18. Jahrhunderts.

Wundervoll naturstark, echt germanisch ist Leibl seelisch und formlich. Seine Bäuerinnen haben etwas Gewachsenes, Erdhaftes, sind strotzende Urkraft des Volks. Mit Liebermann sollte man ihn nicht in einem Atem nennen. In dessen Werk ist die Technik die Hauptsache und der rasch und scharf denkende Geist. Er ist geschickt und geistreich. Es fehlt ihm aber die Seelenkraft bodenständigen Volkstums.

Außer dem Gegensatz der eben beschriebenen Richtungen bahnt sich im 19. Jahrhundert schon früh ein anderer an. Oder anders ausgedrückt: es macht sich schon früh die Neigung zu einem neuen Stil bemerkbar. Bereits Böcklin sagt, er setze seine großen Farbflächen auch in stimmunggebender Absicht. Wie herrlich im Ton ist z. B. sein Bild „Meerfrau und Nöck“, im Besitz von Simrock-Berlin! Die roten Haare, das gelbe Gewand des Weibes brennen. Grau

zieht der bewölkte Himmel zur Ferne, die Träumerei der großen Augen des Mannes mit einfangend. Adelig und erdhaft schmiegen sich gelbe Haare zu dem Graublau der Wolken und dem matten Braun der Haut. Die Töne gehen nicht stark auseinander, geben die Stimmung von etwas Keuschem, Ewigkeitssehnen, während unten groß empfundene Leidenschaft glüht.

In Feuerbachs Werken bestimmt die Farbe durchaus die seelische Wirkung. Sie hat einzelne, nervös und scharf aufreizende, leuchtende Töne und zugleich beherrschend ein Grau mißmutiger, bitterer Kälte. Marées ist sehr empfindlich für Tonwirkungen und Zusammenstellungen und erzielt durch sie lebendigen Ausdruck. Die Bildnisse des Hamburgers Wasmann, der älter ist als die beiden eben genannten, sind unendlich farbenschön, ganz auf den Eigenwert des Farbentums gearbeitet. Die darstellerische Bedeutung der Töne als Haut, Haar, Kleidung, Himmel tritt sehr zurück gegen ihren Bildwert. Ausdruck und Anordnung der Töne bestimmen vor allem die Wirkung. Seelisch gehören seine Bildnisse in die Biedermeier-Auffassung, farbig überragt er bei weitem alle Künstler, die in diesem Stil schufen. Böcklin steht er auch noch insofern nah, als er, wie er selbst berichtet, in seinen Bildnissen an altdeutsche Auffassung anschließt. Sie erinnern in Auftrag und Farbenschönheit an Holbein.

Aus alledem ergibt sich, daß die Ausdruckskunst (Expressionismus) der Gegenwart von jenen Meistern bereits eingeleitet wurde. Den Gegensatz würde eine Malerei bilden, in der die Farbe vor allen Dingen natürlich wirkt, als Kennzeichen der dargestellten Gegenstände, ohne sich in ihrem Eigenwert besonders bemerkbar zu machen. Spitzweg, Menzel, Leibl haben einen sehr feinen Farbensinn, aber sie steigern die Töne nicht. Der Gegensatz, der sich hier auftut, ist eine Scheidung von Natur und Kunst. Spitzweg, Menzel, Leibl sind feine Gestalter der Wirklichkeit; Wasmann, Böcklin, Feuerbach, Marées betonen den Kunstwert der Farbe.

Trotzdem die neue Richtung in Deutschland so früh auftrat, hat sie doch erst in Frankreich die für Europa ausschlaggebende Stoßkraft erhalten. In Deutschland verband sie sich mit klassizistischer Form und Malweise, und das war die Hemmung. In Frankreich baute sie auf der Lichtmalerei (Impressionismus) auf. Diese Tatsache gab der Technik neue, unbegrenzte Möglichkeiten. Auf Grund der Freilichtbeobachtung hatten namentlich Manet und Monet die Form aufs äußerste gelockert. Und in freier Steigerung der gelösten Gegenständlichkeit schufen Cézanne und der Holländer van Gogh ihre Farben- und Formenausdruckskunst. Für uns ist van Gogh als reiner Germane der wichtigere. Er vereinigt tiefstes deutsches Naturgefühl, Lichtempfindlichkeit und stärkste Farbenausdruckskraft.

Da in obiger Ausführung der völkische Gesichtspunkt betont worden ist, seien über die Beziehung der neuesten Kunst zu unserer Vergangenheit einige Worte angefügt. Die Steigerung der Formen und Farben im Dienste seelischen Ausdrucks ist nicht eine Erfindung der Gegenwart. Namentlich in der gotischen Zeit tritt sie in Germanien auf, aber auch vorher und nachher. Indessen fehlt sie nicht bei anderen Völkern. Unsere Ausdruckskunst wird bodenständig sein, wenn die Seele, die sich in ihr ausspricht, völkisch stark gewachsen ist. Leider scheint das bei den meisten Modernen nicht der Fall. Auch entnehmen sie ihre Vorbilder häufiger dem Ausland als der eigenen Vergangenheit. Da jedoch gerade jetzt ein großes Erwachen deutschen Selbstbewußtseins einsetzt, darf man vielleicht auf die Zukunft hoffen.

Dr. Maria Grunewald



Beethovens spätere Beziehungen zu seiner rheinischen Heimat

In den ersten Novembertagen des Jahres 1792 trat der junge Beethoven zum zweitenmal die Reise nach Wien an, die ihn diesmal seiner rheinischen Heimat für immer entführte. Die Post ging von Bonn über Andernach nach Koblenz, und von hier über den Rhein landeinwärts; in Ehrenbreitstein hat er also vermutlich den vaterländischen Strom zuletzt gesehen. Zweiundzwanzig Jugendjahre, in der schönsten Gegend des Rheinlandes zugebracht, reichen wohl hin, eine immerwährende Erinnerung nicht nur, sondern auch eine dauernde Sehnsucht im Herzen zu hinterlassen; und zumal Beethovens Briefe aus den ersten Jahren nach seinem Abschied sind voll von Erinnerungen an die Heimat und an die dortigen Freunde und Genossen. Die Variationen, die er genau ein Jahr nach seiner Abreise aus Bonn an seine Jugendfreundin Eleonore v. Breuning sendet, sollen ihr bedeuten „eine Wiedererweckung jener Zeit, wo ich so viele und so selige Stunden in Ihrem Hause zubrachte", und schon hier wird die Möglichkeit späterer Rückkehr angedeutet. Im nächsten Jahre schreibt er an Simrock, den Bonner Musiker und Verleger: „Sind Ihre Töchter schon groß? Erziehen Sie mir eine zur Braut; denn wenn ich ungeheiratet in Bonn bin, bleibe ich gewiß nicht lange da." Und das war keineswegs nur das in der ersten Zeit sich noch stärker regende Heimweh: im Grunde ist diese treue Anhänglichkeit an die alte Heimat Beethoven bis an sein Ende geblieben. Besonders in einem Briefe an seinen ältesten Freund, Franz Gerhard Wegeler, kommt sie trotz eines gewissen Ungeschicks der Worte fast ergreifend zum Ausdruck (29. Juni 1801): „Daß ich Dich und überhaupt Euch, die Ihr mir einst alle so lieb und teuer waret, vergessen könnte, nein, das glaubt nicht; es gibt Augenblicke, wo ich mich selbst nach Euch sehne, ja bei Euch einige Zeit zu verweilen wünsche. Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist mir noch immer so schön und deutlich vor Augen, als da ich Euch verließ; kurz, ich werde diese Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich Euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann."

Es ist natürlich, daß alles, was in Wien im Lauf der Jahre Beethoven an die Heimat erinnerte, bei ihm die freudigsten Gefühle auslöste und daß besonders rheinische Landsleute auf die herzlichste Aufnahme rechnen konnten. Die Gemahlin eines seiner Bekannten, Frau Halm, eine geborene Triererin, redete er mit Vorliebe als Landsmännin an; dem Verleger Artaria — nicht von der Wiener Firma — kam es zu statten, daß er sich bei Beethoven als Landsmann einführen konnte; er schreibt einmal in einem der bei dem tauben Meister gebrauchten Konversationshefte: „Ich bin stolzer, ein Rheinländer zu sein, da ich höre, daß auch Sie einer sind." Auch Karl Maria v. Weber, der sich eines ungewöhnlich herzlichen Empfanges bei Beethoven zu erfreuen hatte, wird Gelegenheit gehabt haben, ihn an seine Jugendjahre zu erinnern, denn Webers Gattin Karoline war eine Tochter des Violinisten Brandt, mit dem Beethoven einst in der kurfürstlichen Kapelle zusammengesessen hatte. Der Sohn des oben genannten Simrock besuchte den Meister im Jahre 1816 häufig; und als Lenné — der spätere Direktor der königlichen Gärten in Potsdam — ihn mit Briefen und Grüßen alter Bonner Bekannten aufsuchte, rief er erfreut: „Dich versteh' ich, du sprichst Bönnsch — du mußt Sonntags immer mein Gast sein im Weißen Schwan." Beethovens eigene Sprechweise verriet sogleich den Rheinländer: als er noch nicht lange in Wien war und mit mancherlei Widerständen zu kämpfen hatte, lieferte u. a. auch sein Dialekt den Gegnern Stoff zu übler Nachrede; in den aristokratischen Kreisen, in denen er sich von Anfang an bewegte, fiel seine dialektische Aussprache auf; und noch aus seinen letzten Jahren berichtet einer seiner nähern Bekannten, in Beethovens Sprache sei die rheinische Mundart noch zu erkennen gewesen. Auch an Einzel-

heiten wußte man sich zu erinnern: daß er „schwätzt“ statt „schwatzt“ sagte und den Namen des Dichters Tiedge immer in der Form „Tiedsche“ aussprach.

Viele Erinnerungen an Bonn und seine Naturschönheiten mußte bei Beethoven die Umgebung Wiens wecken; bei der Schilderung wenigstens, die Schindler von einem Spaziergang mit Beethoven durch das Waldtal bei Grinzing macht, wird der Ortskundige unwillkürlich ähnlicher Punkte gedenken, wie sie bei Bonn sich finden und von Beethoven, dessen Naturliebe schon früh sich regte, wohl oft genug aufgesucht worden sind. Auch die Gegend bei Krems an der Donau, die Beethoven bei seinem Aufenthalt auf dem Gute seines Bruders aus der Ferne sah, soll in manchem an die rheinische Landschaft erinnern. Charakteristisch ist noch der Vergleich, der ihm ungesucht in den Mund kommt, als er in der Zeitung liest, der Hofrat Mosel sei wegen seiner Verdienste um die Musik in den Adelsstand erhoben worden: „Die Mosel fließt trüb in den Rhein“ — mit diesen Worten kommentierte er lachend die Zeitungsnachricht.

Nur der rheinische Wein wurde durch Beethoven in Wien nicht gerade hervorragend vertreten. „Die Preise“, heißt es, „mußten einen anständigen Rang behaupten; er schien den Wert des Weines im Grunde mehr nach dem Tarif als nach der Zunge zu beurteilen. Er, ein geborener Rheinländer, zog die ungarischen Gattungen allen andern vor,“ wußte auch, wie man ergänzend hinzufügen kann, das Echte vom Falschen nicht hinreichend zu unterscheiden, was gelegentlich einer Einladung die beiden Sängerinnen Henriette Sontag und Karoline Unger zu ihrem Schaden erfahren mußten.

Auf musikalischem Gebiete wurde die Verbindung mit dem Rheinland vor allem durch die Niederrheinischen Musikfeste erhalten, auf denen Franz Ries sich der großen Werke seines Meisters annahm. Er erfüllte damit eine Pflicht der Dankbarkeit; denn von den jungen Bonnern, die Beethoven in Wien aufsuchten, hatte keiner solche Förderung durch ihn erfahren, keiner freilich durfte auch mit größerer Berechtigung sie erwarten. Denn als Beethovens Mutter starb, hatte der kurfürstliche Violinist Franz Ries die Familie in ihren dürftigen Verhältnissen nach Kräften unterstützt, und dem dankte es jetzt der Sohn, daß der allem Unterrichtgeben aufs äußerste abgeneigte Beethoven ihn zum Schüler annahm und ihm in dieser Eigenschaft öffentlich aufzutreten gestattete. Der junge Landsmann seinerseits half ihm bei seinen Arbeiten, war vielfach mit ihm in Gesellschaften und Konzerten, begleitete ihn auch häufig auf langen Spaziergängen; und hier werden ohne Zweifel die Erinnerungen aus der Bonner Zeit nicht selten den Gegenstand des Gespräches gebildet haben, denn niemand konnte besser als der Sohn des kurfürstlichen Musikus über das musikalische Leben der Vaterstadt und die Geschicke der alten Genossen aus der Hofkapelle und vom Theater Auskunft geben.

Die persönlichen Erinnerungen belebten sich in Beethovens letzten Jahren aufs neue, seitdem er die eine Zeitlang unterbrochenen Beziehungen zu seinem Bonner Jugendfreunde Stephan v. Breuning wieder aufgenommen hatte. Man kann wohl sagen, daß dieser und dessen Schwager Franz Gerhard Wegeler Beethovens Herzen allezeit am nächsten gestanden haben. Der erstere lebte lange Jahre mit Beethoven in Wien, zeitweilig sogar in häuslicher Gemeinschaft, und ist dann in Beethovens und seinen letzten Lebensjahren — er starb nur wenige Wochen nach seinem großen Freunde — in fast täglicher Verbindung mit ihm geblieben, da sie sozusagen Tür an Tür wohnten. Wegeler aber, der als hervorragender Arzt und Regierungs-Medizinalrat in Koblenz lebte und dem Beethoven gelegentlich durch Noten, durch sein Porträt, durch ein böhmisches Glas sich in Erinnerung brachte, hat durch zwar seltene, aber um so herzlichere Briefe die alten Beziehungen aufrecht erhalten; sie geben einer aus dem Herzen kommenden Freundschaft in so gemütvoller und inniger Weise Ausdruck, daß sie wenigstens nach dieser Seite hin zu dem Besten in der deutschen Briefliteratur gehören. „Mir ist“, so schreibt er am 28. Dezember 1825 an seinen „lieben alten Louis“, die Bekanntschaft und die enge, durch Deine gute Mutter gesegnete Jugendfreundschaft mit Dir ein sehr heller Punkt meines Lebens... Gottlob, daß ich mit meiner Frau und nun später mit meinen

Kindern von Dir sprechen kann!... Sage uns doch auch einmal: Ja, ich denke Eurer in heiterer und trüber Stimmung. Ist der Mensch, und wenn er so hoch steht wie Du, doch nur einmal in seinem Leben glücklich, in seiner Jugend; die Steine von Bonn, Kreuzberg, Godesberg usw. usw. haben für Dich Haken, an welche Du manche Idee froh anknüpfen kannst." Es folgen Mitteilungen über alte Bekannte und dann die Frage: „Wirst Du nie den Stephansturm aus dem Auge lassen wollen? Hat Reisen keinen Reiz für Dich? Wirst Du den Rhein nie mehr sehen wollen?" Den Brief schließen die liebenswürdigsten Zeilen von Frau Wegeler: auch sie fragt, ob er gar kein Verlangen habe, den Rhein und seinen Geburtsort wiederzusehen; „Sie werden uns zu jeder Zeit und Stunde der willkommenste Gast sein und Wegeler und mir die größte Freude machen... Sie können sehen, in welch immer dauerndem Andenken Sie bei uns leben." Beethovens Briefe aber stehen denen der Freunde an Innigkeit der Empfindung nicht nach. „Ich erinnere mich" — an Wegeler 7. Oktober 1826 — „aller Liebe, die Du mir stets bewiesen hast, z. B. wie Du mein Zimmer weißen ließest und mich so angenehm überraschtest. Ebenso von der Familie Breuning. Kam man voneinander, so lag das im Kreislauf der Dinge; jeder mußte den Zweck seiner Bestimmung verfolgen und zu erreichen suchen; allein die ewig unerschütterlichen Grundsätze des Guten hielten uns dennoch immer fest zusammen verbunden. Von Deiner Lorchen hab' ich noch die Silhouette, woraus zu ersehen, wie mir alles Gute und Liebe aus meiner Jugend noch teuer ist." Und er schließt: „Mein geliebter Freund, nimm für heute vorlieb; ohnehin ergreift mich die Erinnerung an die Vergangenheit, und nicht ohne viele Tränen erhältst Du diesen Brief... Ich bitte Dich, Dein liebes Lorchen und Deine Kinder in meinem Namen zu umarmen und zu küssen und dabei meiner zu gedenken. Gott mit Euch allen!" —

Den Gedanken, seine Heimat noch einmal wiederzusehen, hatte Beethoven schon wiederholt erwogen; in den Briefen an Simrock ist öfters davon die Rede, auch einzelnes war schon ins Auge gefaßt, „Station zu machen bei Wegeler in Koblenz und bei Vater Ries und Simrock in Bonn"; ja auch daran hatte er gelegentlich gedacht, seinen Sorgenneffen Karl nach Bonn zu geben. Ergreifend aber ist es, diese Reisepläne von Wegeler wieder aufgenommen zu sehen, wie es zu ihrer Verwirklichung endgültig zu spät ist. Als Beethovens letzte Krankheit bereits hoffnungslos geworden, da schildert ihm der alte Freund — ob er nun den Ernst von Beethovens Zustand nicht kannte oder, was bei der brieflichen Verbindung mit seinem Schwager v. Breuning wahrscheinlicher ist, ihm Trost geben wollte — den Reiz des Wiedersehens in hellen Farben: „Keiner würde Dich so in Deine Jugendjahre zurückgeführt, Dich an hundert Begebenheiten lustiger und trauriger Gestalt haben erinnern können als ich, besonders da meine Frau meinem Gedächtnis durch Erzählungen von Fräulein Westerholt, Jeannette Honrath und wie die et caeteras alle geheißen haben, treu nachhilft." Er versichert ihm dann, von seiner Krankheit werde er in den ersten Monaten genesen, schlägt ihm eine Nachkur in Karlsbad vor, wo er ihn treffen wolle, „und dann sollen vaterländische Luft und Jugendbilder und die Besorgung meiner Familie... das Fehlende ergänzen und das Gewonnene stärken. Es ist mir dieses ein liebliches Bild, mit dem meine Phantasie sich gar gern beschäftigt." Und wieder Frau Eleonore: „Kommen Sie, und sehen Sie erst, was vaterländische Luft vermag." Noch einmal antwortete der todkranke Beethoven dem alten Freunde: „Wieviel möchte ich Dir heute noch sagen, allein ich bin zu schwach; ich kann daher nichts mehr, als Dich mit Deinem Lorchen im Geiste umarmen. Mit wahrer Freundschaft und Anhänglichkeit an Dich und die Deinen Dein alter treuer Freund B." Der Brief ist nicht mehr eigenhändig, Beethoven hat ihn auf dem Krankenlager einen Monat vor seinem Tode diktiert.

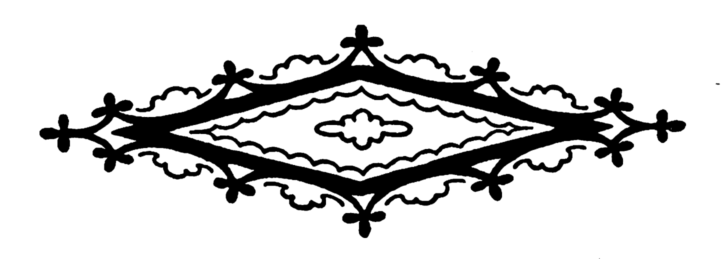
Der letzte Gruß aber aus dem Rheinlande ist dem sterbenden Meister durch edeln rheinischen Wein vermittelt worden. Am 8. März 1827 schrieb ihm sein Verleger Schott — heute schreiben Verleger wohl korrekter, aber schwerlich gemütvoller —: „Von einem unserer sehr guten Freunde haben wir einen kostbaren Rüdesheimer Berg-Wein von 1806 und von den-

selben selbst gezogen und ganz rein erhalten für Ihnen gewählt und bereits in einem Kistchen per Fuhrgelegenheit an Ihnen abgesandt. Damit Ihnen jedoch früher eine kleine Labung gereicht werden kann, so sandten wir heute per Postwagen ein kleines Kistchen sowie ein kleines Fäßchen mit Ihrer Adresse ab ... Zwei Bouteillen von dem Wein sind mit Kräuter angesetzt, welche nach Vorschrift genommen für Ihre Krankheit als Arznei dienen sollen ... Es ist unser sehnlichster Wunsch, daß er auch Ihnen radikal kurieren mögte." Der Wein kam unmittelbar vor Beethovens Hinscheiden an. „Ich stellte ihm", so berichtete Schindler nachher dem Geschenkgeber, „die zwei Bouteillen Rüdesheimer und die zwei andern Bouteillen mit dem Trank auf den Tisch zu seinem Bette. Er sah sie an und sagte: ‚Schade — schade — — zu spät!' Dies waren seine allerletzten Worte. Von Ihrem Rüdesheimer Wein genoß er noch löffelweise bis zu seinem Verscheiden."

Man möchte gern wissen, wie die Nachricht von dem Tode des Meisters im Rheinland, in Bonn besonders, aufgenommen worden. Wenig ist darüber bekannt. Eine rührende Urkunde indessen entdeckte ich vor einigen Jahren im Jahrgang 1827 des Bonner Wochenblatts, die danach später in einem neuern Beethovenwerk veröffentlicht worden ist. Es ist die „Einladung zu Beethovens Todtenfeier. Dem Andenken des verewigten großen Meisters der Tonkunst, Ludwig van Beethoven, ist von den Musikfreunden seiner Vaterstadt in Verbindung mit der Junggesellen-Bruderschaft ein feierliches Seelenamt veranstaltet worden, welches durch die Aufführung von Mozarts meisterhaftem Requiem verherrlicht, morgen, Freitag den 13. Juli, um 10 Uhr Vormittags in der hiesigen Jesuitenkirche Statt finden wird. Freunde, Bekannte und Verehrer des Verewigten, welche dessen Andenken und dieser, einzig seiner würdigen Feyer einen frommen Augenblick widmen wollen, werden hierzu ergebenst eingeladen von Seiten des musikalischen Zirkels und der Junggesellen-Bruderschaft."

Der musikalische Zirkel wollte wohl mehr das Andenken des Fürsten der Tonkunst ehren; unter den Junggesellen aber und denen, die sonst in der Kirche sich zusammenfanden, hat gewiß mancher des Jugendgenossen gedacht, mit dem er bis zu seinem Weggang aus der Vaterstadt Freuden und Schmerzen der Jugend teilte.

Stephan Ley



Türmers Tagebuch

Orden und Galgen · Das unpolitische Leipzig „Königliches Schweigen" · Die Sünden der andern

Unser Gedächtnis ist erschreckend kurz. Die wenigsten werden sich heute noch erinnern, daß die deutsche Regierung bereits am 30. November 1918 eine „Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen" in Deutschland ernannt und somit schon damals kurz nach der Revolution aus freien Stücken die Verpflichtung zur Sühnung etwaiger Verbrechen auf sich genommen hat. Daß in einer Armee von 12 Millionen Mann während eines vier Jahre dauernden Krieges Übergriffe, Mißbrauch der Dienstgewalt, auch Verbrechen vorgekommen sind, wird niemand bestreiten. In Deutschland zum mindesten ist dieser Einsicht, zu der ja eine auch nur oberflächliche Kenntnis der menschlichen Natur sehr bald führt, von keiner Seite ernstlich entgegengetreten worden. „Schon im Frieden", wird in den „Südd. Monatsheften" mit nüchterner Sachlichkeit festgestellt, „enthält eine solche Masse, die lediglich nach Gesichtspunkten der militärischen Brauchbarkeit ausgewählt ist, auch Missetäter. Um wieviel mehr im Kriege, mit seinen im Frieden kaum geahnten Möglichkeiten des Hervorbrechens dunkler Instinkte. Menschen im Kriege sind zu allem fähig, und die Erschütterung der moralischen Festigkeit scheint nun einmal zu den unabänderlichen Begleiterscheinungen des Krieges zu gehören. Das gilt für alle Völker. So gibt es keine Nation, die nicht während des verflossenen Krieges eine Reihe von Verbrechen, die von Armeeangehörigen begangen waren, abzuurteilen gehabt hätte."

Es hätte einen vielleicht entscheidenden Schritt zur Völkerversöhnung bedeuten können, wenn nach Abschluß des großen Ringens sämtliche Staaten, die am Kriege beteiligt gewesen waren, sich auf die Formel verpflichtet hätten: Wir wollen wenigstens die schlimmsten, die offenkundig gemeinsten unter den zahllosen und auf allen Seiten verübten Verbrechen durch einen internationalen Gerichtshof aburteilen lassen. Ein schöner Gedanke — die irdisch-überirdische Gerechtigkeit an der Pforte einer neuen Zukunft. Freilich, selbst in diesem Falle gab es ein Hindernis, an dem die ganze Judikatur von vornherein zerschellen mußte. Die Staatsautorität selbst hatte ja mit dem Augenblick des Kriegsbeginns die geltenden Moralgesetze aufgehoben. Deren höchstes: „Du sollst nicht töten!" war außer Kurs gesetzt, die „Bestie im Menschen" von ihrer Friedensfesselung befreit worden. Da, wo einmal die disziplinarische Hemmung aussetzte, wo nichts mehr die dunklen

Instinkte zurückdämmte, kamen jene Handlungen des Blutrausches zur Auswirkung, die in das niederschmetterndste Kapitel der Menschheitsgeschichte gehören. Aber selbst der Schandbarste unter allen Übeltätern hätte einen Milderungsgrund für sich in Anspruch nehmen können: eben den Krieg.

Indessen das Traumgespinst von einem internationalen Gerichtstag, wie es vorübergehend in den Köpfen pazifistischer Schwarmgeister spukte, ist selbst außerhalb aller Erwägung geblieben. Der Paragraph 288 des Versailler Friedensvertrages hat die Bestrafung deutscher Kriegsverbrecher verfügt, ohne daß die Entente sich zur Sühne der in ihren Reihen begangenen Verbrechen irgendwie bereit erklärt hätte. In den ganzen Wahnsinnsabgrund einer solchen einseitigen Behandlung des Problems leuchtet das Blatt der belgischen kommunistischen Partei „L'Exploite" hinein, und man wird zugeben müssen, daß die schonungslose Kritik, die hier an einer durch und durch heuchlerischen und verlogenen Weltordnung geübt wird, den eigentlichen Kern der Sache mit aller nur wünschenswerten Klarheit bloßlegt:

„In den Ländern der Entente betrachtet man den irischen Patrioten Roger Casement als Verräter und ist der Ansicht, daß er zu Recht bestraft worden ist; aber man billigt das Betragen jener Elsässer, die fahnenflüchtig wurden, um im französischen Heer gegen Deutschland zu kämpfen. In den Augen der Verbündeten verdient der Zeichner Hansi einen Orden und Casement den Galgen. Ein Neutraler wird wahrscheinlich anders denken. Typisch ist der Foll Dorten. Der Mann von der rheinischen Republik ist ein Aktivist, ein deutscher Borms. Ihn hebt die französische öffentliche Meinung zu den Wolken, weil er den annexionistischen Plänen dient. Aber von den Behörden Deutschlands wird er als Verräter behandelt. Er ist von ihnen festgesetzt und erst auf Befehl der Besatzungsarmee freigelassen worden, genau so wie die Mitglieder des Rates von Flandern von unseren Behörden eingekerkert worden sind und auf Anordnung des deutschen Gouvernements in Freiheit gesetzt wurden. Wenn Deutschland siegreich gewesen wäre und die Züchtigung der Schuldigen gefordert hätte, ist es wenig wahrscheinlich, daß sich französische Richter bereitgefunden haben würden, die Flieger zu verurteilen, die am Fronleichnamstage 80 an einer Prozession teilnehmende Kinder in Karlsruhe in Stücke schossen, oder die Offiziere der Kolonialregimenter, die ihren Senegalnegern väterlich erlaubten, deutsche Gefangene totzuschlagen oder zu verstümmeln, oder aber die Untergebenen Jonnarts oder des Generals Sarrail, die in Saloniki Griechen, welche nicht Anhänger von Venizelos waren, niederschießen oder nach Frankreich deportieren ließen, Vorgänge, über die die Ententepresse unter der Rubrik ‚Reinigung Griechenlands' berichtet hat. Ebenso zweifelhaft ist es, ob Deutschland von einem russischen Gericht eine Verurteilung derjenigen erlangt hätte, die verantwortlich waren für die Inbrandsetzung von mehr als 30 000 Häusern, für die gänzliche Zerstörung einer Reihe ostpreußischer Orte. In Belgien hat man sich über diese Heldentaten der Kosaken in jenen glücklichen Stunden gefreut, wo die Druckwalze in Tätigkeit war, und hat nur bedauert, daß nicht das ganze ‚Boche-Land' das Schicksal von Ostpreußen und Galizien erlitten hat. Niemand hat etwas davon gehört, daß Lord Kitchener, der in seinen Zusammenziehungslagern Tausende von Burenfrauen und -kindern umkommen

ließ, vor Gericht gestellt worden ist. Im Gegenteil: er ist von seinem König mit Ehren überhäuft worden und hat beim englischen Volke ein Ansehen genossen, das Shakespeare bei seinen Lebzeiten niemals gekannt hat."

* * *

Das Reichsgericht in Leipzig, das einstmals nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen Welt das größte Ansehen genoß, hat sich unter dem eisernen Zwange, den die eingegangenen Verpflichtungen uns auferlegten, an ein Problem wagen müssen, das von vornherein unlösbar war. Denn niemals und unter keinen Umständen konnte ein Gerichtshof geschaffen werden, der überhaupt imstande gewesen wäre, über wirkliche oder vermeintliche Kriegsgreuel gerecht zu urteilen. Die Mentalität, aus der heraus die sogenannten Kriegsverbrechen begangen worden sind, mit zivilrechtlichen Maßstäben zu messen, ist ein Ding glatter Unmöglichkeit, und der unbeugsamste Wille zum Recht mußte an dieser Aufgabe scheitern. Gerade der U-Boot-Prozeß liefert den schlagendsten Beweis dafür. Mancher Deutsche wird erschrocken gewesen sein, als er aus den Leipziger Verhandlungen von der Tat des Kapitänleutnants Patzig erfuhr, der das Hospitalschiff „Llandovery Castle" verbotswidrig torpedierte und — was kaum einen Verteidiger in Deutschland finden wird — auf Rettungsboote schießen ließ, um alle unliebsamen Zeugen des Vorganges aus der Welt zu schaffen. Allein selbst diese ihrem nackten Tatbestande nach gewiß verdammungswürdige Handlung wird sattsam verständlich, wenn man, wie die „Berliner Volkszeitung", vom tendenziösen Unterton abgesehen, das psychologisch sicherlich zutreffend ausführt, dreierlei bedenkt: „Erstens, es hatte sich bei uns die Meinung fest eingenistet, unsere Gegner befördern grundsätzlich auf Hospitalschiffen Truppen und Kriegswerkzeuge. Ferner war bei uns die Anschauung maßgebend geworden, die Feldmarschall von Hindenburg im November 1914 äußerte: ‚Mit Sentimentalität kann man keinen Krieg führen. Je unbarmherziger die Kriegführung, um so barmherziger ist sie in Wirklichkeit, denn um so eher bringt sie den Krieg zu Ende.' Die Befolgung des hier proklamierten Grundsatzes hat sich allerdings als verhängnisvoll erwiesen. (? D. T.) Sie hat eine rasende Erbitterung gegen uns erzeugt, die sich in einen unbeugsamen Kriegswillen umsetzte. Und da auf der anderen Seite außerdem noch die weitaus größere Zahl und die mächtigeren Mittel waren, unterlagen wir schließlich. Endlich muß man bei der Beurteilung des Falles Patzig-Boldt-Dithmar berücksichtigen, daß bei uns einflußreiche Kreise tätig waren, die die Regierung als zu schlapp, als humanitätsduselig angriffen und deren Maßnahmen als zu unentschlossen und zu weich verschrien. Ist es da ein Wunder, wenn sich Patzig über die Bestimmung hinwegsetzte, die es ihm verbot, die ‚Llandovery Castle' an dem Ort, wo er sie traf, zu torpedieren? Vielleicht war er sich auch — infolge des nervenaufreibenden Dienstes — der Tragweite des Entschlusses nicht voll und klar bewußt. Hatte er aber erst einmal eigenmächtig seine Instruktionen in einem so kardinalen Punkte verletzt, dann war es zwar nicht menschlich, aber — wenn man die grenzenlose sittliche Verwilderung und Verwahrlosung, die der Krieg notwendigerweise mit sich bringen mußte, bedenkt — immerhin verständlich und logisch, daß er die Überlebenden (seine zukünftigen Ankläger) zu vernichten suchte, die dienstliche Meldung der Torpedierung unterschlug und die Eintragung der Reiseroute fälschte."

Und nun erst die beiden Offiziere, die in Leipzig für die Tat ihres Vorgesetzten, der sich der Aburteilung durch die Flucht entzogen hat, einstehen mußten! Was wirft ihnen das Gericht vor? Daß sie versäumt haben, durch entschlossenen Widerstand die Handlung des Kommandanten zu verhindern. Das heißt auf deutsch: Gehorsamsverweigerung. Zu welchen ungeheuerlichen Folgerungen eine solche die Kriegsverhältnisse völlig außer acht lassende Auslegung führt, das legt ein militärischer Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau" in diesem Blatte des näheren dar: „Die Bestimmungen des Militär-Strafgesetzbuches machen den Untergebenen zum Mitschuldigen, wenn er einen Befehl ausführt, der bewußt ein Verbrechen bezweckt, vorausgesetzt, daß er das Bewußtsein des verbrecherischen Zweckes bei dem Vorgesetzten voraussetzen muß. Bekanntlich enthalten die englischen und französischen Militärstrafgesetze diese Bestimmung nicht. Der englische und französische Untergebene ist daher in allen Fällen durch die Gehorsamspflicht gedeckt, der deutsche nicht... Somit tritt der schwere Fall ein, daß deutsche Kriegsteilnehmer eine Verantwortung tragen nach Rechtsnormen, die dem Friedenszustand entnommen sind und von den Gegnern nicht geteilt werden. Welche ungeheuere Ungerechtigkeit darin liegt, und wie von der eigenen Staatsgewalt verlassen der deutsche Kämpfer gegenüber denen des Gegners dasteht, bedarf keiner Betonung. Ist nun aber die deutliche Empfindung für das ‚Verbrecherische' einer Kriegshandlung auf solche Weise schon von dem verantwortlichen Vorgesetzten, der seine Kräfte voll in den Dienst seiner Kriegsaufgaben stellt, nur schwer zu verlangen, wieviel schwerer noch vom Untergebenen, der entscheiden soll, wo der Befehl des Vorgesetzten jene labile Grenze überschreitet und wo seine eigene Gehorsamspflicht aufhört. Daß diese Grenze labil ist, muß jeder empfinden, der sich heute aus dem Kriege ähnlicher Situationen erinnert und der sich freimacht von der trockenen Atmosphäre der analysierenden Gegenwart." Oder wie ein alter Frontkämpfer das mit wenigen Worten in einer Zuschrift an die „Deutsche Zeitung" ausdrückt: „Wenn man einen Leutnant verurteilt, weil er seinen Kommandanten nicht gehindert hat, seine Geschütze spielen zu lassen, dann haben wir Soldaten dafür kein Verständnis mehr. Im Kampf befiehlt nur einer, und alles andere gehorcht."

Und dann — und dies muß immer wieder in die Welt hinausgeschrien werden —: das Verbrechen, das da in Leipzig verurteilt wurde, erinnert allzu lebhaft an ein ähnliches, das durch den Namen „Baralong" gekennzeichnet ist. Im Falle „Baralong" waren es ebenfalls Seeleute — aber englische —, die deutsche Hilfesuchende ohne die mildernden Begleitumstände, die Patzig für sich in Anspruch nehmen kann, erbarmungslos totschlugen. Hat man bisher vernommen, daß die Mörder von der „Baralong" vor englischen Richtern gestanden haben?

* * *

Aber die Entente gelüstet ja gar nicht nach irgendeiner allgemeinen Form der Gerechtigkeit. Ihr ist — und von Frankreich gilt das in erster Linie — im Grunde an der Bestrafung einzelner Personen verhältnismäßig wenig gelegen. Sie will das deutsche System der Kriegführung zur Verurteilung bringen. Dieses System soll als besonders verbrecherisch, barbarisch und roh

vor aller Welt und in alle Ewigkeit gebrandmarkt werden. Man leugnet nicht ohne weiteres, daß der Krieg in allen beteiligten Ländern die schlechten Eigenschaften im Menschen vielfach zur Auslösung gebracht hat. Aber die Deutschen — sie sollen als die wahrhaften Ausgeburten des Hunnentums in besonders erlesenen Exemplaren am Pranger der Weltgeschichte zur Schau stehen.

„Diesem Sinn und dieser Richtung der Ententeprozesse gegen deutsche Soldaten und Heerführer wird aber die Prozeßführung durch das Reichsgericht in Leipzig in keiner Weise sachlich gerecht, aus Gründen echt deutschen Mangels an politischem Gefühl. Oberreichsanwalt, höchste Richter und Verteidigung in Leipzig führen die Kriegsprozesse so traditionell, so nüchtern und so absolut im Rahmen des üblichen und gewöhnlichen Strafprozesses durch, als wenn sie damit etwas besonders Großartiges leisteten. Sie sind ganz offenbar besonders stolz auf diese Gerechtigkeit, die von der Gerechtigkeit des üblichen deutschen Strafprozesses gegen landläufige Verbrecher nicht um ein Haar abweicht. Das geht alles so langweilig korrekt, wie wenn es sich um eine gleichgültige Auswahl der vielen Verbrechensfälle handelte, die leider alljährlich als Erzeugnisse unserer Wirtschaftsordnung, ihrer Krankheiten und ihrer Opfer an deutschen Schwurgerichten vorüberziehen müssen und oft ebenfalls sozial verständnislos erledigt werden! Mit anderen Worten: Es fehlt nicht bloß dem Leipziger Ankläger, nicht bloß den Leipziger Richtern, sondern auch der wechselnden Verteidigung der Angeklagten und den Angeklagten selbst fast jeder Sinn für die besondere politische Art dieser Kriegsprozesse. Sie sehen wahrscheinlich recht gut, daß die Franzosen ein System auf die Anklagebank setzen wollen, daß sie auch nachträglich noch die Deutschen als ausgesuchte Kriegsbarbaren stempeln möchten, mit denen ein zivilisiertes Volk eigentlich keine Gemeinschaft haben kann, und die deshalb auch noch lange vor der Tür des Völkerbundes zu stehen haben und ruhig darauf warten müssen, bis man sie ins Zimmer herein läßt. Aber die Leipziger Gerichtsinstanzen samt der Angeklagtenverteidigung tun praktisch und prozessualisch auch innerhalb der gesetzlichen Möglichkeiten gar nichts oder wenig, um bei der Beweiserhebung und bei der Beweiswürdigung auf diese Hauptsache einzugehen und einwandfreies Prozeßmaterial dafür zu schaffen, daß sich die Urteile auch über diesen tieferen politischen Sinn der Anzeigen aussprechen können. Sie fürchten, von ihrem beschränkten Standpunkt aus manchmal vielleicht mit gutem Grund, das Meer der weitausschauenden politischen Vergleiche. Das deutsche Volk aber gelangt dabei nicht zu seinem Rechte!“

Die vorstehend wiedergegebenen Zeilen, die weitgehende Beachtung verdienen, finden sich im — „Vorwärts“, und zwar an leitender Stelle, wenn auch mit der Einschränkung versehen, daß die internationale soziale Presse berufener sei als das Reichsgericht, das Sündenregister der anderen ans Licht zu ziehen. „Berufen“ wäre sie schon — aber sie wird sich fein hüten, denn die Arbeiterschaft der feindlichen Länder hegt, wie sich genugsam erwiesen, eine Auffassung von Nationalismus, die von derjenigen unserer deutschen Sozialdemokratie grundverschieden ist. Erwartet der „Vorwärts“ und seine Anhängerschaft wirklich von dieser Seite her eine Unterstützung, so wird er sich wohl bis zum Sankt Nimmerleinstag getrösten müssen! Eine ganz andere und, wie uns bedünken will, höchst

eindringliche Bedeutung kommt dem Vorschlage zu, den Max Quarck in dem oben erwähnten Artikel der Öffentlichkeit unterbreitet: „Ebenso wie die Entente besonders flagrante Fälle auszusuchen verstanden hat, die nach ihrer Meinung die deutsche Kriegsroheit beweisen müssen, ebenso müßte Oberreichsanwalt und Verteidigung sich über die knappste Auswahl ganz besonders hervorstechender Tatsachen aus der Praxis der gegnerischen Gefangenenlager einig werden und sie an einem oder zwei Tagen der Leipziger Verhandlungen unter dem Gesichtspunkt behandeln können: Hier der von den Franzosen angezeigte deutsche Tatbestand, dort drei oder vier charakteristische Vorfälle in den Gefangenenlagern der Entente. Schlußfrage: Kann vergleichsweise von einer besonders rohen und ausgesucht barbarischen Behandlung der Kriegsgefangenen gerade in deutschen Gefangenenlagern die Rede sein?"

In das gesamte tatsächliche Material brauchte natürlich nicht hineingestiegen zu werden. Das würde den Rahmen der Verhandlungen sprengen und ist ja auch nicht Sache des Reichsgerichts, sondern der Regierung. Was aber ist von Regierungs wegen — und diese Gewissensfrage soll nicht nur an das Kabinett Wirth, sondern auch an dessen Vorgänger gerichtet werden — im Verlauf von mehr als zwei Jahren geschehen, um der beabsichtigten Leipziger Brandmarkung zielbewußt vorzubeugen? Nichts! Nicht das geringste! Wahrhaftig, ein unerhörter Vorgang. Man hat Gegenbeweise die Hülle und Fülle und wagt nicht, mit ihnen herauszurücken. Mehrere hundert Bände soll nach der Versicherung Eingeweihter das sehr zuverlässige, sehr belastende Material über Kriegsgreuel und Völkerrechtsverletzungen unserer Feinde ausmachen, das ängstlich behütet unbenutzt in den Archiven vermodert! „Königliches Schweigen" hat der Herr Reichswehrminister als Richtschnur unseres Verhaltens geraten. Und so ist es denn auch gehalten worden. Bis heute.

Die „Voss. Ztg." weiß von einer Szene aus den Leipziger Verhandlungen zu berichten, die ungemein bezeichnend für die Haltung unserer Reichsämter ist. Der Vorsitzende hatte auf die Bemerkung eines Verteidigers hin Gelegenheit genommen, zu erklären, daß das Urteil des Reichsgerichts weder von der Kritik irgendwelcher Minister, noch vom Lob oder Tadel anderer Stellen irgendwie beeinflußt werden könne. Die ausführliche Wiedergabe dieser würdigen und wirkungsvollen Erklärung in der Presse hätte zweifellos zum Ansehen der deutschen Justiz nicht unerheblich beigetragen. Ganz anders aber dachte der in Leipzig anwesende Vertreter des deutschen Auswärtigen Amtes. Er ging bei der Leipziger Presse umher und bat, die Erklärung des Senatspräsidenten doch nicht wiederzugeben, da sie im Ausland politisch schaden könne. „Wie malt sich", fragt mit Recht das genannte Blatt, „in einem solchen Kopf die Welt, und welche Begriffe hat dieser Beamte des Auswärtigen Amtes von Politik und von den Aufgaben seiner Behörde?"

Nun, in dem Umfange, wie die maßgebenden Kreise es wünschen, läßt sich die Wahrheit auf die Dauer doch nicht niederhalten. Sie marschiert. Augenzeugen, ehemalige Gefangene und Kriegsteilnehmer haben geschildert, was sie schaudernd erlebt und gelitten haben. Besonders verdienstvoll ist die „Gegenrechnung", die Dr. August Gallinger in einem Sonderheft der „Südd. Monatshefte" (M 4.50)

in eindrucksvollster Zusammenfassung aufmacht. Hier sind nicht einzelne Greueltaten unserer Feinde ausgewählt, sondern nur typische Vorgänge, die durch unzählige, übereinstimmende Aussagen belegt werden, zum größten Teil eidlich oder an Eidesstatt bekräftigt. „Während es sich bei der Liste deutscher Kriegsverbrecher um vereinzelte Übergriffe handelt, sehen wir hier, namentlich auf Seite der Franzosen, den Sadismus eines ganzen Volkes sich austoben, erblicken wir hier ein System zur moralischen und physischen Vernichtung Deutschlands."

* * *

Der Gerechtigkeit im höchsten Sinne, damit dem Gedanken der Völkerversöhnung, wäre gedient worden, wenn die Entente die Leipziger Prozesse kassiert hätte, wie das mit dem Kaiserprozeß geschehen ist. Nach einem regelrechten Krieg wirkt das Schauspiel von Leipzig wie eine Farce. Eben erst ist den polnischen Insurgenten, die sich gegen die Autorität der Interalliierten Kommission erhoben, Begnadigung zuteil geworden. Dabei haben diese Banden, die sicher nur zu einem Bruchteile aus lauteren Gründen handelten, in dem einstmals blühenden Oberschlesien auf eine Weise gehaust, daß ein Italiener, der Berichterstatter des „Corriere della Sera", von Oberschlesien als von einer „europäischen Schande" sprach. „Es gibt jetzt", stellt er fest, „in Oberschlesien regelrecht eingerichtete Folterkammern, wie der Ewaldschacht bei Myslowitz, der Ring in Ruda und die Küche der Stadtkommandantur in Zalenze. Das sind alles Orte, die von Blut strotzen. In einem Gasthause an der Peripherie der Stadt Kattowitz spielen die Insurgenten auf dem Klavier die polnische Nationalhymne ‚Noch ist Polen nicht verloren', während sie einen jungen Arbeiter durch Kolbenschläge auf den Kopf ermorden. Sie spielen, damit man in den benachbarten Häusern nicht die verzweifelten Schreie des Unglücklichen hört. Ich klage nicht an, ich verwünsche nicht, ich habe auch keinen Gefühlsduselei, ich will nur diese Fälle als Dokument anführen, damit sie zur Beleuchtung der Geschichte eines berühmten Verbrechens dienen sollen."

Die Stadt Beuthen namentlich wurde zu einem Schauplatz blutiger französischer Gewalttaten. Der Einzug der Franzosen sollte nach einem Bericht der „Mitteldeutschen Ztg." eine Art Triumphzug bilden und ein niedriges Rachegelüst an der Einwohnerschaft befriedigen, die den Franzosen mit eisigem Schweigen, den Engländern (aus Trugschlüssen) mit lebhaften und dankbaren Zurufen begegnete. Die Franzosen, die fast zu gleicher Zeit von dem amerikanischen Botschafter in Paris als die Hüter der Zivilisation gepriesen wurden, gingen mit Kolben und Gummiknüppeln gegen die Menge, die die Straßen füllte, vor. Als Vorwand mußte die Behauptung herhalten, es seien von deutscher Seite Schüsse auf die Truppen abgegeben. Die Untersuchung hat dann hinterdrein ergeben, daß polnische Insurgenten geschossen haben — —

Inzwischen tagt der Gerichtshof in Leipzig weiter. Ketten klirren und Gefängnistüren tun sich auf. Die Liste der deutschen Kriegsverbrechen ist bei weitem noch nicht erschöpft, und „so lange der Vorrat reicht", haben die hohen Herren der Entente es also leicht, ihre Völker bei angenehmer Stimmung zu erhalten.



Auf der Warte

„Den Manen Fried. Nietzsches“

So heißt ein vornehm wirkendes Buch, das soeben im Musarion-Verlag, München, an die Öffentlichkeit kommt, herausgegeben von Max Öhler, mit dem Untertitel: „Weimarer Weihgeschenke zum 75. Geburtstage der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche“. Ein persönliches Buch also — und doch von allgemeiner Bedeutung. Es ist das ein edlerer Brauch, des Geburtstags einer geistig beachtenswerten Persönlichkeit zu gedenken, als wenn man etwa mit Prunkmahl und Luxusgeschenk feiern würde. Hier gilt die Ehrung ebensowohl der Welt Nietzsches wie der tapfren und treuen schwesterlichen Hingabe an sein Werk.

Der Jenenser Philosoph Bruno Bauch spricht über Nietzsches aristokratisches Ideal: „Gerade der Vornehme, der Führer aristokratischer Gesellschaft also lebt Goethes ‚Stirb und Werde!‘ dem Ganzen der Gesellschaft vor, und allein dadurch kann er diese mit emporheben“ … Ihm folgt Ernst Bertram — der sich durch sein glänzendes Nietzsche-Buch in den Vordergrund gestellt hat — mit einigen Rheingedichten: tief und ernst auch als Poet, wenn auch etwas spröd; wonach Kurt Breysig in tiefschürfender Untersuchung dem „Geschlecht der Triebe: Selbstbereicherung und Selbsterweiterung“ nachspürt. Die alphabetische Reihenfolge setzt sich, in angenehmer Abwechslung, durch ein „erdachtes Gespräch“ von Paul Ernst fort: „Das Ende des Lebens“ (Schillers Tod): gehaltvoll und durchgeistigt, wie alles, was Ernst schreibt, wenn auch in Wahrheit Schiller wohl schlichter dahinschied. Dann bringt Altmeister Rudolf Eucken einige persönliche Erinnerungen an Nietzsche (Basel). Der temperamentvolle, immer kampfbereite Ludwig Gurlitt ergeht sich über „Die Erkenntnis des klassischen Altertums aus dem Geiste Friedrich Nietzsches“, mit der scharfen Zuspitzung: „Ich behaupte abschließend: erst Nietzsche hat uns den Blick zur wahren Erkenntnis des klassischen Altertums frei gemacht.“ Walter von Hauff weist — im Unterschied von den üblichen Stufen — auf die „Einheitlichkeit der Gedankenwelt Nietzsches“ hin; Martin Havenstein erweist dem Erzieher Nietzsche seine uneingeschränkte Anerkennung; und in ansprechender Plauderei, ausgehend von einem Gruß an die Gefeierte, verknüpft Karl Kötschau Goethes Welt mit der Gegenwart: er spricht über drei Widmungen des großen Dichters an die damaligen Fürstinnen von Weimar: Anna Amalia, Luise, Maria Paulowna, denen bekanntlich sein „Winckelmann“ (1805), die „Farbenlehre“ (1808) und „Philipp Hackert“ (1811) gewidmet ist. Richard Öhler betrachtet „Unsre Zeit im Spiegel von Nietzsches Kulturphilosophie“; Otto von Taube unterbricht die Prosa wieder mit feierlich gestimmten Gedichten, die an Stefan George gemahnen, doch selbständigen Tones nicht entbehren. Und dann steuert Hans Vaihinger, der Philosoph des „Als-ob“, eine besonders wichtige Betrachtung bei: eine Auseinandersetzung mit dem Fachgenossen Adickes. Man braucht nicht auf seinem bekannten Standpunkt des „Fiktionalismus“ zu stehen und wird doch von seiner Behandlungsweise gefesselt. Nachdem schon W. von Hauff den Dionysos-Charakter von Nietzsches Philosophie betont hatte, überschreibt Friedrich Würzbach seinen Vortrag unmittelbar „Dionysos“ (mit einem Ausfall gegen „diese Chamberlains, Mauthners, Spenglers und Keyserlings“, die den „David Straußschen Typus“ darstellen); und Thomas Mann — der so schön geschlossen

erzählen kann (S. 221), um gleich hinterher wieder das Erzählte zu zerlegen! — macht mit einer seiner geistvoll-gelassenen tagebuchartigen Plaudereien den Beschluß.

Der Herausgeber des „Türmers" ist bei dieser Huldigung mit einem Gedicht beteiligt: „Nietzsches Ausklang".

*

Ein Darmstädter Idyll

beschloß Rabindranath Tagores Rundfahrt durch Deutschland. Der Inder hielt Ansprachen, beantwortete Fragen, empfing Einzelne; Keyserling übersetzte. Am Sonntag wanderte die Bevölkerung auf den waldigen Herrgottsberg; dort sang ein Chor und schließlich die Menge dem Gast Volkslieder vor, beginnend mit „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten". Es folgte Lied auf Lied; der Großherzog schlug den Takt dazu. Dann zog der Edle weiter, herzlich erfreut, endlich im Lied etwas von der deutschen Seele verspürt zu haben...

Hat er nun Deutschland kennen gelernt? Oder das stille Deutschland ihn? Es bedarf keiner Antwort.

An Rudolf Eucken schrieb der Dichter einen Brief; darin heißt es: „Europa hat gelitten, und die Welt wartet gespannt darauf, zu sehen, ob es aus seinen Leiden lernt. Wenn es die Bestimmung Deutschlands ist, den Leidensweg bis zum Ende zu durchschreiten, um der modernen Zeit Sünde willen, und wenn es rein und stark daraus hervorgeht, wenn es das Feuer entzündet hat, als ein Licht auf dem Pfade in eine große Zukunft, zum Aufschwunge der Seele zu wahrer Freiheit, dann wird Deutschland in der Geschichte der Menschheit gesegnet."

Genau das hat mehr als einer der stilleren Deutschen eindringlich geprägt. Aber diese Herausarbeitung reinen Menschentums wird durch keine Massenandränge bei indischen Besuchen gefördert — sondern nur durch Willensruck, durch Entschluß, der aus uns Deutschen selber in deutscher Form kommen muß.

Übrigens reiste Rabindranath Tagore von dort nach — Frankreich und wurde von den französischen Studenten der Universität Straßburg verherrlicht, die ihm die französischen Klassiker schenkten...

*

Der Pariser Friede und das christliche Weltgewissen

Als Kaiser Theodosius der Große 390 die aufrührerische Stadt Thessalonike allzu herb bestrafte — die Ermordung des kaiserlichen Statthalters wurde mit der Tötung von 7000 Einwohnern gerächt; der Kaiser hätte den ersten Rachebefehl allerdings gern widerrufen, doch kam der Widerruf zu spät — verwehrte der Bischof Ambrosius dem Kaiser den Eintritt in den Dom von Mailand so lange, bis er aufrichtige Buße getan hatte. ‚Wie willst du die Hände, die noch von dem Blute der Gemordeten triefen, zum Gebet aufheben? Wie kannst du mit solchen Händen den hochheiligen Leib des Herrn in Empfang nehmen, wie sein kostbares Blut an deinen Mund bringen? Entferne dich von hier, der Kirchenpforte, und vermiß dich nicht, Frevel auf Frevel zu häufen!' Erst nachdem der Kaiser acht Monate in Gebet und Tränen Buße getan hatte, wurde der Kaiser vom Bischof wieder zur Kirchengemeinschaft zugelassen. So manche Generale und Politiker der Entente schwören auf Herz-Jesu-Fahnen, drängen sich zur Kommunionbank, gehen nach Lourdes und Mont-Martre, obwohl ihre Rachsucht und ihr Vernichtungswille größer als die weiland des Kaisers Theodosius. Warum werden sie von den Nachfolgern des Ambrosius nicht weggeschickt vom religiösen Ort? Warum nicht zur Selbstbesinnung, zum Aufgeben der Werke der Rache und Vernichtung gezwungen?"...

So heißt es in dem leidenschaftlichen Anklage- und Aufrüttelungsbuche des deutschösterreichischen Katholiken Dr. Joseph Eberle („De profundis, Der Pariser Friede vom Standpunkte der Kultur und Geschichte", 1921, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck). Packend setzt er in den ersten Kapiteln die ganze vernichtende Wucht dieses Wahnsinns-„Friedens" auseinander; Zahlen um Zahlen, Lasten um Lasten ziehen an uns vorüber,

durch sich selber wirksam. Doch der Verfasser hätte besser getan, die Anklage gegen das untrennbar auch von ihm miteinander verquickte Judäo-Plutokratie-Freimaurertum in diesem Falle beiseite zu lassen und einen Satz nicht zu schreiben wie diesen: „Von Bismarck, Treitschke, Bernhardi wurde die deutsche Intelligenz tatsächlich weitgehend vergiftet.“ Dies und einiges andre wirft ja alles wieder um, was der Verfasser sonst an Sünden der Hungerblockade und dergleichen Frevel gegen die Feinde auftürmt. Schade! Er sollte das Buch kräftig an Glaubensgenossen im Feindbund versenden, z. B. an den Kardinal Mercier ...

*

Der Tag von Versailles

Immer wieder muß man das Stichwort antönen lassen: Der Schmachfrieden von Versailles ist das Unglück der Zeit — und dieser wieder das Wasserstandszeichen für den dahinterstehenden Imperialismus und Großkapitalismus. Ein Mitglied der damaligen Abordnung, Freiherr von Lersner, erinnert in der „Tägl. Rdsch.“ an jenen Tag der Unterzeichnung (28. Juni), wo wir andren Deutschen ein wuchtiges Nein erwartet hatten:

„Fürchterliche Wochen waren vergangen während der sogenannten Friedensverhandlungen; fürchterliche Ereignisse waren gefolgt. Für uns, die wir in Versailles waren, noch furchtbarer durch die uns unverständliche, unfaßbare Zerrissenheit, die die Reichsregierung, die Weimarer Nationalversammlung und das ganze deutsche Volk beherrschte. Nichts hat das deutsche Volk so wehrlos gemacht, so seinen Feinden ausgeliefert, als die entsetzliche Tatsache, daß Deutschland in diesen Schicksalstagen, die seine Zukunft auf Jahre, Jahrzehnte, vielleicht viele Jahrzehnte festlegen sollten, eine innere Einheitsfront gegen unsere Feinde nicht hat zustande bringen können.

Gewiß, das deutsche Volk war durch den Weltkrieg, durch Revolution und Waffenstillstand tief erschöpft und bedurfte dringend der Ruhe. Gewiß mag in manchem unklaren Hirn der Gedanke einer Trennung von Nord- und Süddeutschland als letzte Rettung aufgetaucht sein. Gewiß mag drohend die Gefahr eines bolschewistischen Gewaltregiments über uns geschwebt haben. Aber wir und kommende Geschlechter werden nie verstehen, daß nicht in jenen Tagen ein Schrei, ein einziger Schrei durch ganz Deutschland gehallt ist: Ein millionenstimmiges Nein!

Ein schöner, warmer Sommertag. Die Sonne schien freundlich auf die zahllosen französischen Truppen aller Waffengattungen, die in höchstem Waffenglanze zu dem Trauerspiel der Unterzeichnung aufgebaut waren. Die deutschen Reichsminister hatten sich zur Unterzeichnung in den Spiegelsaal begeben, in dem vor fast 50 Jahren das Deutsche Reich gegründet worden war.

Tropfenweis verrannen uns im Hotel „des Reservoirs“ Zurückgebliebenen die Minuten. Endlos dünkte diese Stunde. Fühlbar, greifbar legte der ‚friedenbringende‘ Würgengel seine Hand an die Kehle unseres armen, todwunden Vaterlandes. Bittere Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit und Recht stiegen in unserer Brust empor, und jeder Nerv spannte sich in tiefem Schmerz.

Gegen 4 Uhr dröhnten die französischen Geschütze. Eine neue Zeit brach an: der ‚Frieden‘! Deutschland hatte unterzeichnet! Deutschland war zur Sklaverei verurteilt!“

Wohl wähnte man damals, dumpf und müde vom Weltkrieg, die „Zeit“ würde schon von selber für uns wirken. Aber dieser Glaube hat getrogen. „Im Gegenteil! Wo unsre Gegner konnten, haben sie — oft unter offenem Bruch des Friedensvertrags — uns neue schwere Bestimmungen auferlegt.“ Heute ist Frankreich, das angeblich unsren „Militarismus“ bekämpfte, das einzige in Waffen starrende Volk der Welt.

„Deutschland wird niemals hochkommen, wenn es sich nicht auf sich selbst besinnt, wenn es sich nicht, anstatt den ständigen Erpressungen nachzugeben, mit aller Kraft gegen die Rechtsbrüche unserer Gegner stemmt und ohne Rücksicht auf die Folgerung das Nein ausspricht. Eine Politik des ständigen Nachgebens, des Sich-mit-Füßen-Tre-

ten-Lassens kann nur dazu führen, daß eines Tages eine furchtbare Explosion aus dem tiefsten Innern unseres gesamten Volkes erfolgt. Wer jene Stunde von Versailles vor zwei Jahren dort oder hier fühlend miterlebt hat, der wird sie nie vergessen. Der wird sich auch inzwischen klar geworden sein, daß es nicht nur für uns, für Deutschland, die Lebensfrage ist, sondern für Europa, ja für die ganze Welt:

Völlige Revision des grausamen Friedensdiktates von Versailles!"

*

Deutsche Gesinnungslumpen

Im preußischen Masurenlande — so wird in der „Ermländischen Zeitung" mitgeteilt — hatten zwei Landwirte, ehemalige Reserveoffiziere, verabredet, zwei Flugzeuge zu verstauen. Diese landeten auch am Abend in dem bestimmten Wäldchen und wurden von Vertrauensleuten verpackt und in einer Scheune versteckt. Drei Wochen später erschien ein französischer Major mit Begleitung, ließ die gesamte Arbeiterschaft nebst den beiden Gutsbesitzern zusammenkommen und stellte an letztere die Frage: „Haben Sie Flugzeuge auf Ihren Gütern versteckt?" Die Gutsbesitzer antworteten sofort: „Jawohl! — und Sie als Offiziere werden es verstehen, daß wir als ehemalige Offiziere richtig gehandelt haben." Darauf der französische Major: „Ich und meine Offiziere hätten genau ebenso gehandelt, wir verstehen das. Die zwei Flugzeuge können uns, wenn es später einmal wieder losgehen sollte, keinen Schaden zufügen, da sie bereits durch neue Erfindungen und Verbesserungen überholt sind. Wir kommen auch sehr ungern hierher, es ist aber eine Anzeige eingelaufen!" Auf die Frage des einen Besitzers, wer die Anzeige erstattet hätte, teilte der französische Major mit: „Die Arbeiter beider Güter." Er wendete sich dann gegen die Arbeitergruppen, spuckte aus und rief: „Pfui solchen Deutschen! So etwas würde kein Franzose tun. Pfui!"

Ein zweites Bild: Generalfeldmarschall von Hindenburg darf auf seiner Fahrt in der Stadt Nordhausen, deren Ehrenbürger er ist, nicht aussteigen, weil deutsche Arbeiter sein Leben bedrohen! Entrüstet erhebt sich zwar die ganze Bürgerschaft und veranstaltet einen öffentlichen Umzug; aber die Parteiwut der andern antwortet mit einem Gegenzug und hat die Schamlosigkeit, dem Retter des Vaterlandes, der nie Politik trieb, folgendes Telegramm zu senden: „Über 10 000 Nordhauser Arbeiter und Arbeiterinnen erheben Protest gegen die Revanchepolitik, das Treiben von neuem Krieg, das unter Ihrem Namen getrieben wird (?). Nur eine Politik fördert Deutschlands Wohl, das ist die sozialistische Friedenspolitik."

Wie sagte jener französische Major? „Pfui solchen Deutschen! So etwas würde kein Franzose tun. Pfui!"

*

Deutschamerikanische Versöhnungsgedanken

Der „Gesellig-Wissenschaftliche Verein" zu New York hat sich durch seine großartige Spende an die deutsche Schriftstellerwelt auch bei uns Dankbarkeit erworben. Nun gab er zu seinem fünfzigsten Gründungsjahr (1920) ein Album heraus („Thoughts on reconciliation"), das eine reiche Anzahl von kennzeichnenden Stimmen über die Möglichkeit einer Völkerversöhnung sammelt. Der Herausgeber Friedrich Michel eröffnet die Sammlung und stellt „im Dienst der Drei-Einheit von Herz und Haupt und Hand" den Wunsch nach einer „neuen und besseren Humanität" an die Spitze seines Vorworts, worin er die Rundfrage mitteilt: „Was können die Intellektuellen aller Länder zur Versöhnung der Völker beitragen?"

Die Befragten antworteten meist in der Sprache ihres Landes; eine englisch-amerikanische Übersetzung steht darunter. Bei flüchtigem Durchblättern bleibt man schon zu Beginn an einem französischen Beitrag haften (Prof. Bernard): er atmet Haß gegen die „barbarie allemande". Seite 36 (Simonin) derselbe haßvolle Gedanke, vom Anblick des Schlachtfeldes ausgehend: alle diese Verwüstungen seien verursacht vom „Geist der Zerstörung und der Barbarei eines Volkes,

das jeden menschlichen Empfindens entbehre"; wer dies gesehen, der könne ein „Gefühl des Ekels" gegen die Urheber dieser systematischen Verwüstungen nicht unterdrücken und müsse jeden Gedanken an Versöhnung zurückweisen. Die Franzosen wissen genau — als Landsleute Napoleons —, daß ein Kampfplatz zwischen großen Völkern nicht aussehen kann wie ein Pariser Damengemach; und wissen, daß sich das schwer umstellte Deutschland, wenn es verwüstet hat, durch die bittre Not dazu gezwungen sah. Aber — man kann mit diesem wüsten Nordfrankreich so hübsch die Haßstimmung gegen Deutschland wachhalten! Nicht minder unversöhnlich schreibt ein dritter Franzose, Stephan Lauzanne, Herausgeber des „Matin": wonach wir Deutsche als die allein schuldigen Verbrecher bestraft werden müssen. Ebenso verzerrend Reinach (Paris). Wenn auch einige andre französische Stimmen ruhiger sind (z. B. Rebour): hier ist der Versöhnungsgedanke aussichtslos.

Gelassener und freundlicher sind die — wenig vertretenen — Engländer und die Amerikaner; erst recht natürlich die Deutschamerikaner. Hier kann man wirklich den ehrlichen Wunsch nach mehr Menschlichkeit und Brüderlichkeit deutlich geprägt finden. „Glaube an den Herrn Jesus Christus und setze seine Lehren in Tat um!" ist die ganze Antwort von James R. Day (Universität Syracuse). Und man ist erstaunt, mitten in diesen Stimmen auch ein mildes Wort des „Major of Tokyo" (Quajiro Tajiri) in englischer Sprache zu vernehmen: daß wohl die meisten Verwirrungen in der Welt durch Mißverständnisse kämen: „Wenn wir unsres Herrn (Lord) Lehre befolgen: tue andren, was du willst, daß man dir selber tue, so gibt es keine Wirrnisse mehr in der Welt; man sehe ab vom Egoismus und folge Gottes Willen, und Ihre Frage ist unmittelbar gelöst" — sagt dieser Japaner. Auf der gegenüberstehenden Seite meint der New Yorker Schriftsteller George Sylvester Viereck, die germanischen Völker sollten sich mit England und den Vereinigten Staaten zusammentun, und wendet sich gegen die Schändung Deutschlands durch Frankreichs Neger und gegen Englands antideutsche Propaganda. Andrew White empfiehlt historische und literarische Studien in Deutschland, um die Beziehungen enger zu gestalten. „Lebt ihn, den Geist der Brüderschaft!" ruft Benignus (New York). Aus den Stimmen der Deutschamerikaner klingt ganz besonders eindrucksvoll eine längere Ansprache von Dr Otto Glogau hervor: „Hätte Kolumbus nicht Amerika entdeckt, die Menschheit hätte es künstlich schaffen müssen. Denn Amerika ist nicht bloß ein Land: es ist eine historische Notwendigkeit, eine Institution, eine Idee. Die Menschheit hoffte in Amerika das Jenseits von Haß und Hader zu finden, wo ... alle religiösen Glaubensbekenntnisse, alle politischen Überzeugungen, alle Sprachen, alle Träume, alle Wissenschaften, alle Kulturen eine liebevolle Heimat finden" ... „Das Eingreifen Amerikas in die Geschicke Europas schmiedete um alle in dieser amerikanischen Schutz- und Trutzeinheit lebenden Völker die Kette der Zusammengehörigkeit. Auch die deutschen und österreichischen Abkömmlinge wurden, wenn auch blutenden Herzens, sich dessen bewußt, daß sie vor allem Amerikaner sind" ... Das wollen wir Europäer nicht unterschätzen; wollen aber auch die folgenden deutlichen Worte Glogaus hinzunehmen: Amerika versetzte den Zentralmächten „durch die Stoßkraft frischer Heere, mehr aber durch das Gift der Feder, durch die Hoffnungen und Versprechungen auf einen ehrenvollen, gerechten Frieden den betäubenden Schlag. Als der verblendete Präsident Amerikas die Ungeheuerlichkeiten des Versailler Friedens für immer hinter die Eisenstäbe seines von England [Bloß? D. T.] ummodellierten Machwerkes der Liga der Nationen pressen wollte und so für immer den wahren Frieden zwischen den ehemaligen Feinden, die wirkliche Versöhnung und das richtige Verständnis zu verhindern drohte, erhob sich das amerikanische Volk, nein, erhoben sich die Stammesgenossen der sich kurz vorher im Kriege gegenübergestandenen Völker wie ein Mann, stürzten den Menschheitsverräter in den Abgrund politischer Vergessenheit und historischer Lächerlichkeit und schufen so Raum für das

Fundament der von Amerika ausgehenden Doppelbrücke der Versöhnung“ ...

Unter den deutschen Stimmen verzeichnen wir mit Mißbehagen eine Entgleisung: Arno Holz begeht die Geschmacklosigkeit, sein persönliches Schriftsteller-Elend vorzujammern, über sein Werk lobende Stimmen anzuführen und um Unterstützung zu betteln! Knapp formuliert Otto Ernst seine Antwort: „Kein ehrenhafter Deutscher will Versöhnung ohne Recht. Wir wollen zunächst und vor allem von einem unparteiischen Gericht unser Recht empfangen; erst wenn uns das geworden ist, wollen wir Versöhnung.“ Eucken: „Ohne gründliches Sichverstehen ist eine volle Achtung und eine echte Liebe unmöglich.“ Heinrich Lilienfein: „Kein Verständnis ohne Liebe.“ Daß sich auf unsrer Seite die Empörung gegen den Versailler Schandfrieden bemerkbar macht, wird nicht verwundern. Ludendorff: „Nach dem unter Führung der Vereinigten Staaten geschlossenen Versailler Frieden kann von keinem Deutschen verlangt werden, daß er an eine Verbrüderung der Menschheit glaubt.“ Südekum: ... „daß der sogenannte Friedensvertrag von Versailles das größte und schimpflichste Verbrechen ist, von dem die politische Geschichte der Menschheit zu berichten hat.“ Tirpitz: „Niemals zuvor in der Weltgeschichte hat die Lüge und Verleumdung eine so entscheidende Rolle gespielt, wie in dem Kriege, der zu ungunsten der Kultur und der Freiheit der Völker des europäischen Kontinents entschied.“ Mackensen: „Die Intellektuellen aller Länder können in der alltäglichen Wirklichkeit zu einer solchen Versöhnung beitragen, wenn sie die Presse ihrer hehren Aufgabe, die Völker zu belehren, nicht aber zu belügen und zu verhetzen, wieder zuführen“ ...

Ja, die Hetz- und Lügenpresse aller Völker! ... Mit einem Seufzer brechen wir ab.

*

Deutschösterreichische Dichtung

Deutschösterreich ist namentlich in den Stammlanden der Habsburger uralter deutscher Kulturboden, auf dem Walther von der Vogelweide geboren wurde und das Nibelungenlied entstand; und an dem Hofe der Babenberger, des ersten Herrschergeschlechtes der Ostmark, blühte der Minnesang. Auch an dem Klassizismus hat Deutschösterreich mit Franz Grillparzer schönen Anteil, während gleichzeitig mit dem Wiener Hofburgtheater eine Bühne sich aus dem Nationaltheater Kaiser Josefs II. heraus bildete, die noch bis tief in die siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein unbestreitbar an der Spitze des deutschen Theaterwesens stand. Auch die deutschen Dichter, die im neunzehnten Jahrhundert in der habsburgischen Monarchie geboren wurden, Nikolaus Lenau, Bauernfeld, Anastasius Grün, Ferdinand Kürnberger, Adalbert Stifter, Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber und Peter Rosegger, um nur die allerbekanntesten Namen zu nennen, stellen sich den zeitgenössischen ersten Dichtern des Reiches würdig zur Seite.

Uns fehlt eine Literaturgeschichte, die erschöpfend und tief schürfend die Entwicklung des deutschösterreichischen Schrifttums aus seiner historischen, politischen, rassischen und kulturellen Umwelt heraus darlegt, eine Arbeit, wohl des Schweißes eines Edlen vom Geiste wert. Übersehen wir doch die Wechselwirkung zwischen den dreizehn Nationalitäten Österreich-Ungarns nicht, der sich auch das Deutschtum nicht entziehen konnte, wenn es auch bis zum Zerfall des Reiches der Primus inter pares blieb. Ganz unverkennbar enthalten die Werke der deutschösterreichischen Dichter und Schriftsteller slawische, madjarische und italienische Elemente, was sich auch in dem Sprachschatze der Wiener Mundart zeigt. Dazu kam der Druck einer unglaublich albernen Zensur, unter der ein Grillparzer und Lenau vor 1848 genau so zu leiden hatten wie ein halbes Jahrhundert später ein Hamerling, Anzengruber und andere. Stand die Zensur des Vormärz im Dienste des allem Fortschritte gleich abholden Metternichschen starr konservativen schwarzgelben Staatsgedankens, so richtete sie sich nach 1866 mit besonderer Spitze gegen die Arbeit der Deutschösterreicher, die man der „Preußenseuchelei“ verdächtigte. Da sie so schwere Last zu tragen hatten,

erklärt es sich auch, daß ihr Schrifttum sich immer enger in heimatliche Zustände einspann, um in Wien selbst schließlich nur noch als Kaffeehaus-Literatur hinzuvegetieren.

Alles dieses, mit ein paar Strichen skizziert, müßte eine deutschösterreichische Literaturgeschichte gründlich ausführen. Nun erschien neulich im Buchhandel (Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig) ein über 300 Seiten dickes Buch „Die deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart“ von Alfred Maderno, einem in Mannheim lebenden Deutschösterreicher. Da der Verfasser selbst bekennt, daß er eigentlich nur ein Nachschlagewerk liefern wollte, so sei es auch von diesem Gesichtspunkte aus eingewertet. Es bietet in der Tat eine nach den verschiedenen Dichtungsarten und Ländern geordnete, fast vollständige Aufzählung aller in Österreich-Ungarn lebenden Dichter und Schriftsteller deutscher Zunge. Einige, wie Peter Rosegger, Franz Keim, Himmelbauer und Hagenauer, sind inzwischen gestorben. Eine stattliche Anzahl zieht an uns vorbei, ein kriegsstarkes Bataillon! Und wenn der Verfasser sich durch die riesige Papiermasse, die von diesen rund tausend Federn beschrieben wurde, halbwegs gewissenhaft durcharbeitete — alle Achtung vor solcher Leserei, um die ich ihn allerdings nicht beneide!

Über die Werturteile, die der Verfasser jedem Namen anhängt, wird man natürlich nicht immer seiner Meinung sein. Er verfolgt damit jene altmodisch gewordene Art der Kritik, die sich bemüht, auch dem unbedeutendsten Farbenverschmierer, wenn er nur ein Buch veröffentlicht oder ein Bild ausgestellt hat, gerecht zu werden. Als reines Nachschlagewerk dagegen wird der umfangreiche Band jedem Fachmann gute Dienste leisten.

Eine andere Aufgabe stellte sich Richard Smekal in seinem Buche „Alt-Wiener Theaterlieder“ (Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H., Wien-Berlin). In einer trotz aller Kürze erschöpfend klar dargestellten Einleitung gibt er uns ein Bild von der Entwicklung des alten Wiener Theaters vom Hanswurst bis Raimund und Nestroy, wie es aus dem Volke hervorging und für das Volk spielte. Er zeigt uns, daß alle die Lieder, die später Gemeingut der ganzen deutschen Nation wurden (Ich bin der Schneider Kakadu, Wer niemals einen Rausch gehabt, Kimmt ein Vogerl geflogen, So leb' denn wohl, du stilles Haus usw.), aus dem Wiener Theater ihren Weg in die deutschen Gaue fanden; und der reichsdeutsche Leser, der von der großen Blütezeit der Wiener Bühnenkunst, die mit der Regierung Maria Theresias begann und bis zur Achtundvierziger-Revolution andauerte, kaum eine blasse Ahnung hatte, wird bei Smekal genügend Belehrung und Anregung finden. Nur der Name Karl Ditters von Dittersdorf, dessen „Doktor und Apotheker“ heute noch ab und zu gegeben wird, ist noch geläufig; aber wer kennt einen Umlauf, Johann Schenk und Wenzel Müller, von dem unter vielen anderen die vorhin genannten Lieder herrühren! Dabei war dieser Komponist von solch unerschöpflicher Fruchtbarkeit, daß er in einem Zeitraume von 1783 bis 1834 nicht weniger als 236 Textbücher mit Musik ausstattete, also auf das Jahr es durchschnittlich auf fünf Erstaufführungen brachte! Neben ihm wirkten noch Emanuel Schikaneder, der Schauspieler, Theaterdirektor und Dichter zugleich war und seine eigenen Bühnenwerke gelegentlich selbst mit der nötigen Musik versah; ferner Ferdinand Kauer, der Komponist des einst viel gegebenen „Donauweibchens“, und endlich Josef Weigl, dem auch manche volkstümlich gewordene Weise gelang. Alle überragte weit das Genie Mozarts, dessen Opern eigentlich Singspiele sind und zu ihrer Zeit auch als solche betrachtet wurden.

Von diesem längst vergessenen Erbgut zehrt die moderne Wiener Operette, die nur Fabrikware liefert, und es ist höchst unterhaltsam, in den von Smekal geschickt ausgewählten Alt-Wiener Theaterliedern immer wieder die Vorbilder der sogenannten „Schlager“ unserer zeitgenössischen Operettentext-Lieferanten zu entdecken, wie denn auch die Musikmacher dazu fleißig aus den verstaubten Partituren ihre „Einfälle“ beziehen. J. Stolzing

*

Ein norwegischer Prozeß

Ende April d. J. fand in Kristiania — wir würden sagen, vor dem Schöffengericht — ein interessanter Beleidigungsprozeß statt, der dort die literarische Welt nicht schlecht in Atem hielt. Es handelte sich darum, ob in Norwegen ein politischer Schriftsteller von einigem Ruf in nicht-ententistischem Sinne schreiben darf, ohne im Konversationslexikon das Beiwort „fanatisch“ zu erhalten!

Beklagter war der Schriftleiter Dr. Krogvig, unter dessen Leitung das von dem angesehenen Verlag Aschehoug in Kristiania herausgegebene norwegische Konversationslexikon (unserem Meyer oder Brockhaus entsprechend) erscheint. Unter dem Namen des Klägers Dr. Aal wurden in diesem Nachschlagewerk, außer seinen übrigen Werken, seine meist während des Krieges von ihm verfaßten — selbstverständlich in Eigenverlag erschienenen (da sich kein norwegischer Verlag aus naheliegenden Gründen dafür fand) — politischen Broschüren wie: „Die Gefahr für Skandinavien“ (1915), „Das Schicksal des Nordens“ (1916), „Gegen den Abgrund“ (1917), „U-Bootskrieg und Weltkrieg“ (1918) angeführt und an diese die Bemerkung geknüpft: „Alle geschrieben mit fanatischer Parteinahme für Deutschland und deutsche Kriegsmethoden“.

Um diesen Satz drehte sich der Prozeß. Der Rechtsbeistand des Klägers führte aus, daß wenn das Wort „fanatisch“ in einem Zeitungsartikel gestanden, sein Klient sich wohl nicht darüber aufgeregt hätte — etwas anderes sei es aber in einem Konversationslexikon, einem Buche, das als Quelle der Belehrung zu achten sei. Von einem solchen Handbuchartikel müsse man mit Recht eine streng sachliche Darstellung erwarten; der beklagte Satz müsse deshalb als beleidigend angesehen werden. Der Beklagte Dr. Krogvig sah selbstverständlich jene Äußerung als nicht beleidigend an. Er führte unter anderem aus, daß das gebrauchte Wort „fanatisch“ auch verwendet werden könne, um mangelnde Begabung festzustellen. An dem Beispiel eines von Aal verfaßten Dramas wies er auf die von ihm behauptete Talentlosigkeit des Klägers hin und meinte, das gäbe eine schöne Geschichte, wenn jeder Dümmling mit Erfolg gegen unbequeme Kritiker klagen könne! Er bat deshalb, die Klage abzuweisen.

In seiner Gegenrede setzte Dr. Aal, Dozent an der juristischen Fakultät der Universität Kristiania, auseinander: Falls die beklagte Stelle im Konversationslexikon stehen bliebe, müsse er seine Zukunft als Staatswissenschaftler als gefährdet ansehen; durch jenen Ausdruck würde er ja geradezu als ungeschickt abgestempelt, einen Lehrstuhl für rechtswissenschaftliche Grundsätze zu bekleiden, wozu ein objektiver, ungetrübter Blick besondere Voraussetzung ist. In seinen Büchern habe er es nicht als seine Aufgabe betrachtet, Partei zu ergreifen; er habe nur hingewiesen, welchen völkerrechtlichen Grundsätzen man in Norwegens Politik folgen müsse. Dazu war natürlich notwendig, gegen den einseitigen außenpolitischen Standpunkt Norwegens zu polemisieren. Er persönlich habe kein geldliches Interesse daran gehabt, zu schreiben, wie er es getan habe. Im Gegenteil! Diese Schriftstellerei habe ihm viel Geld gekostet.

Von den Zeugen gab der norwegische Generalkriegskommissar Bratlie sein Urteil dahin ab, daß Aals Schriften das Ergebnis eines ernsthaften Studiums seien und Zeugnis für das ehrliche Bestreben eines Mannes der Wissenschaft ablegen, der Wahrheit zu dienen.

Dr. Adr. Hansen mußte trotz seiner persönlichen englischen Sympathien gestehen, daß er Aals Schriften nicht als „fanatisch“ kennzeichnen könne.

Noch besser war das Zeugnis des Oberbibliothekars Drolsum, der aussagte, daß Aals Bücher auf rein sachlichen Untersuchungen beruhen und einer streng wissenschaftlichen Methode folgen. Man habe von Aal gesagt, er sei „prodeutsch“, er wolle lieber sagen, er sei „pro-norwegisch“.

Von den Zeugen der Gegenseite war Schriftleiter S. C. Hammer von „Verdens Gang“ der Ansicht, daß Aals Bücher mit keinerlei wissenschaftlicher Methode geschrieben seien; er meinte, Aals Wirken als Schriftsteller sei in jenem Lexikonartikel richtig dargestellt und es

sei nichts Außergewöhnliches, solche Urteile über Personen in Handbüchern aufzunehmen.

Ein weiterer interessanter Zeuge war der Kollege des Klägers — Frankreichs Ehrenlegionär — Dozent Dr Worm-Müller. Der fand natürlich die unter Klage gestellte Charakteristik Aals für absolut richtig! Dieser Gallier (vgl. Maiheft des Türmers!) sprach den Werken Aals jeden wissenschaftlichen Wert ab und hielt ihn nicht nur für wissenschaftlich einäugig, sondern auch für ganz blind. In seinen historischen Arbeiten fälle er Urteile, die entweder auf Fanatismus oder Dummheit zurückzuführen seien. Besagter Herr führte dann so mancherlei Begebenheiten aus dem Krieg auf, wo eben Dr Aal nicht ententistisch geurteilt hatte, z. B. bezüglich des belgischen Neutralitätsbruches oder bezüglich Lichnowskys. Dem Helden des Straßburger Ausflugs hatte es auch einen großen Kummer bereitet, daß Aal einmal von dem vollständig deutschen Elsaß-Lothringen gesprochen hatte. Mit Pathos fragte hierbei dieser Degen Galliens: „Ist das die Äußerung eines Mannes der Wissenschaft?!"

Als Worm-Müller zu Ende war, bemerkte der Kläger, daß zur Zeit, als seine Schriften erschienen, Norwegens öffentliche Meinung stark einseitig beeinflußt war (was wir mit Ingrimm bestätigen: unsre deutsche Zensur hat uns ja alle Beziehungen zum neutralen Ausland erbärmlich erschwert!).

Hierauf tauchte ein anderer Parteigänger der Entente auf. Der Herausgeber von „Tidens Tegn", einer in Norwegen weitverbreiteten Kristianiaer Zeitung. Während des Krieges nahm sich dieses Organ wie ein französisches Provinzblatt in norwegischer Sprache aus. In Vergottung von Frankreich wetteiferte es mit „Aftenposten". Selbstverständlich fand Herr Thomessen die unter Klage gestellte Charakteristik Aals vollkommen berechtigt. Er sprach auch Dr Aals Schriften jeden wissenschaftlichen Wert ab. Auf eine Frage des klägerischen Advokaten Gjerdum bekannte Thomessen, daß er niemals deutschfreundliche Artikel aufgenommen hätte. (Das stimmt haarscharf mit den Erfahrungen des Verfassers dieser Zeilen; daß Thomessen keine deutschfreundlichen Artikel aufnahm, mochte hingehen: er war aber auch nicht zu bewegen, handgreifliche Lügen der Entente richtigzustellen.) Von der Art von Journalistik, die dieser ehrliche Deutschenfeind trieb, sei hervorgehoben, daß z. B. Tidens Tegn seinerzeit die aufsehenerregenden Ergebnisse des Suchomlinow-Prozesses nicht gebracht hatte und auch nicht zu bewegen war, es zu tun.

Zuletzt wurde noch der Oberstleutnant Schnitler vernommen, der sein Urteil über Deutschlands Kriegspläne abgab. Man sieht: der Prozeß behandelte nicht wenig Fragen; und den Richtern wurde die Sache nicht leicht gemacht.

Der große Prozeß, der mit gewaltigem Apparat mehrere Tage dauerte, endete mit einem Vergleich. Herr Krogvig gab die Erklärung ab, daß er mit der beklagten Charakteristik keine Ehrenkränkung des Klägers beabsichtigte und daß er bei der ersten Gelegenheit den beanstandeten Satz ändern werde. Beide Teile übernahmen ihre Kosten.

Ergötzlich sind die Bemerkungen, die Norwegens bedeutendster literarischer Kritiker, Dr Hjalmar Christensen (Morgenbladet Nr. 146) zu diesem Prozeß machte. Er sagt, wenn man diese persönlichen Charakteristiken in der Art, wie sie Dr Aal im Konversationslexikon bekam, noch weiter durchführen wollte, so käme z. B. heraus für Worm-Müller: „Französischer Feueranbeter. Heult, wenn er nur die Marseillaise hört"; für S. C. Hammer: „War verknüpft mit einem großen englischen Unternehmen. Ganz ungeeignet zur Beurteilung deutscher Verhältnisse. Stil alles andere als unangreifbares Norwegisch" usw.

Auf die Gemüts- und Geistesverfassung der Norweger warf dieser Prozeß ein bezeichnendes Licht. Es wirkte sehr sympathisch, daß Aal auf die teilweise recht unsachlichen persönlichen Anrempelungen von gegnerischer Seite nicht einging.

Noch gibt es bei unseren nordgermanischen Brüdern allzuviel Gebildete, die unter dem Einfluß der Kriegspsychose und der Phraseologie Northcliffes oder der Alliance française stehen. Es ist dies bedauerlich, denn Norwegen hat nach dem Kriege unseren Kin-

dern viel Gutes erwiesen. Übrigens: Welches Licht wirft dieser Prozeß auf die Kollegialität unter der Dozentenschaft der Universität Kristiania! G. H.

*

Vergiftung der Kinderseelen

Da fährt ein Wagen der S.P.D. im Festzuge der Berliner „Maifeier"; in der Beilage der „Voss. Ztg." ist's im Bild festgehalten. Er ist rund herum bekränzt — und bekränzte Kinder in weißen Kleidern, ganz kleine Geschöpfe darunter, sitzen auf dem Wagen, lachen vergnügt, winken und tragen ein großes Plakat „S.P.D." (Sozialdemokratische Partei) und daneben ein andres Plakat: „Nieder mit der Reaktion!"

Schon diese Kinder also, mit allen äußeren Zeichen reiner Festfreude, werden vergiftet, müssen ein Wort des Parteihasses hinauspiepsen mit ihren Kinderstimmchen: „Nieder mit der Reaktion!" Wobei sie natürlich keine Ahnung haben, was „Reaktion" ist, keine Ahnung haben können...

Noch geschmackloser die Kommunisten! Sie veranstalteten neulich eine „Internationale Arbeiterkinderwoche"; auf dem Berliner Schloßplatz versammelten sich mehrere hundert Kinder unter Führung einiger Erwachsener und — „demonstrierten". Sie führten viele rote Fahnen mit sowie Tafeln, auf denen unsere Jüngsten die „Abschaffung der rohen Prügelstrafe und die Einführung der weltlichen Schule" forderten und der Mitwelt versicherten, daß sie weder die „Orgesch" noch die Reichswehr oder die grüne Polizei fürchteten. Nach Absingen revolutionärer Kampflieder kam eine Anzahl jugendlicher Redner im Alter von 10 bis 17 Jahren zu Wort, die die kommunistische Jugend zum Kampf gegen die „reaktionäre Lehrerschaft" aufforderten und davor warnten, an den „Schwindel von Gott und einer Obrigkeit" zu glauben!...

Die Sozialdemokratie spricht neuerdings viel von Kultur und veranstaltet Kulturtage. Will sie nicht dadurch Kultur beweisen, daß sie vor diesem widerlichen Unfug ihre Kinder bewahrt?

Das Versagen der Familie

Eine Mutter schreibt uns: „Ich gönne den jungen Leuten von Herzen das Glück, das ihnen in Jugend-Vereinigungen zuteil wird, aber ich muß fragen: warum werden wir Eltern so ganz und gar übergangen? Es wird wohl von uns angenommen, daß wir reif genug sind, uns unser Innenleben selbst zu gestalten und zu bereichern, so daß wir keiner Anregung von außen bedürfen. Das mag bei vielen der Fall sein; aber bei viel mehr andren wird wohl der graue Alltag die Herrschaft haben. Besonders uns Eltern des früheren Mittelstandes lassen oft die dürren Nöte des Lebens, die Sorge um die Zukunft unsrer Kinder keine Zeit und keine Spannkraft, um der Seele ihr Recht werden zu lassen. Und doch, meine ich, wären wir Eltern zuerst berufen, unsren Kindern Sonne und Freude zu geben und ihre Herzen mit Liebe für alles Gute, Wahre und Schöne zu erfüllen. Wenn wir aber geistig und seelisch verkümmern, dann suchen die Kinder andere Gemeinschaften und werden der Familie, der eigentlichen Gründerin eines gesunden Staates, entzogen"...

Diese Hausfrau spricht es richtig aus, daß sie „zuerst berufen" wäre, ihren Kindern Sonne, Seele, Freude zu geben — gesteht aber zugleich ihr Unvermögen, also den Bankerott der Familie. Denn wenn in einer Familie der „graue Alltag die Herrschaft" hat, wenn also die Verklärungskraft aus der Familie gewichen ist: strömt ja eben das junge Volk hinaus und sucht anderswo. Warum also werden solche Eltern „übergangen"?...

Ein ernstes Geständnis! Denn die Familie ist und bleibt dennoch die Kernzelle jedes gesunden Gedeihens einer Volksgemeinschaft.

*

Verführung als Betrug

Die Worte über „Jugend und Geschlechtsnot" im Juniheft des Türmers regen mich zu den folgenden Gedanken an. Jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau und nicht zum wenigsten unsre deutsche Jugend sollte sich jene Worte gewissenhaft zu Herzen nehmen.

Wie viel unabsehbares Menschenleid ist in diesen Kriegs- und noch schlimmeren Nachkriegsjahren aus der Teufelei erzwungener oder erlisteter Lustaugenblicke auf Jahre und Jahrzehnte ausgestreut worden! Jedem jungen reinen Menschenkinde wohnt eine natürliche Scheu und Scham inne; diese Scham wird aber vom Verführer mit listigem und lüsternem Geschwätz — unter Umständen mit religiösem Geschwätz — unter die Füße getreten. Wie verworren und ehrlos hier die Vorstellungen sind, zeigte mir die kürzlich erlebte Äußerung eines jungen reichen Bauern, der mit der Behauptung herumprahlte, „er bringe jedes Mädchen herum“, d. h. um ihren Willen zur Keuschheit, er könne also jede verführen! Auf die Frage, wie er das erreiche, antwortete er ebenso plump wie frech: „Ich sage ihr, daß ich sie heiraten will.“ Auf die Entgegnung: „Das ist also Betrug!“ machte er ein blödes Gesicht Es wurde ihm dann gründlich die Niederträchtigkeit solcher Gesinnung zum Verständnis gebracht. Daß die Willenslähmung eines Mädchens durch Bier und Wein zum Zweck ihrer Verführung auch nichts weiter ist als gemeinster Betrug, den der Staatsanwalt schärfer verfolgen müßte als den Betrug um einige tausend Mark, das dämmert vielen erst auf, wenn ein tatkräftiger Bruder oder Vater der Verführten die Beweisschrift in blauer Farbe auf den Rücken des Betrügers eingezeichnet hat oder das Gericht ihn in stiller Zelle zum Nachdenken zwingt, nachdem eine Tragödie erfolgt ist.

Das ist keine deutsche Jugend, die auf diesem Gebiet nicht von jener natürlichen Scheu und Ehrfurcht durchdrungen ist, die unsren germanischen Altvordern der Frau gegenüber innewohnte. Zeugung ist eine allerpersönlichste Sache: die Vaterschaft genau so ernst und verantwortungsvoll heilig wie die Mutterschaft. Und die Vorspiegelung der „Heilandszeugung“ oder verwandten Geschwätzes ist genau so grober Betrug und genau so verbrecherische Suggestion auf ein weibliches Gemüt wie irgendein andrer Zugang zur Wollust — und noch dazu eine geistige Irreführung eines schutzlos und vertrauensvoll zum Mann aufblickenden Mädchens.

Der Herausgeber des „Türmers“ hat der Jugend das befreiende und erlösende Wort gegeben: „Will sich die Jugendbewegung eine große Aufgabe stellen, so überwinde sie den Materialismus auch in der Erotik! So schreibe sie über den Torbogen zur neuen Zeit: Ehrfurcht vor der Seele des Weibes! So helfe das kameradschaftliche Weib dem ritterlich verehrenden Mann in der Entfaltung der schöpferischen Gemüts- und Geisteskräfte!“

Denn mit dem Gemüt beginnt der Mensch — der Edelmensch, nicht der Triebmensch. Dr. H. G.

*

Vom Baldurbund

war einmal im „Türmer“ die Rede, als von einem der Versuche, von kleinen Zellen aus wieder etwas wie festliche Gestimmtheit oder Besinnung auf das Große in der Jugend zu wecken und wachzuhalten. Diese Bestrebungen setzen sich erfolgreich fort.

Mit einer „Lutherfeier“ wurden dort neulich Gedenkworte zu Ehren der dahingegangenen Kaiserin verbunden. Ein kräftig und schön gestaltetes Blatt verzeichnet, nach einem Präludium von Bach, Chöre und Arien und dazwischen die Luther-Festrede des Professors Lic. Dr. Reinhard. Lutherworte, im großen, festen Druck jener Zeit, füllen die nächste Seite. Und so wirken bei diesen festlichen Veranstaltungen immer Wort und Ton zusammen, sich oft ergänzend durch das Bild. Auch die Gäste, die nicht unbedingt auf die Grundgesinnung eingestellt sind, müssen die vornehme Gestaltung solcher edel abgestimmten Abende anerkennen.

Zur Sonnenwende fand ein „Heldenabend“ statt: eine Gedenkfeier auf unsere Gefallenen, und zwar an einem Hünengrab, vorbereitet durch eine Saalfeier innerhalb der Stadt. Dabei kam ein kurzes „Schwertweihespiel“ Lienhards, des Schutzherrn dieses Bundes, zur Aufführung.

Inzwischen sind die Satzungen dahin erweitert worden, daß auch „Schwestern“ und „Freundinnen“ des Bundes mitaufgenommen werden können.

Bei alledem ist natürlich Vorbedingung, daß der festliche Geist wirklich von innen

heraus wächst: aus einem erstarkenden Seelenleben. Nur so dürfen wir Deutsche überhaupt auf absehbare Zeit Feste feiern: keine Luxusfeste, sondern Weihetage, bei denen man sich Kraft und Mut holt, das Leben edel zu führen, in der stärkenden Gewißheit, daß man nicht allein steht. So will auch dieser von Willi Ludewig gegründete Bund, der seinen Sitz in Hamburg hat (Schlüterstr. 20), alle deutschen Junglehrer und ihre Freunde erziehen, sammeln, entflammen zur Wiedergeburt des deutschen Volkes.

Armes Wien!

Wir lesen in Roseggers „Heimgarten“: „Die Namen der dem Wiener Landesgericht eingelieferten Tabakschieber, die uns um Hunderte von Millionen betrogen haben, lauten: Salomon Reiß, Joseph Diamant, Samuel Weißmann, Benjamin Wohlmann, Markus Tuchmann, Bernhard Günzberg, Chaim Silber, Moses Kammerling, Sissel Spargel, Abraham Israel Grüner, Berta Aschkenasy, Juda Seftel. Trotz der Wohnungsnot sind alle diese sympathischen Gestalten aus dem Osten in Wien wohnhaft. Damit die Falotten Platz haben, müssen die Alteinheimischen enger zusammenrücken, wenn sie ein Wegsterben nicht vorziehen.“

Wir lesen ferner in einer Tageszeitung: „Das große Kindersterben in Wien. Die neuesten Statistiken der Zentralkommission für Bevölkerungsstatistik zeigen, daß im Zeitraume von 1910 bis 1921 Wien 10 v. H. gleich 190000 Seelen seiner Bevölkerung verloren hat. Das Bemerkenswerteste an dieser Zahl ist der Umstand, daß der Bevölkerungsrückgang am stärksten bei den Jugendlichen sich erkennbar macht. Von den 190000 Gestorbenen sind nämlich 130000 Kinder und Jugendliche“...

Hetzgesindel an der Arbeit

— jene gewissenlosen Vergifter nämlich, die durch das Mittel des gedruckten Wortes so viel Haß und Elend verbreiten! Da schreibt ein Seelenmörder dieser Art in der „Roten Fahne“ (13. Juli) über eine Veranstaltung in Homburg, wobei er hartnäckig von der „Orgesch“ spricht, die bekanntlich aufgelöst ist:

„Die Orgesch hat am Sonntag in Bad Homburg ihren Triumphzug gehalten. Das ganze Mördergesindel der Orgesch mit den Marburger Mordstudenten an der Spitze demonstrierte, von ihrem Sammelplatz, dem Hirschgarten kommend, in der Luisenstraße, der Hauptverkehrsstraße Homburgs. Die freiwillige Feuerwehr — angeblich politisch neutral — stellte wie am Pfingstsamstag zum Orgesch-Regimentsfest, nicht nur eine, sondern zwei Musikkapellen, die abwechselnd die Klänge des monarchistischen Paradeklüngels dem Zuge vorantrugen. Wie lachte doch dabei jedem Geldsackpatrioten, den feisten, sich von dem Kitzel der Nackttänze erholenden ‚Kurkranken‘, diesem Kriegsgewinnler- und Schieberpack das Herz. Die heilig gepriesene Ordnung der Proletariermörder, die Ordnung der täglich immer scham- und rücksichtsloser werdenden Unterdrückung und Ausbeutung, die Ordnung der Justizschande, des weißen Terrors, marschierte hier leibhaftig in einer machtvollen protzenden Parade mit wehendem schwarzweißroten Banner, auf dem einerseits ein mächtiges Orgeschkreuz prangte und andrerseits das verlogene Schlagwort der Hakenkreuzler: Das Vaterland geht über die Partei! zu lesen war. Aufgeblasen und siegesbewußt warfen sich die grünen Studentenlümmels als die mordenden Retter der Nation in die Brust. Der Rummel bewegte sich nach dem Bahnhof, wo nach einem Erguß von monarchistisch-überschwenglichen Ansprachen mit gebührender Verhöhnung der gefeierten demokratischen Republik die Homburger Orgeschhäuptlinge rührend Abschied von den Marburger Mördern und anderen auswärtigen Banditen nahmen“...

Man kann sich vorstellen, wie es im Gehirn eines deutschen Arbeiters aussieht, dem Tag für Tag diese Tonart eingehämmert wird!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Einsamkeit — Franz Hein

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. September 1921 Heft 12

An Dante

(Zu seinem 600. Todestage am 14. September)

Von Richard Zoozmann

Dante! Als dich das harte Los traf der Verbannung, weil du „als Fälscher, Betrüger und Amtsverkäufer" den friedlichen (?) Zustand zerstörtest deiner Heimatstadt Florenz und der Partei der Guelfen, als man eine entehrende Strafe von fünftausend Goldgulden über dich verhängte, als man dieses erste Urteil verschärfte durch ein zweites mit Androhung des Feuertodes, und die Verbannung auf zwei Jahre in eine ewige umwandelte —: da schütteltest du, ein Weiser, und im Bewußtsein deiner Unschuld ein Starker, den Staub deiner undankbaren Vaterstadt von den Füßen.

Du drehtest deiner Mitwelt stolz und verachtend den Rücken zu und schufest ein Werk für die Nachwelt. Du machtest deine kleinen, bestochenen Richter verstummen und riefest dir laute und lautere, unbestechliche Richter für die Ewigkeit auf, die bei allen Bildungsvölkern für dich zeugten und zeugen werden, solange die Posaunenklänge deines Erdundhimmelsliedes noch einen Widerhall finden in den erschütterten Herzen deiner Hörer und Jünger.

Ruhe und Wohlstand waren dir verloren. Du suchtest nur den Frieden mit dir und der Welt, o mein Dante. Und nun setztest du den Griffel an zu deinem unsterblichen Werke. Und führtest es in titanischem Ringen mit Wort und Gedanken zu siegreichem Ende. Oft verzagtest du, ob deine sterbliche Schulter auf die Dauer der Riesenlast gewachsen sei. Sie war es; der schwache Körper brach

nicht unter der Last zusammen, weil ihn ein großer, ein gesunder Geist bewegte und beseelte. Für Verachtung gabst du Größe, für Undank gabst du deinem Vaterlande unvergänglichen Ruhm.

Möglich, sehr möglich, o Dante, daß dir dein unsterbliches Lied, an das Erde und Himmel mithelfend die Hand legten, nicht gelungen wäre in bürgerlicher Ruhe, im sanften Schoße der Familie oder im Wohlstand eines stillen Lebens und als beamtetem Staatsmann. Als du arm und unstet, heimatlos, gleich Romeo fast bettelnd von Ort zu Ort zogest, da gesellte sich die Muse dir zu als Führerin und Trösterin: eine kluge, strenge, selten lachende, aber mütterlich-wachsame Muse. Die Unsicherheit der Zukunft, die Schmach der Vergangenheit, die Sorge um die Gegenwart von heute zu morgen, der flüchtige Aufenthalt, wechselnd von Jahr zu Jahr, oft von Mond zu Mond, ja von Woche zu Woche —: dies alles, o großer Dante, trieb und drängte dich, die Hand nicht abzuziehen von dem gewaltigen Gedicht, von der göttlichen Offenbarung deines Geistes, sondern fertigzustellen das Werk in weniger Jahre Frist, ehe das Eisen im Feuer glühender Begeisterung erkaltete.

Wie aus einer nüchternen Ebene urplötzlich ein mächtiger, schöngegliederter Berg aufbäumt, so, Dante, erhebt sich nach einer trostlosen Wegstrecke, die in tausend Jahren die Geistesgeschichte der Menschheit durchlief, dein gewaltiges Werk empor. Das erste Gebirg in der christlichen Dichtung. So stehst du da, ein christlicher Olympos, ragend über die Gegenwart hinweg in ferne Zukunft hinan.

Wir grüßen dich, Durante Aldiger, harter Speergewaltiger, wir grüßen dich als einen Verwandten unseres Blutes und nennen dich den Unseren kraft dieses Bandes der Natur und kraft unserer Liebe, die dein Werk bis in die feinsten und verästeltsten Lebensadern durchforscht hat. Wir nennen dich den Unseren kraft derselben Liebe und mit demselben Recht wie den andern gewaltigen Speerschüttler, in dessen Adern gleichfalls Blut von unserm Blute rinnt! William und Dante — zwei Sterne am Himmel der Weltliteratur und am Himmel des deutschen Schrifttums!

Dein siebenhundertstes Gedächtnisjahr, Durante Aldiger, fällt für unser Deutschland in eine Zeit, die es uns besonders geboten erscheinen läßt, dir als Verkünder strenger Gerechtigkeitsliebe, dir als eindringlichem Prediger sittlichen Ernstes dankbar zu huldigen, wenn sich auch die dichterische Offenbarung deines Geistes an alle Bildungsvölker wendet. Nicht nur als Dichter kannst du uns ein Sinnbild sein. Du, der Mann, der gleich uns die sorgenvollste und trübste Zeit seines Vaterlandes mit durchleben mußte, du, der trotz Armut, Schande und Verbannung festhielt an der erhebenden Hoffnung auf einen Retter und Wiederhersteller, du, o Dante, sollst uns auch als Persönlichkeit ein leuchtendes Vorbild sein und mußt als Mensch gefeiert werden. Dein ewiges Gedicht werde dem Deutschen von heute neben Bibel und Faust ein Trost- und ein Stärkungsbuch!



Über die raumbildende Kraft des Geistes

Von Ricarda Huch

Die rühmlichst bekannte Dichterin, die zugleich als Denkerin an den seelischen Sorgen und Fragen der Gegenwart mitarbeitet, rückt hier das jetzt viel erörterte Raum- und Zeitproblem (Einstein, Spengler) in eine besondre religiös-philosophische Beleuchtung. L.

In einem kurzen Zeitungsartikel fand ich eine Gegenüberstellung der Kantschen und der Einsteinschen Ideen über Zeit und Raum: daß nämlich nach Kant Zeit und Raum das Primäre seien, eine Anschauungsform des Geistes, innerhalb welcher alle Dinge verflössen, nach Einstein vielmehr das Sekundäre, von den Dingen Abhängige. Es mag im allgemeinen unerlaubt sein, nach einem Zeitungsbericht zu einer Frage das Wort zu ergreifen, die man nicht an der Quelle studiert hat; da ich aber die nun folgende Betrachtung ohnehin seit geraumer Zeit geschrieben hatte, mag es angehen, daß ich sie mit dem eben Gelesenen in eine Verbindung bringe, die sich mir dabei aufdrängte, und die vielleicht auch für andere nicht ohne Interesse ist.

Die Ewige Zeit oder Ewigkeit — man kann sie auch Innere Zeit nennen — ist allerdings das Primäre. Sie umfaßt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so daß diese drei zusammenfallen, wodurch sie von unserer meßbaren Zeit durchaus verschieden ist. Die Zeit oder der Geist, welches beides eins ist, denn der Geist, die lebendige Kraft, ist zeitlich, oder die Zeit ist lebendige Kraft, die Zeit also ist an sich raumlos, aber sie hat raumbildende Kraft. Sie bildet den Raum durch den Stoff, der aus ihrer Ruhe entsteht; denn die Ewige Zeit ist absolute Bewegung und wird erst durch das Aufhören der Bewegung, welches mit dem Entstehen des Stoffes zusammenfällt und gleichsam die Kehrseite des Geistes ist, zur rhythmischen, meßbaren Zeit. Die meßbare Zeit umfaßt nur die Vergangenheit und die unmittelbare Gegenwart, nicht die Zukunft, obgleich der Begriff Zukunft erst mit ihr entsteht. Raum, Stoff, Individualität, Welt, Tod und Teufel hängen unzertrennlich zusammen; ohne Stoff und Raum wäre nichts Einzelnes, wäre nur Gott, das Ganze, welches für uns so gut wie nichts wäre.

Wir erleben die Ewige Zeit im Traume, wo weder Stoff noch Raum ist und wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfallen. Es kommt allerdings vor, daß die Träume sich in irgendwelchen Räumlichkeiten abspielen, daß wir Landschaften und Gebäude sehen, was Raum und Stoff vorauszusetzen scheint; allein wenn wir, einen Traum schildernd, sagen, wir hätten etwas gesehen, uns überhaupt der Ausdrücke bedienen, welche einem sinnlichen Leben im Raume entsprechen, so tun wir das nur, weil uns eine dem Traum angemessene Sprechweise nicht zu Gebote steht; eigentlich können wir nur sagen, daß wir im Traume etwas wissen oder fühlen oder erleben, und indem wir uns oder andern davon Rechenschaft ablegen wollen, übertragen wir den im Zeit- und Raumlosen oder in der Ewigkeit sich abspielenden Traum ins Räumlich-Zeitliche. Ebenso hört

auch das individuelle Leben im Traume auf, obwohl wir als Individuen und obwohl andere Individuen darin auftreten. Besinnen wir uns aber recht, so muß uns klar werden, daß die Grenzen der Personen beständig ineinander zerfließen, und daß wir unser eigenes Fühlen und Wollen sehr oft mit einem anderen Namen und einer anderen Person verknüpfen, wie auch, daß Bekannte, die im Traume mitsprechen, anders aussehen als in Wirklichkeit, und daß alle in einem und demselben Traume ihr Äußeres und Inneres mehrfach wechseln. Die Raum-Zeit aber, die wir im Wachen erleben, ist individuell und mit dem Stoffe, also den Dingen, verbunden.

Wenn nun aber auch die Ewige Zeit oder Ewigkeit das Primäre ist, sie ist ja Gott-Vater selbst, und wenn auch die Raum-Zeit mit dem entstandenen und vergänglichen Stoffe, mit Tod und Sünde zusammenhängt, so ist doch die Ewige Zeit für sich nicht das Höhere und Vollkommenere, woraus man ja folgern könnte, daß der Traum höher einzuschätzen sei als das Wachen. Das Ganze ist zwar das Primäre, der Vater, aber das Einzelne hängt unzertrennlich mit dem Einzelnen zusammen: Gott ist ein dreieiniger Gott.

Das Reich Gottes ist inwendig in uns, heißt es. Die Ideen sind in uns, aber nicht als eine bloße Vorstellung, sondern als ein Gefühl, eine Kraft, die sich äußern will; wie sie dem Einzelnen von außen kommen, drängen sie auch wieder nach außen. Wenn wir uns Gott, der doch Geist, lebendige Kraft ist, unwillkürlich in erhabener menschlicher Bildung vorstellen, ist das eine kindliche Auffassung, vielleicht sogar ein Irrtum oder Fehler?

Nein, wir tun damit im Gegenteil das Natürliche und Richtige; denn Gott wird Fleisch, er will sich als Mensch offenbaren. Gott ist Geist, seinem Wesen nach ewig-zeitlich; aber er offenbart sich räumlich-zeitlich, er hat die Neigung und Kraft, sich einen Raum zu bilden, in dem er erscheint. Die raumbildende Kraft ist also dem Geiste wesentlich, obwohl er selbst ewig-zeitlich, nicht räumlich ist. Das Skelett, welches wir als Bild unseres individuellen Todes in uns tragen, überdauert uns aber nur räumlich, als etwas Erstarrtes, an dem die Bewegung des Geistes als an einem Negativ abzulesen ist; unser Unsterbliches hängt nicht damit zusammen. Dennoch ist der Tod, den wir in uns tragen, unsere Stütze, die wir nicht entbehren können, wie überhaupt Tod und Leben unlöslich verbunden sind. Wir müssen uns bewußt bleiben, daß im Raume, wie Schiller sagt, das Erhabene nicht wohnt, da es vielmehr in der Gesinnung liegt; daß aber diese ohne eine stofflich-räumliche Welt sich nicht offenbaren kann.

Nicht alle Menschen und nicht alle Völker haben dieselbe raumbildende Kraft. Bei den orientalischen und südlichen ist sie im allgemeinen stärker als bei den nordischen, und die Griechen und Römer hatten sie mehr als die Juden und die Germanen. Wenn die Juden soweit gingen, zu verbieten, daß von Gott ein Bildnis oder Gleichnis gemacht werde, so bewiesen sie damit ein tiefes Verständnis für die Gefahr, die mit jeder räumlichen Darstellung des Göttlichen verbunden ist, indem der Mensch, mit seinen Sinnen überhaupt am Räumlichen haftend, immer geneigt ist, das Geistige entweder ganz vom Räumlichen abzusondern oder es dem Räumlichen gleichzusetzen. In der Bibel tritt uns das ewige Wesen Gottes

und seine raumbildende Kraft zugleich entgegen. Hier ist nicht nur gesagt, daß Gott Geist sei, sondern wir fühlen ihn wehen, hoch über allem Räumlichen, aber auch im Räumlichen sich erfreuend, ihn gewaltig durch seinen Willen wölbend. Auch in der antiken Legende von Orpheus finden wir die Tatsache von der raumbildenden Kraft des göttlichen Geistes dargestellt; allein die gestaltenfrohe Antike legt, besonders in späterer Zeit, den Ton auf die vollendete Gestalt, während wir in der Bibel vor allem den unbegreiflichen Hauch spüren, von dem alles ausgeht und zu dem alles zurückkehrt. Gefühl ist alles; dennoch ist das raumbildende Wesen des Geistes auch in der Bibel so sehr wirksam, daß wir uns das Jenseitige nicht außerhalb des Raumes vorstellen können. Es war eine erschütternde Tat von Luther, daß er in einer seiner Thesen aussprach, Himmel und Hölle seien nicht außer uns im Raume, sondern in uns, unser Gewissen. Dessenungeachtet werden wir, wenn wir von Gott oder von unseren Toten oder von himmlischen Mächten sprechen, unwillkürlich nach oben blicken, wie man sich die Hölle stets unterirdisch vorgestellt hat. Wir blicken nach einem Ort, wo kein Ort mehr sein soll, als wäre es kein Ort.

Von allen Künstlern ist es der Musiker, der nur zeitlich sich äußert, allerdings so, daß der Raum als Zahlenverhältnis in ihm enthalten ist. Aus diesem Grunde wirkt wohl die Musik am gewaltigsten auf das Gefühl. Der Dichter, selbst der lyrische, schafft eine Handlung und einen Raum, in welchem diese sich darstellt. Auch wenn der Dichter sich vorgenommen hat, ein überirdisches Geschehen vorzuführen, so finden wir seine Phantasie geschäftig, uns ein Schlaraffenland, ein Dschinnistan, ein Walhalla oder Himmelreich nach Analogie irdischer Gegenden aufzubauen. Ein bekanntes Beispiel haben wir in Dantes Hölle, die er so genau beschrieben hat, daß Grundrisse davon entworfen werden konnten. Der besonders mit raumbildender Kraft begabte Geist der Italiener tritt uns hier überzeugend entgegen. Für einen dichterischen Vorzug halte ich das nicht; ein unbestimmter Umriß wirkt großartiger, geheimnisvoller, charakteristischer für das Unirdische. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls halte ich es für sehr überflüssig, sich mit der Räumlichkeit von Dantes Hölle eingehend zu beschäftigen, und für sehr töricht, Schlüsse daraus zu ziehen auf seine Auffassung vom Jenseits.

Jeder Mensch ist nur allzu geneigt, seine Nebenmenschen für dumm zu halten, namentlich seine Vorfahren und Nachkommen stellt er sich gern im Zustande eines nichtsahnenden Embryo vor. Dantes Geist mußte einen Raum für die Handlung seiner Dichtung schaffen, die sich ohne einen solchen überhaupt gar nicht hätte entfalten können. Weshalb er Himmel und Hölle gerade so gestaltete? Man hat gefunden, daß die Werkzeuge, die der Mensch erfindet, unbewußte Nach- und Weiterbildungen seiner Organe sind; etwas Ähnliches kann ja in bezug auf die Schaffensart des dichterischen Geistes stattfinden. Hat die Dantesche Landschaft keine Ähnlichkeit mit irgendwelchen Erdenräumen, Bergen, Schluchten und Labyrinthen, so hat sie es vielleicht mit den Höhlen und Labyrinthen des Schädels und Gehirns. Wozu aber das? Nicht darauf kommt es an, wohin die jeweilige Phantasie des Menschen Himmel und Hölle verlegt, sondern wie ihr Wesen, Schuld und Verklärung, ihn ergreift und erschüttert.

Dem südlichen Geiste liegt wegen seiner vorzüglich raumbildenden Kraft die Gefahr nahe, das Äußerliche für das Wesentliche zu nehmen; der deutsche wie der jüdische Geist neigen dazu, das Geistige als etwas für sich Bestehendes von der sich im Raume entfaltenden sinnlichen Natur loszutrennen. Daher ist das Feld des Okkultismus im Abendlande hauptsächlich der Norden. Wenn man an die raumbildende Kraft des menschlichen Geistes glaubt, so müßte man, könnten manche schließen, auch an die sogenannten Materialisationen der Spiritisten glauben. Meine Ansicht darüber ist folgende: Ideen werden Fleisch im neugeborenen Menschen, das sind die natürlich-organischen, oder in Kunst (wozu ich natürlich auch Sprache und Heilkunst rechne) und Handlung, das sind die geistig-organischen. Ein anderes unmittelbares Inkrafttreten von Ideen kann wohl auch stattfinden; doch handelt es sich dabei um Ausnahmen, die wir als krankhaft bezeichnen, wenn sie unter die Idee des Menschlichen herabgehen. Bei der mittelalterlichen Unterscheidung von weißer und schwarzer Magie kann es durchaus sein Bewenden haben. Menschen, die dazu berufen sind, können Wunder tun, das heißt uns Unerklärbares bewirken; was in der Art willkürlich hervorgerufen wird, kann nur Schaden stiften und verwirren, der beste Fall ist noch der, daß es zu nichts führt. Zum Kosmos gehören nur diejenigen Erscheinungen, die sich organisch fortpflanzen oder die eine fortdauernde Wirkung ausüben. Die okkulten Erscheinungen gehen von abgesonderten Individuen aus und bleiben isoliert. Für Geistererscheinungen jeder Art ist es charakteristisch, daß nur einer sie sieht. Fleisch werden können sie nicht; denn alles organische Leben beruht auf der geistig-körperlichen Beziehung von zwei polar entgegengesetzten Individuen. Aus diesen Gründen bleibt der Okkultismus in Zeiten der Dekadenz, wo Überzentralisation und Dezentralisation einander entgegenstehen, ohne Möglichkeit, naturgemäß ineinanderzuwirken.

Die Einsteinsche Auffassung von Zeit und Raum (die ich, wie schon gesagt, nur aus einem Zeitungsbericht kenne) wäre also die unserer wissenschaftlichen Kultur durchaus entsprechende, die damit begann, die Natur (in der ja Gott sich offenbart) dem Menschen zu unterwerfen. Sie geht vom Einzelnen aus, während die bis dahin herrschende religiöse Kultur vom Ganzen ausging. Die Wissenschaft hat es allerdings nur mit der Raum-Zeit zu tun, welche meßbar ist und von den Dingen abhängt. Daß die Raum-Zeit die durch den Stoff oder das Individual-Bewußtsein geteilte Ewige-Zeit ist, das zieht die Wissenschaft nicht in Betracht. Sie könnte ebenso wie Newton von einer Zeit (der Ewigen Zeit) sprechen, die hoch über Menschen und Dingen hinfließt, ohne sich um irgend etwas zu kümmern; aber Gott weht nicht gleichgültig über der Welt hin, sondern neigt sich zu ihr, die er geschaffen hat, herab, das Zeitliche mit dem Ewigen verschlingend, das Einzelne im Ganzen bewahrend.



Der wächserne Schlüssel

Von Eva Gräfin von Baudissin

Langsam, Schritt für Schritt, gleichmäßig wie der tropfende Regen, ging die Prozession bergauf. Unten an der Bahnstation hatten sich die Vereine mit ihren in schwarzen Wachstuchbehältern steckenden Fahnen hinter dem Geistlichen aufgestellt und die übrige, von Gehöften, Almen und Dörfern zusammengeströmte Menge sich wieder hinter diesen gereiht. Das Weibervolk war überwiegend. Die weiten, bunten Röcke und seidenen Schürzen waren emporgeschlagen, unter dem dicken roten Unterrock kamen kräftige Beine in weißen Strümpfen und derben Lederstiefeln zum Vorschein. Um die verarbeiteten Finger der Linken hing der Rosenkranz, die Rechte hielt den großen Familienschirm, unter dem auch noch die geputzten, laut mitbetenden Kinder Schutz fanden; die kleineren Mädchen in modischen, aus Warenhäusern stammenden Kleidchen, die größeren schon in Tracht, den steifen, goldgestickten Hut auf den festgeflochtenen Zöpfen.

„Schade, daß sich doch schon so viel städtisch Gekleidete in den Zug mischen", meinte eine Sommerfrischlerin. Sie hatte trotz des Unwetters den Lodenkragen nicht geschlossen und bot die volle Pracht ihres Anzuges dar: ein geblümtes, viereckig ausgeschnittenes Dirndlkleid, von einer goldfarbenen Seidenschürze in seiner Farbenfreudigkeit unterstützt, dazu rosa Strümpfe, hohe Stöckelschuhe und auf dem Haupte eine leuchtend blaue Zipfelmütze. Diese Gewandung verlieh ihr in ihren Augen volle Berechtigung, an der Stillosigkeit der vor ihr Vorbeiziehenden Kritik zu üben.

Den ruhigen Blicken und den monoton fortbetenden Lippen der „Wallfahrter" hätte niemand es angemerkt, daß auch sie innerlich Stellung zum Äußern der Stadtleut' nahmen. Sie waren seit langem an allerhand gewöhnt. Nur gerade beim Anblick dieser Dame fuhr es wohl jedem einzelnen unbewußt durch den Sinn: „Jesses — jesses, na!" ohne daß dadurch die Andacht im mindesten gestört worden wäre.

Als der Zug mit der buckligen Schneiderin Elis aus Waldmoos sein Ende erreicht hatte, schlossen sich ihm die Stadtleute an. Aber sie gingen in ungezwungenen Gruppen und ließen die Kinder rechts und links von der Landstraße auf die Wiesen schwärmen, um nicht den Verdacht zu erregen, daß auch sie wallfahrten wollten. War man auch ein guter Christ, der allsonntäglich die Messe besuchte — an solch einer bäuerlichen Prozession teilzunehmen, widersprach ihrem Geschmack. Man zog mit hinauf und wohnte eine Weile dem Gottesdienst im Freien vor der reizvollen kleinen Votivkirche bei, bis es zu naß wurde. An schönen Tagen mußte es ja sehr stimmungsvoll wirken können: die Kanzel unter dem leis zitternden Laub der alten Birke, der Hochaltar mit brennenden Lichtern auf der Holzaltane der Kirche, die Girlanden und Fahnen am Haus des Dekans und des Nonnenklosters und davor die andächtigen Bauersleute in ihren Trachten. Heute war es nichts. Man nahm es dem Wetter übel, daß es einem den Genuß verdarb und verteilte sich bald wieder in die Sommerwohnungen.

Nur die besonders auffallend gekleidete Dame blieb stehen. Was galt es, wenn Kleid und Schürze durchnäßt wurden und die Schuhe am Ende die Stöckel verloren —? Jeden Sommer war sie hier draußen und fühlte von Jahr zu Jahr tiefer, wie nah sie innerlich diesen Menschen stünde und ihre Art und Lebensauffassung begriffe. Sie kam sich vollkommen bodenständig vor, auch ihre Sprache wurde den Eingeborenen durch gelegentliche „fei's“ und „gelt's“ schon verständlicher. „Ich gehöre zu ihnen“, dachte sie mit einiger Rührung über sich selbst. Manch einen konnte sie bei Namen nennen und wußte um seine Familienverhältnisse Bescheid; das war auch ein Band, in das sie durch jedes wohlwollende Gespräch einen neuen, haltbaren Knoten schlug. Mechanisch folgte sie deshalb auch den äußeren Geboten der heiligen Handlung, kniete im Schmutz nieder, wenn sich die Wandlung vollzog und bekreuzte sich beim Aufstehen. Dabei beobachtete sie aber genau ihre Nachbarinnen und die paar Feldgrauen, die als Auszeichnung die Fahnen tragen durften. Sieh! der Kramerer Toni war auch wieder da, genau wie im vorigen Jahr zur Ernte; nicht weit von ihm stand im Kreise ihrer großen Kinderschar wie eine richtige Gluckhenne seine Mutter, die in Tonis Abwesenheit die Ökonomie allein besorgte, denn sie war Witwe und das Jüngste erst nach ihres Mannes Tode geboren. Man konnte sie einmal besuchen und sich vom Toni erzählen lassen, wie's ihm seit dem Vorjahr draußen ergangen war und was er erlebt hatte. Das war etwas andres als die Beschreibungen in den Zeitungen — — —

Dicht an ihrer Seite stöhnte jemand. Die bucklige Elis war's, und sie sah nicht grade schöner aus, als sie sich hastig einmal übers andere bekreuzigte und ihr dabei der hochgehobene Rock und der Schirm abwechselnd entgleiten wollten.

Die Dame rückte etwas näher auf sie zu. „Geben's nur den Schirm her, Elis — ich halt' ihn für Sie!“

Aber die Angeredete entgegnete nur verwirrt und leise: „Jessas — die Frau Doktor — grüß Gott“ — und bekreuzte sich weiter, in offenbarer Angst, hinter den religiösen Pflichten zurückzubleiben. Sie trug auf ihrem schweren Kopf einen hellen Strohhut mit vier, fünf hochstehenden Bandschleifen und war mit zahlreichen Ketten und Schmuckstücken behangen, als wolle sie dafür entschuldigen, wenn ihr verunstalteter Körper die Aufmerksamkeit der Mitwelt erregte. Und wie eine stete Entschuldigung, daß sie einen Platz im Dasein einnähme, der wahrscheinlich einer weit Schöneren und Klügeren gebühre, lag es auf ihrem spitzen, kleinen Gesicht.

„Dies ist Volksseele“, dachte die Frau an ihrer Seite. „Unverfälschte Volksseele! Sie soll sich mir enthüllen!“

Als die Messe vorüber war und der Zug in aufgelösten Reihen bergab zog, wieder alle vom selben Drang erfüllt, nämlich nun im Gasthof zur Post eine Leberknödlsuppe zum mitgebrachten G'selchten zu löffeln, stand die Elis noch lange schweigend mit gefalteten Händen da, so gut Rock und Schirm es zuließen. Dann sah sie vorsichtig nach rechts und links und schob sich vorwärts, nicht ins Dorf zurück, sondern der Grotte zu, in die auf der Rückseite der Kirche ein paar Stufen hinunterführten. Die Beobachterin wußte gleich: die Elis will ein Gelübde tun. Denn man verlobte sich der wundertätigen Heiligen dieser Kapelle und dankte ihrer Hilfe,

indem man in Wachs opferte, was sie geheilt hatte. Da hingen am Gitterwerk, das die heilige Gestalt vorm zu nahen Herantragen des menschlichen Leides hütete, allerlei feine, durchsichtige Gebilde: Arme, Beine, Hände, Kühe und Pferde. Denn die Not des Herzens übertrug sich auf die Haustiere. Das „Maria, hilf!“ stand in bunten Buchstaben auf Karten und Bildern, war an die Wände geheftet und der Heiligen zu Füßen gelegt, damit sie bei Tag und Nacht daran gemahnt würde, wieviel Sorgen man auf sie abgeladen habe. Sie durfte nicht müde werden.

Die Elis kniete nieder und ließ den Rock wie eine Glocke um sich her fallen, darin ihre Gestalt sich zu verflüchtigen schien, so daß nur der Buckel und der große Kopf von ihr übrigblieben. Den Regenschirm lehnte sie sich unters Kinn und faltete über ihm von neuem die Hände. Lang und ausführlich mußte ihre Aussprache mit der Mutter Gottes sein — die Wartende draußen wurde fast ungeduldig. Trotzdem gesellte sie sich wohlwollend-mitteilsam zu der Beterin, als diese aus dem Schein des ewigen Lichts zum fahlen Glanz der Tagessonne hinaustrat und begann das Gespräch mit einer Aufforderung, in der nächsten Woche einen oder zwei Tage bei ihr Kleider auszubessern. Auch Schlafgelegenheit fände sich für die Elis in ihrem Quartier, der weite Weg nach Waldmoos hin und zurück fiele damit fort.

Die kleine Näherin hörte sie nachdenklich an, ohne sich jedoch durch eine bestimmte Zusage zu verpflichten. Als die Frau Doktor dringender wurde, gestand sie, ihr Kommen hänge noch von einigen Ereignissen ab, deren Wirkung auf ihr Schicksal — wie auf ihre Nähtage — noch nicht zu übersehen sei.

„Was haben's denn, Elis? Wollen's gar heiraten?“

Die Elis kicherte und überlief rot: nein, davon könne keine Rede sein und gar mit ihrem Wuchs! Wenn nun die Kinder so mißgestaltet zur Welt kämen wie sie!

Das vererbe sich kaum, erklärte ihr die Frau Doktor, während sie zwischen den Dorfhäusern bergab schritten und der fröhliche Lärm aus der „Post“ seine Netze nach ihnen auswarf. Denn in solcher Gestalt geboren würde die Elis doch kaum sein? Das verneinte die Waldmooserin auch. Aber wann und wodurch sich das Unglück ereignet habe, das wüßte selbst ihre Mutter nicht anzugeben. Wer hatte in einem Taglöhner-Haushalt dazu Zeit?! Den größeren Geschwistern wurden die kleineren anvertraut; wer einen besonderen Schutzengel besaß, kam lebend und gesund aus der Kindheit heraus; für wen es keine Extra-Fürsprach' gab, der tat sich oft einen Schaden an. „Wir kommen vom Thema ab, sie entgleitet mir“, dachte die Stadtfrau. Und da die bunten Schlingen aus den geöffneten Gaststubenfenstern jetzt gerade über sie herfielen, bat sie die Elis, bei einem Teller Suppe und einer Maß Bier ihr Gast zu sein.

Die Schneiderin zögerte. Die Einladende legte sich auch diese Regung auf ihre Weise aus und versicherte, man könne ja im stilleren Nebenzimmer Platz nehmen statt in der überfüllten Gaststube.

Die Elis hatte inzwischen den kleinen Kampf: ob sich solche profane Unterbrechung ihrer Wallfahrt mit ihrer Überzeugung vertrüge, ausgefochten. Essen und Trinken war etwas Leibliches, von dem der Geist nicht berührt wurde.

Sie aßen eine gute Suppe miteinander, und da die Elis von der Bäuerin, bei der sie derzeit auf „Stöhren" war, das heißt, im Hause nähte, nur etwas Brot und ein paar harte Eier als Wegzehrung erhalten hatte, lud die Fremde sie noch zu einem tüchtigen Schmarrn ein. Dazu trank die Schneiderin langsam ihre Maß und berichtete dabei, was und wo sie in den letzten Monaten geschafft habe. Die Frauen in den Dörfern und Ökonomien hatten jetzt zwar noch weniger Sinn für Kleidung als sonst, aber die alte Kundschaft ließ sie nicht im Stich, und war man noch dazu mit einer so großen Kinderschar gesegnet wie die Kramerin, brachten's die eignen, von der Feldarbeit steifen Hände auch gar nicht mehr fertig, all die Hosen und Röcke in Ordnung zu halten. —

So! Bei der Kramerin war die Elis grad! Auch der Toni, ihr Ältester, war ja wieder daheim. Auf Urlaub —?

Die Elis nickte und schob einen großen Brocken Brot in den Mund.

Auf längeren Urlaub —?

Die belasteten Schultern zuckten; zugleich verschluckte sich die magere Kehle und die grauen Augen sahen zum Küchengarten hinaus.

Aha! Das war ihr Geheimnis, und um das drehte sich wohl auch ihr Gelübde: der Toni! Schnell zu durchschauen, solch eine Liebesgeschichte auf dem Dorfe. Arme, kleine Elis, ein mitleidiger, wehmütiger Blick streifte sie: sich so hoch zu wagen! Bis da hinauf trug ihre kümmerliche Gestalt sie nicht. Denn der Toni würde einmal den Hof erben und „bräuchte" eine Bäuerin dazu, die nach etwas ausschaute und auch Einiges mitbrachte, um ihrer Person noch mehr Gewicht zu verleihen. Bei aller Leidenschaft behielten die Burschen den Kopf klar; und verloren sie ihn, so nahm die Familie den Unvernünftigen gegen sich selbst in Schutz.

Es war viel Gutes dran, daß der Besitz zusammengehalten wurde; nur so konnte der Bauernstand, in dem so viel echt Deutsches, Urwüchsiges, Unverdorbenes stecke, erhalten bleiben und seine hohe Aufgabe in der Welt: immer neuen, tüchtigen Nachschub in die Städte zu liefern, erfüllen, belehrte die Stadtfrau die Elis. Denn sie war der Meinung, wenn man nur zu seinem Schmerz eine etwas entferntere Stellung einnähme und ihm vom Persönlichen ins Allgemeine übertrage, so müsse er stark gemildert werden. Wenigstens das Leid der Anderen suchte sie durch diese höhere Weltanschauung zu beheben.

Ob die Elis sie vollständig verstand und den richtigen Trost schöpfte, ließ sich nicht genau feststellen. Sie hob und senkte dann und wann den schweren Kopf, nicht unähnlich dem Ackerpferde, das auch auf der Weide die Bewegungen beibehält, die der mühsamen Arbeit in den Sielen entsprechen. Ein „woll, woll", stieß sie von Zeit zu Zeit aus, blickte ernsthaft in die Bierneige und wickelte langsam den Rest Brot in eine Nummer des Kreisblattes.

Die Tür wurde aufgestoßen, und die Kramerin, hoch, voll und blühend, von Kindern aller Größen umdrängt, wie ein Berg von Frühlingsbäumen, stand auf der Schwelle.

„Gehst heim mit uns, Elis?" schrie sie fröhlich. Das Witwentum drückte sie nicht. Ihr Bauer war ein Unwirscher gewesen, der ihr und den Kleinen an Brot und Sonne abgegeizt hatte, soviel er konnte.

Die Elis hob sich halb vom Stuhl, fiel aber gleich wieder zurück. Dunkelrot war sie geworden; „über so viel Ehr!" dachte die Städterin. Undeutlich hörte sie neben sich sagen, daß die Elis über Feldstein wandern, wo ihre Schwester im Dienst sei und nachher mit der Post heimkommen wolle.

„Mir gehen zur Station und fahr'n mit'm Zug, gell?" befragte die Bäuerin die Ihren. Die drolligen Miniatur-Ausgaben ihrer eigenen Person nickten ebenso dazu wie die noch kindlich gekleideten Mädchen und die Buben in den Lederhosen aller Formate. Die Städterin bekam die Aufforderung, einmal vorzuschauen, und nachdem die Schwelle leer geworden war und nach diesem Überfluß von Menschentum das Zimmer doppelt einsam schien, bemerkte die Frau Doktor, nun fast eine Angehörige dieser Familie:

„Des is fei g'scheidt, Elis, daß Sie der Versuchung ausweichen! Wer sich selbst überwindet, der soll ..."

Ja um Gottes willen, was sollte der doch?! Gestern, heute morgen noch, hätte sie sicher den Spruch gewußt, jetzt mußte er ihr entfallen. Merkwürdigerweise schien die Elis ihn dem Sinne nach verstanden zu haben, denn sie seufzte leise und gestand, daß sie grade darum gebetet habe, in der Grotten droben.

Der Städterin schwoll das Herz: nein, wie sie sich verstanden! Nur hinneigen brauchte man sich und gleich entfaltete sich aus den weißen Blättern die einfache Seele wie der schlichte Goldstern aus der Kamille. Sie nannte sonst alle Blumen dieser Gattung, ob mit Recht oder nicht, Margerithen, aber das hätte nicht in den Volkston gepaßt. Sie rief nun die Kellnerin, zahlte und gab in der befriedigten Stimmung, die sie nur ihrer eignen Anpassungsfähigkeit verdankte, ein reichliches Trinkgeld. So sah man ihrem Fortgang nicht ohne Wohlwollen nach — aus den Fenstern der Gaststube rief man ihr allerdings einige derbe Neckworte zu. Wer aber das Volk lieb hat, nimmt seine kleinen Eigenheiten mit in den Kauf.

Sich noch eindringlicher zu dieser Theorie zu bekehren, wäre der Städterin Veranlassung gegeben worden, wenn sie nach dem Abschied von der Elis rückwärts geschaut hätte. Denn da bog von ungefähr beim ersten Fußweg, der sich selbständig von der Mutter Landstraße trennte, auch der Kramerer Toni vom graden Pfad ab und gesellte sich zur Elis. Ein seltsames Paar waren die beiden, und wer ihre Silhouetten von fern sah, wie sie da am Höhenkamm entlang schritten, eilig und doch wie getragen von einer festen Zuversicht, der hielt sie anfangs für Vater und Tochter, bis in der Nähe Tonis Jugend und der Wuchs der Schneiderin darüber aufklärte, daß es sich um eine andere Art der Kameradschaft handle. Der Toni warf auf kecke, nicht gerade zartfühlende Anspielungen im weiten Bogen Worte zurück, die er draußen gelernt hatte und die wie fertige Kugeln zwischen seinen gesunden Zähnen hervorflogen. Die Gefühle der Elis waren vermengt. Stolz, neben ihm gesehen zu werden und Anlaß zu Deutungen zu geben, die sie eigentlich hätten beleidigen sollen, behielt schließlich aber doch die Oberhand.

Angelogen hatte die Elis die Kramerin nicht, wenn sie auch die geplante Begleitung des Tonis verschweigen mußte. Ja, sie trat sogar in Feldstein einen Augenblick in den Hof hinein, in dem ihre Schwester bedienstet war. Aber es hieß, die Zenzi sei zu einem Besuch auf eine benachbarte Alm gegangen: „zur'a Älplerin",

wie mit treuherzigen Augen und heimlich lachendem Munde versichert wurde. Die Elis tat auch, als glaube sie's und hinterließ der Schwester keine weitere Botschaft, als daß sie bereit sei, ihr Näharbeit zu leisten. Denn diese Sommerausflüge der Zenzi endeten seit Jahren regelmäßig mit einem Frühlingsbesuch im alten Elternhaus und der Vermehrung der dort heranwachsenden zweiten Generation um einen blonden Kopf. Jedesmal verschwor sich die Zenzi, daß der Kindsvater sie heiraten würde und jedes Mal tröstete die Elis sie über den Treubruch fort, indem sie die schönste, bunteste Kindswäsche für sie bereit hielt.

Der Toni mußte wohl in diese Familienverhältnisse eingeweiht sein, denn als er mit der Elis weiterschritt, einem neuen, nur ihnen bekannten Ziele zu, meinte er aufmunternd, sie solle nur den Kopf nicht hängen lassen, sonst verdrucke er ihr noch die Brust; und gäb's daheim keinen Platz mehr für sie, indem daß die Zenzi alle Stühle belege, so solle sie gewiß sein, auf dem Kramererhof stets eine Ecke für sich zu finden: „weil's überhaupt auch gar vui zu nähen geben werde“, wie er nicht ohne Schalkhaftigkeit hinzufügte.

Die Elis wurde rot unter seinem Scherz. Er sah es mit Verwunderung: wo sie doch an derlei Dinge durch ihre Schwester gewöhnt sein müsse — —

„Der Sägmüller Xaverl heirat's nachher, wenn er heimkimmt aus 'm Krieg“, spielte sie nun einen Trumpf aus. Und er solle nicht denken, die Zenzi sei „eine arg Schlechte — —“

Bewahre! Ein ganz a liab's Mädel sei's, sagte er gutmütig. Aber zum Schatz hätt' er sie nicht mögen — —

Die Elis lachte: der Kramerer Toni und ein arm's Dienstmädl! Die Standesunterschiede schlossen doch schon solche Annäherung aus.

„Na weißt“, schob er ein. Und sie schwieg betroffen. Da hatte sie unabsichtlich eine Kränkung ausgesprochen und wußte in ihrer Ungewandtheit nicht recht, wie sie abzuschwächen sei. Ihr Herzenstakt gab ihr endlich das Richtige ein. Schwerfällig bemerkte sie, daß der Pfarrer aus der Bibel gelesen habe, daß wer sich selbst erniedrige, erhöht werden solle. Auch die Stadtfrau habe heut' solch einen schönen Spruch gewußt, von Selbstüberwindung habe er gehandelt und so gut gepaßt, aber im Grunde genommen sei das nach ihrer Ansicht wohl fast dasselbe wie die Selbsterniedrigung... Der Toni konnte ihrem Gedankengang so wenig folgen wie sie dem der Städterin. Es war auch einerlei, denn nun tauchte auf einem sanften grünen Abhang ein nettes, weißgetünchtes Haus auf, nicht unfern einer alten, aus Feldsteinen errichteten Kirche, die eine der ältesten des Landes sein sollte. Der Toni stieß einen halblauten Schrei der Freude aus und marschierte in langen Sätzen davon, ohne sich noch um die Elis zu kümmern. Der war die Selbstsucht der Menschheit und der Mannsleut' im besonderen nichts Überraschendes mehr; sie schritt an dem saubern Haus vorbei, achtete nur auf die Katze und die Hennen, die sich zusammen an der Wand sonnten und betrat durch eine niedere Pforte zwischen den weißen Mauern den Friedhof. Gräber und Kreuze gab's nicht mehr, nur ein paar Grabsteine, auf denen ein gewöhnliches Auge kaum noch ein paar Linien, das der Künstler und Gelehrten aber den Ausdruck einer hohen untergegangenen Volkskunst herauslesen konnten, waren außen in die Kirchenmauern eingefügt.

Dafür waren wundervolle Linden aus dem mit edlem Mark gedüngten Boden emporgewachsen, und die Elis hockte sich unter einem Baum ins Gras nieder und lauschte auf das Insektengesumme in den Zweigen. Der Weg war weit gewesen, und ihre kurzen Beine trugen sein Auf und Ab noch in sich. Aber zum langen Ausruhen kam sie nicht. Bald erschien der Toni, neben ihm ein langes, schlankes Geschöpf mit einem Nest rotblonder Zöpfe im Nacken. Ihre weiße Haut war von Goldtupfen gesprenkelt und ihre Augen hatten seltsamerweise denselben Ton, so daß die Elis, die sonst die allgemeine Abneigung des Volkes gegen die Roten teilte, sie lange anschauen mußte, nachdem sie einander vorgestellt worden waren und sich mit Handschlag begrüßt hatten. Die Kuni trug einen großen Schlüssel in der Hand, schloß die Kirchentür auf und forderte die Beiden mit stumm einladender Bewegung auf, in das feuchtkalte, dämmrige Innere zu treten.

„Gib Obacht, jetzt kimmt's", sagte der Toni leise und stolz.

Die Elis schauerte es nach der warmen Sommerluft. Sie sah auch nur ein dunkles Altarbild, von zwei Sträußen gemachter Blumen in häßlichen Vasen flankiert, und einen Glasschrank mit — —

„Dies ist eine Kanne von vermutelich alter Nürnberger Goldarbeit", sagte die Kuni langsam, jede Silbe ihrer Worte trennend wie ein Kind, das lesen lernt, und zeigte auf ein schwarz belaufenes Gefäß hinter den Scheiben. „Das ist eine Blume, sogenannte Kameli—a, kunstvoll aus Vogelfedern hergestellt, die in Brasili—en gefunden werden und von einem Weltreisenden aus Afrika mitgebracht worden ist. Das ist ein Sammelbuch, zu Leipzick im Anno des Herrn eintausendfünfhundertfünfundzwanzig gedruckt, enthält unter anderem das Erasmi Roterodami doppelte Copia samt Commentari—", sie mußte schlucken, setzte dann aber noch gewissenhaft das zweite „i" nach, was den Toni und die Elis mit fast ehrfürchtigem Erstaunen erfüllte, wies auf die schönen Randleisten der aufgeschlagenen Seite, erklärte sie für gotisch im Gegensatz zu den romanischen Pressungen des Pergamenteinbandes, pries die kräftigen klaren Lettern des Druckes und beschied ihre Zuhörer, daß auch noch des Aristophanis' comici nubes wie des Taciti illustrissimi Hystorici des populis Germani—e nebst manchem anderen Schatz in dem dicken Buche enthalten sei. Beim Wort Schatz, das angenehme Begriffe in ihm auslöste, warf der Toni der Elis einen Blick zu, was der Kuni nicht entging. Doch vorläufig sagte sie nichts dazu, denn ihre Aufgabe war noch längst nicht erledigt. Es gab im Schrank noch einen gestickten Seidenstreifen aus Japan, eine Mosaikplatte aus Venedig, die Herrlichkeit der Markuskirche in winzige flimmernde Steinchen auflösend, etwas, das sich Inkunabeln nannte und von dem sich nicht erkennen ließ, ob es ein Kasten oder einfach ein versteinertes Stück Holz sei, und in den zwei tiefen Fensternischen rechts und links des Altars einige bunte Glasstückchen, die Reste ehemals berühmter Bilder eines noch berühmteren Malers, dessen Namen jedoch nicht mehr aufzufinden war. „Denn aller Welt Glanz vergehet und nur das Ewige muß be—ste—hen", schloß die Kuni, stellte sich an die offene Kirchentür und hielt die Hand halbgeöffnet vor sich hin, wie sie's immer tat, wenn sie Fremde in den vergänglichen Glanz dieser Sehenswürdigkeiten eingeweiht hatte. Gewöhnlich gingen dann diese Fremden, betäubt und eingeschüchtert,

auf den Zehenspitzen hinaus, raunten sich vor der Kuni etwas ins Ohr und legten darauf die schnell vereinbarte niedrige Abfindungssumme in ihre Rechte. Heute geschah das nicht. Die Kuni zog die Stirne kraus und flüsterte leise endlich den beiden zu: „Außigeh'n müßt's jetzt!"

Erschrocken stolperten sie hinaus und stießen draußen schon auf Kunis Bäuerin, deren Gepflogenheit es war, das Trinkgeld abzuheben, ehe es unrechtmäßigerweise geschmälert wurde.

„Nixen", sagte das Mädchen heute. Die Bäuerin ging verdrießlich fort, die Gittertür hinter sich zuwerfend.

Die Drei standen noch eine Weile verlegen voreinander, ohne eigentlich zu reden. Der Toni blickte düster vor sich hin, und auch die Elis litt unter der geistigen Überlegenheit der Kuni, wenngleich sie äußerlich in der schmutzigen Schürze, mit nackten Füßen, wie sie grad aus dem Stall gekommen war, bescheiden genug wirkte. Aber da sah man's wieder: das Geistige machte es! Von dem wurde der Hochmut des erbeingesessenen Bauern zerbrochen, und die arme Dienstmagd erhöht. Ähnlich sprach sie sich dann Toni gegenüber aus, der endlich kurz entschlossen mit einem „Alsdann" der Kuni die Hand zum Abschied geboten hatte.

Die Elis war langsam voraufgegangen, um den Liebesleuten noch eine Frist zu einer Erklärung zu vergönnen. Aber der Toni überholte sie bald mit starken Schritten, seufzte und sagte, daß es ihm und den Seinen wohl gelingen möchte, über die äußeren Unterschiede fortzukommen, daß bis jetzt aber die Kuni wenig von einem Nachgeben zeige. Und gar einer andern den Kirchentürschlüssel zu überlassen, „das könne sie net über's Herz bringen".

Besorgt sahen sie vor sich hin auf die dämmerige Landstraße wie in die ungewisse Zukunft.

„Hast ihr gesagt, daß d' nimmer kimmst, weilst d' wieder 'naus mußt?"

„Woll, woll", gab der Toni zurück.

Also auch die Weichheit, zu der eine Trennung ein weibliches Gemüt leicht schmelzen kann, versagte. Die Kuni mußte wirklich eine Stolze und Hoffärtige sein. Wie konnte man der nur beikommen?

Diese Frage beschäftigte sie beide, bis sie im Dämmern des Sommerabends vorm Kramererhaus standen. Nur der Kettenhund nahm gleichgültig von ihrer späten Heimkunft Notiz. Die frohe Bäuerin war mit groß und klein schon unter die Deckbetten geschlupft.

Der Toni trug schwer an seinem Leid, der Abgewiesene zu sein; die Elis sah es. Und nachdem sie einmal seine Kamerädin geworden, ihr es nach Frauenart auch keine Ruh' ließ, nicht helfen zu dürfen, machte sie sich am nächsten Sonntag wieder zur Kuni auf, ohne den Umweg über die Wallfahrtskirche zu nehmen.

„Alleweil mußt a Gaudi ham", sagte allerdings die Kramerin mit leichtem Spott, als sich die Elis für's Mittagsesserl abmeldete. Aber am Sonntag brauchte sie nicht zu nähen, bekam allerdings auch keinen Lohn, und so war es ihre Sach', wie und wo sie den Tag verbringen wollte. Der Toni war seit dem Freitag fort, und ihr leises Wort beim Abschied: „I werd's noch amal versuchen", war sein Reisetrost geworden.

Diesmal traf sie die Kuni in schlechter Laune. Beim andauernden Regenwetter der letzten Woche waren wenig Fremde in die Kirche gekommen, und die angenehme Unterbrechung der häuslichen Arbeiten durch das Amt der Führerin samt dem Trinkgeld, von dem sich doch stets ein kleiner Teil bergen ließ, war ausgeblieben. So stand sie den Beschreibungen der Elis, die ihr ein großartiges Leben als zukünftige Kramerbäuerin schilderte, zwar noch immer zweifelhaft, aber doch nicht mehr im Prinzip ablehnend gegenüber.

„Geh, mir schreib'n dem Toni einen Feldpostbrief", schlug die kleine Schneiderin schließlich überredend vor und nahm Bogen und Bleistift aus ihrer großen schwarzen Satintasche, in der sie sonst ihr Handwerkszeug mit sich führte. Sie war nicht ungewandt mit der Feder; bestellte sie doch die Zutaten zu ihrer Arbeit schriftlich in Rosenheim und verrechnete aufs genaueste mit den Bäuerinnen. Mit glatter Schrift setzte sie drum das Datum oben in die Ecke, sah die Kuni an und begann:

„Lieber Toni! Da wir wieder einmal gemütlich in der Kirchen beisammen sitzen, wollen wir Dir einen Brief schreiben. Wir hoffen, daß Du eine sehr glückliche Reise gehabt hast. Der Feind soll sich vor Dir in acht nehmen müssen."

„So, jetzt kannst du schreiben", damit schob sie der Kuni den Bogen zu.

Die Angebetete des Toni zog die Stirn kraus, starrte vor sich hin und leckte lange und nachdrücklich an der Bleistiftspitze. Die Elis machte sie endlich darauf aufmerksam, daß dies Verfahren dem Bleistift schädlich und dem Brief auch nicht dienlich sei.

Da kam eine dunkle, fast unheimlich dunkle Röte aus der blauweißen Jacke der Kuni gekrochen und stieg über Hals und Gesicht hinauf, daß sogar die Goldtupfen verschwammen und die hellen Augen an Glanz über diesem roten Meer verloren.

„Schreib' nur du's", stieß sie aus. Irgendein Argwohn brachte die kleine Schneiderin dazu, dies Ansinnen mit Entschiedenheit abzulehnen. Sie sei doch nicht dem Toni sein Schatz, und gar nicht glauben würde er, daß der Brief gemeinsam sei, wenn nicht auch die Handschrift der Kuni ihm deutlich zeige — — —

Daß man noch röter werden könne, hätte die Elis nie für möglich gehalten. Die Kuni brachte es fertig.

Vorm inneren Auge der Buckligen tauchte plötzlich die Wallfahrtskirche auf und das gütig lächelnde Antlitz der Mutter Gottes: half sie nicht schon — gab nicht sie es ihr ein, den Bitten der Kuni immer sichrer auszuweichen? Fast als spräche die Heilige selbst aus ihr, forderte sie schließlich geradezu, daß die andre dem Toni persönlich und eigenhändig schreibe. — — — Es kam heraus, die Kuni fürchtete sich. Sie konnte nicht mehr schreiben, war seit Jahren, seit sie mit kaum dreizehn als schlechte und faule Schülerin die Schule verlassen hatte, jedem Versuch, auch nur einen Buchstaben zu malen, klug aus dem Wege gegangen. Kaum ein „i", das sie doch neulich so deutlich und extra ausgesprochen, brachte sie zuwege.

„Jessas, des derfst als Kramerbäuerin fei' schon können", meinte die Elis lächelnd und fühlte sofort, wie stark der Toni, der schöne Briefe aus dem Felde schrieb, nun Oberwasser haben würde. Sie forschte weiter und entdeckte, daß man

der Kuni sorgsam „eingelernt" habe, was sie hersagen müsse und daß dies mit Jugend, Schönheit und roten Haaren begabte Geschöpf weder ahne, was Erasmus von Rotterdam eigentlich wolle, noch ob der „Inkunabeln" ein Kasten oder ein Stück Holz sei; denn so lange die Kuni die Stellung versah, hatte man den Schrank noch nicht aufgeschlossen.

„Der Toni wird sich arg wundern", dachte die kleine Schneiderin mitleidig. Aber dann: brauchte er es erfahren? Blieb diese geistige Überlegenheit, vor der sich sein starrer Bauernsinn gebeugt hatte, nicht das einzige Gut des armen Dienstmädchens? Freilich, die Elis sah sie nachdenklich an: Jugend, Schönheit und rote Haare hatte sie außerdem. Aber ihr war doch, als hätten nicht die allein, sondern eben ihre Ausnahmestellung die Hauptwirkung ausgeübt. Und der Toni liebte sie; etwas Weiches, Mütterliches, was sie in dem Maße kaum den Kindern ihrer Schwester Zenzi gegenüber besaß, ließ sie das Rechte für ihn und seine Liebe tun. Dazu freilich sollte auch die Kuni ihr Eigenes hinzufügen: sie mußte den Kirchentürschlüssel hergeben, sich selbst überwinden und erniedrigen, um in anderer Hinsicht wieder erhöht zu werden. Daß man als Kramerbäuerin aber schreiben und lesen könne, das meinte die Elis in Tonis Namen verlangen zu dürfen!

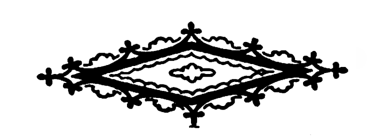
Für heute schrieb sie den Brief allein zu Ende und führte der Kuni die Hand, um ihren Namen drunter zu setzen.

Dann sprach sie mit Kunis Herrin, die nicht ungut war und wohl einsah, daß eine zukünftige Großbäuerin um mehr wissen müsse, als nur ums Stallausmisten. Nicht lange, so war die Kuni in Elis' Dorf beim Herrn Lehrer im Dienst. Der hatte eine Freude an der schönen Handschrift seiner Kindsmagd, die freilich der der kleinen Schneiderin aufs Haar glich. Er ließ sich deshalb herbei, ihre Briefe, die ins Feld an einen gewissen Herrn Kramerer Toni gingen, auf Stil und Rechtschreibung durchzusehen. So fand der Toni immer von neuem bestätigt, daß seine Wahl auf eine gar Feine, Extrae gefallen sei. Auch war es, als ob die heimlichen Schreibübungen den letzten geistigen Hochmut in der Seele der Kuni übertünchten, obgleich sie in den Augen der Dörfler das Ansehen einer ungemein gebildeten Person behielt, vor deren Rede sogar die Fremden den Mund gehalten hatten.

Die Elis aber hing einen feinen Schlüssel aus Wachs in der Grotte bei der heiligen Mutter Gottes auf.

Was mochte der bedeuten? Zu wessen Seele öffnete er den Zugang?

Die Frau Doktor betrachtete ihn nachdenklich — die Elis hatte zu ihrer Frage nur gelächelt und etwas von Selbstüberwindung angedeutet. So kam der wächserne Schlüssel allmählich der Städterin wie ein Symbol dafür vor, daß es doch eines Besonderen bedürfe, um die Volksseele zu erschließen; und daß kein fremdes, sondern nur das allumfassende Herz der Mutter Gottes drum wisse, welches Geheimnis hinter seiner durchsichtigen und doch so festen Form läge.



Weswegen haben wir keine Politik?

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Eine schweizerische Zeitung sprach kürzlich von Untererziehung. Kundiger gesagt: wir hatten Übererziehung. Viel zu viel Abrichtung, Verschulung, Akademisierung, Organisierung auf allen Gebieten! Infolgedessen Lähmung der Selbstentfaltung, mit Einschluß des freimenschlichen Benehmens, der einfachen taktvollen Gutsinnigkeit, die doch so sehr dem natürlichen Deutschen angeboren ist. Der Selbstantrieb, sowohl in der Erziehung und Bildung als auch in der politischen Durchdenkung, erstickte verhältnismäßig ersichtlicher nach rechts hin, in den sichersten Bereichen der Gesinnungstreue. Hier reichte die Kraft nicht aus, gegenüber der geistigeren Regsamkeit des Liberalismus oder der „Intellektuellen" — wie sich die Gebildeten jetzt nennen — die ganze Wucht und Würde der deutschen Geschichtlichkeit wirksam entgegenzustellen. Der Liberalismus war in vormärzlichen Zeiten der Träger des feurigsten volksdeutschen Gefühls gewesen; nur stand er mit der Deutschheit in dem Mißverhältnis, daß von Anfang seine öffentlich-politischen Vorstellungen den trügerischen Formulierungen Frankreichs entnommen waren. Der Freiherr vom Stein, der tiefgründige Durchdenker bodenständiger deutscher Verjüngungen, blieb bei den Liberalen ebenso unverstanden wie bei den Konservativen. Die ganze Reichsentwicklung hätte glücklicher verlaufen können, wenn sich frühzeitig eine genügend gebildete, unanfechtbar volkssinnige Großpartei der deutschen Denkart aufgerafft haben würde, gruppiert durch die monarchisch-geschichtlichen Stände, eine solche, womit auch Bismarcks innere Staatskunst hätte rechnen können. Bei der geringen Selbsttätigkeit des rechtsnationalen Denkens ward es fast achtlos hingenommen, daß die Politik des Reiches seit 1890 aufhörte, Politik im diplomatischen Sinne zu sein. Einflußreiche Maßgebende wollten keine solche und verhinderten sie als die Gedankenbildner der Regierung. Jetzt nach dem Versailler Frieden ist das Schlagwort ausgegeben worden: „In Zukunft bedeutet in Deutschland die Wirtschaft alles, die Politik nichts mehr!" Das ist jedoch nur die umschweiflose Wiederholung des schon längst Bestimmenden.

Unmöglich ist es da, nicht an Karthago zu denken, wo ein siegreicher Krieg verloren ward und endlich nach Zama, nach dem Diktatfrieden, die Geldoligarchie den Hannibal auch noch in die Verbannung trieb, der über die Wiederaufrichtung seines Heimatstaates weitersann. Förmlich entlastet, daß keine Ehre und selbständige Politik es mehr beeinträchtigten, machten sich diese Kreise wieder neu an das Reichwerden, durch vermehrte innere Auspressung und Handelsbetriebsamkeit nach außen, zwischen politisch belebten Nachbaren, die dem karthagisch-afrikanischen Restgebiet ein Stück nach dem anderen entwandten. Als einer der römischen Überwachungskommissare war Cato in Karthago selbst gewesen. Der männliche Altrömer nahm von da sein Ceterum censeo mit, daß ein so schauderhaftes Staatswesen, als Erscheinung und Miasmenherd, besser mit Stumpf und Stiel auszutilgen sei. Es ließe sich wohl denken, daß Ähnliches in der Seele eines Marschall

Foch vorgehe oder der in Deutschland stehenden französischen Generäle. Wie wird die Aufregung angefacht über das industriell wichtige Oberschlesien! Wieviel stumpfer dagegen läßt die Frage, ob Frankreich im rein deutschen Rheinland zu seinen Annexionszielen kommen wird!

Angeblich haben wir nun ein Volksreich, jede der Parteien hat die Volksbeflissenheit in ihren Namen aufgenommen. Aber unendlich mühsam gelangen die Punkte, die die Volksgesamtheit als allerwichtigste angehen, ins öffentliche Augenmerk. Der Widersinn besteht weiter, daß die „Schuld am Weltkrieg" auf Deutschland genommen bleibt, worauf sich die ganze Erniedrigung und Wehrlosmachung gründet, der schimpfliche Anschnauzungston, den die Pariser Machthaber zwei Jahre lang übten, die angeblich vorbeugende Besetzung deutscher Gebiete, die Aufjochung von Lasten, deren Auswirkung namentlich den wissenschaftlichen und sonstigen minder materiellen Betätigungen in Deutschland die Lebensluft entzieht. In der linksstehenden Wochenschrift „Deutsche Politik", im letzten Heft vom 4. Juni, setzt der seit 1919 an den archivalischen Arbeiten über die Schuldfrage beteiligte Graf Montgelas auseinander, weshalb diese Richtigstellungen vor der Weltöffentlichkeit nicht herzhaft angefaßt werden dürfen. Es könnten dadurch die wirtschaftlich-industriellen Verständigungspläne beunruhigt werden, — diese hauptsächlich nach Frankreich zielenden Illusionen kapitalistischer engerer Kreise!

Da Spekulationskreise und Geschäftskreise mit dem Tiefstand des Markgeldes ganz zufrieden sind, erscheint es für sie nicht so verzweifelt, daß das Vermögen aller Übrigen um ebensoviel entwertet bleibt und daß sich die Zahlungen, welche Deutschland abgefordert werden, entsprechend multiplizieren. Geringe Kunde hat noch die Volksgesamtheit davon, daß die Zerstörung von gewerblichen und Verkehrsanlagen im Kampfgebiet und in Belgien weniger aus Heereszwecken erfolgte, als auf industrielle Veranlassung, planmäßig nach den Listen eines wohlorganisierten „Abbaukonzerns", mit dem Zweck, auf lange hinaus den französischen und belgischen Mitbewerb lahmzulegen. Die „Wiedergutmachung" aber muß von der Volksgesamtheit bezahlt werden. Von deren innerer Auswucherung durch heimische Industrien ist in Türmers Tagebuch, im Juniheft, Triftiges mitgeteilt worden.

Folgenlos machten bei dem Bukarester „Petroleumfrieden", der für die Trusteinflüsse kraß kennzeichnend war, Sehende darauf aufmerksam, daß man die elementarsten kriegspolitischen Rücksichten (Bulgarien!) mißächtlich und verhängnisvoll mit Füßen trat, zuliebe noch weiterer Dividendenjägerei im reicheren Rumänien. Im Lechzen der Finanzkreise nach dem „wirtschaftlichen Aufbau" Rußlands und Frankreichs unterblieb ein gehöriges diplomatisches Billardspiel, welches kraft unserer Siegeserfolge und weithin beherrschten Ländergebiete die Entente wohl hätte auseinandergruppieren können. Statt daß die erlangten wirtschaftlichen Aussichten Selbstzweck sein durften, das „Kriegsziel" illusionistischer Spekulanten, wäre man der kämpfenden Nation es schuldig gewesen, mit Hilfe jener einen politischen günstigen Frieden zu gewinnen. Dafür besagte die Bethmannsche leere Friedensbettelei den Gegnern lediglich, daß sie als einzelne weder zu ihren Un-

gunsten noch Gunsten mit einem diplomatischen Mehr-als-Null zu rechnen hatten. Als das zarische Rußland zum Abspringen von der Entente neigte, erschien zu einleitenden Besprechungen in Stockholm unmittelbar der deutsche — Bankier. Dem ins Ausland telegraphierenden Wolffschen Bureau entschlüpfte gelegentlich die offenherzige Wendung: „Einflußreiche Kreise" würden die Reichsregierung „veranlassen", dem damals noch unterliegenden Frankreich einen Bruchteil seiner elsässisch-lothringischen Ziele zuzugestehn! Verbündete wurden mißmutig gemacht, Gegner politisch ermutigt. Die „Einflußreichen" waren Berliner und Hamburger Finanzleute, die sich mit französischen Kreisen an einem neutralen Ort besprochen hatten.

Kurz und deutlich gesagt: es handelt sich hier um eine großkapitalistische Nebenregierung. Von der Scheinherrlichkeit Wilhelms II. wurde dieser Kapitalismus zwar umkleidet, doch nicht mehr verhüllt. Angebahnt hatten sie aber bereits die Frühjahre des Deutschen Reiches. Zunehmend kamen alle Bestrebungen unter die zentralistische Obmacht des Erwerbs, wurden ihr eingeordnet und mechanisiert, und zwar am meisten in Preußen. Die Basis einer selbstachtungsstolzen Beamtenschaft ging verloren, vollends die militärische Laufbahn wurde mit Geldheiraten im Rang erhalten. Die geistigen und künstlerischen Betätigungen fanden sich abhängig von der Reklame und dem Aufsehn; die gute allgemeine Bildung um ihrer selbst willen schwand hinweg; Eintägigkeit und Kulturschwatz traten an die Stelle jener wirklichen Kultur, die ihren Namen nicht unnützlich im Munde führt. Gemäß einem platt verstandenen Amerikanismus ergab sich Neudeutschland der allverwandelnden „business".

So wie ich dies hier, von der Unterordnung unter den Erwerb an, ungefähr wörtlich nachgeschrieben habe, trug es großseherisch vorausblickend bald nach dem siebziger Kriege Jakob Burckhardt in Basel in seine Notizen zur Weltgeschichte ein. Schon vor ihm (1871) sah ein anderer Geistesverwandter der höchsten deutschen Bildung, Amiel in Genf, daß das 19. Jahrhundert, welches von den Höhen der freiheitlich-sittlichen Imperative herunterkam wie ein edler Quellstrom, seine Ausmündung nehmen müsse im Obsieg des Bodensatzes, — „de la lie et de la platitude".

Die Dogmen der französischen Revolution waren zu schnellfertig für die Verwirklichung. Sie haben die wertvolle Seite, daß ihre Ideale unvergänglich abstrakt zu dauern vermögen, und die verderbliche: daß sie der Menschheit verkündeten, sie solle alles Wohlergehen und alle Rechte geschenkt erhalten, ohne die Pflichtbedingungen und die erzieherischen Voraussetzungen der Kantschen Freiheit. Dieser Grundirrtum steckt auch in der Lehre der Sozialdemokratie, die ein französisches Kind ist. Sie selbst hat keine andere und bessere Ethik als die Bourgeoisie, die flott und flugs seit dem Thermidor aus der französischen Revolution erblühte. Sie darf sich nicht selbst erkennen; dann bliebe nur der zerstörende Teil übrig, die Erschlaffung, samt der Diktatur des aufgestachelten Begehrens. Die Eigensucht der Bourgeoisie überwinden, sie fähig besiegen kann nur eine männliche und erkenntnisklare Ethik, die tiefere Wurzeln hat als alle die Franzosenlehren. So hat auch die demokratisch-sozialdemokratisch deutsche

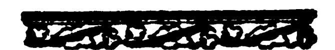
Revolution von 1918 nur die materialistische Herrschaft vollendet, die das willenlose Deutschland in Händen hat, hat sie von den restlichen Rücksichten demaskiert, angesichts des herbeigeführten ungeheuren Wirrsals. Aber auch schon die Losung der vorhergehenden deutschen Jahrzehnte war gewesen: Die Wirtschaft bedeutet alles, nichts die Politik. „Nur wirtschaftliche Ziele!" echoten die Staatsmänner ohne Politik, brachten sie England und allen fortgesetzt tolpatschig zu Gehör. Was die im Auswärtigen Amt aus und ein gehenden Bankherren wünschten und rieten, war die mechanische Beschäftigung unserer Diplomatie, und wer damit nicht zufrieden war, nahm besser seinen Abschied. Die Nation ging mit, kritiklos und leicht bereit, sich renommistisch zu begeistern. Die Doppelgesichtigkeit des finanz-internationalen, industriell-nationalen Merkantilismus erhielt ihm die freudige Gefolgschaft unsrer Deutschgesinnten. Sie ward noch besonders vermittelt durch die monarchische Gesinnung, durch den Flottenstolz, auch als militaristische Verbindung; und nicht zu wenigst ward sie aufrechterhalten durch den publizistischen Aufwand, der die Unternehmungen der Großbanken, die anatolische Bahn, die Renommierdampfer Ballins, die Anleihen der Chinesen und Russen zu vaterländischen Herzensangelegenheiten machte. Es ward auch zur Regel, wenn nationale Gründungen, z. B. Zeitungen und Zeitschriften, von etwas macherischen Leuten geplant wurden, mit den Zuschüssen von Ballin, Krupp und anderen Geschäftsmagnaten zu rechnen, gleichsam als wären es — Schweigegelder.

England, welches wohlweislich sehr ungern die Karten der Einkreisung in sein Spiel steckte, bot seit zwanzig Jahren wiederholt uns Politik, die von dem Zusammenstoß mit ihm hätte ablenken können, kontinentale Gesichtspunkte und Ziele, Gewinnung nationaler Siedlungsgebiete, Mehrung der Landwirtschaft, Ventilöffnungen der Industrialisierung. Diese Richtungnahmen wurden zum Teil aus Rechtlichkeit und Friedensliebe nicht gewollt, vor allem wurden sie aber vorweg nicht gewollt. Bereits der durch Vorträge „Sachverständiger" sich unterrichtende Caprivi verkündete Deutschlands Bestimmung zum Industrieland, unter mißächtlicher Erwähnung von „Ar und Halm".

Das politische Erlebnis des Krieges, das größte der Weltgeschichte, ist fast spurlos an den lenkenden deutschen Maßgeblichkeiten vorübergegangen. Zwar ist die Illusion nun abgekühlt, daß Arm in Arm mit uns Nordamerika die gemeinsame wirtschaftliche Weltherrschaft, unter Entthronung Englands, übernehmen werde. Indessen mit dem hartnäckigen Aberglauben, der auch dem Schatzgräber und dem Spieler eigen ist, erneuert die goldene Blendung sich in der Form einer wirtschaftlichen Kartellierung mit Frankreich, die wiederum ihre Spitze gegen England richten soll. Dafür mögen wohl in Frankreich einige mit unseren Finanzgrößen artverwandte Kreise zu haben sein, denen die journalistische Ausstattung auch nicht fehlt. Aber so kindisch und lenkbar die Franzosen sind, niemals werden sie als Gesamtheit sich von Wirtschaftspolitik entscheidend bestimmen lassen. Niemals wird ihre gehässige Abneigung gegen die Deutschen, welche seit sieben Jahrhunderten das Rückgrat ihres Nationalstolzes und ihrer Imperialismen ist, sich deswegen mindern, weil Deutschland ihnen die Gelegenheit gibt, es restlos zu verachten.

In den Zeiten vor der lutherischen Reformation waren in Deutschland am mächtigsten die patrizischen, namentlich süddeutschen Handels- und Wucher-truste. Sie hatten an dem tief entsittlichten und verzoteten Zustand, am gegenseitigen Haß aller Stände und Schichten, an der inneren und äußeren Lähmung gesunder Politik, an dem Abbröckeln der Reichsgrenzen eine Hauptschuld, am meisten durch die mittelbare Weiterwirkung und dadurch, daß sie die Reichsregierung des fahrigen, wohlrednerischen Maximilian, ebenso noch Karl V. durch ihre Finanzmacht in der Hand hatten. Auch Luther hat sich beteiligt an dem Kampf gegen diese Wucherherrschaft, deren Zurückdrängung eine der Vorbedingungen war für die soziale und sittliche Wiederherstellung der Volksgemeinschaft und der deutscheren Gesinnungsweise.

Die Menschen im heutigen Deutschland verlangen zueinander, durch die elende Politik hindurch. In vielen Punkten ähnlich wie um 1500 kommt es darum an auf die entschiedenere Erkenntnis, daß sich die Rettung, das Wiederaufkommen der Nation und die erträglichere Lebensgestaltung großer Teile von ihr in erster Linie mit der Eigensucht begrenzter Kreise auseinandersetzen muß.



Wir

Von Gustav Adolf Gerbrecht

Wir haben nicht Satzung noch Jahresbericht
Wie sonst Vereine . . .
Selbst einen Namen führen wir nicht
In unsrer Gemeine.

Wir rufen keine Versammlungen ein
An Abendstunden,
Weil wir bei Sonnen- und Sternenschein
Immer verbunden.

Weil wir an allen Orten ganz dicht
Zusammen wandern . . .
Und kennt doch selten von Angesicht
Einer den andern . . .

Wie weit wir reisten — noch jeder war
Zu Haus zu sehen.
All unsre Wege sind unsichtbar,
Darauf wir gehen.



Einsam, arm und alt

Von Hans Schoenfeld

Mit einem Kameraden kam ich unlängst auf einen verehrten Kriegsschullehrer zu sprechen. Er war damals ein älterer Hauptmann. Ich hörte, daß er schon seit acht Jahren im Ruhestande lebte. Danach konnte ich mir ungefähr ein Bild machen, wie es um diesen Altpensionär bei heutiger Notzeit bestellt sein müsse. Die Angaben, die mein Kamerad machte, zeigten, daß meine Befürchtungen noch hinter der Wirklichkeit zurückblieben.

Der bejahrte Offizier a. D. bewohnt in einem pommerschen Nest ein Zimmer beim Kantor. Verwandte besitzt er nach dem Tode seiner Frau, mit der er in kinderloser Ehe glücklich gelebt hatte, nicht mehr. Er besorgt sich, da die Kantorsfrau mit ihrer zahlreichen Kinderschar stark beschäftigt ist, Zimmer und Verpflegung allein. Denn zu dauernder Mittagsmahlzeit im Dorfkrug langt seine winzige Vorkriegspension nicht.

Mein Bekannter bemerkte auf meine erschütterten Äußerungen über dieses unverdiente Schicksal eines ehrenwerten Volksgenossen, der redlich — das konnten wir bezeugen — für sein bescheidenes Offiziersgehalt dem Lande und der wehrfähigen Jugend alle Kräfte Leibes und der Seele gewidmet hatte: „Die wirtschaftliche Not ist das Schlimmste noch nicht. Die furchtbare Einsamkeit und Losgelöstheit aus aller geistigen Gemeinschaft und liebgewordenen Gewohnheit des Umganges mit gleichgestimmten Menschen macht dem geistig regen alten Herrn sein Los fast unerträglich. Ihm fehlen die Mittel, durch eine anregende Großstadtzeitung sich über die brennenden Reichs- und Tagesfragen auf dem laufenden zu erhalten. Die Beschaffung von Büchern verbietet sich noch viel mehr. Unser lieber alter Oberstleutnant verfällt also langsam dem *seelischen* Tod. Noch wehrt er sich gegen den Alltag und die geistige Bedürfnislosigkeit seiner dörflichen Umwelt. Aber der Ausgang erscheint ihm nicht zweifelhaft: Sein Unterliegen. In schwachen Stunden, dies hat der alte Mann mir mit zitternder Stimme gestanden, hat er sich schon den Tod herbeigewünscht, da er sich überflüssig und verlassen fühlt. Nur sein Stolz, sein Gottvertrauen und jene Hoffnung, an die sich vaterländisch denkende, in Zucht und Ehren grau gewordene Volksmitglieder mit letzter Kraft klammern (weil sie für sich nichts mehr begehren, für die Volksgemeinschaft dafür um so mehr), haben ihn von einem Schritt abstehen lassen, der als unmännlich und undeutsch empfunden wird."

Ich schied von meinem Waffengenossen mit der betrübten Feststellung, daß man diesen stillen Märtyrern unseres Volkes, wenn man ihnen denn materiell nicht helfen könne, geistig um so nachhaltiger und unschwer beispringen müsse; daß dazu wir Männer auf der Höhe des Lebens unsere Mitwelt drängen sollten: vor allem die Jugend.

In der Tat scheint unter den Aufgaben völkischen geistigen Aufbaus das Erwecken des *Ehrfurchtsgefühles* vor den alten, kampfmüden und vereinsamten Volksgenossen obenan zu stehen. Daß diese Anschauung in den jugendlichen Kreisen

unseres Bürgertums erst zum Bewußtsein gebracht werden muß, ist eine von den bedauerlichen Tatsachen, über deren Ursache und Vorhandensein hier zu grübeln nicht der Platz ist. Vielmehr kommt es auf die Mittel an, mit denen dies völkische Ehrfurchtsgefühl, das untrennbar ist vom Gedanken freiwilliger Ein- und Unterordnung, von jener Frömmigkeit, die das Walten höherer Mächte fühlt und demütig anerkennt, bald und allgemein wieder ins Leben zu rufen wäre.

Mehr noch als die zeitlich und räumlich gebundene öffentliche Ehrung in Form eines Veteranentages oder ähnlicher Veranstaltungen muß die Werbung und Wirkung von Mund zu Mund und Mensch zu Mensch bei jedem schicklichen Anlaß im täglichen Leben dafür Sorge tragen, dem jungen Deutschland Augen und Herz zu weiten für die ungeheure Tragik, die für ein redlich hingebrachtes, durchkämpftes Menschenleben darin liegt, auf guter Letzt, wenn das Fazit gezogen wird, erkennen zu müssen, daß alles Mühen, Glauben und Wollen umsonst getan scheint. Daß nicht auf Fels, sondern auf Sand gebaut war, was ohne weiteres als festgefügt galt. Erst wenn unsere jungen Landsleute sich ganz hineinversetzen in die Gedankenfolge eines solch alten Menschen, der an Gott und Welt irre zu werden droht und in der Schwerfälligkeit und Unlust des Alters neuen Untergrund sich nicht mehr geschmeidig wie ein jüngerer Lebenskämpfer zu schaffen vermag, wird ihnen mit Furcht und Mitleid des Aristoteles und dem Menetekel des künftigen eigenen Schicksals jene Ehrfurcht vor dem Geschehen und der Schwere eines langen treuen Menschendaseins voll aufgehen — und sie als Einzelpersönlichkeit wie als Glied eines Ganzen reifer machen.

Umgekehrt muß diese neudeutsche Jugend erfahren, welch unendlichen Trost es für solch einen greisen Menschen bedeutet, sein eigenes Tun und Trachten in einer aufstrebenden Geschlechterschar ehrenvoll anerkannt und als Vorbild befolgt zu sehen. Solche Alters-Erkenntnis — was sag' ich: Erlebnis! — bestärkt in der Gewißheit, gut geglaubt und recht gehandelt zu haben. Es ist das Fazit des eigenen Lebens: das Urteil der Jugend, die sich zur Richtschnur nimmt, was der Ältere mühsam sich erkämpft, geklärt hat.

Im wechselseitigen Austausch von Erfahrung und jungfrischem Wagemut liegt das Geheimnis eines in sich geschlossenen Menschenkreislaufes von der Familie bis zur Volksgemeinschaft. Indem ein jeder Teil gibt — der reifere bewußt, der andere unbewußt —, nimmt er und ergänzt sich, frischt sich auf.

Jugendverbände, Freundschaftsbünde und all die Gemeinschaften, zu denen sich lebensfrohe Jugend zusammentut, sollten darum viel öfter, als es bisher geschieht, bejahrte Menschen, die noch Verlangen und körperliche Rüstigkeit zeigen, in ihre Mitte bitten. Es ergibt sich ein Gesprächsstoff im Nu, aus dem sich eine Fülle von Nebenbetrachtungen abzweigt. Oft ist solch altem Menschenkind auch die Gabe des Erzählens in ungewöhnlichem Maße verliehen. Und welch unverbildete Jugend hörte nicht gern erzählen, vor allem aus dem reichen Schatz eigener Schicksale und Erfahrungen! Alt und jung nimmt beim Nachhausegehen einen „ganzen Sack voll" Freude und Nachdenklichkeit mit, der auf eine Weile vorlangt. Die Nachwirkung, das Weiterausspinnen und Verallgemeinern, das ist's, worauf es ankommt. Und die Köstlichkeit dieses schönsten Menschenerlebnisses, bei dem

äußerlich nichts, innerlich alles geschieht, ist schöner und bleibender als äußere Sinnenreize.

Es gibt mir kaum Höheres, symbolisch andächtig Stimmendes als ein Freundschaftsverhältnis zwischen einem alten und einem jungen Menschen, gegründet auf Zutrauen, Unbefangenheit, Ehrfurcht und Liebe zu den schönen Dingen des Lebens und der Geisteswelt.

Wir werden die Alten um so weniger entbehren können, je ärmlicher es äußerlich mit uns wird; je weniger rauschend und lärmend die Geselligkeit sich gestaltet.

Mit dem Alter geht es wie mit der echten Kunst: der Umgang mit dem reifen Menschen, über dessen Lebensbahn der Abendglanz scheidender Sonne liegt, stimmt andächtig, feierlich. Er zerstreut nicht; er erhebt, bringt Sammlung statt Anregung.

Unsere Greise und Greisinnen könnten eine gar wichtige Rolle im inneren Bereicherungs- und Gesundungsgange unseres Volkes haben. All diese wartenden Alten mit ihren Schätzen an geistigen Gütern zu übersehen und einsam im Winkel sitzen zu lassen, heißt die Mittel verkennen, deren wir uns bedienen dürfen, ohne daß der Steuererheber dahinter sitzt; ohne daß ein Ententegeneral hintritt und Abgabe oder Zerstörung verlangt.

Diese unsichtbaren Schätze im Winkel („verstaubt" wie alle goldenen Schätze) gehören zu Deutschlands Nibelungenhort, den kein Fafner, kein tückischer Alberich uns wehrt. Wir brauchen nur zuzufassen, so haben wir sie.

Ich möchte nicht schließen, ohne einen Vorschlag den deutschen Freunden zur Erwägung unterbreitet zu haben. Er hat den Vorzug, einfach und lösbar zu sein, wenn er vorerst auch nur einem kleinen Teile unserer Alten und da wieder jenen ärmsten alten Volksgenossen, die als Flüchtlinge vor argen Gewalthabern eines fremden Volkes, dem sie einverleibt wurden, ins Reich gekommen sind und nun ohnehin auf fremde Hilfe angewiesen bleiben, zugute käme: Es sollte in den nationalen und Kulturverbänden, den Arbeits- und Siedlungsgemeinschaften jedem zur Ehrenpflicht gemacht und auf alle Weise dafür geworben werden, daß, wo nur immer künftig eine Siedlung ersteht, da ein würdiger und bedürftiger alter Mann, eine greise Frau von der Gemeinschaft „auf Gnadenbrot" mit übernommen wird. Das Ideal wäre, ihnen von der künftigen Dorfgemeinde aus ein eigenes Altenhäuschen zu bauen. Doch wird es auch ganz gut gehen, wenn rüstige Alte reihum in kürzeren oder längeren Zeiträumen in dem neuen Hauswesen wohnen und sich da auf ihre Art verdient machen. Denn zu tun gibt es in solch neuer Menschengemeinschaft auch für zwei alte Hände und ein graues Haupt genug: zu mildern, zu betreuen, aufzuwarten und achtzugeben und zu erzählen.

Von den vielen Hunderten von Millionen, die das Reich und die Länder für kommende Siedelungen bewilligt haben und noch auswerfen, müssen für die Alten, die uns das Reich auf ihren Schultern durch die guten Zeiten zur Höhe getragen haben, einige bescheidene Mittel abfallen. Eben indem man ihnen — weniger von Reichs als von Volks wegen — eine Wirkungs- und Ruhestätte bietet, wo sie inmitten einer Gemeinschaft ihre Tage beschließen können:

Alt zwar, doch einsam nicht und nicht arm.



Rundschau

Russische Erinnerung

Zwei frühere Reisen in Rußland, die eine mit der sibirischen Bahn durch das ganze Reich, der Aufenthalt in Petersburg und Moskau und naher Verkehr mit vielen Russen haben mir russische Verhältnisse und Charaktere so nahe gebracht, daß ich sie richtig zu beurteilen glaube, soweit das überhaupt für einen Ausländer möglich ist.

Zuerst trat ich in einer Pariser Pension noch vor meinem Aufenthalt in Rußland mit verschiedenen, allen Gesellschaftskreisen angehörigen Russen in Beziehung und befreundete mich sehr eng mit einer Dame, die ich für eine der begabtesten und von Gemüt besten Frauen halte, mit denen mich das Leben zusammengeführt hat. Eine lange Freundschaft folgte dieser ersten Begegnung — und nur der Krieg hat uns vorläufig getrennt.

— — — Daß Maria Alexandrowna die Urenkelin deutscher evangelischer nach Rußland eingewanderter Pastoren war, erregte mein Interesse noch besonders.

Mir schien ihre deutsche Herkunft ein gewisses Anrecht an meine Freundschaft zu geben. Erst die Heirat ihres Großvaters mit einer Russin und ebenso die ihres Vaters hatte ihr die slawische Erscheinung und den Charakter der fremden Rasse vererbt. Merkwürdig genug ist es, daß sich fast immer das Deutschtum im Wettstreit mit anderen Nationen als der schwächere Teil erweist.

In Sibirien am Baikalsee war sie geboren, wo ihr Vater Direktor der Silberbergwerke war. Ihre russische Großmutter war die Besitzerin eines großen Gutes gewesen, das sich auf ihre Mutter vererbt hatte. Und als die Enkelin 12 Jahre zählte, verließ die Familie Sibirien und siedelte auf das Gut über, das der Vater selbst zu bewirtschaften für geboten hielt. Schon die Kindheitserinnerungen Maria Alexandrownas waren außerordentlich interessant für mich: die Schönheit der Natur, der wundervolle See, weit wie ein Meer, von Schneebergen überragt, die unentweihte tiefe Einsamkeit; dann die alte russische Großmutter mit ihren Vögeln und Hunden, ihren Märchen und ihrer seltsamen Frömmigkeit — endlich die Reise, die viele Wochen währte, die Ankunft auf dem Gute — das alles war fremdartig und fesselnd und versetzte mich ganz in das weite Zarenreich, von dem wir trotz der Nachbarschaft so unendlich wenig wissen. Die nächsten fünf Jahre waren die glücklichsten im Leben Maria Alexandrownas. Es folgte ihre Heirat mit einem doppelt so alten Mann in hoher Stellung, der sie schon auf der Hochzeitsreise betrog und unendlich unglücklich machte. Sie gebar ihm 3 Kinder und suchte sich mit ihrem Lose abzufinden. Ihre Liebe zu einem andern Mann gab ihr dann endlich die Kraft, sich auf eigene Füße zu stellen und von ihrem Gatten zu trennen.

Inzwischen war ihr Vater gestorben und sie Besitzerin des Gutes geworden, auf dem sie nun mit ihrer Mutter und ihren Kindern lebte. Da lernte sie das russische Volk kennen und von ganzer Seele lieben. Die Zustände, unter denen es seufzte, waren derart traurige, daß Maria stark sozialistisch zu denken begann und ihre ganze Tätigkeit der Verbesserung der ländlichen Verhältnisse widmete. Als die Kinder indes heranwuchsen und die Schule in Petersburg besuchen mußten, ergriff sie die Gelegenheit, zugleich Medizin zu studieren, um später auf ihrem

Gute und in der Gegend ärztliche Hilfe spenden zu können; denn weit und breit war kein Arzt zu finden. Da lag ein Feld segensreichen Wirkens für sie! Nachdem sie das Examen, das sie zur Ausübung ihres Berufes berechtigte, abgelegt, lebte sie den größten Teil des Jahres wieder auf dem Gute und übte den neuen Beruf aus. Sie besaß ein Stück Erde, dessen Flächeninhalt ungefähr drei deutschen Rittergütern entsprechen würde. Aber was nutzte ihr der Boden, zu dessen Bearbeitung es ihr an Kräften fehlte? Gab es doch in jener Gegend Rußlands, die 12 Stunden von der nächsten Stadt entfernt ist, keine anderen Bewohner als die bei Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Grund und Boden des Gutes angesiedelten Bauern, die als Entgelt dafür einen Tag in der Woche für die Gutsherrschaft arbeiten mußten. Andere Arbeitskräfte waren dort nicht zu haben, oder wären doch nur mit so gewaltigen Kosten zu beschaffen gewesen, daß es sich nicht gelohnt haben würde, sie kommen zu lassen. So blieb der Boden brach liegen. Nur die Wiesen brachten der Besitzerin Gewinn, da die Bauern selbst das Heu kauften oder die Wiesen pachteten. Ein bedeutender Teil des Gutes bestand in Wald, doch auch er war ein toter Besitz, da er nicht durch regelrechte Forstwirtschaft gewinnbringend erhalten wurde, und die Bauern das Recht hatten, ihr Vieh auf bestimmten Strecken weiden zu lassen. Da es nun aber an allem Aufsichtspersonal fehlte und die Entfernungen sehr groß waren, so benutzten die Bauern den Wald, wie und wo es ihnen beliebte, ja so wenig Wert besaß er in ihren Augen und achteten sie das Eigentumsrecht der Gutsherrschaft, daß sie den Wald einfach abbrannten, wenn die zu dicht stehenden Bäume das Vieh zu weiden hinderten. Diese Waldbrände sind eine stehende Erscheinung in Rußland, und ungezählte Summen gehen dadurch verloren. Zum Glück ist die Natur noch mächtiger als die Verheerungen durch Menschenhand. Frisches Grün bricht aus den unversehrten Wurzeln der Bäume, neue Stämme sprossen auf und allmählich füllt sich die Lücke wieder. Maria selbst aber war genötigt, ein Stück Wald abschlagen zu lassen und zu verkaufen, wenn sie bares Geld gebrauchte. Später, als sie im Auslande lebte, mußte sie alljährlich nach Hause reisen, um dieses Geschäft zu besorgen und sich Geld zu holen.

Mit welcher schwermütigen Bewunderung, mit welchem Neid, schaute die russische Gutsherrin auf ihren Reisen in Deutschland das überall bestellte Land. Bei unseren gemeinsamen Ausflügen von Paris aus waren es weniger die ästhetische Schönheit der Landschaft und die Poesie der Natur, die sie begeisterten und beschäftigten, als die grünen Saaten, die goldenen Felder, die blühenden Obstbäume, die üppigen Gemüsebeete. Jeder Baum und Strauch interessierte sie; am meisten aber taten das die Menschen. Stets suchte sie mit den Landleuten in Berührung zu kommen, ihre Art des Lebens kennen zu lernen, mit ihnen zu plaudern, von ihnen zu lernen.

Wenn wir dann heimwärts fuhren durch den dämmernden Abend, dann war sie einsilbig und in sich gekehrt, bis eine teilnehmende Frage nach ihrer Heimat, ihrem Lande, ihren persönlichen Verhältnissen der sonst so zurückhaltend und kühl erscheinenden Frau das Herz erschloß. Dann brach es hervor, ihr leidenschaftliches Temperament, dann offenbarte sich ihr wahres, innerstes Wesen. Und während sich die sonst fast unsichtbare Falte zwischen ihren Brauen tiefer und tiefer grub, erzählte sie unaufhaltsam, stundenlang. Und wie erzählte sie! Sie schilderte uns, wie trostlos es vielfach in Rußland stehe, wie der stärkste und redlichste Wille Schiffbruch leide an der Macht der Verhältnisse, an den Entfernungen, an dem Mangel an Kapital und Arbeitskräften, wie jeder Fortschritt scheitere an der Unwissenheit, der Unbeweglichkeit und dem dumpfen Fatalismus des Landvolkes, — und welche herrlichen Eigenschaften doch dies Volk besitze, welche reichen Kräfte in ihm schlummerten. Sie führte uns mitten hinein in diese weltfernen Dörfer, in ihre Häuser und Hütten; sie zeigte uns deren Bewohner, wie sie lebten und litten. Ich glaubte Maria Alexandrowna selbst zu erblicken, wie sie, Arzt und Apotheker zugleich, zwischen den Leidenden stand, die hergekommen waren, ihre Hilfe zu erbitten, oder wie sie auf ihrem Pony allein auf einsamen Straßen durch das Land ritt, die Schwerkranken zu besuchen, die den Weg zu ihr nicht machen konnten.

„Da gibt es eine Krankheit in Rußland, die sibirische Pest genannt," erzählte sie einmal, „die bald in vereinzelten Fällen, bald epidemisch in unseren Gegenden auftritt, das Vieh ergreift und von ihm, wahrscheinlich durch Fliegen, auf die Menschen übertragen wird, die fast ausnahmslos dem Tode verfallen, wenn nicht in den ersten zwei Tagen die mit einem kleinen Bläschen auf der Haut beginnende Krankheit bemerkt und die Stelle sofort operiert wird. Geschieht das nicht, so schwillt der unscheinbare Punkt an, die Entzündung ergreift das Glied und den Körper, und unter heftigem Fieber und schrecklichen Qualen tritt der Tod ein. Der wohlhabendste Bauer in einem mehrere Meilen entfernten Dorf, den ich wohl kannte und der in seiner Gemeinde großes Ansehen genoß, ließ mich eines Tages zu sich bitten. Er hatte mir einen Wagen gesandt, und ich erfuhr von dem Bauernburschen, der ihn führte, daß der einzige Sohn des Bauern von der sibirischen Pest ergriffen worden, nachdem in der vergangenen Woche sein sämtliches Vieh gefallen sei. Da unsere Bauern fast nie, weder gegen Feuer, noch gegen sonstige Schäden versichert sind, wußte ich, daß dieses letztere Unglück die Vernichtung des Wohlstandes, ja die Verarmung des reichen Mannes bedeute. Ich langte endlich an meinem Bestimmungsorte an. Der Bauer empfing mich vor der Tür und führte mich ruhig und ernst in die Stube, wo der Kranke lag. Eine Menge von Leuten umstand das Bett laut klagend und jammernd, daß der junge Mann nun sterben müsse, woraus sie dem heftig Fiebernden kein Hehl machten. Das erste war, daß ich die teilnehmenden Nachbarn zur Tür hinauskomplimentierte und der schluchzenden Bäuerin, die am Fußende des Bettes saß, befahl, niemand einzulassen. Der Bauer stand starr und anscheinend gleichmütig am Ofen. Ich trat an das Bett und erkannte sofort, daß es sehr schlimm stehe um den armen jungen Menschen. Die Krankheit hatte sich, wie das öfters geschieht, ganz unbemerkt entwickelt und zwar an einer Stelle des Halses, wo eine Operation sehr schwierig war. In letzter Nacht war plötzlich Schüttelfrost und Fieber eingetreten, und da erst war man der Gefahr inne geworden.

Ich wollte den armen Eltern nicht alle Hoffnung rauben, vielleicht aber las mir der Bauer doch meine wirkliche Meinung aus den Augen. Ich operierte sofort und wartete selbst ein paar Stunden am Bette die Wirkung der Operation ab, die leicht hätte den sofortigen Tod herbeiführen können. Endlich mußte ich an den Heimweg denken. Als ich mich von dem Vater verabschieden wollte, merkte ich erst, daß er das Zimmer verlassen hatte. Man suchte ihn vergebens durch das ganze Haus und in der Nachbarschaft. Mir ward bange. Es hatte etwas in den starren Zügen seines Gesichts gelegen, das mich ängstigte und auf den Gedanken brachte, der Unglückliche könne sich ein Leid angetan haben. Der Sohn, der hier mit dem Tode rang, war sein Einziger, sein Stolz und seine Hoffnung, der Erbe seines Namens, die Stütze seines Alters. Nun war die Frucht jahrelangen Fleißes dahin, sein Wohlstand vernichtet — und der Sohn ging auch, um den allein es sich noch zu leben gelohnt hätte. Wie nahe lag es, an eine Tat der Verzweiflung zu glauben.

Meine Unruhe hatte mich auf den Hof hinaus getrieben, wo man bereits zehnmal jeden Winkel durchsucht hatte. Da, ich weiß auch nicht, wie ich dazu kam, öffnete ich die niedrige Tür eines Verschlages am Schafstall, welcher zur Aufbewahrung des Futters für die Tiere bestimmt war. Und dort im Dunkeln sah ich eine Gestalt am Boden liegen, das Gesicht nach unten, den breiten Rücken, die Schultern sich hebend und senkend, in wildem Schluchzen. Wie der zum Tode wunde Hirsch sich im tiefsten Dickicht verbirgt, so dieser Mann, der so kalt und gleichgültig erschienen war. Hier in dem vergessenen Winkel hatte er seinem Jammer Luft gemacht.

Ich wollte, tieferschüttert, die Tür wieder schließen, mich still zurückziehen, allein das einfallende Licht hatte ihn schon aufgeschreckt; er wandte den Kopf und bemerkte mich. Mit fast übermenschlicher Selbstbeherrschung faßte er sich gleich und richtete sich auf. Ich drückte ihm in tiefem Mitleid die Hand. ‚Gottes Wille geschehe', sagte er feierlich — und ich fühlte, daß es ihm heiliger Ernst sei mit seinem Worte. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben. Ich

hätte niederknien mögen vor diesem Mann, so groß, so verehrungswürdig erschien er mir. Diese Kraft der Ergebung in den Willen des Höchsten, diese Gemütstiefe und Selbstbeherrschung sind Charakterzüge des russischen Volkes, die ich oft zu bewundern Gelegenheit hatte."

„Und der Sohn?" fragte ich, „mußte er wirklich sterben?" — „Nein," erwiderte Maria, „wider alles menschliche Ermessen starb er nicht. Zehn Tage lang rang er mit dem Tode; täglich fuhr oder ritt ich zu ihm, mit der Furcht ihn verstorben zu finden. Es war ein schwerer Kampf, den er zu kämpfen hatte, aber das Leben siegte. Seine starke, gesunde Natur ward Herr über die Blutvergiftung."

„Gott sei Dank!" rief ich erleichtert. „Wie unendlich dankbar müssen die Leute Ihnen gewesen sein! Sie waren es doch, die den Kranken retteten."

„Es hängt wohl mit seiner tiefen Religiosität zusammen, daß der Russe auch für das Gute, das ihm geschieht, lieber Gott als den Menschen dankt", meinte Maria. „Vielleicht wird ihm auch nur der Ausdruck des Dankes schwer. Was fragte ich aber auch nach Dank in einem solchen Fall, wo ich mich selbst über die Genesung des jungen Mannes freute, als ob er mein naher Verwandter gewesen wäre."

„Und doch," fuhr sie nach einer Weile fort, „einmal habe ich Dank empfangen; es war nur ein kurzes Wort, ein Blick, aber ein Blick, der mir in die innerste Seele drang und mich glücklich machte, ein Blick, der mich für alle Mühe meines Berufes reichlich entschädigte. Es kam ein Mensch zu mir, ein armer Geselle, mit einer Wunde am Bein, die durch Vernachlässigung in einen schrecklichen Zustand geraten war. Ich spare Ihnen die Schilderung des grauenhaften Anblicks und — Geruchs; der freundlose Landstreicher war unter diesen Verhältnissen wie ein Hund von den Schwellen der Bauern gejagt worden. Ich ließ ihm in der Scheune ein Lager herrichten und untersuchte die Wunde, die vor allen Dingen gereinigt werden mußte. Ich kniete nieder und wusch sie. Da blickte der Mann mich mit schier erschrockenen Augen an und sagte: ‚Das tust du?' Als ich ihn nach Wochen genesen entließ, und ihm mit freundlichem Wort die Hand reichte, da fand auch er kein Wort des Dankes, aber er sah mich an mit solcher grenzenlosen Hingebung und Verehrung, daß ich mich beschämt entfernte. Und als ich die Haustür öffnend, mich noch einmal umschaute, stand er noch regungslos am Scheunentor und starrte mir nach wie einer himmlischen Erscheinung. — Wenn Sie mich einmal auf meinem Gut besuchen, werden Sie bemerken, daß ich mich über einen Mangel an Dankbarkeit nicht zu beklagen habe", fuhr Maria Alexandrowna lächelnd fort. „Nur nimmt auch diese bei uns ein wenig andere Formen an als im übrigen Europa. Das Volk ist noch so unwissend, so in religiösem Wahn aller Art befangen, daß ihm meist natürliche Dinge übernatürlich erscheinen. Es hat mir zeitweise schwere Sorgen gemacht, daß ich wie eine Heilige verehrt und meine Kuren für Wunder angesehen wurden. Ich mußte mich mit dem Popen unseres Kirchspiels in Verbindung setzen, um den Frauen diesen Gedanken einigermaßen auszutreiben. Und noch in anderen seltsamen Erscheinungen gefallen sich die Leute. Sie haben unendliche Ehrfurcht vor etwas ‚Geschriebenem' und sind überzeugt, daß einer schriftlichen Bitte eine Erfüllung gewährende Kraft inne wohne. So war einst eine sehr schlimme Epidemie der sibirischen Pest in einem benachbarten Dorfe ausgebrochen, eine so schlimme, daß die Regierung endlich Maßregeln zu ihrer Bekämpfung ergreifen mußte. Unter anderem ließ man schleunigst zwei Ärzte aus Petersburg kommen, die in einem Bauernhaus, dessen Einwohner gestorben waren, ein Lazarett einrichteten. Wäre man nur in der Wahl der Herren glücklicher gewesen! Doch Mißgriffe mögen wohl unvermeidlich sein. Der eine Arzt war ein Salonpflänzchen, das in die Bauernstube paßte, wie die Faust aufs Auge, der andere ein ganz unwissender Mensch. Von der Krankheit, die sie zu behandeln hatten, wußten sie nur vom Hörensagen, sie hatten noch nie einen Fall gesehen oder erlebt. Die hohen Diäten, welche die Regierung zahlte, hatten sie veranlaßt, sich um den Auftrag zu bemühen, und irgendeiner einflußreichen Verbindung verdankten sie ihre Wahl. Das erste war, daß sie in toller Furcht

vor Ansteckung und im Ekel vor der Krankheit sich Drahtmasken vor die Gesichter banden, und Handschuhe auf die Hände zogen. Als sie endlich das Lazarett eingerichtet hatten, war es ihnen gelungen, sich derart verhaßt und lächerlich zu machen, daß die Kranken nur mit äußerstem Widerstreben sich an sie wandten und bald gar nicht mehr dazu zu bewegen waren. Nach wie vor riefen sie mich, die ich aber nicht imstande war, allein alle die Arbeit zu leisten, zumal die Entfernung zu jenem Dorf zu groß war. Nie aber habe ich heißer als in jenen Wochen gewünscht, ein eigenes Krankenhaus auf meinem Gute erbauen zu können. Welch ein Segen hätte das sein können! Da standen die Kranken morgens in Scharen vor meiner Tür und erklärten, daß sie bei mir bleiben, daß sie nicht fortgehen würden, lieber wollten sie hier im Freien auf der Erde sterben, als sich den Stadtdoktoren übergeben. Ich räumte meine Scheune aus, sieben Leute fanden Platz; mehr Raum gab es nicht und weit und breit war nicht ein Gelaß vorhanden, wo ich die Kranken hätte unterbringen können.

Da überraschte mich eines Tages eine meiner Mägde mit der Meldung, daß auf der Straße ein ganzer Zug von Wagen und Fußgängern nahte. Die Nachricht schien um so unglaublicher, als die Regierung die Wege für Fuhrwerk hatte absperren lassen, um den Krankheitsherd zu isolieren und nicht durch möglicherweise kranke Pferde die Ansteckung weiter tragen zu lassen. Dennoch war es, wie mein Mädchen berichtete. Alle Männer des Dorfes erschienen bei mir, um mir eine vom Popen verfaßte und in feierlicher Sitzung beschlossene Bittschrift zu überreichen, in der ich unter Anrufung Gottes und aller Heiligen aufgefordert wurde, meinen Wohnsitz in ihrem Dorfe zu nehmen. Sie hatten die Schranken umgerissen und zerstört, unbekümmert um die Strafe, die auf Übertretung jenes Gebots stand. Triumphierend schlugen sie alle meine Einwände und sogar Vorwürfe nieder, indem sie mir ihre Bittschrift entgegenhielten. Und gleich, sofort, sollte ich mitkommen. Es kostete mich schwere Mühe, ihnen meine ablehnende Antwort klarzumachen. Wenn ich ihnen sagte, daß ich auch gegen mein eigenes Anwesen, gegen meine Söhne, die gerade in den Ferien bei mir weilten, Pflichten hätte, hielten sie mir ihre Bittschrift entgegen. Es stände ja da auf dem Papier, daß ich mitkommen müsse. In Rußland hat das geschriebene Wort noch andere Bedeutung als in Deutschland! Die Ärzte waren nach diesen Vorgängen neugierig geworden und beehrten mich endlich mit ihrem Besuch. Ich stellte mich so freundlich zu ihnen, wie es mir möglich war, und es gelang mir mit einigen Ratschlägen und Winken den Leidenden nützlich zu sein, so daß ihre Anwesenheit doch nicht ganz fruchtlos blieb. Nach drei Monaten erlosch die Epidemie allmählich, und die Herren verschwanden wieder, glückselig, diesem Bauernvolk entronnen zu sein."

Es fiel mir auf, daß die vortreffliche Frau nicht mit mehr Freude auf ihre Tätigkeit blickte. Zwar verstand ich, daß ein Leben, wie sie es geführt, andere Naturen bilden müsse, als die es sind, welche im Sonnenschein glücklicher Verhältnisse ihres Daseins froh werden. Allein, daß sie fast nur Trauriges zu erzählen hatte, schien mir doch nicht ganz gerechtfertigt.

Kaum jemals hatte ich sie lachen sehen. Sie war selbst wie ihre Geschichte; auch mein Lachen verstummte in ihrer Nähe. Ihr Wesen legte sich oft wie ein Druck mir auf die Seele.

Sie selbst empfand das zuweilen und sprach es aus. „Sie sind die Gesunde neben mir, der Kranken", meinte sie, und sie senkte die Stimme, damit der helle Ton mich nicht verletze. „O bitte, sprechen und lachen Sie nur, wie es Ihnen ums Herz ist. Ich höre Ihnen so gern zu." — „Es ist, als staunten Sie, daß man lachen könne!" — „Ja, trotzdem freue ich mich deß. Wir Russen sind alle krank, wir haben das Lachen verlernt, und ich bildete mir ein, die alternde Welt hätte das überall verlernt. Nun sehe ich, daß es in Deutschland noch glückliche Menschen gibt." — „Glücklich?" erwiderte ich, „was wissen Sie von meinem Glück oder Unglück?" — Sie lächelte überlegen. „Wer noch so gläubig und vertrauensvoll in die Welt schaut, der ist glücklich." — Ich bat um nähere Erklärung. — „Sie glauben noch an das Gute in der Welt und haben das Talent, es überall zu entdecken. Sie vertrauen den Menschen und sind überzeugt, überall welche zu finden, die Ihr Vertrauen rechtfertigen." — „Gott sei Dank ja!" rief ich, „ich möchte

nicht leben ohne Glauben und Vertrauen.“ — „Einst dachte ich wie Sie. Das Leben hat mir die Augen geöffnet.“ — „Sie gerade in dem Bewußtsein Ihrer Nützlichkeit müßten glücklich sein.“ — „Wie weit bleibt das Können hinter dem Wollen zurück“, meinte sie schwermütig lächelnd. — „Das ist Menschenlos.“ — „Damit trösten Sie sich. Ich kann das nicht. Nun quält mich meine Pflichtvergessenheit, daß ich hier weile, nicht daheim, wo ich so nötig bin.“ — „Sie haben mir ja selbst erzählt, daß Sie dringender Familienangelegenheiten wegen ins Ausland gehen mußten. Genießen Sie doch nun die kurze Freiheit und sammeln Sie recht viele Freuden ein, damit Sie reich an schönen Erinnerungen heimkehren in Ihre Einsamkeit.“

Ich merkte wohl, daß ich sie nicht überzeugt hatte. Aber ich tat das Meinige, um ihr neue Interessengebiete zu erschließen. Zum Beispiel hatte sie gar keine Kenntnisse von Kunstgeschichte und kaum Interesse für Kunst. So blieb sie völlig kalt, wenn ich ihr die schönsten Gemälde des Louvre nahezubringen versuchte. Da sie Talent für Musik hatte, begriff ich das nicht. Sie antwortete mit einem leidenschaftlichen Erguß, daß sie die Kunst von sich stieße, da sie durch sie ihrer wahren Aufgabe abtrünnig werden könne. Als ich ihr entgegnete, daß alles, was unsere Bildung, unser Verständnis erweitere und vertiefe, nur ein Gewinn für uns sein könne, lehnte sie das für sich selbst ab, für mich möge es passen. „Wissen Sie, wie mich in meiner Einöde die Sehnsucht nach Musik fast verzehrt hat? Ich vermied schließlich, das Klavier nur anzuschlagen, um mich zu heilen. Ich habe keine Zeit für die Kunst, und es macht mich krank, ihrer nur zu gedenken.“

„Ihr habt eine unglückliche Natur, Ihr Russen“, sagte ich kleinlaut. Und doch hatte ich das Gefühl, daß Maria ihre trübe Lebensauffassung weit höher schätzte, als den ungebrochenen Mut, den sie uns Deutschen nachrühmte. Sie überließ sich nicht unmittelbar ihrer Empfindung — und das glaubte ich an vielen Russen zu bemerken —, sondern sie reflektierte über alles und kritisierte es — und das schien mir der Grund der Krankheit, von der sie sprach. Die hochgebildete, bedeutende Frau war nicht imstande, sich selbstvergessend einem Genusse hinzugeben. Sie stellte an alles die höchsten Anforderungen, und die Wirklichkeit entsprach denselben niemals.

War diese Richtung ein Erbteil ihrer Rasse? Oder waren es ihr Studium und ihre Berufstätigkeit, welche diese Seiten ihres Wesens so stark entwickelt hatten? Daß die Leidenschaft des Fühlens durch eine starke Ausbildung des Verstandes nicht geschädigt ward, bewies mir das Wiedersehen mit ihrem Sohn, dessen Zeuge ich war. Die Macht des Gemüts, die sich mir hier offenbarte, überraschte mich fast. Sie war ganz Mutter, ganz Hingabe, und ein Lächeln verklärte ihr schönes Gesicht, das ich früher nie an ihr gesehen.

Katharina Zitelmann



Das Finale des Weltkrieges

Wie noch immer wachsende Zahl kritischer Betrachtungen über den Weltkrieg beweist das zunehmende Interesse weiter Volkskreise an den militärischen Ereignissen dieses gewaltigsten aller Kriege. Sie bieten nicht nur Fachleuten Interesse. Insbesondere die Frage, ob und wie der Krieg noch zu einem guten Ende zu führen war und ob und inwieweit Fehler und Versäumnisse der militärischen Führung zu dem unglücklichen Ausgang mit beigetragen haben, findet allseitige Anteilnahme.

In verschiedenen Zeitschriften ist neuerdings ein heftiger Kampf entbrannt, ob die Art und Weise, wie unser Generalstab den Krieg geführt hat, richtig war oder nicht. Ein Hauptrufer im Streite ist hiebei der bekannte Kriegshistoriker Hans Delbrück. Die Schlagworte

Ermattungsstrategie und Niederwerfungsstrategie spielen dabei eine große Rolle. Delbrück ist leidenschaftlicher Verfechter der ersteren und beruft sich hiebei auf den großen Preußenkönig Friedrich II. Der deutsche Generalstab als treuer Sachwalter des geistigen Erbes seines großen Lehrmeisters Schlieffen steht auf dem Standpunkt der Vernichtungsstrategie. Nur Falkenhayn gilt in gewissem Umfang als Vertreter der Ermattungsstrategie und findet daher in Delbrücks Augen Gnade, während Ludendorff als typischer Vertreter der Vernichtungsstrategie von ihm schärfstens bekämpft und verurteilt wird. So findet denn der Streit der Meinungen seinen Ausdruck in dem Schlachtruf: Hie Falkenhayn — hie Hindenburg-Ludendorff! Die militärische Fachkritik, soweit ihr irgendwelche Bedeutung zukommt, steht hiebei fast einhellig auf Seite Ludendorffs und lehnt die von Delbrück gegen Ludendorff erhobenen schweren Vorwürfe nachdrücklichst ab. Besonders schlagend und treffend wird Delbrück von Oberstleutnant Szczepanski im Maiheft von „Deutschlands Erneuerung" abgefertigt. Auch Major Eggert beweist im Grenzboten Nr. 20/21 die Unhaltbarkeit Delbrückscher Auffassung. Professor Delbrück hat sich zwar um die kriegsgeschichtliche Forschung große Verdienste erworben und besitzt auf diesem Gebiete auch ein großes Wissen. Von Strategie hat er aber offenbar keine Ahnung. Wäre der Krieg auf deutscher Seite nach seinen höchst sonderbaren Vorschlägen geführt worden, so wäre er unzweifelhaft mit Sicherheit verloren worden, während bei dem Verfahren nach dem „Rezept des toten Schlieffen" wenigstens die Möglichkeit bestand, ihn siegreich zu beenden. Wie nahe wir tatsächlich mehrmals dem Endsieg gewesen sind, beweisen die inzwischen bekannt gewordenen Äußerungen unserer Feinde. Das außerordentlich lesenswerte Buch des Generals v. Kuhl, „Französisch-englische Kritik des Weltkrieges" (Berlin, Mittler & Sohn, 1921, 10 M) gibt hierüber bemerkenswerte Aufschlüsse. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß bei der leidenschaftlichen Polemik Delbrücks gegen Ludendorff zum guten Teil politische Gründe mitsprechen. Delbrück will als Parteipolitiker den verhaßten Mann unmöglich machen.

Unter den Militärschriftstellern über den Weltkrieg sind in erster Linie zu nennen Oberstleutnant Foerster, General v. Kuhl und General v. Zwehl. Die Schriften dieser Männer gehören unstreitig zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Sie bieten dem gebildeten Militär Stunden ungetrübten Genusses; aber auch kein Laie, der sich über die kriegerischen Ereignisse rasch und gut informieren und ein Urteil bilden will, wird es bereuen, sie zur Hand zu nehmen. Infolge ihrer klaren Ausdrucksweise sind sie auch dem Nichtmilitär leicht verständlich. Zuerst sei genannt der III. Teil von Foersters „Graf Schlieffen und der Weltkrieg" (Berlin, Mittler & Sohn, 1921, 20 M), ein ausgezeichnetes Buch von bestimmtem Urteil und klarster Auffassung. Es behandelt Verdun 1916, den Feldherrn Ludendorff und die große Schlacht in Frankreich vom 21. März bis 4. April 1918. Auf die beiden ersten Teile dieses trefflichen Werkes habe ich bereits früher empfehlend hingewiesen (Türmer 1921, S. 98). Die nun vorliegenden drei Teile bilden ein abgeschlossenes Ganze. Sie bieten einen zusammengefaßten Überblick über die Operationen des Weltkrieges und eine meisterhafte Untersuchung darüber, inwieweit diese im Sinne und Geiste Schlieffens geführt worden sind. Man wird den kritischen Betrachtungen des Verfassers meist zustimmen können. Die Beurteilung Ludendorffs ist vielleicht etwas zu wohlwollend. Denn auch dieser zweifellos bedeutende Feldherr ist nicht frei von Fehlern gewesen. Das Buch Foersters schließt mit dem April 1918 ab.

Über die später folgenden kritischen Tage vom Juli und August 1918 unterrichtet am besten die Schrift des Generals v. Zwehl: „Die Schlachten im Sommer 1918 an der Westfront" (Berlin 1921, Mittler & Sohn, 6,50 M), die auch eine fesselnde kritische Würdigung des Marschalls Foch als Feldherrn enthält. Sehr interessante Beurteilungen der französischen und englischen Heerführer im Weltkriege aus der Feder des Generals v. Kuhl finden sich in den Nummern 6, 9, 12 und 15 des Deutschen Offizierblatts. Am besten schneidet hiebei noch

Marschall Joffre ab. Wenn auch sein erster Aufmarsch und Operationsplan gänzlich verfehlt war, so hat er sich doch bei der Marneschlacht gut aus der Affäre gezogen und der damals über alle Maßen jämmerlichen deutschen Obersten Heeresleitung entschieden überlegen gezeigt. Marschall Foch, zweifellos ein tüchtiger General, hat keine Gelegenheit gehabt, im Weltkrieg seine strategische Befähigung zu erweisen. Eines darf er aber, wie Foerster sagt, für sich in Anspruch nehmen: „Er ist der Retter seines Volkes und der Verbandsmächte geworden durch unbeugsame Tatkraft und eisenharten Willen. Darin steht er Ludendorff nicht nach.“ Daß er darob bei seinem Volke vergöttert wird, kann bei der Überschwenglichkeit der Franzosen nicht wundernehmen. Eine von einem anonymen Kriegsakademiker verfaßte Studie: „Foch, Essai de Psychologie Militaire (Payot, Paris 1921, 6 Fr.), verdient lediglich als Ausdruck dieser Geistesverfassung der Franzosen Beachtung. Im übrigen ist sie eine abgeschmackte Lobhudelei und militärisch wertlos. Einzelne Anekdoten und Einzelzüge aus dem Leben Fochs werden vielleicht interessieren.

Die Schriften des französischen Generals Buat sind dagegen durchaus ernst zu nehmen und zeichnen sich durch Sachlichkeit und ein gewisses Streben nach Objektivität aus. Überall wird letztere allerdings nicht erreicht. Beschämend für unser verhetztes Volk ist, daß der französische General den gewaltigen Leistungen und Verdiensten unserer Heerführer und des alten Heeres besser gerecht wird als manche Volksgenossen. Das neueste Werk des Generals ist betitelt: „Die deutsche Armee im Weltkriege“ (Wieland-Verlag, München 1921, 10 M). Nur 79 Seiten stark, enthält es nicht das, was mancher sich auf Grund des Titels vielleicht erwartet haben mag, ist aber gleichwohl lesenswert. Denn es enthält interessante Angaben über die beiderseitigen Kräfteverhältnisse während des Krieges und übersichtliche Zusammenstellungen der Truppenverschiebungen von einem Kriegsschauplatz zum andern. Staunen muß man hiebei, wie gut der französische Generalstab andauernd hierüber unterrichtet war, noch mehr über die gewaltigen Leistungen der Eisenbahnen im Kriege. Neben dem Stellungskrieg und der Materialschlacht ist diese ausgedehnte, ungeahnte Ausnutzung der Eisenbahnen zu operativen Zwecken eines der hervorstechendsten neuen Momente, die der Weltkrieg in die Kriegführung gebracht hat. Ihre virtuose Ausnutzung auf deutscher Seite war über jedes Lob erhaben und wird auch von dem französischen General voll anerkannt. Von 240 deutschen Divisionen haben 115 an diesen Verschiebungen auf der inneren Linie teilgenommen. Mit Schmerz und Empörung muß man dagegen von Buat hören, daß die Deutschen, bei entsprechender Anspannung ihrer Volkskraft vor dem Kriege, mit 600 000 Mann mehr 1914 in den Krieg hätten eintreten können. Damit wäre, wie auch Buat zugibt, den Deutschen der Sieg in der Marneschlacht sicher gewesen. Was dies bedeutet hätte, habe ich in meinen „Strategischen Rückblicken“ bereits früher erörtert (Türmer S. 98). Fürwahr, rückblickend eine furchtbare Verantwortung für jene, die in unglaublicher Kurzsichtigkeit aus parteipolitischen Rücksichten oder kleinlichen finanziellen Bedenken dem Reiche seinerzeit verweigert haben, was es zu seiner Rüstung bedurfte, aber auch für jene schwächlichen Staatsmänner und den unfähigen Kriegsminister v. Heeringen, die diesen Einflüssen nur allzu willig nachgaben!

Zum Schluß sei noch auf den zweiten Band der „Heerführung im Weltkrieg“ des Altmeisters der Kriegsgeschichte, General Freiherr v. Freytag-Loringhoven (Berlin 1921, Mittler & Sohn, 25 M) hingewiesen. In fesselnder Weise werden Vergleiche mit früheren Kriegen gezogen und hieran in geistvoller Weise die verschiedenen Probleme der Kriegführung erörtert. Um das Buch mit Genuß zu lesen, ist ein nicht unbeträchtliches kriegsgeschichtliches Wissen erforderlich. Wer eine eingehende Besprechung der Ereignisse des Weltkrieges erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Sie werden vielfach nur kursorisch gestreift. Eine kritische Beurteilung der deutschen Maßnahmen im Weltkriege findet sich erst im letzten Abschnitt des Buches und ist der vornehmen Denkungsart des Generals entsprechend äußerst maßvoll und zurückhaltend geschrieben. Gleichwohl kommt auch General v. Freytag nicht darüber hinweg, die deutsche

Oberste Heeresleitung zu Beginn des Krieges und den Angriff auf Verdun zu verurteilen. Bezüglich Verduns sagt auch Foerster: „Verdun konnte nur schnell fallen, oder es fiel nie". Dem kann man nur zustimmen.

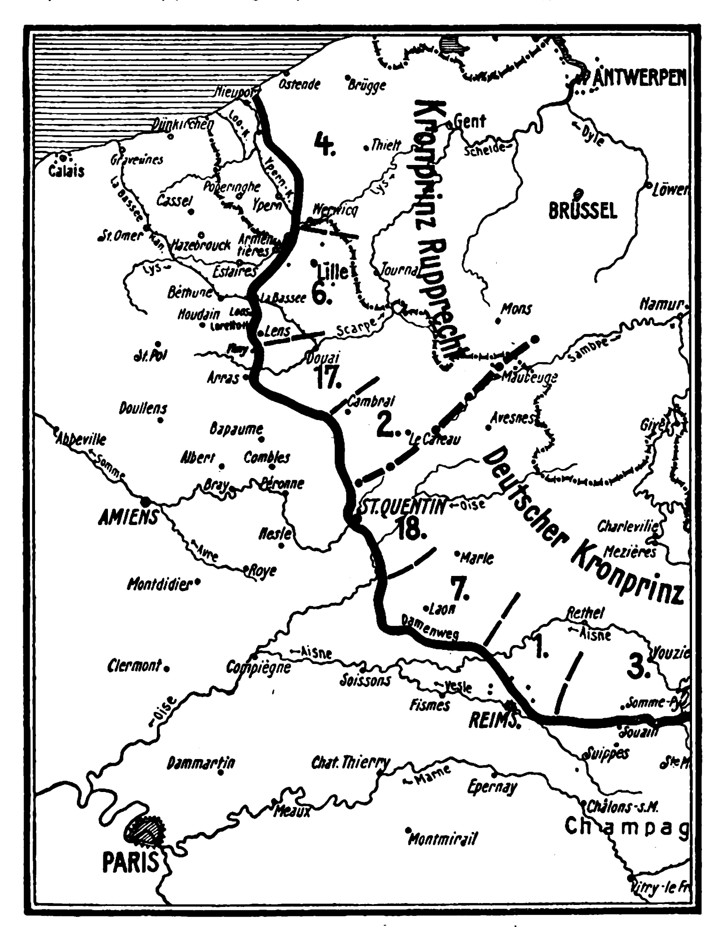
Die Ereignisse des Weltkrieges schälen sich auf Grund der neuesten Veröffentlichungen mit immer größerer Klarheit heraus. Man erkennt deutlich zwei Höhepunkte: Die Marneschlacht und die deutsche Westoffensive 1918. Was dazwischen liegt, ist nur Zwischenspiel, das dazu dient, die letzte große Kriegsentscheidung vorzubereiten.

Das Urteil über die Marneschlacht kann so ziemlich als abgeschlossen gelten. Auch das neueste, ausgezeichnete Buch des Generals Baumgarten-Crusius: „Deutsche Heerführung im Marnefeldzuge 1914" (Berlin 1921, August Scherl, 20 M) ändert hieran nichts mehr. Ich habe dem früher Gesagten (Türmer S. 99) daher nichts hinzuzufügen. Ebenso ist sich die militärische Kritik über Verdun und die wenig glückliche Heerführung Falkenhayns ziemlich einig. Oberstleutnant v. Szczepanski urteilt hierüber wie folgt: „Bei Falkenhayn sehen wir nur ein strategisches Umhertasten auf der inneren Linie, ein Beginnen und Aufgeben, eine sprunghafte, von Teilerfolgen lebende Kriegführung ohne feste kriegerische Ziele. Er hat eben das Mögliche nicht gewollt. Den ihm fehlenden, ja von ihm geradezu gefürchteten Siegeswillen brachte Ludendorff mit, als er neben Hindenburg an die Spitze der Obersten Heeresleitung trat."

Dieser unbeugsame Siegeswillen ist für jeden Feldherrn unerläßlich, der Großes anstrebt. Er gehört mit zum Besten an Ludendorff. Über seine Strategie zu Kriegsende sind dagegen die Meinungen geteilt. Ich habe in meinen „Strategischen Rückblicken" (S. 103) bereits darauf hingewiesen, daß man mit einem abschließenden Urteil vorerst noch zurückhalten müsse. Auf Grund der neuesten Veröffentlichung Foersters, der sich im allgemeinen zum Verteidiger Ludendorffscher Strategie 1918 aufwirft, wird man das über die gewählte Angriffsrichtung gefällte herbe Urteil etwas mildern müssen. Auch General v. Freytag hält die im März 1918 gewählte Angriffsrichtung für die beste. Gleichwohl hat mich auch Foerster nicht ganz zu überzeugen vermocht; auch er hat an der Frühjahrsoffensive 1918 verschiedenes auszusetzen, wenngleich dies in sehr milder Form geschieht. Um zu dem gewünschten Endsieg zu kommen, mußte man 1918 möglichst frühzeitig und überraschend angreifen und den errungenen taktischen Sieg möglichst rasch zu einem strategischen Erfolg auszugestalten suchen. Diese Voraussetzungen seien nur bei der gewählten Angriffsrichtung auf Amiens gegeben gewesen. Weiter nördlich auf Hazebrouck—St. Pol seien infolge des Geländes die taktischen Schwierigkeiten so groß gewesen, daß auf den unbedingt nötigen schnellen Anfangserfolg nicht zu rechnen war. General Buat bestreitet dies. Die Führung eines dem Hauptangriff vorangehenden Ablenkungsangriffes in Schlieffenschem Geiste sei infolge Kräftemangels nicht möglich gewesen. Tatsächlich hatten aber die Deutschen im Frühjahr 1918 194 Divisionen gegen 167 Divisionen der Verbandsmächte versammelt. Das Übergewicht war also zu Beginn auf deutscher Seite. Der vielfach gegen Ludendorff erhobene Vorwurf, daß er nicht alle Kräfte zur Hauptentscheidung herangezogen habe, wird sowohl von Kuhl wie auch von Buat entkräftet. Beide sind der Meinung, daß aus dem Osten keine weiteren brauchbaren Truppen mehr verfügbar gemacht werden konnten. Zwehl ist allerdings der Meinung, daß „mangelnde Versammlung unserer Kräfte auf dem entscheidenden Kriegstheater, die Jagd nach militärischen Phantomen ein wesentlicher Faktor für unser Unglück waren".

Richtig war zweifellos, daß man 1918 in einer letzten großen Offensive die Kriegsentscheidung suchte. Darüber besteht in der militärischen Fachkritik bei Freund und Feind keine Meinungsverschiedenheit. Ob die gewählte Angriffsrichtung auf Amiens richtig war, darüber kann man geteilter Meinung sein. Unzweifelhaft dagegen scheint mir, daß die Art der Durchführung wenig glücklich war und daß der Angriff, als dessen Aussichtslosigkeit sich immer mehr herausstellte, nicht rechtzeitig abgebrochen worden ist. Beides muß auch Foerster zugeben. Als man mit der 17., 2. und 18. Armee exzentrisch nach allen Seiten wie mit den gespreizten Fingern

der Hand in Richtung St. Pol—Amiens—Compiègne vorstieß, wiederholte man den Fehler, den die Österreicher 1914 in Galizien gemacht hatten. Auf diese Weise konnte man kaum hoffen, zum entscheidenden Endsieg zu kommen. Man wollte zuviel auf einmal und erreichte dadurch nichts. Man konnte nicht gleichzeitig die Engländer aus den Angeln heben und die Franzosen aufrollen. Beschränkung auf ein klares Ziel wäre besser gewesen. Der ursprüngliche Gedanke, die Engländer aus den Angeln zu heben und zu zertrümmern, war zweifellos gut und richtig. Die Hauptrolle war hierbei der 17. Armee zugedacht. Diese Armee war von einem unserer besten Armeeführer, dem General Otto von Below, befehligt, dem einer unserer tüchtigsten Generalstabschefs, der General Krafft v. Dellmensingen, beigegeben war. Warum hat diese Armee die ihr gestellte Aufgabe nicht gelöst? Aus welchen Gründen hat sie und teilweise auch die 2. Armee bei den entscheidenden Angriffen im März 1918 versagt, nachdem doch das Übergewicht der Zahl bei uns und alles bis aufs kleinste vorbereitet war? Auch Foerster schweigt sich hierüber aus. Die Ursachen unseres Mißerfolges in der Marneschlacht wissen wir heute. Weshalb uns aber in der Märzoffensive 1918 der erhoffte durchschlagende Erfolg versagt geblieben, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Und doch liegt hierin der Schlüssel zum Verständnis unseres schließlichen militärischen Zusammenbruchs.



Aus „Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg“
(Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin)

Wie im November 1914 bei Ypern und im Sommer 1916 bei Verdun viel zu lange der vergebliche Versuch gemacht worden war, doch noch die Entscheidung zu erzwingen, so auch 1918 bei Amiens. Das Erkennen des richtigen Zeitpunktes für den Abbruch der Schlacht war freilich schwierig. Auch war das Ziel Amiens schon eines letzten hohen Kräfteeinsatzes wert. Denn der Verlust von Amiens bedeutete für unsere Feinde den Verlust des Krieges. Nach der freiwilligen Einstellung der Operation auf Amiens mußte nunmehr an anderer Stelle der Front so bald als möglich eine neue entscheidungsuchende Offen-

sive unternommen werden. Dies ist denn auch Anfang April bei Lille und Ypern geschehen. Doch auch ihr ist der entscheidende Endsieg versagt geblieben, denn die Kräfte zur Verwirklichung des Schlieffenschen Gedankens (Vernichtung des Feindes) waren nicht vorhanden. In den folgenden Monaten und bei den folgenden weiteren Angriffen verschlechterte sich das beiderseitige Kräfteverhältnis infolge der amerikanischen Hilfe für die Deutschen immer mehr.

Was uns schließlich den militärischen Endsieg versagt hat, war, wie auch Buat hervorhebt, der eintretende Mangel an ausreichend starken, frei verfügbaren Führungsreserven. Wenn Ludendorff in unbeugsamer Energie und in ungebrochenem Siegeswillen gleichwohl den Kampf nicht aufgegeben hat, so darf er darob nicht allzu sehr getadelt werden, denn auch für ihn gilt Treitschkes Wort über Gambetta: „Für die Rettung des Vaterlandes das Unmögliche versuchen, bleibt immer groß!" Die Kriegsgeschichte aller Zeiten lehrt, daß der Vernichtungswille des Gegners nur durch seine Niederwerfung gebrochen werden kann. Ich schließe mit den treffenden Worten Foersters: „Nicht Schlieffens großer Gedanke hat im Weltkriege versagt. Er ist zu Beginn nur unzulänglich in die Tat umgesetzt worden, war dann lange Zeit gänzlich aufgegeben und wurde nach seiner späteren Wiedergeburt unter unendlich gesteigerten Schwierigkeiten seiner Vollendung nahe gebracht. Ihn voll zu verwirklichen, ist der operativen Form aus Kräftemangel auch dann nicht mehr gelungen."

Franz Freiherr von Berchem

Deutsche und amerikanische Erziehung

Der Grundgedanke der deutschen und amerikanischen Erziehung ist so verschieden wie der Charakter der beiden Völker. Im Deutschen heißt er: du sollst; im Amerikanischen: ich will. Der Deutsche wird zur Pflichterfüllung erzogen. Der Amerikaner lernt seinen Willen entwickeln und richten. Selbstverständlich geraten diese Linien häufig nahe aneinander, ja laufen streckenweise ineinander, verwischen sich wohl auch beträchtlich. Im ganzen bleiben sie dennoch klar unterschieden. Dem Amerikaner ist dieser Leitgedanke seiner Jugendbildung als unüberbrücklicher Gegensatz zur „alten Welt" bewußt. Er fühlt sich als den wahrhaft selbständigen, den Europäer als den stets abhängig bleibenden Menschen. Hie Freiheit — hie Knechttum. Als den Tiefpunkt des ihm entgegengesetzten Wesens hat er (durch die ständige, schon lange vor dem Krieg einsetzende Propaganda) die deutsche Autokratie, die deutsche Sklaverei ansehen gelernt. Der geschickt zur rechten Zeit gesäte Samen konnte dann durch die Kriegshetze zur furchtbaren Saat aufschießen. Was war von einem Volk bei der Erziehung anders zu erwarten? Es gab massenweise Artikel mit Beweisen von der Gräßlichkeit der deutschen Jugendbildung in der amerikanischen Presse. Sogar unsre armen lieben Märchen mußten herhalten, und das Aufwachsen mit Geschichten von Ritter Blaubart, dem Unhold im kleinen Däumling und ähnlichen menschenmordenden Ungeheuern wurde zur Quelle deutschen Blutdurstes und deutscher Weltbedrohung.

Diese Übertreibungen einer kriegskranken Zeit werden wieder überwunden werden — bis zu einem gewissen Grade. Eine Verstärkung des Gegensatzes wird bei der Volksmasse nachbleiben. Von den manchen Einsichtigen, die sachlich geblieben sind und bleiben, reden wir nicht. Sie werden sich von selbst wieder mit zum Wort melden, wenn erst die Möglichkeit dazu gegeben ist.

Daß wir Deutschen unsrerseits uns dem amerikanischen Ideal überlegen fühlen, daß wir das oft mit ebenso viel Verständnislosigkeit und Unkenntnis tun wie die Gegenseite, wird niemand leugnen. Wir haben die allgemeine, wenn auch vielseitig abgetönte Auffassung, daß die amerikanische Erziehung zur Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht führt und die Menschheit nicht auf ihrem Wege zur Veredlung und Vergeistigung fördert.

Ist es möglich, zwischen dem deutschen und amerikanischen Standpunkt zu einer sachlichen Einschätzung beider verschiedenen Grundsätze zu kommen? Wie sieht es mit der Anwendung im Leben aus?

Amerika:

Johnny ist 3 Jahre alt und hat keine Lust, mit der Mutter spazieren zu gehen.

Die Mutter: „O, Johnny, Liebling, willst du gar nicht mit Mutter ausgehen?"

Johnny (bestimmt): „Nein."

Die Mutter: „Aber Johnny, es wäre so gut für dich, in die frische Luft zu kommen. Sieh doch, wie schön die Sonne scheint!"

Johnny: „Ich mag nicht ausgehen."

Die Mutter: „Du magst nicht, Herzblatt? Willst du Mutter dann ganz allein gehen lassen?"

Johnny (bestimmt und nervös): „Ja."

„Johnny hatte heute keine Lust zum Spazierengehen", bemerkt die Mutter späterhin zu einer ihr begegnenden Freundin.

Deutschland:

„Hans, komm rasch her! Wir wollen ausgehen!"

„Ach, Mutter, ich mag nicht, ich will hier lieber spielen."

„Unsinn! Du kommst schnell her und läßt dich anziehen. Du mußt an die Luft."

Das geht noch vielleicht eine Weile weiter, ebenso wie es in Amerika mit Johnny noch weiterging, meistens bis zu Tränen auf einer, zuweilen auf beiden Seiten. Die eine Mutter sucht dem Kind klar zu machen, daß es gehen muß, die andre, daß es den Willen hat, mitzugehen. Ob sie nun Erfolg hat oder nicht, ob sie schließlich Gewalt gebraucht oder nicht: die Kinder sind in beiden Fällen und auf beiden Seiten nicht viel besser dran. Johnny wird nervös von dem ewigen Fragen, ob er nicht will. Er fühlt unbewußt die vorzeitige Verantwortlichkeit, die darin liegt, daß er beständig selbst wollen und entscheiden soll. Es ist ihm eine Last. Amerikanische Kinder sind in bedenklichem Maße nervös überreizt. Hans dagegen empfindet es als etwas Unerträgliches, daß er „immerlos" „muß". Mehr oder weniger dunkel lehnt er sich gegen das Joch auf. Er grollt und bockt. [Hier kann der „Türmer" die Zwischenbemerkung nicht unterdrücken, daß es in unsrer Erziehung zu Hause Grollen, Bocken oder längere Verhandlungen in solchen Fällen selten gab: Vater befahl — und wir gehorchten, nicht indem wir uns „unterdrückt" fühlten, sondern kraft jenes magischen Vertrauensverhältnisses, das Eltern und Kinder in gesunder Wechselwirkung miteinander verbindet. D. T.]

Zwei Dornenwege zum gleichen Ziel. Denn das Müssen und Wollen richtet sich doch letzten Endes auf denselben Punkt: das Gute. Beide Wege könnten nun gleich richtig oder gleich falsch sein, insofern sie nämlich beide das gesteckte Ziel erreichen, wenigstens soweit es sich erreichen läßt, oder nicht. Beide könnten auch insoweit gleichwertig sein, als sie ungefähr gleichviele Schwierigkeiten und Schattenseiten aufweisen. Und das scheint mir — nach jahrelangen, ernsten Studien im Vaterland, dann in Nordamerika, dann wieder im Vaterland — zuzutreffen. Wenn sich mir in der Neuen Welt immer noch die Wage zugunsten unsrer deutschen Erziehung neigen wollte, so wurde sie seit meiner Rückkehr in die Heimat fest und schwankt nicht mehr nach der einen noch der anderen Seite. Für beide Seiten aber wünschte ich als Ideal eine Verschmelzung der Ideen. Die Übel des einen Wegs könnten mit den Vorzügen des anderen behoben werden und umgekehrt. Womit ich nicht sagen will, daß diese Einsicht neu wäre. Bewußt oder unbewußt sind die allgemeinen Kräfte des Menschengeistes dabei, auszugleichen, anzugliedern, damit die Menschheitsentwicklung immer hübsch beieinander bleibt. Aber grade, weil das so ist und sein wird und muß, ist es gut, daß wir uns möglichst klar darüber sind und möglichst bewußt zum Wohl unsres Volkes mithelfen können. Das ist besonders notwendig auch im Angesicht der unzähligen gewaltsamen und ungeschickten Ver-

suche in unserm ganzen deutschen Erziehungswesen, in Schule und Haus. Es ist wie ein ungeheures, ungewisses Wogen im deutschen Leben überall. Etwas Neues soll es geben, etwas unbedingt und durchaus Neues. Nun gerät das Ganze in eine bedenkliche schwere Schwankung nach der Gegenseite alles Gewesenen. Da sind Schulen und einzelne Lehrer, die das alte „Du sollst“ in ein „Ich mag“ oder „Ich mag nicht“ umkehren. Da sind Mütter, die ihre Kinder amerikanischer anfassen, als die ausgesprochenste Amerikanerin. Unberechenbare Schäden entstehen auf diese Weise der Volksseele, die wie verloren umherirrt. Sie kann ihr Innerstes nicht einfach umdrehen, sie bleibt nun einmal deutsch, Gott sei Dank, deutsch. Und sie muß und wird alle die Auswüchse wieder abstoßen, damit sie in ihrer ruhigen, tüchtigen Art sich weiterentwickeln kann.

Was der Amerikaner in Zukunft mit seinem Grundsatz „Ich will“ anfängt, geht uns zwar sehr viel an, läßt sich aber von uns wenig beeinflussen. Die Zeiten des deutschen Einflusses in Nordamerika sind vorläufig so gründlich vorüber, als sollten sie niemals wiederkommen. Dieses Wiederkommen hängt natürlich zumeist von uns ab. Jedes Volk muß auf die ganze Welt einen erziehlichen Einfluß haben, wenn es auch nur in irgendeinem wesentlichen Punkt der Weltentwicklung voran ist. Der Verlust eines solchen Einflusses bedeutet allemal ein Zurückbleiben, einen Niedergang, wenn nicht besondere Krisen im Innern.

Wenn der Amerikaner immer wieder von einer einseitigen Durchführung seines Erziehungsgrundsatzes abweichen muß, um nicht gänzlich von einem Vorwärtskommen abgedrängt zu werden, so haben wir Deutschen noch ebenso viel zu tun, um unsrerseits das eigentliche Ziel im Auge zu behalten. Schießt der Wille ins Kraut, so ist er ebenso unfruchtbar, als wenn er in seiner Entfaltung gehemmt wird. Die unheilvollen Folgen solcher Hemmung haben wir Deutschen an unserm jüngsten Zusammenbruch erlebt. Mit Sollen und Müssen sind wir in einen Drill hineingeraten, in eine Überentwicklung gehetzt worden, bei der die innere Gesundheit litt, der eigene Wille verkümmerte und von einer geistigen Selbständigkeit kaum mehr die Rede war. „Was wißt ihr Deutschen überhaupt noch anderes als Gehorchenmüssen?“ hörten wir oft drüben in Amerika; noch vor dem Krieg. „In der Schule den Drill, zu Hause vom Vater den Stock, im Beruf, im Militär wieder Drill — man möchte wissen, wann der Deutsche einmal Mensch ist!“ Als wir solche Ausstellungen vor Jahren hörten, wollten wir noch nicht viel davon wissen. Man nimmt ins Ausland zunächst noch so viel von eigener Luft und eigener Hülle mit, daß man gar nicht imstande ist, daraus durchzudringen, um wirklich an die andere Wesensart sehend und fühlend heranzukommen. Später wird das dann möglich, wenn man sich wahrhaft die Mühe dazu gibt. Dem Amerikaner wird dieses Einfühlen in fremdes Wesen noch unendlich viel schwerer als uns Deutschen, ja, man könnte oft denken, es wäre ihm überhaupt unmöglich. Der Weg vom „Du sollst“ scheint doch beträchtlich leichter dazu als vom „Ich will“. Wir haben das mit Staunen und Entsetzen an der Tatsache bewiesen gesehen, daß die allermeisten Amerikaner, die in Deutschland gelebt, studiert, sich vielleicht gar verheiratet hatten, dennoch so wenig vom innersten deutschen Wesen und Leben begriffen hatten, daß sie von 1914 an oder bald nachher deutschfeindliche Stellung nahmen und die unmöglichsten Dinge des Lügenfeldzugs glaubten. Die Betonung des Grundsatzes „Ich will“ hat eben die große Gefahr in sich, das Ich-Gefühl derartig zu verstärken, daß es nicht mehr von sich selbst absehen und aus sich herauskommen kann.

So sehen wir immer wieder, daß die deutsche wie die amerikanische Erziehungsidee sich auf ihrer einseitigen Bahn selbst die größten Schwierigkeiten bereitet und nur durch gegenseitige Abtönung und Durchdringung gewinnen könnte.

Toni Harten-Hoencke



Okkultismus und Mystik

Es läßt sich nicht mehr leugnen: Okkultismus und Mystik haben über den im vergangenen Jahrhundert herrschenden Rationalismus gesiegt. Kein Salon, in dem nicht von Astrologie gesprochen würde, kein Stammtisch, an dem nicht dieser oder jener merkwürdige Erlebnisse zu berichten hätte, die er noch vor wenigen Jahren im tiefsten Schreine seines Herzens verborgen haben würde. Der eine weiß von der Voranmeldung eines Sterbenden, dem Stillstehen einer Uhr in der Todesstunde, der andere von Vorahnungen aller Art, der dritte erlebte einen Spuk, wieder einer will einen Doppelgänger oder gar einen Geist gesehen haben. Sind denn alle verrückt geworden? denkt der wissenschaftlich Gebildete, und wenn er auch die Frage vielleicht nicht ohne gewisse Hemmungen bejahen mag, so erklärt er doch dies und manches andere mit der berüchtigten Kriegspsychose und ihren Nachwirkungen.

Es dürfte sich verlohnen, den Ursachen der Erscheinung nachzugehen.

Am bequemsten ist es zweifellos, alle angegebenen Phänomene glatt zu leugnen. Der Skeptizismus der Ignoranz — Schopenhauer prägte diesen treffenden Ausdruck im gleichen Falle — besitzt ja das nicht ohne Einschränkung beneidenswerte Vorrecht der Ablehnung ohne Prüfung. Es erinnert dies Verhalten an ein niedliches Wort, das von einem Friseurgesellen aus der französischen Revolution überliefert wird. „Wenn ich auch", meinte er, „nur ein einfacher Geselle bin, so habe ich darum doch nicht mehr Religion als irgendein anderer." Mutatis mutandis denkt jeder Ladenschwung, der auf seine Bildung stolz ist, dem Übersinnlichen gegenüber ebenso. Dies ist sozusagen für ihn der wissenschaftliche Befähigungsnachweis oder doch der für seinen Anspruch, sich unter die Gebildeten zu zählen. Leider finden wir aber auch in andern Kreisen, speziell an unsern Hochschulen, die gleiche Denkweise, ein Umstand, der es entschuldigen mag, wenn ich an dieser Stelle ein Thema behandle, dessen Erörterung in Amerika, England oder Frankreich etwa ebenso unmöglich wäre, wie das der Drehung der Erde oder der Entdeckung Amerikas. Denn dort ist man längst über den „Skeptizismus der Ignoranz" hinausgewachsen, nicht trotz, sondern gerade durch die ersten Gelehrten und Forscher der betreffenden Länder.

Daß man während des Krieges den brennenden Wunsch hegte, etwas über die eigene, oder die Zukunft geliebter Angehöriger zu erfahren, liegt auf der Hand. Man konsultierte also, zunächst nicht ohne Bangen und Zweifel, Astrologen, Hellseherinnen und Kartenschlägerinnen, und erfuhr dort gar manches, was sich späterhin wunderbar bestätigte. Dadurch wurde in weitesten Kreisen der Überzeugung zum Siege verholfen, daß die genannten Personen wohl nicht allwissend sind, denn sie irrten auch manchmal, immerhin aber über Fähigkeiten verfügten, für die der bisherige Materialismus oder Rationalismus, die mechanistische Weltanschauung, keine Erklärung hatten. In meinen „Prophezeiungen" (Verlag Albert Langen) war ich schon bei strengster Kritik zu dem Resultat gekommen, daß es tatsächlich eine Kraft des Fernsehens gibt, wozu ich noch hinzufügen möchte, daß diese sich durchaus nicht mit der heute noch herrschenden Weltanschauung verträgt. Der Tübinger Universitätsprofessor Österreich, ein weißer Rabe unter seinen Fachgenossen, ist in seiner vor wenigen Monaten erschienenen höchst lesenswerten Schrift „Der Okkultismus im modernen Weltbild" zu demselben Schluß gekommen. Da bei uns — trotz der Revolution — erst dann eine Wahrheit als solche anerkannt wird, wenn eine staatliche Autorität sie bestätigt, so datiert eigentlich erst von diesem Buche ab die Diskussionsfähigkeit der okkulten Phänomene. Vorher wußte jeder Geschäftsreisende, vorausgesetzt, daß er niemals bei Sitzungen zugegen war und die einschlägige Literatur nicht kannte, mehr als die ersten Physiker und Chemiker der Erde, etwa Crookes, Lodge, Richet, Fechner, Zöllner, Myers, die jenem Studium Jahre ihres Lebens gewidmet hatten.

Man wies auf die Erfahrungstatsache hin, daß die Folgeerscheinungen großer Kriege und Massenunglücke stets ein Anwachsen des metaphysischen Bedürfnisses gewesen seien. Das ist zum guten Teile richtig, insofern solche gewaltigen Erschütterungen die Menschheit in ihre

natürlichen Bestandteile zerlegen: die Sancho Pansas und die Don Quichottes. Während sich die ersteren in den Taumel möglichst materieller Vergnügungen stürzen, besinnen die andern sich auf ihr höheres Selbst und suchen hinter der Welt der Erscheinungen die des Seins. So rief etwa die furchtbare Pest des 14. Jahrhunderts bei uns neben einer außerordentlich gesteigerten Lebesucht auch den Flagellantismus hervor. So war es zu allen Zeiten und ist es natürlich auch heute, weil das Menschenherz sich in historischen Zeiten nicht verändert hat.

Doch noch ein anderes Moment spielt neben dem Gemütsbedürfnis, das aus dem labilen Gleichgewicht des Alltags durch große Erschütterungen seiner wahren Bestimmung zugeführt wird, hier dem Fraß und der Völlerei, dort der Religion und dem Mystizismus, eine ausschlaggebende Rolle. Die Erfahrung lehrt, daß nur Leiden uns zur Persönlichkeit reifen lassen. Auch in diesem Sinne kommt der Lehre von der Erbsünde ein tiefer Sinn zu. Für jedermann ist ein bestimmtes, nur individuell verschiedenes Leidensquantum zur Reife erforderlich. Vorher ist er Dutzendware, Erz und Schlacken sind in ihm kunterbunt vermischt. Durch Prüfungen, Versuchungen und Selbstüberwindungen mannigfacher Art erst wird das edle Metall herausgeschmolzen. Diese zur Reife unentbehrlichen Leiden nun kann man sich sehr wohl als eine „Schuld" oder „Sünde" vorstellen, die wir bei der Geburt mitbekommen und im Leben abzutragen haben, bis der Zweck unseres Erdendaseins, diese Reife eben, erreicht wurde. Denn mit unendlicher Weisheit hat die Vorsehung es ja so eingerichtet, daß Genuß und Glück uns befriedigen, das Leid allein, richtig aufgefaßt und verwertet, uns zur edlen Frucht am Menschheitsbaume werden läßt.

Die Sonne des Leidens nun scheint brennender in sturmbewegten Tagen, wie den jüngstvergangenen. Die notwendige Folge ist, daß weit mehr Menschen, als dies sonst der Fall wäre, unter ihren Strahlen zu einem höheren Menschentum heranreiften. Dieses liegt ja selbstverständlich auf ethischem Gebiete, trotzdem führt der Weg dorthin durch die Regionen des Okkultismus und der Mystik.

Denn Leiden reifen nicht nur zur sittlichen Persönlichkeit, sie machen uns auch empfänglicher für Reize, die unter normalen Umständen zu schwach sind, um wahrgenommen werden zu können. Es ist etwa so wie beim Zahn, der an einer Stelle seinen Schmelz verloren hat. Hier empfindet er Wärmedifferenzen und Süßigkeit sogar als Schmerz, während er an andern, gesunden Stellen gänzlich unempfindlich dagegen bleibt. Der glückliche Besitzer kerngesunder Zähne wird geneigt sein, den Schmerz für Einbildung zu halten und die objektive Ursache desselben zu leugnen, weil sie auf ihn überhaupt keine Wirkung ausübt. Der Besitzer des angegriffenen Zahnes aber wird seine Überempfindlichkeit gerne zugeben, nur wird er mit Recht bestreiten, daß die äußere Ursache seines Schmerzes fehle. Genau so verhält es sich den meisten okkulten Erlebnissen gegenüber. Wenn wir von besonders disponierten „Medien" absehen, werden wir finden, daß jedes tiefe Leid bei jedem Menschen gewisse okkulte Fähigkeiten weckt. Hierauf beruhen die seit Jahrtausenden bekannten Experimente der Magie: Hellsehen, Telepathie, Gedankenlesen, Aussendung des sogenannten Astralleibes usw. Man kann fast niemals sagen: Wenn du dieses oder jenes Experiment machst, wird mit Notwendigkeit diese oder jene übersinnliche Fähigkeit sich einstellen, sondern man kann nur ganz allgemein feststellen, daß eine solche geweckt werden wird.

So kann man etwa durch lange, mit großer Selbstüberwindung verbundene sexuelle Abstinenz sich zum Hellsehen erziehen, und zwar zum spontanen, während die Heranbildung des willkürlichen Hellsehens von den besonderen Dispositionen abhängt. Dies ist die Ursache, daß sich bei alten Jungfern, Witwen, in Klöstern so häufig hellseherische Phänomene einstellen. Was ich hier verrate, ist durchaus kein Geheimnis. Die Inder, die ihren Körper studierten und seine Fähigkeiten durch höchst schmerzhafte Konzentrationsübungen ausbildeten, oft zu einer staunenswerten Vollendung, während wir in chemischen Laboratorien arbeiteten und Luftschiffe konstruierten, wissen dies und noch vieles andere seit Urzeiten.

Der Sinn der Askese liegt eben im wesentlichen neben der Stählung der Willenskraft in der Tatsache der durch Leiden geweckten übernormalen Fähigkeiten. Denn Askese ist untrennbar verbunden mit einer ungeheuren Willenszucht und mit großen Schmerzen. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen: nicht Halluzinationen werden dadurch hervorgerufen, sondern die Sensibilität wird gesteigert, die schwächsten Reize werden empfunden und sonst brach liegende Fähigkeiten geweckt.

Eines der schwierigsten, aber in seinen Wirkungen auch durchschlagendsten Experimente verrät Christus mit der Formel: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen." Es handelt sich hiebei darum, derjenigen Person, die uns am meisten Übles zugefügt hat, die unser Leben zerbrach, nicht nur zu verzeihen, d. h. sich nicht damit zu begnügen, das durchaus natürliche und gerechte Gefühl der Rache und Wiedervergeltung zu unterdrücken, sondern sich zu zwingen, ihr etwas Gutes zuzufügen. Diese Selbstüberwindung ist überaus schmerzhaft. Den Versuch kann jeder Leser machen, indem er sich anfänglich zwingt, einen kleinen Ärger über eine Kränkung zu unterdrücken, um dann zu schwierigeren Aufgaben überzugehen. Er wird dann wenigstens fühlen, wo das Problem liegt. Die Wirkung des gelungenen Experimentes nun besteht nicht nur in einem überaus intensiven, süßen, durchbohrenden Glücksgefühl, sondern auch in allerhand übersinnlichen Erlebnissen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Hiemit sind wir bereits unmerklich auf ein zwar verwandtes und auch sehr häufig mit dem Okkultismus identifiziertes, aber doch durchaus wesensverschiedenes Gebiet geraten: in die Mystik!

Der Okkultismus hat es ausschließlich mit sozusagen physikalischen Phänomenen zu tun. Ob ein Gegenstand vom Medium ohne Berührung bewegt zu werden vermag, ob man ohne die Augen sehen, ohne Ohren hören kann, ob Dinge, die sich auf Hunderte von Kilometern von uns abspielen, oder gar erst in der Zukunft liegen, wahrgenommen werden können, das und noch vieles andere gehört in das Bereich des Okkultismus oder der Metapsychik, zu dem man früher auch Hypnotismus und Suggestion zählte. Da niemand mehr an der Tatsächlichkeit dieser Phänomene, deren Realität noch Virchow bestreiten konnte, zweifelt, gelten sie heute nicht mehr als okkult, d. h. verborgen. Über ihr Wesen weiß man natürlich genau so viel oder so wenig wie früher, aber das stört durchaus nicht. Häufig verleiht ja schon die Prägung eines neuen Namens einer Erscheinung Bürgerrecht in der Wissenschaft.

Ganz anders steht es um die Mystik. Sie interessieren derartige, letzten Endes doch irelische Dinge, durchaus nicht. Es ist ihr ganz gleichgültig, ob es spukt, weil Geister ihr Unwesen treiben, oder weil das Medium Kräfte ausstrahlt, oder weil — wie man neuerdings anzunehmen scheint — die physikalische Beschaffenheit des Ortes die Phänomene begünstigt oder gar erzeugt. Was sie ganz allein interessiert, ist die S e e l e, die von alledem ja gänzlich unberührt bleibt. Es ist das Verhältnis der Seele zum Höchsten, zu Gott, den sie in sich wachzurufen trachtet.

Nachdem der Rationalismus der Scholastik abgewirtschaftet und man sich allgemein davon überzeugt hatte, daß das Denken eine inferiore Funktion ist, wohl geeignet, Irrtümer aufzudecken, aber unfähig, die letzten Wahrheiten zu ergründen, da warf sich die Gotik der Mystik in die Arme. Das Himmelanstrebende der gotischen Dome mit ihren Fialen, Wimpergen und Kletterblumen, die jedem Stein die Erdenschwere zu nehmen scheinen, um ihnen den gewaltigen Auftrieb himmelwärts einzuhauchen, versinnbildlicht aufs deutlichste das Streben der Gemüter dieser Jahrhunderte: den Zug nach oben!

Nicht im Grübeln über die letzten Rätsel unseres Daseins, nicht im Aufsuchen neuer Erdteile und den Entdeckungen im Laboratorium oder unter dem Ultramikroskop sieht der Mystiker seine Aufgabe, sondern in sich selbst sucht er sie, in der Erschließung seiner Seele. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern findet sich dieses Streben. Der Inder sagt dasselbe wie der Perser, ein Plotin unterscheidet sich nicht nennenswert von einem Meister Eckehart,

weder in der Grundanschauung vom höheren Erleben noch in der Darstellung des innerlich Geschauten, soweit dies überhaupt mitteilbar ist.

Denn das ist das Wesentliche: die Überzeugung von der Kraft zu höherem Erleben, von einem Verzücktsein, das uns innerlich mit einem Ruck vorwärts bringt. Gewiß kann dies nicht jeder, bei der qualitativen Verschiedenheit der Menschen, aber niemand kann es ohne große Leiden.

Hier schließt sich der Kreis; vom Leiden gingen wir aus. Es ist der Grund sowohl für das Gemütsbedürfnis, sich mit Höherem, über die Alltagsinteressen Hinausgehendem zu beschäftigen, als auch die Ursache für eine Verfeinerung unserer Aufnahmeorgane, wenn man sich so ausdrücken darf, die sie befähigt, sonst Verborgenes physischer Art zu erblicken, endlich aber schenkt es uns das religiöse Erlebnis mit seiner absoluten subjektiven Überzeugungskraft und Unwiderlegbarkeit.

Es wäre ganz zwecklos, von den verschiedenen inneren mystischen Erlebnissen zu sprechen, da nur der sie verstehen würde, der sie selbst an sich erfuhr. Darum ist tiefste Weisheit Schweigen. Das Letzte und Höchste, die Visio Dei, zerreißt die Schleier, die über der Welt der Erscheinungen lagern, und gestattet einen kurzen, aber für das ganze spätere Leben entscheidenden Blick in die des Seins. Denn alles Vergängliche ist für den Mystiker nur ein Gleichnis, und er lächelt über die Versuche der Wissenschaft, sich mit Reagenzglas und Spektralanalyse den letzten Ursachen zu nähern. Für ihn ist Gott Geist und kann nur durch den Geist erschaut, aber nicht durch Vermessen und Abwiegen seines Mantels erfaßt werden. Ebenso lächelt er selbstverständlich über das naive Stammeln der Psychologen und Psychiater, für die das Geigenspiel ein Scharren von Roßhaaren auf Schafdärmen bleibt und ihrer Veranlagung und Untersuchungsmethode nach auch immer bleiben muß. Denn sie spielen sich auf einer weit tieferen Ebene ab. Der Glauben aber, den die Wissenschaft fordert, ist nicht um Haaresbreite kleiner, als der von irgendeiner Religion oder Sekte oder vom niedersten Volksaberglauben beanspruchte. Oder gilt dies etwa nicht von der Zelle, die sich zum Menschen oder Mammuth ausgewachsen haben soll? Oder vom sogenannten Unterbewußtsein, dem die fabelhaftesten Leistungen von denselben Kreisen heute zugeschrieben werden, die noch vor ganz kurzer Zeit aus Hochmut oder Feigheit ungeprüft alle über ihren, ach so engen, Horizont hinausgehenden Tatsachen leugneten? Der wesentliche Unterschied zwischen dem Gelehrten und dem Mystiker ist der, daß ersterer Proselyten machen will, was diesem gänzlich fern liegt, so fern, daß es ihn die größte Überwindung kostet, von seinen tiefsten Erlebnissen und darauf begründeten Kenntnissen auch nur zu reden.

Wenn eine Nation sich auch nicht lediglich aus der Summe der gerade lebenden Individuen zusammensetzt, wie der Nominalismus annimmt, sondern noch eine geistige Tradition, Ideen hinzutreten, und zwar als sehr wesentliche Bestandteile — der Universalismus meint sogar, als das Ausschlaggebende und sieht in den gerade Lebenden nur Repräsentanten dieser Ideen —, so ist doch sicherlich die lebende Generation von größter Bedeutung für die Nation.

Nun wurde und wird unsere Zeit vom tiefsten Leid aufgewühlt. Dadurch werden viele, die sonst mehr oder minder gedankenlos und willensschwach in den Tag hineingelebt hätten, aufgerüttelt bis in die Grundfesten ihres Wesens. Sie lernen es, die Quellen ihrer Kraft nicht im zerstörbaren Leib zu suchen, den einst die Würmer fressen werden, sondern in großen, transzendentalen, unzerstörbaren Ideen. Sie fühlen sich als gebrechliche Werkzeuge eines ewigen Meisters, der sich in der unsterblichen Energie ihres Volkes offenbart. Sie verlernen es, ans kleine Ich zu denken, wenn es sich darum handelt, große, überpersönliche Aufgaben zu lösen. Das verleiht ihrer Seele die Schwungkraft des Adlers und die Furchtlosigkeit des verwundeten Ebers. Die Nation aber, die viele solche Persönlichkeiten in sich hegt, wird nicht vom Unglück zerrieben, sondern zu Stahl geschmiedet. Und so soll und wird es uns Deutschen ergehen!

Dr. Max Kemmerich (München)



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals: Kirche und Weltversöhnung

Im Juniheft des „Türmers“, S. 179 ff., fand sich ein kurzer Artikel über Kirche und Weltversöhnung, oder vielmehr ein Briefwechsel Ihres Korrespondenten G. H. mit Pfarrer Alexandre Guillot von der Protestantischen Nationalkirche von Genf über dieses Thema, zu dem Sie mir einige Worte gestatten wollen.

Daß ich mit dem Nachwort des „Türmers“ vollständig einverstanden bin, versteht sich von selber. Dieselbe leidenschaftliche, ganz und gar widerchristliche Feindseligkeit gegen Deutschland und alles Deutsche, wie sie der Brief Alexandre Guillots offenbart, finde ich auch hierzulande in weitesten Kreisen unter den „Yankees“. Sie haben recht: „Da ist kein menschlicher Zugang möglich, keine Erörterung; das ist Erkrankung der Sehorgane und des Urteilsvermögens, wobei sich das Geschehen im Reiche der Welt heillos durcheinandermischt mit den Dingen des Gottesreiches.“ Und doch eine Aktion des Verbandes der amerikanischen Kirchen zugunsten einer Weltversöhnung? Nun, darüber braucht man sich weiter nicht zu wundern, Amerika ist ja „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Warum sollte da eine solche Aktion nicht auch möglich sein? Sie ist tatsächlich vorhanden. Man sollte aber, und das ist der Zweck meines Schreibens, zurückhaltend sein mit seinem „größten Bedauern und Erstaunen“ darüber, daß z. B. die Protestantische Nationalkirche von Genf einer Anfrage, ob man sich dieser Aktion anschließen wolle, eine scharfe Abweisung erteilt hat. Wir können dieser Kirche nur dankbar sein für diese Abweisung, auch wenn wir ihre Beweggründe dafür nicht teilen und billigen.

Weiß man in Deutschland etwas Genaueres über den Verband der amerikanischen Kirchen, der sich „Federal Council of the Churches of Christ in America“ nennt? Weiß man z. B., daß dieser Verband nach Friedensschluß dem Präsidenten Poincaré und seinem Helfershelfer Clémenceau eine Ergebenheitsadresse überreicht hat, in der diesen Unmenschen von den evangelischen Kirchen Amerikas gedankt wurde für ihre Verdienste um den Frieden und die ganze Welt? Weiß man, daß Präsident Wilson von diesem Verband eine Kaplans-Kriegsmedaille erhalten hat und zwar „als Ausdruck der Anerkennung seitens der Kirchen für seine ausgezeichneten Verdienste um die Kirchen und für die Welt infolge seiner Führung, durch welche der Weltkrieg gewonnen und der Welt die Ideale gebracht worden sind, die sich in der Völkerliga verkörpern“? Besagte Medaille ist ihm von dem Methodistenbischof William F. M'Dowell durch den Sekretär Baker feierlich überreicht worden.

Weiß man drüben, daß derselbe „Verband“ dem frechen Gottesleugner Viviani, der sich öffentlich gebrüstet hat damit, daß Frankreich für alle Zeiten die Lichter am Himmel ausgelöscht habe, während seiner kürzlichen Anwesenheit in diesem Lande, in Neuyork ein Festmahl gegeben und sich nicht gescheut hat, auch dieses Mannes „Verdienste“ um den Weltfrieden zu preisen? Nebenbei bemerkt, haben die geistlichen Herren, die diesem Bankett beiwohnten,

es stillschweigend mit angehört, als der eitle Franzose von einer „Kreuzigung Frankreichs für die Welt" im Kriege redete!

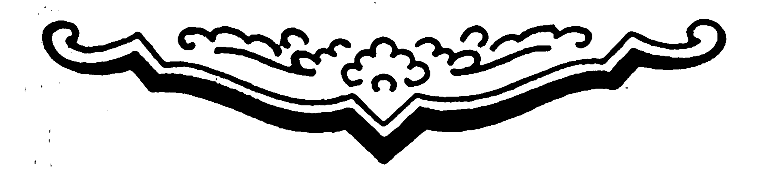
Im vorigen Jahre fand in Chikago eine Versammlung des Interchurch World-Movement statt, bei der freundliche Töne auch Deutschland gegenüber angeschlagen wurden und von Weltversöhnung die Rede war. Anwesende deutsch-amerikanische Pastoren, die das alles für Ernst nahmen, stellten damals den Antrag, oder vielmehr sie richteten an die Versammlung die Bitte, dahin zu wirken, daß die deutsche Mission gerechter behandelt würde von den Alliierten usw. Ihre dahingehende Bitte wurde aber glatt abgelehnt, weil die Versammlung nicht maßgebend sei für derlei Fragen, sie dürfe sich nicht in Politik mischen!

Genau genommen, muß man unterscheiden zwischen dieser Versammlung und dem Verband der amerikanischen evangelischen Kirchen. Bei Licht besehen, sind es aber dieselben Leute hier wie dort, nur unter anderem Namen, die sogenannten „Führer" dieses Landes in kirchlichen Dingen. Sobald es sich um ein Wort der Fürsprache für Deutschland handelt, dann heißt es: wir dürfen uns nicht in politische Dinge mischen, handelt es sich dagegen um Deutschlands Feinde — ja Bauer, das ist etwas ganz anderes, dann schweifwedelt man vor den Franzosen und mischt das Geschehen im Reiche der Welt heillos durcheinander mit den Dingen des Gottesreiches!

Bei einer solchen Stellung dieses Verbandes und seiner Gesinnungsgenossen in anderen Verbänden ist es begreiflich, daß weite Kreise deutsch-amerikanischer Kirchen in diesem Lande nichts von einem Anschluß an diesen Verband wissen wollen, ihn vielmehr grundsätzlich ablehnen, weil er einen „anderen Geist" hat als sie. Eine „Weltversöhnung" auf Kosten Deutschlands ist keine Weltversöhnung. Eine andere will auch der Verband der amerikanischen Kirchen nicht. Die Kirche Calvins in der Schweiz hat darum recht daran getan, sich diesem Verband gegenüber schroff und ablehnend zu verhalten, wobei es dahingestellt sei, ob sie sich bei ihrer Absage vom christlichen Geiste hat leiten lassen. Sollte einmal die evangelische Kirche Deutschlands in die Lage kommen, Stellung zu der Aktion dieses Verbandes nehmen zu müssen, dann hüte sie sich vor einer weltversöhnlichen Stimmung, die nie und nimmer zu einer wahren Weltversöhnung führt. Auch wenn nicht die Forderung nach Reue und Demütigung uns gegenüber erhoben wird, haben wir als Deutsche nichts mit einem Verband zu tun, der das Geschehen im Reiche der Welt so heillos durcheinandergemischt hat mit den Dingen des Gottesreiches, wie vom Federal Council of the Churches of Christ in America nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen geschehen ist. Wir sind auch für eine Weltversöhnung, aber auf einer ehrlichen, wahrheitsliebenden, wahrhaft christlichen Grundlage. „Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann."

Mit vorzüglicher Hochachtung und der ergebenen Bitte, vorstehende Zeilen durch den „Türmer" der Öffentlichkeit zu übergeben, verbleibe ich Ihr ergebener

D. Immanuel Genähr, Präses der Rheinischen Mission in China
(z. Zt. auf einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten).



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Deutsche Jakobitendichtung

Sieben Söhne gab ich dem Kavalier,
Sieben grüne Plätze sind blieben mir,
Ihrer Mutter Herz ist gebrochen vor Weh —
König Jakob, daß ich dich wiedersäh!"

Die Strophe Fontanes sagt, was mit Jakobitendichtung gemeint ist: das Jahr 1688 hatte den Engländern ihre „glorreiche Umwälzung" gebracht, der letzte Stuartkönig hatte weichen müssen von Thron und Land — aber die Hoffnung, wieder einzuziehen in den Londoner Königspalast, gab er deshalb nicht auf. Wenn er die Überzahl des englischen Volkes in den Städten, auch des südenglischen Landadels gegen sich hatte, in Nordengland, vor allem in der alten schottischen Heimat, schlugen genug Herzen für das Herrschergeschlecht, dessen Söhne; lange bevor sie Englands Krone trugen, im ragenden Schlosse zu Edinburg gehaust hatten, die verwachsen waren mit der Geschichte des Landes, umrankt von der Sage, verklärt von der volkstümlichen Liederdichtung wie nur irgend eine der großen schottischen Familien. Darum fand jeder Versuch, den der gestürzte König Jakob, sein gleichnamiger Sohn, der „Kavalier", oder endlich der Enkel, der „junge Kavalier", Prinz „Charlie", machten, die verlorene Herrschaft mit den Waffen zurückzuerobern, Unterstützung bei den Getreuen. Der Eindruck aber, den die Ereignisse dieser Aufstände, die Personen der letzten Stuarts, ihrer Freunde und ihrer Gegner, auf die Phantasie machten, rief eine reichhaltige jakobitische Dichtung hervor: die Lieder bejubelten jeden Erfolg, jede frische Tat der Rebellen, sie überhäuften die Gegner mit Hohn und Spott, sie verklärten den König „jenseits des Wassers" und die Seinen mit dem Schimmer idealisierender Poesie. Und selbst als jede Hoffnung aufgegeben werden mußte, als niemand mehr daran denken konnte, das Haus Hannover wieder heimzuschicken nach Deutschland, verstummte diese Jakobitenlyrik nicht; natürlich hatte sie nun keine politische Bedeutung mehr: eine gefühlvolle dichterische Romantik gefiel sich darin, die Stimmung vergangener Tage von neuem zu erwecken; wenn sich dabei die Gelegenheit ergab, die Abneigung gegen bestehende Verhältnisse durchschimmern zu lassen, so schadete das nichts. „Die Jakobiten machen unsere Lieder, die Hannoveraner unsere Gesetze", so hieß ein Witzwort jener Tage; zuletzt war man beiderseits mit dieser Rollenverteilung ganz zufrieden.

Aber was geht uns das an? Von den englischen Königen aus dem Hause Stuart ist keiner, für den wir von vornherein eine besondere Zuneigung empfänden, keiner, der sie verdiente, kühl bis ans Herz hinan stehen wir ihnen als geschichtlichen Persönlichkeiten gegenüber. Und doch: wollte man all die Dichtungen sammeln, die in deutscher Sprache von Glück und Fall des Hauses Stuart sagen, es gäbe einen gar stattlichen Band.

Dabei macht freilich die Jakobitendichtung im engeren Sinne nur einen Teil aus, der sich von der Hauptmasse scheidet. Diese gruppiert sich um Maria Stuart und Karl I. Die Schottenkönigin lockte durch den Ruf ihrer Schönheit und den romantischen Reiz ihres tragischen Schicksals, durch Schillers Drama wurde sie überdies dem deutschen Gemüt besonders nahe

gebracht; nimmt man noch den Einfluß Scotts hinzu, so hat man genug beisammen, um zu wissen, was immer wieder unsere Dichter in Queen Marys Bann zog. Bei ihrem Enkel bezeugt aber schon die Tragödie des Andreas Gryphius von der „Ermordeten Majestät oder Carolus Stuardus" den Eindruck, den das gewaltige geschichtliche Ereignis seines Sturzes auf die Zeitgenossen machte, und der hat für spätere, politisch ganz anders als unser siebzehntes Jahrhundert teilnehmende Geschlechter vorgehalten. Aber geschichtliche Bedeutsamkeit und persönlicher Reiz — den Versuchen des letzten Stuartkönigs und seiner Nachkommen, die verlorene Krone wiederzugewinnen, scheinen sie, zunächst wenigstens, zu fehlen. Darum sind auch Versuche, ihr Geschick im Drama zu behandeln, zwar gemacht worden, aber gescheitert; von ihnen zu sprechen, lohnt nicht.

Die kleineren Formen aber, Ballade und Lied, können von dem Gefühl, dem Eindruck des Loses der gestürzten Größe, ausgehen und dadurch unsere Teilnahme in ihrem engeren Bezirke auch für die Persönlichkeit, die solch Geschick getroffen hat, gewinnen und wachhalten. So wirkt schon die, soweit mir bekannt, früheste deutsche Jakobitenballade Wolfgang Müllers von Königswinter, „Jakob von England" (gedruckt 1842). Da betrachtet der Vertriebene von den Uferdünen bei Calais die Seeschlacht, in der seine französischen Verbündeten der englischen Flotte erliegen; seine eigene Sache ist es, die da den schwersten Schlag erleidet — aber er preist den Heldenmut des Volkes, das seine Sprache spricht, sein Herz ist da, wo Englands Banner wehen; sein letztes Wort ist der Segenswunsch: „Das erste Volk zu Land und Meer Seid Briten alle Zeiten!" Das ist natürlich rein aus idealem deutschen Gemüt geschöpft, nur möglich bei vollkommenem Verzicht auf Wiedergabe des geschichtlichen Charakters: dem leidenschaftlichen, düsteren Selbstherrscher dürften in Wirklichkeit solche Stimmungen sehr fremd gewesen sein.

Wurde hier noch versucht, mit den Mitteln einer etwas billigen Rührung empfindsame Gemüter für eine ins Lichtblaue idealisierte Phantasiegestalt zu gewinnen, so bildet eine Jakobitenballade ganz junger Vergangenheit einen merkwürdigen Gegensatz in Stil und Auffassung. Auch in Agnes Miegels „Marie" erscheint das Bild des Stuarts, aber nicht in Person, sondern wie es sich im Sinn einer nach Recht und Unrecht nicht fragenden Anhängerin spiegelt. Am Seegestade steht sie, die schöne Marie, deren Ahnin einst König Charlie gut war, und über die Wellen schweift ihr Blick in die Ferne. Nie hat sie ihn gesehen, den gestürzten König; nur ihr Oheim hat ihr erzählt

„Von seinen Augen dunkelblau,
Schrecklich dem Feinde, schrecklich der Frau,
Von dem Stuartlächeln, stolz und heiß,
Das nichts von Güte und Mitleid weiß",

und seitdem ist es um sie geschehen, im Wachen und Traum, wo sie geht und steht, verfolgt sie das Bild des Königs:

„Ich dachte deiner harten Hand,
König du über Engelland,
König über mein heißes Herz,
Mit der weißen Stirn, mit der Stirn von Erz."

So wartet sie denn, wartet die Tage und die Wochen, nichts als die eine Frage im Sinn: „Stuart, wann werd' ich dein Segel sehn?"

Hier taucht nun zum Greifen deutlich etwas auf, was unsere Dichter doch auch persönlich zu den Stuarts zog: es war das Erbe der Ahnin, der schönen Marie. Ihr dankten sie alle einen Zauber, der den Bourbonen etwa abgeht; mit all ihren Fehlern und Schwächen, den Sünden, die ihr politisches Schicksal genugsam rechtfertigen, ein Etwas war an ihnen, das die Herzen in den Bann schlug. Wir begreifen es ohne weiteres bei den zahlreichen Maria-Stuart-Gedichten (sie finden sich bei Geibel, Fontane, Dahn, Agnes Miegel und wer

weiß noch wo), aber auch noch im unbedeutendsten Träger des Namens lebt etwas von dieser Romantik. Fontane hat sie seinen James Monmouth als die Summe seines Wesens und Geschickes aussprechen lassen:

„Das Leben geliebt, die Krone geküßt,
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuartleben."

Solche Naturen bleiben Herrscher im Sinne der Ihren, auch wenn ihnen die staatliche Macht entglitten ist; wenn sie nichts mehr zu geben haben, ihnen wird noch immer entgegengebracht, was sie nicht verlieren können: die Treue bis in den Tod, die gar nicht fragt, ob der, dem sie gilt, auch des Opfers wert sei. Und diese Jakobitentreue ist nun das zweite, was unsere Dichter gewonnen hat, vor allem Fontane. Eine echte und rechte Stuartballade sind „Die Hamiltons", die Geschichte der trotzigen Adelsfamilie, in der mit der Locke der Königin Marie die Treue zu ihrem Hause sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Sie sind dabei, weil sie dazu gehören: in allen Tagen des Jubels und der Trauer, seit König Jakob auf „milchweißem Zelter" in London einritt, bis zum düsteren Ende von Culloden, wo das Distelbanner für immer in den Staub sank, und auch dann noch ist für sie der wahre König nur der „jenseits des Meeres". Der letzte Stuart stirbt in der Ferne — den Hamiltons bleibt als Schatz ihres Geschlechtes die Erinnerung an das, wofür die Väter gelitten und gestritten haben:

„Die Stuarts sind gestorben,
Doch die Treue kennt kein Grab."

Und nun müßten wir nicht Deutsche, das große Übersetzervolk sein, wenn wir nicht auch zur englischen Jakobitendichtung gegriffen hätten, um aus ihr Töne und Farben für uns zu holen. Denn sehr charakteristischerweise handelt es sich nicht immer bloß um Übertragungen. Fontanes Gedichte enthalten eine Abteilung „Lieder und Balladen frei nach dem Englischen" — fast ihren Schluß machen elf Jakobitenlieder aus. Ihre unmittelbare Quelle vermag ich nicht festzustellen: die größere Hälfte steht in den Ausgaben der Werke des schottischen Dichters Robert Burns, die kleinere in englischen Sammlungen der Jakobitenlyrik; ob Fontane also neben Burns eine solche Zusammenstellung benutzt hat oder alle seine Vorlagen irgendwo beisammen fand, ist zweifelhaft, für uns aber von geringerem Belange. Die Hauptsache ist, daß Fontane seine Texte teilweise stark umgestaltete; das beste Beispiel ist das Gedicht, dessen deutsche erste Strophe am Anfang dieses Aufsatzes steht. Im Englischen geht ihr eine etwas rührselige Schilderung des Sprechenden voran; dadurch daß sie weggelassen ist, wirkt nun das Lied als freier Gefühlsausbruch, um so mehr, als Fontane noch die Strophen umstellte. Anders als die Vorlage beginnt er mit dem persönlichen Opfer von Weib und Kind, dann folgt die Klage über den Zustand des Landes und der trotzige Schluß; in alledem ist an die Stelle etwas weichlichen Jammers männlicher Zorn, eine verbissene Entschlossenheit getreten. Wie anders klingt doch der schottische Kehrreim „Und Frieden gibt's nimmer, bis Jakob daheim" gegenüber dem leidenschaftlichen „König Jakob, daß ich dich wiedersäh!"

Dasselbe gilt von mehreren der andern Gedichte. Von dem Jubellied, das den Prätendenten 1745 grüßte, ist nicht viel mehr geblieben als der kecke Kehrreim: „O Charlie ist mein Liebling, der junge Kavalier!" Die tragikomische Geschichte von der Schlacht bei Sheriffmuir, in der jeder den andern besiegte, ist in ein paar schlagkräftige Strophen zusammengedrängt. Doch zu Einzelheiten ist hier nicht Raum. Im ganzen wird man sagen können, daß diese Lieder z. T. ein ganz anderes Pathos bekommen haben, als sie in ihrer Urform besaßen. Was ihnen darum vielleicht an Echtheit abgeht, haben sie für uns an Wirkung gewonnen.

Fontane ist nicht etwa der letzte, den jakobitische Stoffe lockten. Von Agnes Miegel war schon die Rede, in Leo Sternbergs „Kleinen Balladen" findet sich eine Übertragung

eines übermütigen Liedes vom Siege der „hundert Pfeifer“, Alice von Gaudy preist den Heldentod eines Trommlers in Charlies Sold, und mehr wird wohl noch zu finden sein.

Aber hier handelt es sich nicht um Vollständigkeit, sondern darum, eine besondere Erscheinung hervorzuheben: ist es nicht sonderbar, daß deutsche Dichter zu einer Zeit, da ihnen solche Stoffe allem Anschein nach recht fern liegen mußten, sich hingezogen fühlten zu diesen royalistischen Trutzliedern? Daß Theodor Fontane, der Sänger preußischer Helden, ihnen einen Schwung gab, der uns fast vergessen läßt, daß es sich um unserm Volke fremde Schicksale handelt? War's nur die Freude am alten romantischen Lande der Percy und Douglas? Aber dort am Ufer der schottischen Seen war ihm auch einst die Erkenntnis aufgegangen, daß im brandenburgischen Sande ebensogut die blaue Blume blühe, als der märkische Wanderer war er aus England in die Heimat zurückgekehrt. Und vielleicht klangen aus den schottischen Jakobitenliedern doch Töne, für die man in Preußens Konfliktszeit Verständnis hatte: auch König Wilhelm redete einmal in bedrückter Stunde zu Bismarck vom Schicksal des Grafen Strafford, der für einen Stuart auf dem Schafott gestorben war. Wie dem sei — wir wollen nicht spekulieren über Dinge, die sich nicht entscheiden lassen. Aber eins ist sicher: den letzten Stuarts ist kein schlechtes Los gefallen in unserer Dichtung, und — hatten wir nicht mehr denn sie?

Dr. Albert Ludwig

Ein Rückblick auf die Dante-Arbeit der letzten Jahre in Deutschland

II.

Still und heimlich, gleichsam über Nacht, hat sich wieder eine kleine Gemeinde von Dantefreunden zu einem neuen Danteverein zusammengetan und nach 43 Jahren den fünften Band des Dantejahrbuches erscheinen lassen (Jena 1920, Eugen Diederichs). Hatte 1870 der Krieg Schuld, gab er wenigstens den ersten Anstoß dazu, daß der von Witte 1865 gegründete Danteverein wegen Teilnahmlosigkeit eines sanften Todes verblich, so wurde auch die Gründung der neuen Gesellschaft (wovon unter Kraus und Scartazzini schon 1893 die Rede war) und das Erscheinen dieses bereits für September 1914 geplanten Jahrbuches durch den Weltkrieg bis zum Jahre 1920 verzögert. Die Teilnahme für Dante hat in diesen vier Jahrzehnten in Deutschland durchaus nicht geruht; das Gegenteil ist der Fall. Denn es sind niemals soviel Verdeutschungen und andere Arbeiten über Dante erschienen wie in diesem Zeitraum und besonders in den letzten zwanzig Jahren. Konnte ich in meiner kleinen Bibliographie (Leipzig 1907) bis zum Jahre 1865 nur dreizehn vollständige Komödienübertragungen aufführen, so waren bis 1907 schon dreiundzwanzig zu verzeichnen, zu denen bis heute noch fünf (Bassermann, Zuckermandel, Lübbe und zwei vom Besprecher) zu zählen sind. Weitere sind unterwegs, teils in der Presse, teils noch in Handschrift. Dazu kommen noch mehrfache Neuauflagen und teilweise Neubearbeitungen (Streckfuß, Witte, Philalethes). Rechnet man aber noch die Übersetzer hinzu, die nur Teile der Komödie oder andere Werke des Florentiners übertrugen, so blicken wir seit 1555 im ganzen auf die stolze Zahl von reichlich hundert Köpfen zurück, die sich mit Dante beschäftigten. Dr Hugo Daffner, auch als Kammermusikkomponist wie als Sinfoniker bekannt, der Präsident der neuen Dantegesellschaft und Herausgeber des Jahrbuches, spricht in der Einleitung über Entstehung und Verlauf der alten Gesellschaft in anschaulicher Weise. Er steuert auch einen lehrreichen Aufsatz über Dante und die Musik bei, dessen zweite Hälfte aus Platzmangel für das nächste Jahrbuch zurückgestellt werden mußte, sowie eine kleine Abhandlung über Dante bei Rossini und endlich eine Untersuchung über die Zusammenhänge von Dantes Komödie mit christlichen Legendenbildungen

und über Goethes Beziehungen zu Dante, eine Abhandlung, die nichts Neues bringen will und kann. Joseph Kohler spricht über Dante und die Willensfreiheit in seiner bekannten, manchmal etwas weitschweifigen und trockenen Weise. Bassermann bringt aus der oben besprochenen Paradiesübertragung Gesang vier und acht nebst Erläuterungen, und zeigt sich in zwei kleinen Gedichten als selbständiger Dichter vorteilhafter denn als Nachdichter. Gleich ihm vertreten Sofie Gräfin v. Waldburg-Syrgenstein, A. v. Gleichen-Rußwurm und A. Leverkühn das lyrische Element in Form von Anwidmungen. Zwei sehr bemerkenswerte Beatrice-Studien steuern Karl Federn und Engelbert Krebs bei. Paul Alfred Merbach glänzt durch eine vortreffliche Arbeit: Dante in Deutschland. Sehr dankenswert ist die Wiedergabe der Paradiesübersetzung von Seligmann Heller, von dessen im Nachlaß vorgefundener trefflicher Übertragung mir schon vor Jahren einige Gesänge durch Federns Güte handschriftlich mitgeteilt wurden und nach deren Kenntnisnahme ich schon damals bedauerte, daß diese Arbeit im Verborgenen bleiben sollte. Nun ist sie ans Licht getreten. Sie ist in durchgereimten Terzinen, nach dem Beispiel von Streckfuß, Kohler und Gildemeister in streng wechselnden männlichen und weiblichen Reimausgängen gehalten, liest sich leicht und flüssig, trifft Dantes Ton sehr oft aufs glücklichste und enthält nicht allzu viel Fehler in Auffassung oder Übersetzung, zumal wenn man bedenkt, daß ihre Entstehung gewiß fast fünfzig Jahre zurückliegt. Nach dem Lesen bedauert man, daß Heller nicht dazu kam, die ganze Komödie zu übersetzen. Der Tod nahm dem fleißigen und gewandten Schriftsteller schon im 59. Jahre die Feder aus der Hand. Im zweiten Gesang fehlen übrigens die Verse 34 bis 123. Sollte diese Lücke nicht in der Handschrift, sondern nur als Umbruchfehler vorhanden sein, so wäre es wünschenswert, daß dieser ausgefallene Satz im nächsten Jahrbuch mitgeteilt wird. Zwei warmempfundene Nachrufe werden Richard M. Meyer und Pochhammer gewidmet, der mit einem Aufsatz: Dante als Schöpfer neuer Werte, vertreten ist und der, wie vieles, was P. schreibt, manchen Widerspruch herausfordern wird. Eine umfangreiche Bücherschau, liebevoll und gerecht, vom Herausgeber Daffner, mehrere Verzeichnisse und die Satzungen der Neuen Dantegesellschaft machen den Beschluß dieses reichhaltigen, anregenden und für die Folge vielversprechenden Jahrbuches. Es ist auf gutem Papier klar gedruckt und bei der Fülle des auf 375 Seiten in Lexikonformat gebotenen reichhaltigen Inhaltes billig zu nennen. Für 15 *M* Jahresbeitrag (an Diederichs zahlbar) erwirbt man Buch und Mitgliedschaft.

Vor einem möge sich die neue Gesellschaft hüten: allzu reinwissenschaftlich (auf gut deutsch: langweilig), also zum Tummelplatz der Herren Kommentatoren zu werden. Verschiedene Zuschriften an mich (und gerade von Danteleuten) sprechen die Befürchtung aus, daß es nach diesem ersten Buch ganz so scheine, als ob man in den Fehler der alten Gesellschaft verfallen wolle, wo es doch Pflicht sei, nicht nur Dantekenner und Übersetzer, sondern das weiteste Laienpublikum zu Mitgliedern zu werben. Videant consules!

Eine prächtige Festgabe zum fünfzigsten Geburtstage des Philalethes-Enkels, des Prinzen Johann Georg, Herzogs zu Sachsen, hat die Verlagsbuchhandlung Herder zu Freiburg im Breisgau erscheinen lassen. Zu Dante. Von Dr Adolf Dyroff. — Die Dantezeichnungen der Prinzl. Sekundogeniturbibliothek zu Dresden im Rahmen der neueren deutschen Kunst. Von Alfred Hadelt. — Erlebnis und Allegorie in Dantes Commedia. Von Dr Engelbert Krebs. — Diese drei sich mit Dante befassenden Aufsätze bilden Schmuck- und Zierstücke dieser Ehrengabe deutscher Wissenschaft, dargeboten von katholischen Gelehrten und herausgegeben von Franz Feßler. (Mit 34 Bildern. Lex. 8° XX und 858 S., 7 Bildertafeln.)

Im gleichen Verlag erschien ein Büchlein von Karl Jakubczyk, Domvikar in Breslau, Dante. Sein Leben und seine Werke. (XII und 292 S.) Es kommt gerade recht zum Jubiläumsjahr des großen Florentiners. Bietet es doch in gedrängter, aber alles Wesentliche bietender Form das, was jeder Gebildete heute über Dante als Mensch und Dichter, über sein künstlerisches Schaffen, sein geistiges Wesen, seinen äußeren und inneren Lebensgang

wissen möchte, um die Komödie mit Genuß und Verständnis zu lesen. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf ein Buch hinweisen, das in gewissem Sinne auch ein Dantebuch genannt werden kann. Es ist der Franziskus. Ein Friedensfang von M. Mages (Herder, Freiburg 1920). VII und 247 Seiten. In 36 kleinen Gesängen schildert es poetisch und anschaulich das wunderbare Leben und Wirken dieses vorbildlichen Mannes, dieses von Dante so hoch geschätzten und geliebten Heiligen, der diesen Namen mit so viel Recht verdient wie wenig andere. Es ist eine Dichtung, die fesselt und erbaut, die auch dem Nichtkatholiken Freude machen kann.

Von dem kleinen Büchlein Dantes Göttliche Komödie, die Otto Euler nach ihrem wesentlichen Inhalte dargestellt hat (Volksvereins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach 1918, 197 Seiten) ist jetzt bereits das fünfte Tausend erschienen, ein erfreulicher Beweis für die zunehmende Teilnahme, die Dante auch in den breiten Volksschichten findet. Euler faßt den unvergänglichen, vom Zeitenwechsel unberührten Inhalt des vielseitigen Gedichtes, sofern dieser Inhalt bei seinem Publikum der Teilnahme sicher sein kann, in fortlaufender Darstellung zusammen, wobei er den Dichter in den Übertragungen von Witte und Philalethes meist selber zu Worte kommen läßt. Eine gute, verständliche Einleitung und eine Auswahl charakteristischer Gesänge in Bruchstücken geben dem Danteneuling den Weg an, der ihn am angenehmsten zu dem gewaltigen Dichter führen kann. — Aus Dantes Zeit stammt auch das kleine, im selben Verlage erschienene Buch De eruditione principum, das unter die kleineren Schriften des heiligen Thomas gerechnet wird, aber vermutlich von einem Ordensgenossen geschrieben ist, der dem Fürsten der Theologie an Hoheit und Tiefe des Geistes würdig zur Seite steht. Professor Dr Karl Bone hat die Schrift unter dem Titel Von guter Erziehung neu herausgegeben. Ein hübsches Franziskusbuch ist auch das von Emil Dimmler schon im zehnten Tausend vorliegende Werkchen Franz von Assisi.

Dante Alighieri. Neues Leben (Vita Nuova). Übersetzt und erläutert von Franz A. Lambert. Einhornverlag, Dachau bei München, 141 Seiten, mit zwei ganzseitigen Holzschnitten von Otto Wirsching. Der verdienstvolle Danteforscher legt uns mit seinen siebzig Jahren eine neue und gute Übertragung des Dantischen Liebesfrühlings vor, und zwar seit der Friedrich Beckschen (München 1903) die erste ungereimte. „Denn“, sagt Lambert, „in der Reimnachbildung gehen oft wesentliche Bestandteile (Momente) der Danteschen Wortbegriffe verloren.“ Er hält sich nicht für den Meister (der auch schwerlich kommen wird), der in der Verdeutschung des ganzen poetischen Teiles der Vita Nuova etwas Vollkommenes, dem italienischen Text an Form und Inhalt annähernd Ebenbürtiges zu schaffen vermöchte. Es ist erfreulich, wenn ein Übersetzer die ihm von Natur gesteckten Grenzen erkennt und sich lieber der schlichten Prosa zuwendet, als sich zu Reimen versteigt, denen er nicht gewachsen ist. So liest sich denn Lamberts Übertragung der Gedichte glatt und angenehm; dabei ist sie so treu wie nur möglich. Aufgefallen ist mir, daß donna in den Prosateilen mit Dame, in den Versen mit Frau wiedergegeben wird; einige Ausnahmen abgesehen. Wenn Lambert sagt, er lege die neunte Übertragung des Neuen Lebens vor, so irrt er: es ist die elfte. Denn er übersah die von Adolf Rüdiger (München 1905) und meine Leipziger von 1906, die von der Freiburger (1908), die er anführt, gänzlich abweicht. Die Übersetzung von Michael Sinowitz (D. Clecner, Zürich 1905) will ich nicht hinzurechnen, da sie sich zum großen Teil auf die Förstersche (Leipzig 1841) stützt.

Wertvolle Abhandlungen bietet Lambert im Anhang. Und zwar ist es die alte, nimmer ruhende Beatrice-Frage. Seine Untersuchung zerfällt in vier Teile: Beatrice — Dantes erste Geliebte — Beatrice die Heilige — Dantes zweite Geliebte. Der Raum verbietet es mir, auf die geistreiche Untersuchung allzusehr einzugehen. Schon im Jahre 1908 hat Adolf Dyroff die Ansicht vertreten, daß Beatrice eine Schwester Gemmas gewesen sein könne. Doch Lamberts Meinung, daß es Piccarda Donati sei, teilt er nicht. (Vgl. darüber S. 530 ff. in Dyroffs Artikel „Zu Dante“ in der oben erwähnten Ehrengabe katholischer Gelehrter,

Herder 1920.) Lambert sagt (S. 96 ff.), daß Beatrice nach Kap. 29 des Neuen Lebens als eine Neunheit aufzufassen sei, d. h. als ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit sei. Er begegnet sich in dieser Zerspaltung mit dem erwähnten Rüdiger, der S. 15 gleichfalls behauptet, daß Beatrice der Name für eine (aus neun Stücken bestehende) Vielheit ist. — Dante will das Wirken dieser neunfachen Vielheit in ihrem einheitlichen Zusammenhange schildern. Zu diesem Zwecke stellt er sie sich als eine Person vor, die durch ihr Wirken in neunfach verschiedener Weise zu den Menschen in Beziehung tritt, und er gibt dieser personifizierten Neunheit, wie viele andere im gleichen Falle auch tun würden, den Bedeutungsnamen Beatrice, die Seligmachende. — Dyroff ist der Ansicht, daß nicht Piccarda, sondern eine andere frühverstorbene Schwester Foreses, Piccardas und Gemmas namens Beatrice die Gesuchte sei. Daher erkläre sich auch der Umstand, daß Dantes älteste Tochter nach dieser Tante Beatrice genannt worden sei. — Genug von dieser Sache! Ich verweise nochmals auf die Beatrice-Artikel im Dantejahrbuch, auf den von Engelbert Krebs, der in einem Nachtrag gegen A. Rüdigers „Einzig mögliche Deutung“ (nämlich: Beatrice als Sakrament der Taufe aufzufassen) scharf zu Felde zieht (Seite 93), und auf den kurzen, aber sehr lesenswerten von Karl Federn (S. 63). Zu dem Krebsschen Beatrice-Artikel ist übrigens noch sein Aufsatz: Erlebnis und Allegorie in Dantes Commedia gegen Schluß (S. 548) in der Ehrengabe katholischer Gelehrter zu vergleichen.

Ein hoher Genuß wird den Dantefreunden bereitet durch Hermann Hefeles Dante (Fr. Frommanns Verlag, H. Kurtz, Stuttgart 1921. Mit einem Dantebild nach Andrea L'Orcagna aus dem Jüngsten Gericht und mit farbigen Initialen. 274 Seiten, 1.—3. Auflage). Hefele erregte vor einigen Jahren durch sein tiefgründiges Werk: Das Gesetz der Form berechtigtes Aufsehen, das eine Wandlung vom Menschen forderte; nämlich den schwierigen Schritt vom Ich zum Du, als dessen Ergebnis das Wunder des Objektiven steht. Mit derselben Künstlerschaft in der Sprachformung wie in der Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Gedanken ist auch dieses Dantebuch geschrieben, das von Anfang bis Ende durch Scharfsinn fesselt, durch Urteilskraft überzeugt. Die Betrachtungsweise Hefeles (die leider durch ein Dorngeheck üppiger Fremdwörtelei umzäunt ist) setzt die Kenntnis der gesamtgeschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Fragen voraus und sieht ihr Ziel hauptsächlich im inneren Entwicklungsgang der Erscheinung. So wird das Buch in besonderer Weise der heute geltenden Auffassung entsprechen, die in dem Florentiner den großen Weltbürger der geistigen Ordnung verehrt, den tiefsinnigen Denker, den Seher des Übersinnlichen. Es ist Tempelluft, die den Leser umweht.

Künstler, die über ihre Kunst sprechen sollen, werden oft einseitig oder persönlich. So sind auch Dichter (selbständige und Nachdichter) keine sehr objektiven Beurteiler. Ihre Ansichten gipfeln fast immer in einer Verteidigung ihres Eigenwesens, werden Erklärung ihres eigenen Stils, verschärfen sich zur Behauptung ihrer Kunst, so daß sie selbst in ihrer Bewunderung mitunter streitlustig oder einseitig wirken. Aber schließlich ist ja auch jedes Lob nur eine Anerkennung der eigenen Ansichten. So mögen es mir die hier Besprochenen denn zugute halten, wenn ich mich als Selbstdantedichter der undankbaren Aufgabe unterzogen habe, meine dichtenden Mitbrüder unter die Lupe und das kritische Messer zu nehmen. Ich hoffe, daß ihnen meine Schnitte nicht zu wehe getan haben. Sie geschahen nicht in dieser Absicht: nicht um zu verwunden, sondern um mehr oder minder leicht zu heilende Schäden aufzudecken. Und das ist Pflicht jedes gewissenhaften Kritikers, der sachlich bleibt. Die angekündigten Übertragungen von Hans Geisow, August Vezin, Stefan George, von Puttlitz und anderen sind beim Abschluß meines vorliegenden Aufsatzes noch nicht erschienen.

Richard Zoozmann

Nachwort des Türmers Im Anschluß an diesen Bericht unsres Mitarbeiters sei auf dessen eigene umfassende Arbeit an Dante hingewiesen. Seine erste Übertragung erschien im Jahre 1907; er legt nun im Verlag Hesse & Becker, Leipzig, als Jubiläumsausgabe die

zehnte Umarbeitung seiner bekannten Eindeutschung des gewaltigen Epos vor: in schönem großem Druck und würdiger Ausstattung (519 Seiten, Halbleinen 45 M). Im Herderschen Verlag, Freiburg i. Baden, erscheint gleichzeitig die dritte und vierte Auflage einer wortwörtlichen Übersetzung. Zoozmanns Nachschöpfungen befleißigen sich neben Reimreinheit und Klarheit der erdenklichsten Treue. Näheres über seine Gesichtspunkte liest man in einem kurzen Nachwort der neuen Hesse-Beckerschen Ausgabe und in der Einleitung zu seiner Leipziger Gesamtausgabe (40. Tausend!). Wahrlich, eine bewundernswerte Summe von Fleiß und Hingabe an ein großes Werk!

Franz Hein

Als im Herbst 1918 Deutschland zusammenbrach und das Elsaß verlor, ging mir eines Tages ein wehmütiger Gruß aus der entschwundenen Heimat zu: eine farbige Steinzeichnung von Franz Hein, die Burgruine Fleckenstein im unteren Elsaß. Das breite freundlich-helle Wiesental des Vordergrundes geht in dunkleres Waldgebirge über; und in dessen Mitte erhebt sich die Sandsteinburg, die einst fast ganz in Felsen gebaut war.

Franz Hein, der Norddeutsche, hat in einem Abschnitt seines Lebens als Künstler grade jener stillen Landschaft gehuldigt. Ein andres Bild aus jener Gegend, ein Birkental, hing in Straßburg an unsrer Wand und hielt die Erinnerung an unsre engere Heimat, an das nördliche und mittlere Elsaß wach. Von Karlsruhe aus, wo der Künstler damals wirkte, kam Professor Hein oft ins Steinbachtal, angezogen von jenem saftigen Wiesengrün, von jenen frischen Forellenbächen, von den weiten Wäldern und verträumten, wenig vom Wandervolk berührten Burgtrümmern. Teils mit Burgen, teils mit Birken bring' ich sein dortiges Schaffen in Verbindung: es ist stark und zart zugleich.

Franz Hein, geb. am 30. November 1863 in Altona, wandert nun langsam dem 60. Geburtstag entgegen. Einst vom Märchen ausgehend, auch dichterisch veranlagt, wirkt er jetzt in Leipzig und hat sich ganz besonders den graphischen Künsten gewidmet. Im Verlag R. Voigtländer, Leipzig, sammelten sich mehrere Mappen Holzschnitte. Auch hier, ob er nun die Jahreszeiten oder den deutschen Wald oder neuestens den Wasgenwald mit ein paar kennzeichnenden Strichen festhält: auch hier spüren wir seinen tiefen, starken Natursinn, mit dem er sich besonders in Waldstimmung einträumt.

Das ist das Deutsche an ihm: diese gradlinige Art, mit der sein Griffel die Sache selbst anpackt, den Grundgehalt, die Grundstimmung, ohne sich in Mätzchen zu verlieren. Die Holzschnitte, die er dem Wasgenwalde widmet, sind ernst, fast düster, gleichsam überschattet von der Wehmut um das Verlorene. Da ist der altberühmte Wasgenstein, wo Walther um Hildegunde kämpfte, die Ruine Schöneck, wo die Grafen von Dürckheim hausten, die Burg Lützelhardt, eine wolkenüberschattete Hochwaldkuppe — — und immer hat man die Empfindung: echt-deutsches, alt-deutsches Land!

Wald und Märchen — diese beiden gehören doch wohl auf das innigste zusammen. Beides kommt in Franz Heins Kunst zur Auswirkung. Wir begrüßen es, daß er in Holzschnittbildern von schlichter Technik den Gesamteindruck und den Poesiegehalt einer Landschaft festzuhalten bestrebt ist. Wir können gar nicht einfach genug werden, wir neudeutschen Menschen und Schaffende: einfach, edel, gehaltvoll. Es ist eine äußerst reife Kunst, die mit wenigen Strichen oder Worten viel sagt, weil sie das Wesentliche sagt. Grade die graphische Kunst hat hier noch manche Möglichkeit.

Diese wenigen Worte wollen nur ein Gruß sein: ein Gruß an einen Künstler, der nicht nur deutsche Landschaft im allgemeinen, sondern das Elsaß noch insbesondre liebt und die Seele jener verlorenen Landschaft in Bildern festzuhalten bemüht war. L.



Beethoven — Herbart — Schumann

1770—1827 1776—1841 1810—1856

Kulturpädagogischer Beitrag für die Unterrichtsfächer an der künftigen deutschen Oberschule

Schumann zu verstehen, ihm in seinem Gedankengang zu folgen, ist nicht jedermanns Sache, da das Geistesleben seiner Zeit den Mittelpunkt seines Schaffens bildete. Schumann ist nicht nur der Poet, sondern auch der Philosoph unter den Romantikern, und es besteht für uns kein Zweifel, daß Schumann von Herbarts Philosophie stark beeinflußt wurde, wie umgekehrt Herbart in seinen musikästhetischen Bemerkungen nicht nur an seinen großen Zeitgenossen, den Titanen Beethoven, sondern auch an den jugendlichen Schumann dachte.

Herbart war ein vorzüglicher Klavier- und Cellospieler; er hat auch komponiert. „Seiner ästhetischen Einsicht kam das aber nicht zugute; was sich bei ihm von musikästhetischen Bemerkungen zerstreut vorfindet, ist nicht nur widerspruchsvoll, sondern in der Haupttendenz geradezu gefährlich und hat denn auch jahrzehntelang irreleitenden Einfluß geübt“, meint Paul Moos in seiner Musikästhetik (Seite 74). Dem können wir nicht beistimmen. Der vornehme Charakter Herbarts, der exakte, streng nüchterne, jedem Schein und Prunk fremde Charakter seiner Forschung läßt das nicht zu. Herbart betont, daß nicht das körperliche Ohr, nicht einmal das Hören wirklicher klingender Töne die Entscheidung treffe, sondern die Phantasie, die geistige Vorstellung; das Schöne existiert außer der Vorstellung nicht; es ist als Schönes nur vorhanden im Bewußtsein des reproduzierenden oder auffassenden Subjektes. Das Kunstwerk hat seinen Wert in sich und für sich (II, 112).

Auch mit diesen Ausführungen sind viele Musiker und Musikästhetiker nicht einverstanden. Aber diese Auffassung Herbarts ist einerseits die Konsequenz seines philosophischen Systems, andererseits die einzig richtige Auffassung von dem Werte eines echten und wahren Kunstwerkes in der Musik. Als Beethovens Gehör schwand, als er sein Spiel nicht mehr durch sein Gehör kontrollieren konnte, als er nur noch mit dem geistigen Ohr hörte, richtete sich der Titane noch einmal empor, gewaltiger und größer als je. Je mehr sein Leiden ihn zwang, sich von der Außenwelt abzuschließen, je hilfloser er äußerlich dem Leben gegenüberstand, desto stärker, unerbittlicher hielt er an seiner Art und seinen Forderungen fest. So baute er sich in seinem Inneren eine neue Welt auf. Neue Klangwirkungen vernehmen wir, und Beethoven schenkte der Welt neben den herrlichen letzten Sonaten und Quartetten noch jene beiden Wunderwerke, die immerdar als Gipfelpunkt der musikalischen Kunst und als höchste Offenbarungen des Genius gelten werden: die Missa solemnis und die Neunte Symphonie. Das ist durchgeistigte Musik im höchsten Sinne des Wortes, und hier berühren, treffen und einigen sich die beiden großen Meister: Beethoven und Herbart.

Herbart erklärt, daß die Musik Stimmungen, Leidenschaften, Affekte zeichnet, wenn auch nicht Handlungen, nicht Gründe der Überlegung, nicht Ironie und Satire, obgleich ihr der Witz nicht ganz fremd ist. Er spricht der Musik die Fähigkeit zu, schöne Sittlichkeit auszudrücken, Erhabenes, Wunderbares, Religiöses, Liebe, Grazie, Naives, Sentimentales, Komisches und Humoristisches zu schildern (I, 583). Und wenn eben dieser Herbart, der in der Musik einerseits Affekte, Leidenschaften, Stimmungen ausgedrückt findet, andererseits das Musikalisch-Schöne durch Zahlenverhältnisse bedingt sein läßt, so stoßen sich daran wieder manche Musikästhetiker und finden das einseitig und irreleitend. Ja, ein bestimmtes Zahlenverhältnis muß in der Harmonie, im Rhythmus und selbst in der Form eines musikalischen Kunstwerks vorhanden sein. Auch in der Instrumentation spielt das Zahlenverhältnis eine Rolle. Manche Musikästhetiker sprechen von „Naivität“, wenn Herbart behauptet, daß die Musik unter allen Künsten die größte ästhetische Deutlichkeit besitze; der Überblick über die Partitur, die alle Stimmen in reinlicher Scheidung zeigt, ist ihm gleichbedeutend mit dem

Erfassen des Schönen. Gerade unsere großen Musiker und Dirigenten, die es mit der Kunst ernst nehmen, werden hier Herbart vollständig beipflichten. Ein „Sichversenken" in die Partitur eines großen Musikwerkes ist für jeden echten Musiker der größte Genuß, sicher ein höherer Genuß als eine mittelmäßige Aufführung des Musikwerkes selbst.

Bedeutsam ist, was Herbart unter Perzeption und Apperzeption in der Kunst versteht. Perzeption ist die Auffassung, Apperzeption die Aneignung eines Kunstwerkes. Wenn der das Kunstwerk Genießende noch eine „ergänzende Zutat" dazu macht, wenn er sich das Werk deutet und erklärt, so ist das Apperzeption. Im anderen Falle ist der Betrachtende und Genießende der Perzeption allein überlassen und damit fehlt das stärkste Interesse; es muß in jedes Kunstwerk Unzähliges hineingedacht werden. Und hier berühren sich Herbart und Schumann zunächst. Schumann beeinflußt doppelt nachhaltig seine Epoche, als Komponist und als Schriftsteller. Eine feine Poesie durchzieht seine Musik, eine klare Herbartsche Philosophie sein Schriftstellertum.

Die von ihm 1834 begründete und 10 Jahre hindurch geleitete „Neue Zeitschrift für Musik" bekämpfte energisch die Verflachung im damaligen Kunstleben, die schreckhaft überhandnehmende Mittelmäßigkeit in der Produktion, das Virtuosenunwesen, Zopf und Perücke, sowie das mattherzige Kunstphilistertum in der Kritik. Mit Begeisterung wurden neue Genien begrüßt; dabei verwies sie nicht minder beharrlich auf die unvergänglichen Leistungen früherer Meister, vor allem Bachs, als unerschöpfliche Quelle tüchtiger Belehrung für den höher stehenden Künstler. Der in der Zeitschrift auftretende „Davidsbund" war eine humoristische Idee des Poeten und Philosophen Schumann. Er teilte seine eigene Persönlichkeit in verschiedene fingierte Gestalten, unter deren Namen er die Kritiken und oftmals Kritik und Gegenkritik veröffentlichte. Den Charakter dieser vorgetäuschten Personen führte er mit so großem Geschick und so richtiger Konsequenz durch, daß sie wirklich den Eindruck von lebenden Personen erweckten. Unter diesen fingierten Kritikern sind Florestan, der leidenschaftliche und rücksichtslose Anhänger des Fortschrittes, und der milde jünglinghaft schwärmerische Eusebius, der an jedem Werk die guten und schönen Seiten liebevoll hervorsucht und beleuchtet, die wichtigsten. Zwischen ihnen vermittelt Meister Raro, der Mann des gereiften und abgeklärten Kunstverständnisses. Schumanns Beiträge als „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker", 1854 in vier Bänden erschienen, sind eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Musikliteratur. Jedem Künstler, jedem ernsten Kunstfreunde, jedem Musikästhetiker und Musikphilosophen sollten sie immer zur Hand sein zur Erquickung und Erhebung. Spitta sagt in seinen musikgeschichtlichen Aufsätzen: „Sie geben Zeugnis von einem Reichtum an Beobachtungen des Seelenlebens, einem Tiefblick in die Vorgänge inneren künstlerischen Werdens, einem Hochflug der Gedanken, die erstaunlich sind.... Es gibt kein Buch, das gerade für den Musiker so reich an Anregungen wäre zum Weiterspinnen der Gedanken und keines, das ihm die Freude inniger Zustimmung häufiger bereitete. Denn das Talent, musikalische Totaleindrücke hervorzurufen, tritt hier mit einer Kraft auf, die alles weit hinter sich läßt, was vor und neben Schumann in dieser Art versucht worden ist."

Und nun Schumanns Verhältnis zu Beethoven! Schumann wurde nicht beunruhigt durch das Neue, das Andersgeartete, wie z. B. Mendelssohn, im Gegenteil: er suchte es auf mit fast nervöser Hast, und die stärksten und eigenartigsten Talente begrüßte er mit froher Begeisterung. Schon sein Verhältnis zu Beethoven ist ein anderes: „Er blickte nicht in der scheuen, halbängstlichen Ehrfurcht, sondern mit schwärmerischer Liebe zu dem größten Meister empor." Er war unter seinen Zeitgenossen der erste, dem das Verständnis für des Titanen ganze Größe aufdämmerte. Er bewunderte nicht nur die Werke Beethovens, sondern drang auch in ihren Geist ein, er verehrte in Beethoven nicht nur den Künstler, sondern auch den Menschen. Das Verhältnis zu Beethoven aber ist der Grad- und Wertmesser für die Beurteilung der besten Tonkünstler des 19. Jahrhunderts.

Dr. Grießinger-Metzger

Türmers Tagebuch

Des Bürgerkrieges zweiter Teil? Beamte und Arbeiter Die Gefahr für Europa

Die vereinigten, also alle Parteirichtungen umfassenden deutschen Gewerkschaftsverbände haben Anfang des Jahres den Verbandsmächten zur oberschlesischen Frage eine Denkschrift überreicht, in der sie das Verhältnis der Arbeiterschaft zum Entschädigungsproblem darlegten. Es wird darin sehr treffend gesagt, daß das gesamte deutsche Wirtschaftsleben diese Bürde einheitlich zu tragen habe und daß sie durch Mehrleistung der werktätigen Bevölkerung aufgebracht werden müßte. Die deutsche Arbeiterschaft sei der Ansicht, daß selbst beim Verbleiben Oberschlesiens bei Deutschland Arbeitsleistungen zu vollbringen seien, die über das hinausgingen, was nach dem Sinne des 13. Teiles des Friedensvertrages billigerweise der Arbeiterschaft zugemutet werden könne. Sie halte es für ihre Pflicht, auf das dringendste darauf hinzuweisen, daß eine weitere Herabdrückung der Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft eintreten müsse und der 13. Teil des Friedensvertrages in Deutschland nicht durchgeführt werden könne, wenn ein so überaus wichtiges Gebiet wie das oberschlesische von Deutschland losgelöst werde.

Inzwischen ist die Entscheidung über Oberschlesien noch immer nicht gefallen, noch immer muß Oberschlesien als „Reizkarte" unter den Partnern am Ränkespiel um die Weltmacht herhalten. Aber die Folgen, die in der oben erwähnten Denkschrift von den Führern der deutschen Arbeiterschaft sorgend und warnend angekündigt worden sind, wetterleuchten bereits in der Ferne und werden binnen kurzem stürmisch in die Erscheinung treten. Prompt wird die äußere Krisis, die durch die Annahme des Ultimatums einen gewissen Abschluß erreicht hatte, durch die innere abgelöst. Wir sollten nach den reichlich gesammelten Erfahrungen der letzten Jahre deren Verlauf einigermaßen kennen. Zunächst pflegt das Wirtschaftsleben von der Fieberwelle ergriffen zu werden. Die ungeheuren Zahlungsleistungen, die uns aus den Reparationsverpflichtungen erwachsen, zwingen das Reich, an den Weltbörsen fremde Zahlungsmittel, in der Hauptsache Dollars, einzukaufen. Dadurch hebt sich der Wert der fremden Devisen, während sich gleichzeitig der Markkurs abwärts neigt. Da die bisherigen Einkünfte des Reiches kaum herlangen, um den Staatshaushalt zu bestreiten, werden neue, unerhörte Steuer-

lasten dem Wirtschaftskörper auferlegt. Eine Verteuerung der Produktion ist die notwendige Folgeerscheinung. Der Erzeuger aber — Industrie und Landwirtschaft — sucht abzuwälzen. Der Abnehmer seinerseits setzt sich zur Wehr und fordert, ob Arbeiter, Angestellter oder Beamter Lohn- und Gehaltserhöhung. Abermals schnellen die gesamten Warenpreise in die Höhe. Und so geht es weiter, Zug um Zug. Die Schraube ohne Ende, die kurze Zeit zur Ruhe gekommen war, dreht sich und dreht sich.

* * *

Das Betrübendste an der wirtschaftlichen Krisis, der wir entgegengehen, ist, daß sie die politischen Gegensätze im Lande erneut aufwühlt, und zwar zu einer Zeit, wo wir nach außen hin festester Geschlossenheit bedürften, um langsam wieder die ersten, schüchternen Voraussetzungen einer Bündnisfähigkeit zu schaffen, die heute schon nicht mehr so nebelhaft fern erscheint wie vor Jahresfrist. Jedes neue Finanzprogramm ruft den Klassenkampf auf den Plan. Je rücksichtsloser der Raubzug auf die Taschen des Steuerzahlers, desto heftiger dessen Widerstand. Kein Wunder, daß heute bei den vielen Schwächen, Ungerechtigkeiten, Lücken unserer überhasteten Steuergesetzgebung das Ringen um die Verteilung der Lasten, aus der Vogelschau betrachtet, als ein sinnloses Wüten aller gegen alle erscheinen muß. Der Arbeitnehmer begnügt sich nicht mehr damit, seine Forderungen zeitlich dem Wachsen der Teuerungswelle anzupassen, er treibt vorbeugende Politik, er macht sich das zu eigen, was man in der Rechtsprechung als Putativnotwehr bezeichnet: wenn ich nämlich befürchten kann, daß mir jemand eine Ohrfeige gibt, so haue ich zuerst zu. Dieses Verfahren, auf das Volkswirtschaftliche übertragen, steigert die Krisis ins Heillose. Auf die Kunde hin, daß der Brotpreis um 40 % erhöht werden müsse, verlangen die Arbeiter der Höchster Farbwerke eine Lohnerhöhung von 100 % und 2000 ℳ einmalige Beihilfe. Solche maßlosen Ansprüche, die aus der Notlage des Vaterlandes sogar noch einen Verdienst herauszuschlagen suchen, können nur als der Ausfluß einer Seelenpanik gedeutet werden, an deren Zustandekommen die Regierung selbst mitschuldig ist. Sie hat durch ihre Blätter und Nachrichtenbureaus zwar seit Monaten die Notwendigkeit einer Erhöhung der wichtigsten Lebensgegenstände ankündigen lassen, nicht aber gleichzeitig untersucht, ob der Beamte, Angestellte, Arbeiter überhaupt imstande sein wird, die auf ihn entfallenden Mehrbelastungen durch Einschränkung seiner Lebenshaltung zu tragen. Sie, die Reichsregierung, als der größte Arbeitgeber in Deutschland, hätte durch eine weit vorgreifende Regelung der zukünftigen Besoldungsverhältnisse ihrer Beamten der allgemeinen Lohnkampfbewegung die Richtlinien weisen, sie von Anfang an in ein ruhigeres, nicht allen wilden Agitationsstürmen ausgesetztes Fahrwasser hineinleiten können.

Soll sich nun wirklich tausendfältig wiederholen, daß die Unzufriedenheit irgendeines Grüppchens sich auf ungezählte Bezirke des Wirtschaftslebens erstreckt, zu Generalstreiks auswächst und letzten Endes den abgeklapperten kommunistischen Mühlen frisch Wasser auf die Schaufeln liefert? Die Arbeiterschaft hat sich den Ausbau des Streiksystems so angelegen sein lassen, daß sie zeitweilig in der Tat ganze Städte, ganze Landstriche unter Druck, mitunter sogar recht

fühlbar den Daumen an der Kehle des Staates hielt. Sie hat, sehr umsichtig, sehr geschickt, auch große Verbände der Angestellten und Beamten mit in das System einzuordnen verstanden, aber bei alledem hat sie eins nicht bedacht, nämlich daß sie auch auf der andern Seite gelehrige Schüler finden könnte. Nun aber ist in diesen Tagen ein Plan des Reichslandbundes ans Licht gekommen, der mit wahrhaft sozialdemokratischer Umsicht und ohne Gefühlsduselei einen Lieferungsstreik der Landwirte zur Abwehr neuer Steuerpläne vorsieht. „Jeder Kreis", heißt es da, „ist durch Streikposten abzusperren. Keinerlei landwirtschaftliche Erzeugnisse hinauslassen. Bahnhöfe absperren gegen jede Lieferung aus Kreis. Zugkontrolle auf Durchgangsstation. Wagen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen anhalten. Bewachung und Absperrung von Kornhäusern, Mühlen, Produktenlagern. Alle Städte im Kreis zunächst absperren, bis ihre Solidarität mit Landwirtschaft gesichert. Dann reichliche Belieferung an ein zuverlässiges Komitee in der Stadt. Wenn Landarbeiter Streik sabotieren, Zuweisung von Hilfe durch Streikleitung. Soweit möglich, muß Besitzer in kritischer Zeit zwei Lohnraten flüssig halten. Bei längerer Streikdauer Lohnzahlung in Naturalien (reichlich). Vorteilhafte Abschlüsse bzw. Lieferungen, um den Landwirt für den während des Streiks entgangenen Verdienst zu entschädigen. Vorheriges Ausbrechen einzelner durch Zwang verhindern."

Man sieht, es ist alles vorhanden, was das Herz eines streikerfahrenen Sozialdemokraten höher schlagen lassen könnte. Aber siehe da, der radikalen Linkspresse geht plötzlich der Atem aus. Ein Blatt selbst wie die unabhängige „Freiheit" findet höchst entrüstete Worte über diesen „schamlosen" Versuch, die wichtigsten Lebensbetriebe zu unterbinden. Erstaunlicher Gesinnungsumschwung eines Blattes, das noch am Tage zuvor in einem wutschnaubenden Artikel erklärte, daß das Proletariat mit den „schärfsten Kampfmaßnahmen" die neuen Lasten abwälzen und es unter allen Umständen „durchdrücken" werde, daß der Besitz den wesentlichsten Teil der Bürde zu tragen habe. Die Gesinnungsprobe, die hier der Arbeiter, dort der Landwirt von seiner staatsbürgerlichen Pflichtauffassung ablegt, findet ihre treffende Ergänzung durch das offenherzige Bekenntnis eines westdeutschen Unternehmerorgans, der „Bergisch-Märkischen Zeitung", von der die Steuerflucht beinahe als eine „nationale Tat" gepriesen und empfohlen wird. „So unmoralisch, wie unter den früheren schönen Verhältnissen, ist heute jedenfalls die Steuerflucht nicht. Schwerwiegende volkswirtschaftliche Gründe lassen sogar eine Kapitalflucht unter Umständen nützlich erscheinen. Gar nicht gesprochen werden soll über die Tatsache, daß auch andere Gründe persönlicher Art, wie z. B. die ausgesprochene Unternehmerfeindlichkeit und höchst einseitige Orientierung der deutschen Steuer- und Wirtschaftspolitik, das Unternehmertum nicht gerade dazu veranlassen können, durch große Steuerzahlungen das gegnerische Lager zu stärken."

Wer täglich die Zeitungen verschiedenster Richtung liest, spürt förmlich, wie der vergiftende Klassengedanke, unausrottbarem Unkraut gleich, wieder an allen Ecken und Enden aufwuchert. Auf sämtlichen Seiten fehlt es an gutem Willen, die Auseinandersetzung, wie die Leistungen entsprechend der Leistungsfähigkeit zu

bemessen seien, sachlich und mit parlamentarischen Mitteln zu lösen. So berechtigt die Einwände sein mögen, die gegen die Reichsfinanzgebarung erhoben werden, mit Ellenbogengewalt kommen wir dem gerechten Ausgleich nicht näher. Solange diese Erkenntnis sich nicht auf allen Seiten Bahn bricht, werden wir das Schreckgespenst eines Bürgerkrieges auf wirtschaftlichem Gebiete nicht aus dem Hause bannen.

* * *

Von erheblicher Bedeutung für unser aller und des Reiches Zukunft ist die Frage nach der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeiterschaft und Beamtentum. Vor der Revolution gab es da scharfe Grenzen und nur wenige Punkte, an denen sich das beiderseitige Interesse berührte. In der Zeit der Arbeiter- und Soldatenräte konnten dann namentlich die Unterbeamten es in den politischen Versammlungen häufig erleben, daß ihnen der sozialdemokratische Redner, von jungrepublikanischem Machtgefühl durchdrungen, nicht ohne Hohn vorhielt, wohin denn nun die alte Beamtenherrlichkeit entschwunden sei. Zielbewußt wird darauf ausgegangen, in dem Beamten das Gefühl zu ertöten, als wäre er „etwas Besonderes". Das Solidaritätsgefühl innerhalb der Beamtenschaft, so weit es sich vom alten Staat her noch erhalten hat, ist den sozialdemokratischen Seelenfängern natürlich ein Dorn im Auge, es von der Wurzel aus zu beseitigen, lohnendste Aufgabe der Agitatoren. Die rastlosen Bemühungen der sozialistischen Gewerkschaftsrichtung, das geistige Band enger zu schlingen, sind daher stets auf den Satz eingestellt, daß ein eigentlicher Unterschied zwischen Arbeiter und Beamten nicht bestehe. Ist dem wirklich so? Der Staat ist freilich Arbeitgeber, aber doch in einem wesentlich anderen Sinne, als bei einem beliebigen privaten Unternehmen. Die Beamten — wie töricht von ihnen, wenn sie sich dieses Wertes begäben — stehen in einem bevorzugten Verhältnis zum Staat. Diensteid, unkündbare, lebenslängliche Anstellung, gesetzlich gewährleistetes Gehalt und dessen Fortbezug bei Krankheit, gesetzliche Pensionsberechtigung, gesetzliche Hinterbliebenenfürsorge — in welchem privaten Unternehmen findet man solche Merkmale? Aber das allein ist's auch noch nicht. F. Hussong geht im „Tag" den Zusammenhängen noch tiefer auf den Grund: „Die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind bürgerlichen Rechtes; die Beziehungen zwischen Staat und Beamten sind öffentlichen Rechtes. Für das Kampfmittel des Streikes, auf das alle Organisation der Arbeiterschaft zugeschnitten ist, ist in den Beziehungen zwischen Staat und Beamtentum kein Raum und keine Möglichkeit. Es fehlt dafür jede rechtliche Handhabe, jede sittliche Entschuldigung und jede sachliche Notwendigkeit. Die organisierte Beamtenschaft hat würdigere und wirksamere Möglichkeiten, ihre Interessen gegenüber dem Staate wahrzunehmen. Ist es ja doch auch für den Staat selber von vornherein lebenswichtig, diesen Interessen der Beamtenschaft bis zu den Grenzen des Möglichen gerecht zu werden, namentlich zu einer Zeit, wo ja tatsächlich die grundsätzliche Vorzugsstellung der Beamten zum Staat praktisch vielfach und bedenklich entwertet ist durch die revolutionäre Umwälzung aller Verhältnisse. Aber das ist bedingt durch einen Notstand des Staates selber so gut wie der Beamtenschaft.

Wo will man eine Grenze ziehen zwischen dieser und jenem? Ist doch die Beamtenschaft die Staatsmaschine selber. Hat also der Staat ein allerunmittelbarstes Interesse daran, die Beamtenschaft in Ruhe und Ordnung zu halten, so auch die Beamtenschaft daran, die Staatsmaschine nicht in ihren Grundfesten zu erschüttern. Das tut sie aber, wenn sie sich zu ihm in das Verhältnis eines drohenden Kämpfers setzt. Der Beamte hat das einseitige Recht, dem kein entsprechendes Recht des Staates gegenübersteht, seinen Dienst zu quittieren. Aber eine Arbeitsniederlegung der Beamtenschaft als solcher, wie sie die Ultima ratio eines vom Allgemeinen Gewerkschaftsbund aufgeschluckten Beamtenbundes wäre, wäre gesetzlos und unsittlich, wäre eine Aufhebung des Staates und eine Selbstaufhebung der Beamtenschaft."

Wenn der Gedanke eines „Einheitsteuerungszuschlages", wie er jetzt von den Spitzenorganisationen der gewerkschaftlichen Beamtenverbände für die künftige Beamtenbesoldung angeschlagen ist, zur Tatsache werden sollte, dann wäre ein großer, vielleicht der entscheidende Schritt zur „Aufschluckung" des Beamtentums in die Sozialdemokratie geschehen. Denn hier haben wir ja in maskierter Form wieder jenen unglückseligen Grundsatz der Gleichmacherei, die keinen Unterschied der Leistungen kennt, die gelernten und ungelernten Arbeiter in einen Topf wirft, die von Qualitätsgraden nichts wissen will und die letzten Endes daran schuld ist, daß die Arbeit als solche entseelt und zu stumpfsinnigem, achtstündigem Zwang herabgewürdigt wird. „Jeder," so führt Postrat Bergs (Bremen) in der „Tägl. Rundschau" treffend aus, „der hinter den Kulissen Bescheid weiß, kann bestätigen, daß er die höheren und mittleren Beamten, ja auch schon die unteren Beamten in gehobenen Stellungen, um es drastisch auszudrücken: über den Löffel balbiert. Er ist der erste Schritt zum Einheitsgehalt überhaupt. Ist erst einmal diese Bahn beschritten, dann gibt es kein Halten mehr, dann verwischen sich die sozialen Unterschiede, die nun einmal zwischen den Beamtenschichten bestehen und in einem geordneten Staatswesen erhalten bleiben müssen, und die Walze der sogenannten ‚Gleichheit' rollt über alles hinweg, was höher stand. Es gibt in dieser Frage nur zwei Standpunkte: entweder behauptet man, alle Menschen sind gleich und haben die gleichen Bedürfnisse und Rechte; dann müssen auch sämtliche Beamte vom Minister bis zum Pförtner das gleiche Einkommen erhalten. Oder man erkennt die sozialen Abstufungen in den verschiedenen Beamtenschichten nach Vorbildung, Leistung und Stellung im Volksganzen an und gibt zu, daß dementsprechend ihre Lebensnotwendigkeiten verschieden geartet sind; dann werden die Bedürfnisse für ihre Familien auch im Verhältnis zu ihrem Gesamteinkommen gleichmäßig von den Schwankungen des Wirtschaftsmarktes betroffen, und man muß den Teuerungszuschlag auch nach dem gleichen Hundertsatz vom Einkommen bemessen. Diesen volkswirtschaftlich allein zu rechtfertigenden Standpunkt hat bisher auch die Regierung eingenommen, als sie im neuen Besoldungsgesetz den Teuerungszuschlag als Gehaltsteil einführte. Sehr richtig wies sie in der Begründung dazu darauf hin, daß eine allgemeine Geldentwertung die verschiedenen Gehälter nicht um denselben Betrag, sondern rein verhältnismäßig verringert... Jetzt verlangen die Gewerkschaften über den Kopf der meisten Beamten hinweg

einfach Beseitigung des gerechten Prinzips des Hundertsatzes und Einführung eines Einheitssatzes von 3600 M jährlich für Beamte, Angestellte und Arbeiter, und zwar nicht nur für die planmäßigen Beamten, sondern auch für die Diätare. Ein Oberregierungsrat, ein Obersekretär, eine Gehilfin und ein siebzehnjähriger Hilfsbote sollen also über einen Kamm geschoren werden."

Und von der andern Seite her wird demselben Ziele zugearbeitet. In allen Fragen der Versicherungen ist es die Sozialdemokratie, die durchaus im Widerspruch zu dem hier geübten Grundsatz, das prozentuale Verhältnis der Beiträge zu den durchschnittlichen Gegenleistungen mit den steigenden Gehaltsklassen immer höher zu gestalten sucht. Es liegt System in der Sache. Der heilige Zweck ist: einzuebnen.

* * *

J. M. Keynes hat jüngst vorausgesagt, daß Deutschland an einem Zeitpunkt, der zwischen Februar und August 1922 liegen wird, unter den Lasten der Reparation wirtschaftlich zusammenbrechen müsse. Trotzdem stellt Frankreich dieses Deutschland unentwegt als eine Gefahr für Europa hin. Warum? Deswegen, weil es eine extrem militaristische Politik treibt, deren Ziel es ist, die französische Vorherrschaft über Europa unter allen Umständen zu behaupten, und auf seine Machtstellung in Europa gestützt, in der Weltpolitik eine entscheidende Rolle zu spielen.

In der Tat ist es Frankreich gelungen, ein politisches System in Europa aufzubauen, mit dem es sich gegen jede denkbare Koalition erfolgreich behaupten kann. Die „Grenzboten" warten mit Zahlen auf: Das französische militär-politische System stützt sich auf das Bündnis mit Belgien und Polen. Frankreich und Belgien unterhalten in Zukunft zusammen ein Friedensheer von rund 900 000 Mann, Polen hat rund 600 000 Soldaten. Frankreich und Polen sind die stärksten Militärmächte der Erde. Japan und England folgen mit 300 000 und 294 000 Mann in weitem Abstand. Selbst Rußland ist Polen zurzeit nicht überlegen. Das französisch-belgische Bündnis hat nach den Angaben der französischen und belgischen Regierungen das Ziel der Sicherung gegen einen Angriff Deutschlands. Also eine Streitmacht von vielfacher Überlegenheit, die bei einer Mobilmachung sofort auf 4 Millionen Streiter gebracht werden kann, für die Waffen und Ausrüstung in reichstem Maße vorhanden sind, gegen ein Heer von 100 000 Mann, das allein schon dem belgischen Friedensheer von 113 000 Mann unterlegen ist, aller modernen Waffen entbehrt, keine Reserven an Waffen und Ausrüstung besitzt und im Osten von 600 000 Polen bedroht ist. Und nun vergleiche man: Italien hat ein Friedensheer von 220 000 Mann, die kleine Entente ein solches von rund 590 000, Tschecho-Slowakei 190 000, Jugoslawien 170 000, Rumänien 230 000, Spanien 215 000 Mann. Die übrigen europäischen Staaten haben Armeen, die infolge ihrer Schwäche der französischen Machtpolitik kein Hindernis bilden können. „Und wo sich, wie im Südosten Europas in der kleinen Entente, Machtgruppierungen mit dem Ziel einer unabhängigen Politik bilden, da bemüht sich Frankreich, diese mit dem gleichen Mittel von sich abhängig zu machen, mit dem es seine Rüstungen vor der Welt begründet, mit

dem Gespenst der deutschen Gefahr. Wenn dieses Schreckmittel nicht mehr verfängt, ist die französische Politik um Auskünfte nicht verlegen: neue Gegensätze werden geschaffen, selbst der Kaiser Karl muß wieder auf der politischen Bühne auftreten, teile und herrsche! Staaten aber, die, wie Polen und Belgien, sich willig vor den französischen Siegeswagen spannen lassen, werden großmütig auf Kosten Deutschlands oder anderer Frankreich nicht genehmer Länder belohnt: Eupen und Malmedy, Oberschlesien und jüngst Litauen! — Selbstbestimmungsrecht und Freiheit der Völker — die gelten nur für Frankreichs Trabanten, niemals für Deutsche. Österreich!"

Es ist notwendig, sich die großzügige Machtpolitik Frankreichs klar vor Augen zu halten, um richtig — das heißt vom praktischen, nicht Gefühlsstandpunkt — zu verstehen, aus welchem Grunde Englands Interesse an Oberschlesien und an der Erhaltung eines Restes deutscher Kraft bei der Pariser Tagung des Obersten Rates stärker als je hervorgetreten ist. Die „Süddeutsche Zeitung" trägt die schmalen Hoffnungen, die der deutschen Politik aus Englands natürlich ganz unsentimentaler Parteinahme für die deutschen Ansprüche auf Oberschlesien erwachsen, auf einem Häufchen zusammen: „Der Brite kann nur mit scheelem Auge zusehen, wie Frankreich mit der Verwirklichung seiner oberschlesischen Pläne seine auf Kohle und Erz gestützte Wirtschaftsmacht gewaltig verstärken würde. Auch regt sich in England wieder der alte Grundsatz des europäischen Gleichgewichts; man weiß doch nicht, ob man Deutschland nicht auch wieder als Kontinentaldegen braucht; da darf es nicht ganz entkräftet werden, es ist jetzt geschwächt genug. Es sind ständige Grundlagen der britischen Politik, aus denen Deutschland sachte einen gewissen Schutz gewinnt, aber die Erwägungen, die es England ratsam erscheinen lassen, noch an der Entente festzuhalten, sind für jetzt doch noch stärker. So hat sich eine gewisse englische Betreuung Deutschlands herausgebildet, aber ihr Grad bemißt sich nach den jeweiligen Bedürfnissen und Schwankungen der britischen Politik. Deutschland unter seiner jetzigen Regierung sieht keine andere Wahl, als sich in diese englische Schutzherrschaft einzuschmiegen. Daß wir Deutschen, die wir uns keinen eigenen Schirm mehr halten können bei diesem Unterstehen unter das britische Regendach immer noch gehörig naß werden, zeigen die Pariser Beschlüsse des Obersten Rats."

Aber — es bleibt uns eben vorderhand nichts anderes übrig, als mit unterzukriechen. Es gibt im Auswärtigen Amt zu Berlin Leute, die diese Wendung der Dinge benutzen, um darauf hinzuweisen, daß sie stets auf der richtigen Fährte gewesen seien und daß die Offiziösen Deutschlands ja bewußt und eifrig, vor allem in den letzten sieben Jahren (einschließlich des Krieges) die Annäherung an England betrieben hätten. Abgesehen nun davon, daß jeder Tipp periodisch wiederkehrt, ist man doch sehr versucht, diesen Herrschaften ein Wort Bismarcks mit besonderer Geltungskraft für die nächste Zukunft entgegenzuhalten: „Selbst wenn ihr wißt, was gemacht werden muß, so wißt ihr noch lange nicht, wie es gemacht werden muß!"



Auf der Warte

Ricarda Huch

tritt in ihrem neuesten Werk „Entpersönlichung" (Leipzig, Inselverlag, geh. 15 M, geb. 24 M) wieder als dichterische Denkerin vor ihre Gemeinde wie im „Sinn der heiligen Schrift". Man braucht nur ein Dutzend Seiten mit einer gleichen Anzahl in Oswald Spenglers neuestem Schriftchen „Pessimismus?" (Berlin, Stilke, 1921) zu vergleichen: und man spürt sofort, wie sich schöpferisches Denken von mechanisierendem Verstand unterscheidet. Man legt enttäuscht Spenglers selbstgefällige Herausforderungen aus der Hand. „Menschheit ist für mich eine zoologische Größe. Ich sehe keinen Fortschritt, kein Ziel, keinen Weg der Menschheit außer in den Köpfen abendländischer Fortschrittsphilister. Ich sehe nicht einmal einen Geist und noch viel weniger eine Einheit des Strebens, Fühlens und Verstehens in dieser Bevölkerungsmasse" usw. — kurz, er sieht nur jene Menschheits-Ausschnitte, die er „Kulturen" nennt. Das klingt ja verblüffend, ist aber nahezu eine Plattheit. Denn niemals hat früheres Denken, wenn es ernsthaft den Begriff „Menschheit" handhabte, etwa nur zahlenmäßig oder zoologisch an Zulukaffern nebst Eskimos und sämtliche anderen Gattungen gedacht, sondern man ließ immer etwas wie einen Idealbegriff mitschwingen: etwas wie Menschlichkeit, Edelmenschlichkeit, Humanität. Schon unter uns Europäern, in der weißen Rasse schon, schieben sich gleichsam verschiedene Kulturen durcheinander: hochentwickelte Menschlichkeit neben tierhaft unreifen Seelen. Und so darf man auch das besondre Reich der Kunst, wie es Spengler höhnisch tut, nicht dem Reich der Politik gegenüberstellen. „In der Kunstgeschichte ist die Bedeutung Grünewalds und Mozarts nicht zu überschätzen; in der wirklichen Geschichte des Zeitalters Karls V. und Ludwigs XV. denkt man gar nicht an ihr Vorhandensein" — ein grobes Denken, wahrlich, das die Begriffe „Kunstgeschichte" und „wirkliche" Geschichte gegeneinander ausspielt! Und dann polemisiert er in demselben Atemzug — wieder eine ganz andre Ebene! — gegen „die Notwendigkeit, die Tausende von schreibenden, malenden, weltbetrachtenden Bewohnern unsrer Großstädte als echte Künstler und Denker zu bezeichnen". Kurz, man erschrickt über dieses flüchtige Schriftchen!

Frau Ricarda Huch kann organisch denken, kann Gedanken wirklich wachsen lassen, langsam, von innen heraus; sie hat den Instinkt für das Lebendige. Ihr ganzer Einsatz gilt der schaffenden Persönlichkeit; ihr ganzer Kampf der Entpersönlichung, Entseelung, Mechanisierung. „Der produktive Mensch zerbricht Tempel in jedem Augenblick, wo er Neues schafft... Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. In der natürlichen Schöpfung gibt es nichts Totes, sondern fortwährende Verwandlung..." Das Ziel der Schöpfung aber ist der Gottmensch, das Ebenbild Gottes, dem wir durch Kampf näherkommen, zerstörend und neubildend, freiwillig sterbend, um reifer zu erstehen. „Große Taten und Werke also und die Heroen, die sie vollbrachten, sind die Mittler der Gottheit, die Vorbilder, welche immer neue Jünger in das Reich Gottes emporziehen."..

Kurz und gut: hier ist heroisches und schöpferisches Denken, ausgehend vom Sinn der Seele, die kosmischer Herkunft ist. Spengler jedoch steckt mehr, als er ahnt, im mechanischen und mechanisierenden Verstandes-Denken.

Von besondrem Reiz bei Frau Huch ist der Versuch, Francis Baco als Ausgangspunkt des modern-mechanischen Denkens zu nehmen, mit stark ungünstiger Herausarbeitung seines Charakters. Die Baconianer werden ihr grollen. Die neueste Wendung hierin ist bekanntlich die Annahme (Deventer von Cunow bereitet darüber ein Werk vor, das man bereits aus Vorträgen kennt), daß Baco und Essex Brüder waren: heimliche Söhne von Leicester und Königin Elisabeth. Reizvoll ist es, daß Ricarda Huch grade diese beiden gegeneinander ausspielt als gegensätzliche Menschentypen: dem kaltvernünftigen, zäh an Leben und Vorteil hangenden Baco stand gegenüber der feurige, zu Opfer und Tod bereite, mittelalterlich gestimmte Essex...

Doch wir brechen ab. Das Buch der Dichterin, Gestalterin, Denkerin hat persönlichen Charakter. Ob man ihr in Einzelheiten widerspreche, verschlägt nichts. Es lohnt sich für gehaltvolle Menschen, sich mit dem Werk zu beschäftigen.

*

Zwei Bücher aus der Geisteswelt Lienhards

Zwei Sammelbücher aus der Welt Lienhards, von mir ausgewählt und eingeleitet, darf ich als Mitarbeiter des „Türmers" hier vielleicht selber den Lesern zur Anzeige bringen. Das eine ist der deutschen Frau gewidmet, das andere der deutschen Jugend. Jenes Buch erscheint im Verlag Max Koch, Leipzig-Stötteritz, unter dem Titel „Von Weibes Wonne und Wert", Worte und Gedanken von Friedrich Lienhard, herausgegeben von Dr Paul Bülow (Pappb. 25 *M*. Leinen 30 *M*, Ganzleder 150 *M*); das andere unter dem Titel „Deutscher Aufstieg, Worte für Neudeutschlands Jugend" von Friedrich Lienhard, ausgewählt und eingeleitet von Dr Paul Bülow (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; 6 *M*).

Überall bei Lienhards Auffassung von der Frau fühlen wir uns aus den Niederungen sinnlichen Genießens erhoben in die Sphären der tröstenden, helfend aufrichtenden Liebe, der Treue, der Muttergüte, der Würde und Anmut; ihm gilt die Frau als Symbol des Hohen und Reinen. Mögen wir durch ihn die königliche Macht reinen Frauentums, die an Neudeutschlands Seele mitbaut, wieder ehren lernen!

In dem Heftchen der Worte für Neudeutschlands Jugend — das durch eine für die Jugend bestimmte Spruchkarten-Auswahl aus Lienhards Werken noch ergänzt werden soll — suchte ich unserer Jugend zunächst eine bequem zugängliche Einführung in das Schaffen und Lebensziel des Weimarer Dichters zu geben. Die Einleitung würdigt in aller Kürze Lienhards Lebensgang und dichterisches Wirken; es folgen dann Worte an Neudeutschlands Jugend, aus sämtlichen Werken des Dichters ausgewählt, und zwar nach folgenden Überschriften geordnet: Des Dichters Glaube und Wunsch, An die neudeutsche Jugend, Deutsches Wesen, Idealismus, Edelmenschentum, Gott und Menschheit. Der Abschnitt „Edeljugend" aus dem Roman „Westmark" durfte in diesem Hefte nicht fehlen. In der lyrischen Auswahl habe ich einige in Zeitschriften verstreute, in der Gesamtausgabe der Lyrik Lienhards nicht enthaltene Gedichte aufgenommen; vom übrigen Inhalt des Heftes sei noch der Abschnitt „Von Weibes Wonne und Wert", die Szene des Sängerwettstreits aus „Heinrich von Ofterdingen" und das Schwertweihespiel zur Sommersonnenwende 1921 genannt. Dieses bisher unveröffentlichte Spiel, dem Baldurbund zu Hamburg gewidmet, wurde dort im Rahmen einer Helden-Gedenkfeier aufgeführt: einmal in einem städtischen Saal, das andere Mal an einem Hünengrab. Möge nun dieses Heft, das in seinem Taschenformat in jedem Rucksack mitgeführt werden kann, zu Tausenden in Deutschlands Jugend wirken!

Dr Paul Bülow

*

Die stillen Deutschen

Gegenüber den zahllosen und oft so aufdringlichen Rettungsversuchen deutscher Kultur fällt ein Wort von Altmeister Hans Thoma wohltuend ins Ohr. Wir erinnern

an seine drei kleinen Schriften, worin er Stellung zur Zeitnot genommen hat (Jena, Diederichs): deren erstes (1917) lautete „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele", deren letztes (1919) „Wege zum Frieden". In letzterem liest man:

„Als das Deutsche Reich in seinem Glanze stand, da war es leicht, sich stolz als Deutscher zu bekennen; dies artete vielfach in Hochmut aus. Jetzt, wo Deutschland elend und krank in Fieberwahn liegt, von allen Seiten mit Zertrümmerung bedroht — jetzt ist die Stunde der stillen Deutschen gekommen, derer, die ohne es zu wissen und zu wollen, nicht anders sein können als deutsch, die bereit sind, in duldender Treue mit ihrem Vaterland durch dick und dünn zu gehen, der frommen Deutschen, die gar nicht wissen, daß es fremde, von den Gierigen angebetete Götter gibt, der Armen im Geiste, der Ungebildeten, die wunschlos zufrieden mit ihren kleinen Lebensfreuden spielen, deren Wissen nur darin besteht, daß jeder Sterbliche sein Kreuz durch Freud und Leid des Lebens tragen muß, die in ihrer Genügsamkeit fröhlich sein können, weil sie die wahre Heimat der Seele in ahnungsvoller Sehnsucht erkennen. Wenn Deutschland in Schmach und Schande liegt: sie werden schweigend arbeiten, werden Gott Mammon verachten und den Tanz um das Goldene Kalb nicht mitmachen, dann wird das zinsenfressende Ungeheuer seine Macht verlieren. Sie haben auch die stärksten Mittel in der Hand, daß unser Volk wieder besser wird, da jeder davon erfüllt ist, sich selber zu verbessern, bestrebt, in seinem eigenen Wesen gut deutsch zu sein, d. h. aufrichtig zu wandeln vor Gott und Welt."

Wohlgesprochen, lieber Meister! Doch mit dem Einsetzen dieser stillen und frommen Arbeit sind diese Deutschen zugleich Wissende geworden und sehen der Gefahr ruhig und tätig ins Auge. Nicht Unbildung oder Armut im Geiste ist ihnen eigen: sondern das große Geheimnis der inneren Ruhe.

*

Zur Erziehung des Parlaments

Bei der Reichstagsabstimmung über „Schwarz-Weiß-Rot" wurden die alten Reichsfarben für die Handelsmarine trotz der dringenden Anträge aller seefahrenden Kreise, auch der sozialdemokratischen Seemannsvereinigungen, mit 1 (einer) Stimme Mehrheit abgelehnt.

Wie war das möglich?

Weil die bürgerlichen Parteien, die über eine sichere Mehrheit in dieser Frage verfügen konnten, derartig schwach vertreten waren, daß es den sozialdemokratischen Parteien mit Hilfe einiger Bürgerlicher aus den Kreisen des Kanzlers gelang, den Antrag — wie gesagt mit einer Stimme Mehrheit — zu Fall zu bringen.

Eine Zufallsmehrheit also in einer wichtigen nationalen und wirtschaftlichen Frage!

Es ist immer das gleiche Elend.

Radau und Tumult oder gähnende Leere. Vierzig, dreißig, oft noch weniger Abgeordnete im Saal. Durchpeitschung von Gesetzen, deren Durcharbeitung die größte Sorgfalt erfordert hätte und die demnächst wieder geändert werden müssen; Massenerledigung von Abstimmungen im Hetztempo — und wieder stunden-, ja tagelange Debatten zum Fenster hinaus, stunden-, ja tagelange öde Partei- oder persönliche Zänkereien. Dann Zufallsmehrheiten bei wichtigsten Abstimmungen.

So sieht unser Parlamentarismus aus. Das nennt sich „Demokratie", d. h. Volksherrschaft.

Da werden Ströme von Tinte verschrieben, Ballen von Papier bedruckt, da wird dem deutschen Volke in Wort und Schrift gepredigt: Nur Arbeit kann uns retten, Arbeit und nochmals Arbeit! Zurück zum alten Pflichtbewußtsein, zur Gewissenhaftigkeit, zur Pünktlichkeit und Ordnung, zur Treue im Kleinen wie im Großen!

Und das Vorbild — die Vertretung des deutschen Volkes?!

Ich nehme keine Partei aus, weder rechts noch links noch die Mitte. Ich nehme nicht Reichstag, nicht Landtag, nicht Stadtparla-

ment aus. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie haben sollten. Man möchte verzagen an dem deutschen Volk, das solche Vertreter wählt und duldet.

Aber wie der Herr, so das Gescherr. Wie der Wähler, so der Vertreter.

Ja, meine lieben Wähler, seid ihr zu faul zur Wahl zu gehen oder seid ihr zu selbstisch, ein kleines, persönliches Opfer zu bringen für eine staatliche Pflicht: wie könnt ihr verlangen, daß die Gewählten fleißig, pflichtbewußt und opferwillig seien! Und ihr, die ihr euer Wahlrecht ausgeübt, ist eure Pflicht damit abgetan, daß ihr einen Zettel in die Urne gesteckt habt? Warum zieht ihr eure Vertreter nicht zur Rechenschaft? Warum fordert ihr nicht Aufklärung von ihnen über ihre Tätigkeit? Wozu ist den Herren die Ehre zuteil geworden, sich Vertreter des deutschen Volkes nennen zu dürfen, wenn sie es nicht vertreten können oder wollen?! Wozu bekommen die Herren ihre Diäten, wenn sie die Arbeit nicht leisten mögen oder können?!

Ihr Wähler, warum erklärt ihr euren Vertretern, die ihre Pflicht nicht erfüllen, nicht einfach durch eure Parteiorganisationen, daß sie euer Vertrauen verloren haben und zwingt sie zum Rücktritt?

Ich rede keinen Ketzergerichten das Wort — da sei Gott vor! Sein Urteil muß sich der Abgeordnete frei bilden und seine Stimme nach bestem Wissen und Gewissen abgeben, wie der Richter im Talar. Sonst erniedrigt ihr ihn zum Stimmvieh.

Aber daß er seine Pflicht tue, das zu kontrollieren ist eure verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Tut ihr es nicht, so seid ihr eben — Stimmvieh!

Ich gebe zu, daß es kein Vergnügen ist, Stunden und Stunden den oft recht langweiligen, oft recht langatmigen Ausführungen zu folgen, daß es ermüdend ist, drei- und viermal dasselbe anzuhören. Aber zum Vergnügen sitzen die Volksvertreter auch nicht da, sondern zur Arbeit: und es gibt viele Arbeiten, die zu leisten kein Vergnügen ist, sondern eben einfach Pflichterfüllung.

Ich gebe zu, daß das etwaige Parteigezänk widerlich ist, daß die Radauszenen abstoßend wirken. Aber hat das Haus es nicht in der Hand, da Abhilfe zu schaffen? Und wenn nicht, so muß auch das eben ertragen werden als eine Pflicht gegen Wähler und Vaterland. Wer es nicht zu ertragen vermag, der mache stärkeren Nerven Platz.

Und nun, was ist zu tun?

Zunächst und vor allem: Selbstzucht jedes Abgeordneten, Selbstzucht der Parteien, Selbstzucht des Hauses zur Pflichttreue, zur Arbeitsamkeit und — leider muß man es heute sagen! — zu gesellschaftlichem Anstand.

Dazu strenge, nie einschlafende, unerbittliche Kontrolle der Abgeordneten durch die Wählerschaft, die zu vertreten der Abgeordnete die Ehre hat.

Genügt das nicht, so schlage ich vor als Hausordnung bzw. als Gesetz:

1. Veröffentlichung der Namen aller Abgeordneten, die in einem bestimmten Zeitraum, bzw. bei der Beratung eines bestimmten Gesetzes, mehrmals unentschuldigt gefehlt haben.

2. Wessen Name dreimal veröffentlicht worden ist, der verliert sein Mandat;

3. desgleichen, wer bei drei Abstimmungen unentschuldigt gefehlt hat.

4. Wer ein Mitglied des Hauses gröblich beleidigt (Lump, Schuft, Strolch, Kanaille, Zuhälter sind ja heute an der Tagesordnung), wird sofort von der Sitzung ausgeschlossen.

5. Wer die Aufforderung des Präsidenten zum Verlassen der Sitzung nicht Folge leistet, verliert sein Mandat;

6. desgleichen, wer dreimal von Sitzungen ausgeschlossen worden ist.

(Der Verlust des Mandates bedeutet in allen Fällen nur eine persönliche Strafe. Die Partei und die Wähler werden nicht geschädigt; auch entstehen keine Kosten, da Neuwahlen nicht nötig sind. Es wird einfach, wie bei freiwilliger Mandatsniederlegung, der Nachfolger der Liste einberufen.)

7. Beschränkung der Redebauer. Jeder erste Parteiredner erhält eine ausgiebige Redezeit, die späteren erhalten eine beschränkte. (Die stenographischen Berichte liest doch kein Mensch, weil er keine Zeit dazu hat; er begnügt sich mit den Auszügen in den

Zeitungen.) Es würden dadurch folgende Vorteile erreicht: Die Schönrednerei, das Parteigezänk, die persönlichen Angriffe würden eingeschränkt werden; es würde Zeit zu nützlicher Arbeit gewonnen; die Nerven der gewissenhaften Abgeordneten würden nicht zwecklos abgenützt, und es würde so Kraft für die Durchberatung der Gesetze gewonnen; die Reden würden konzentrierter, damit gehaltvoller und somit wirkungsvoller werden; die Auszüge in den Zeitungen würden mehr von dem Inhalt der Reden bringen können, und der Leser würde ein weit eingehenderes Bild der Aussprache erhalten, besonders wenn er seine Nase in die Parlamentsberichte mehrerer Zeitungen steckte.

Bleibt alles, wie es heute ist, so geht der Parlamentarismus zum Teufel.

H. Roquette

*

Warum ist der Deutsche unbeliebt?

Wir rühren diese Frage nicht anklagend, sondern mahnend wieder auf, wollen auch nicht untersuchen, ob der Deutsche — in der Verallgemeinerung — wirklich im Ausland nur unbeliebt war und ist. Doch eine Zuschrift von beachtenswerter Seite knüpft zustimmend an die Betrachtung von Heinrich Driesmanns „Beseelte Lebensform" (Juliheft) an und empfiehlt, die vorgeschlagene Umgestaltung der Erziehung weiter zu verfolgen und in Tat umzusetzen. „Jedenfalls wäre es verdienstvoll, wenn der Türmer dieses wichtige Kapitel: die Abstoßung der Deutschen untereinander, die deutsche Formlosigkeit, den Mangel an Takt unentwegt weiter im Auge behielte. Auch unser Kultusministerium müßte in dieser Hinsicht vorwärts gedrängt werden. Ich habe dies bei dem neuen Minister bereits in seiner vorhergehenden Stellung versucht; allein bei der Fülle seiner Gesichte hat er diesen grundlegenden Punkt einer Erziehung unsres ganzen Volkes jedenfalls noch nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt..."

Von derselben Seite wird auf einen gehaltvollen Aufsatz im Buche eines feingestimmten Deutschen aus der Welt der Technik hingewiesen: wir haben auch im „Türmer" schon auf die soeben in 2. Auflage erscheinenden gesammelten Aufsätze von Wilhelm von Öchelhäuser „Aus deutscher Kultur und Technik" (München, R. Oldenbourg) aufmerksam gemacht (Dezember 1920). Im Schlußkapitel heißt es dort:

... „Dazu kommt allerdings noch eine verblüffende und traurige Erkenntnis: daß wir die unbeliebteste Nation auf der ganzen Welt sind. An dieser Tatsache, als einer der wichtigsten für unseren Wiederaufbau, sollten wir nicht mehr so nebensächlich wie bisher vorübergehen! Es war ein verhängnisvoller Fehler der meisten Deutschen, unsere Unbeliebtheit lediglich auf das Konto unseres unbequemen und unseren Feinden gefährlich gewordenen Handelswettbewerbs zu setzen. Auch der Zickzackkurs der hohen und höchsten diplomatischen Stellen kann dafür nicht allein verantwortlich gemacht werden. Es hat ja allerdings unsere wetterwendische, indiskrete und oft brutal auftretende Politik die alten Tugenden unseres Volkes scheinbar in ihr Gegenteil verkehrt, die Tisza bei Ausbruch des Krieges noch mit den Worten kennzeichnete: ‚Das, was die Deutschen so groß gemacht hat, ist ihre Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Treue.' Diese waren und sind auch heute noch Grundzüge unseres Volkscharakters, die, wie bestimmt zu hoffen, nur vorübergehend durch den furchtbaren Zusammenbruch unseres Volkes verdunkelt worden sind.

Aber hierzu traten noch alte Fehler unseres Volkscharakters, die in ihrer Tragweite seit Jahrhunderten nicht genügend beachtet wurden. Denn schon zu Luthers Zeiten und noch früher wurde unsere große Unbeliebtheit unter den Nationen festgestellt. Unzählige Male, auch während des Krieges, ist von deutschen Autoritäten aus den verschiedensten Kreisen auf unseren Mangel guter und höflicher Formen hingewiesen. Es handelt sich zunächst um die rauhe Außenseite, die mangelnde äußere Persönlichkeitskultur, die an sich schon viel wesentlicher und wichtiger ist als die meisten ahnen, die mit dem Aus-

lande nicht in häufige Berührung kommen. Dahinter steckt aber auch ein Mangel an innerer Kultur, an Liebenswürdigkeit, Herzensfreundlichkeit und Takt. Nach Georg Brandes (Miniaturen) mißt der bedeutendste Schriftsteller des modernen China, Ku-Hung-Min, ein Kenner und Verehrer Goethes, ‚sogar die Schuld am Kriege bei aller Bewunderung für das Rechtsbewußtsein der Deutschen ihrem mangelnden Taktgefühl bei'. Ein bekannter französischer Akademiker — denn auch von seinen Feinden muß man lernen — spricht bei uns u. a. von einem Mangel an ‚Nuancen' im persönlichen Verkehr. Das scheint mir richtig und der tiefere Grund für manche Taktlosigkeit zu sein. Wir kennen im großen und ganzen nur Extreme im Empfinden, in Auffassung und Ausdruck. Die verbindenden Übergangsstufen fehlen. Daher auch die ungewollten Schroffheiten, Rechthaberei, die deutsche Eigenbrötelei und die Schärfe der sozialen Gegensätze. Manchmal ein von anderen Kulturvölkern als brutal empfundener Nationalstolz, und ein anderes Mal Bedientenhaftigkeit sowie kritiklose Bewunderung und Annahme ausländischen Wesens. Einem großen Teil unseres Volkes, gerade auch unter unseren Pionieren im Auslande, fehlt zwischen den Extremen das nationale Gleichgewicht und es fällt ihnen schwer, nationale Würde zu bewahren. Feinfühligkeit und Takt scheinen uns durch den materiellen Wettbewerb immer mehr verloren gegangen zu sein und liebenswürdige, höfliche Formen immer noch als nebensächlich behandelt zu werden. Berufliche Tüchtigkeit allein und sonstige nationale Tugenden ersetzen jene Mängel aber keineswegs.

Welches Kapital besitzen selbst heute noch die Franzosen in dem guten Ruf ihrer Persönlichkeitskultur, obwohl die französische Ritterlichkeit, abgesehen von gelegentlichen Paradegesten, immer mehr zur Legende geworden ist und die geradezu pathologische Eitelkeit, Selbstberäucherung und Anmaßung ihre höflichen und liebenswürdigen Formen schon seit längerer Zeit bedenklich überschatten. Der gute Ruf ihrer früheren Tugenden, die offenbar in der Verbindung mit kaum halb zivilisierten Kolonialtruppen noch schneller entarten, wirkt gleichwohl noch heute im Auslande fort, auch noch bei manchen Deutschen, soweit sie keine persönliche Friedens- oder Kriegserfahrung haben...

Es ist höchste Zeit, daß im deutschen Volke hierüber nicht nur gelegentlich einige literarische Bemerkungen gemacht werden, sondern eine Aufklärung von der Schule aus, und zwar in jeder Schule und Schulart, bei der jetzt mit Recht so viel betonten staatsbürgerlichen Erziehung stattfindet..."

*

Ein Schrei nach Gerechtigkeit

Unter dieser Überschrift veröffentlicht „La Presse libre, Sozialistisches Organ für das Departement des Niederrheins" in Straßburg einen offenen Brief der Vereinigung der in Frankreich interniert gewesenen Elsaß-Lothringer. Dieser Brief, so schreibt das sozialistische Blatt mit Recht, stellt „ein trauriges Kapitel über die Behandlung unsrer beim Kriegsausbruch in Frankreich ansässiger Landsleute dar". Man liest in diesem Briefe: Masevaux (Masmünster), 28. April 1921.

„Sehr geehrter Herr Député!

Wir haben die Ehre, Ihre werte Aufmerksamkeit auf die Verfolgungen und willkürlichen Verhaftungen zu lenken, denen Tausende von Elsaß-Lothringern französischer Abstammung unschuldig beim Ausbruch des Krieges 1914 zum Opfer fielen. Es dürfte Ihnen nicht entgehen, daß große Irrtümer und Ungerechtigkeiten in jener sehr aufgereizten Zeit begangen worden sind. Die Militär- und Zivilbehörden ließen plan- und ziellos bedauernswerte Elsaß-Lothringer von vieille souche als Spion oder Verdächtige festnehmen, oft auf eine verleumderische Anzeige oder einen lügenhaften Bericht hin, wogegen die Spione ganz wo anders zu suchen waren als unter den verhafteten Elsaß-Lothringern. Dieser Mißgriff zeitigte sehr bedauerliche Folgen, die man mit der Antwort abzutun suchte: ‚Man hat Böcke geschossen, doch kann man nichts daran ändern.'

„Diese unschuldigen Elsaß-Lothringer wurden von einem Gefängnis ins andere geschleppt, um schließlich in berüchtigten Konzentrationslagern im Innern interniert oder nach Inseln an den Küsten Frankreichs (Friaul, Tatihou, Groix usw.) abgeschoben zu werden, wo sie den härtesten Entbehrungen ausgesetzt waren. Sie unterstanden einem ekelhaften und unzureichenden Ernährungsregime. Sie waren genötigt, auf einem Häuflein Stroh zu schlafen ohne Decke oder auf glatten Strohsäcken mit einer abgenutzten Decke, die mit Ungeziefer überfüllt waren. Diesen Unglücklichen wurden die grausamsten Erniedrigungen zuteil, und zwar im vollsten Gegensatz zu den von der Regierung gegebenen Versprechungen. Die internationalen Vereinbarungen, die unter den Kriegführenden abgemacht waren, wurden mit einem empörenden Zynismus verletzt.

„Ohnmächtige Greise, kranke oder schwangere Frauen, Kinder, die noch an der Mutterbrust lagen, wurden erbarmungslos in Gefangenschaft geführt. Viele starben in der Verbannung und viele andere starben nach ihrer Freilassung an den Folgen ihrer Internierung..."

Manche Gefangene, so heißt es weiter, wurden an die berittene Begleitmannschaft gebunden: „vor Müdigkeit nicht mehr imstande zu gehen, wurden diese Unglücklichen mit Lanzen gestochen, bis sie vor Erschöpfung umfielen.

„Unterwegs warf der gegen sie aufgepeitschte Pöbel mit Steinen nach ihnen, mit Flaschen. Es gab unter ihnen einige, die mit Keulen geschlagen wurden, andere wieder erhielten Messerstiche. Eine große Anzahl wurde in den Gefängnissen und Konzentrationslagern mißhandelt, hauptsächlich im Arresthaus in Belfort, wo der Oberaufseher sie mit einem Knüttel bearbeitete oder ihnen mit einem großen Schlüssel so lange auf den Kopf hieb, bis sie im eigenen Blute badend umfielen. In anderen Gegenden, wo die Frauen sich der Lustbarkeit ihrer Wächter nicht unterstellen wollten, wurden sie genotzüchtigt.

„Die internierten Elsaß-Lothringer, die unmenschlich behandelt wurden, sind zu Beginn ihrer Inhaftierung wie Sträflinge zur Arbeit gezwungen worden. Viele starben an den Folgen der Krankheiten, die sie sich während der Tage in dem Gefängnis und in den Konzentrationslagern zugezogen hatten. Viele kehrten in ihr ausgeplündertes und zerstörtes Heim zurück, die Gesundheit für immer verloren, mit Tuberkulose behaftet, ohne alle jene zu zählen, die ihre Stellung verloren haben und ohne irgendwelches Einkommen sind. Unglücklicherweise zählen wir unter den unglücklich Verschleppten auch solche, die unheilbar verrückt geworden sind, und die in Irrenanstalten untergebracht werden mußten.

Wir haben Gendarmen, Polizisten und Beamte gesehen, die sich Wertsachen, Geld, das unseren Brüdern gehörte, aneigneten.

Wir unterbreiten Ihnen gern die Akten der Internierten.

Das Regime der niederen Polizei und der Verleumdung während des Krieges lastet schwer auf den unschuldigen Elsaß-Lothringern. Diese Märtyrer, welche Furchtbares gelitten haben, zeigen, wie gerecht ihre Ansprüche auf eine moralische und pekuniäre Entschädigung sind..."

Der ganze furchtbare Anklagebrief — unterzeichnet vom Präsidenten E. Nußbaum — ist u. a. in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (9. Juli) abgedruckt: ein hervorragendes Gegendokument gegen die Nationen, die unsre „Kriegsverbrecher" vertragsmäßig zu richten wagen!

*

Gorki und Hauptmann

Der russische Dichter Maxim Gorki hat an den deutschen Dichter Gerhart Hauptmann einen offenen Brief gerichtet: einen Hilferuf an Deutschland für das verhungernde Rußland. Hauptmann hat mit allgemeinen Worten von Völkerversöhnung zusagend geantwortet — ohne einen Schatten irgendwelchen großpolitischen Gedankens, wie man ihn bei solchen Hochmomenten von einem Sprecher der Nation erwarten müßte. Vom gesamtpolitischen Problem ist

aber jene russische Not nun einmal nicht zu trennen. Wir wissen leider, daß deutsche Gaben vor allem in die Taschen der Sowjet-Herren fließen würden, deren Mordkommissionen über Tausende und aber Tausende von Leichen schritten — und die nun, nach all diesen Blutbädern, das Mitleid anrufen. Wobei man übrigens von mehreren Seiten hört, daß die Notschilderung übertrieben sei.

Man erinnert nun, angesichts jenes Hilferufs des bekannten russischen Schriftstellers, an folgende Tatsache. Im Januar dieses Jahres veröffentlichte das „Berliner Tageblatt" ein von D. S. Mereschkowskij an den Engländer Wells gerichtetes Schreiben, in dem Mereschkowskij Anklage gegen Maxim Gorki erhebt. In dem Schreiben sagt D. S. Mereschkowskij von Maxim Gorki: „Als ich so dumm war oder so schwach, ihm zu schreiben, daß ich Hungers sterbe, antwortete er mir nicht, sondern ließ mir durch einen Gehilfen sagen, daß er mir eine Rotgardistenration bewilligen werde. Maxim Gorki hat sich mit einem ganzen Hofstaat von Schmeichlern umgeben. Die andern stößt er nicht einmal von sich, er läßt sie bloß fallen, und die Menschen stürzen in die schwarze Grube von Hunger und Kälte. Maxim Gorki weiß, daß man mit einem Stück Holz alles aus Hungernden und Frierenden machen kann, und er macht auch alles aus ihnen. Die beiden Häuser Gorkis für die Wissenschaften und Künste sind zwei Massengräber, in denen die russischen Schriftsteller, Dichter und Künstler in langsamer Agonie sterben. Es wäre besser, sie an die Mauer zu stellen und niederzuschießen. In Moskau hat man eine neue Todesstrafe erfunden. Man setzt einen Menschen in einen Sack mit Läusen. In einen solchen Sack hat Maxim Gorki den Geist Rußlands gesetzt."

Inzwischen hat derselbe russische Dichter Dimitri Mereschkowskij an Gerhart Hauptmann einen offenen Brief gerichtet: „Gorki ist kein Freund, sondern ein Feind, ein heimlicher, schlauer, heuchlerischer, aber der schlimmste Feind des russischen Volkes. Haben Sie denn die Worte aus seinem Hymnus ‚an den größten planetarischen Helden der Menschheit' Lenin vergessen? ... Lenin hat dem russischen Volke die Schlinge um den Hals gelegt, und die andren Völker haben sie zugezogen... Ehe man die Rätegewalt nicht gestürzt hat, kann man den Millionen der zugrunde gehenden Menschen ebensowenig helfen wie einem Erhängten, ehe man seinen Hals aus der Schlinge befreit hat... Die Wahrheit ist, daß nicht nur diese Millionen von Russen Hungers sterben, sondern auch das ganze russische Volk mit ihnen, ja, das ganze! Der Hunger ist der Dolch in den Händen der Bolschewisten. Sie morden, sengen und herrschen durch den Hunger. Sie geben ihren Leuten zu essen und halten alle andren an der Grenze des Hungertodes."...

Dazu nehme man noch Folgendes:

Im Tagebuch der Gattin des oben Genannten, der russischen Schriftstellerin Zinaida Hippius-Mereschkowskij — mitgeteilt in der Stuttgarter Wochenschrift „Dreigliederung" — finden sich folgende furchtbare Sätze über die russischen Zustände:

„Es ist eine absolute Idiotie seitens Europas, Kommissionen und Einzelpersonen zwecks ‚Informationen' herzuschicken. Man schickt sie doch den Bolschewisten in die Arme. Und diese ‚informieren' sie. Sie bauen für sie Theaterdekorationen, verpflegen sie in der Astoria, überwachen sie ganz offen bei Tag und Nacht und machen ihnen jede Berührung mit der Außenwelt unmöglich. Soll nur so ein Kommissionsmitglied versuchen, allein auf die Straße zu treten! Vor jeder Tür steht ein Wachtposten... Wir sind regungslos und stumm, wir sind mit unserm ganzen Volk nicht wert, Menschen genannt zu werden. Aber wir leben noch, und wir wissen, wissen... Hier ist die genaue Formel: Wenn in Europa im 20. Jahrhundert ein Land mit einer so phänomenalen, in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenen allgemeinen Sklaverei existieren kann und Europa es nicht versteht oder es hinnimmt, so muß Europa zugrunde gehen. Und es wird ihm recht geschehen... Ja, es ist Sklaverei. Eine physische Abtötung des Geistes, des Denkens, jeder Persönlichkeit, aller Merkmale, die den Menschen vom Tier unterscheiden. Die

Zerstörung, der Zusammenbruch der ganzen Kultur. Zahlreiche Leichen weißer Neger.

... Es gibt ein grauenhafteres Grauen. Die stumpfe Angst, das menschliche Antlitz zu verlieren. Mein eigenes Antlitz und alle Antlitze ringsum ... Wir liegen da und lallen wie der Tolle bei Dostojewski die sinnlosen Worte: ‚Bobok ... Bobok ...'"

Die elementare Hungersnot nebst Völkerwanderung ist ein ergreifendes Schauspiel und Problem für sich. Niemand wird sich des Mitgefühls erwehren. Aber das andre Problem, der Sowjet-Alp über Rußland, hängt lähmend damit zusammen. Und davon hätte man in der farb- und kraftlosen Antwort G. Hauptmanns etwas vernehmen sollen.

*

Der Herr Major und — die andern

Edelmanns- und Lumpen-Gesinnung beginnen sich zu scheiden. Wir verzeichnen mit Vergnügen ein Stimmungsbildchen aus der „Frankfurter Zeitung", die doch wahrlich der Parteinahme für einen alten Soldaten und gegen die modernen Lohnerpresser nicht verdächtig sein dürfte:

„Nach einer kleinen Landstadt zog im Herbst vorigen Jahres ein Major. Das heißt, er war als Major im Kriege wieder eingestellt worden, nachdem er im Frieden viele Jahre vorher als Hauptmann um die Ecke gegangen war und dann ein bis zwei Jahrzehnte lang als nicht eben hervorragender Journalist seine schmale Pension aufgebessert hatte. Ohne indessen aus den Schulden zu geraten. Den inzwischen über die Sechzig Gekommenen hatte nun nach dem Kriege die würgende Teuerung schließlich in das Landstädtchen getrieben. Er hoffte, hier noch ‚Vernunft' zu finden. Aber er fand auch hier nur noch ‚Unvernunft'. Das erstemal, als ihm die Reinmachefrau 3 M für die Stunde und 25 M für Besen und Bürste, die er aber nicht erhielt, zusammen 81 M, abnahm. Der Herr Major schlug die Hände überm Kopf zusammen; die Reinmachefrau aber beeilte sich, das Städtchen über den Gewinn zu unterrichten, den es mit seinem Herrn Major gemacht habe. Erfahrungen der gleichen Art häuften sich in dem neubezogenen Häuschen sehr schnell. Und da stand es bei dem, zuletzt doch wieder nur bei sich selbst zur Vernunft Gekommenen mit rapider Plötzlichkeit fest: hinaus für immer und mit allem, was auch nur entfernt Bedienung heißt! Er, der vermögenslose Major, rangiert ja jetzt auf der gleichen Stufe mit der Dorfmagd, die zweitausend Mark Jahreslohn und jeden Mittag Fleisch erhält. Konsequenz darum: er ist jetzt nicht mehr zu gut für die dergestalt im Wert gestiegene Arbeit einer Magd. Mit seinem kleinen Fixum aber wird er gegen die ihn noch darunter wertende Umkehrung aller Werte kämpfen bis zum Austrag. Es muß gehen, er wird oben bleiben. Eines Morgens eröffnet er der Frau Majorin, daß er ihr von jetzt ab selbst früh fünf Uhr die Milch holen, danach die Dielen aufnehmen, den Teppich fegen, Holz klein machen, Kartoffeln schälen, den Aufwasch besorgen, ja, daß er alle sechs Wochen die große Wäsche waschen werde. Die Frau Majorin, durch manche Prüfung hindurchgegangen, war doch sehr betroffen. Er aber setzte ihr auseinander, daß schon ein großer, griechischer Weiser erklärt habe, keine Arbeit sei Schande. Nur Nichtarbeiten sei Schande, und die überlasse er den ‚modernen' Kommunisten, die sich zwar auch Arbeiter nennen, aber schandenhalber, da sie sich nur bei recht viel Lohn von der Arbeit drücken. Er dagegen, die Provenienz des preußischen Militarismus, werde die Arbeit zu Ehre und Ansehen bringen. Er setzte der Frau Majorin weiter auseinander, daß kein England und kein Frankreich mehr nötig seien, das deutsche Volk zu erwürgen; das besorge dieser, die Arbeitsehre entwertende Preiswucher im eigenen Lande, und gegen solchen stärkeren Feind rufe ihn nun von neuem Pflicht, Volk und Vaterland auf: ‚Unterkriegen lassen wir uns nicht, Altchen!' Und schon über ein halbes Jahr durch führt der Herr Major jetzt sein so gewonnenes Programm fröhlich aus..."

Nun ein Gegenstück dazu aus dem „Holzmarkt":

„Der Reichsverkehrsminister will das Ehrgefühl der Eisenbahndiebe nicht verletzen und

erließ folgenden Ukas: ‚Aus Abgeordnetenkreisen ist darüber geklagt worden, daß die in den monatlichen Diebstahlsübersichten enthaltenen Angaben über Eisenbahndiebstähle unmittelbar oder durch die Amtsblätter der Eisenbahndirektionen in die Presse gelangt sind und dadurch dem Ansehen der Eisenbahnbediensteten Abbruch getan haben. Die nur für innere Zwecke bestimmten Diebstahlsübersichten sind für die Bekanntgabe in der Öffentlichkeit nicht geeignet und demgemäß zu behandeln. Die Bestimmung, wonach die Zahl der wegen Diebstahl usw. Entlassenen ohne Angabe von Namen zur Warnung durch die Amtsblätter bekanntzugeben ist, wird hiervon nicht berührt.‘ Wenn der Eisenbahnminister sagt, daß die ‚amtlichen Diebstahlsübersichten für die Bekanntgabe in der Öffentlichkeit nicht geeignet sind‘, dann hat er in einer Beziehung wirklich recht, denn wenn man diese Übersichten sieht, kann man das Grauen bekommen. Daß sich in Deutschland aber Abgeordnete finden, die den Reichseisenbahnminister ersuchen, die Übersichten geheimzuhalten, ist ein Zeichen unserer Zeit. Wir meinen, man könnte, sofern man die Betrügereien wirksam bekämpfen will, gar nicht öffentlich genug vorgehen, und kein ehrlicher Bahnbeamter kann in seiner Ehre sich verletzt fühlen, wenn durch Statistiken gezeigt wird, wieviel unehrliche Bahnbeamte es leider gibt. Aber warum sorgen die ehrlichen Bahnbeamten nicht dafür, daß die Diebe ermittelt werden? Dazu ist wohl niemand so gut in der Lage wie die Eisenbahnbeamten selber durch scharfe Beobachtung ihrer Kollegen. Dieser Erlaß in Verbindung mit der Zumutung der Eisenbahnbeamten und der Tatsache, daß sich zu solchem Kram Abgeordnete finden, zeigt den ganzen Tiefstand der heutigen Moral in erschreckender Weise.“

*

Gegen das Zigarettenrauchen der Jugend

wagte sich ein Leipziger Schüleraufruf zu richten. In der Unterhaltungsbeilage der „Tägl. Rundsch.“ (Nr. 170) wird über das Schicksal dieser Anregung berichtet:

„Wenn man die ungeheure Verbreitung der Zigarette bei der heutigen Jugend bedenkt, konnte das Leipziger Unternehmen von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt scheinen, und es versteht sich wohl ohne weiteres, daß es keineswegs überall auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Ja der Aufruf hat sogar gewisse Reflexbewegungen ausgelöst, die deutlich erkennen lassen, wie stark die Rauchleidenschaft schon in weiten Kreisen unserer Jugend eingewurzelt ist, zum großen Schaden ihres körperlichen, geistig-sittlichen und wirtschaftlichen Wohles. So schrieb ein Schüler aus einer thüringischen Stadt nach Leipzig, daß man in seiner Klasse geradezu beschimpft werde, wenn man nicht rauche. Aus einer anderen Schule erhielt der Leipziger Primaner, der den Aufruf unterzeichnet hatte, eine anonyme Postkarte, auf deren Anschrift er als ‚stud. rauch. et sauf. in spe‘ bezeichnet wurde und auf der es hieß: ‚Wir richten uns nach dem Motto: ‚Trinke, liebe, rauche — Bis zum letzten Hauche! und empfehlen es gleichzeitig zur fleißigen Nachahmung.‘ Die Unterschrift lautete: ‚Baron von Trinkheim auf Rauchburg.‘ Geradezu roh war eine natürlich auch anonyme Zusendung, in der dem Wortlaute des Aufrufes allerhand pöbelhafte Randbemerkungen angehängt waren. Aus solchen Äußerungen, denen man noch andere anfügen könnte, ersieht man deutlich, wie schwer die zu überwindenden Hindernisse waren und daß der ganze jugendliche Idealismus der Leipziger Oberprimaner erforderlich war, um mit dem Unternehmen vor die Öffentlichkeit zu treten. Daß sich aber auf diesen Aufruf hin weit über 5000 Schüler und Schülerinnen unterschriftlich zum Verzicht auf die Zigarette für die ganze Dauer der Schulzeit bereit erklärt haben, ist zweifellos eine hocherfreuliche Tatsache, und besonders verdienen die Anstalten, in denen die Schülerschaft Mann für Mann unterschrieben hat, um des erzieherischen Geistes willen, der aus solchem Ergebnis spricht, die höchste Anerkennung. Die größte, absolute Zahl von Unterschriften, die eingelaufen sind, ist aus der Oberrealschule von Fürth gekommen, wo sich 523 von 662 Schülern beteiligt haben, d. h. also 77 v. H. Im

allgemeinen stehen die Ergebnisse in den großstädtischen Schulen weit zurück hinter den kleinstädtischen, wo die Verführung zum Rauchen doch nicht so stark ist. Viele Direktoren haben die Zusendung des Aufrufes mit wärmsten Worten und herzlicher Anerkennung für die Leipziger Schüler beantwortet, und der preußische Kultusminister hat ihm sogar die Ehre erwiesen, daß er ihn wörtlich im ‚Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung Preußens' zum Abdruck gebracht hat. Verdiente Ehre, denn in erster Linie war für die Leipziger Schüler der nationale Gedanke bestimmend, und schon lange, ehe in Hamburg und anderweit der Boykott gegen die Waren des Feindbundes einsetzte, hatten sie schon zum Kampfe, zum Boykott gegen die hier vor allem gefährliche Zigarette aufgerufen, die ja bekanntlich stets ausländischen Tabak enthält..."

Zahlreiche Lehrer begrüßten den Aufruf lebhaft. Auch wir meinen, daß die alte Verbotspädagogik heute nicht mehr ausreicht, sondern einem mehr psychologisch begründeten Verfahren Platz machen muß, wobei der Schwerpunkt in die denkende, begeistrungsfähige Jugend selbst zu legen ist.

*

Wie man Schundpostkarten bekämpft

erzählt Lydia Eger, die Leiterin eines „Jugendrings", anschaulich in der „Christlichen Welt". Gegen den Schmutzfilm, gegen das Schundbuch, gegen den Schmutz auf sogenannten „Volksfesten" kämpft diese Jugendbewegung, die „durch Liebe, Wahrheit und Reinheit zu Arbeit und Einheit" empor will.

„In Dresden", schreibt Lydia Eger, „hatte sich die Schundpostkarte in etwa 20 Läden breit gemacht, und die Polizei, die zwar den ehrlichen Willen hatte, hier für Abstellung zu sorgen, war machtlos, da ihr für die Halbmillionenstadt nur ein einziger Wachtmeister an einigen Tagen des Monats zur Verfügung stand. Innerhalb 14 Tagen aber gelang es der Jugend, die Karten zum Verschwinden zu bringen: dadurch, daß die Jugend die betreffenden Geschäftsinhaber das Schämen lehrte. Wie geschah das? Kaum war früh der Laden geöffnet, kam auch schon der erste Jugendliche herein: ‚Guten Morgen, Frau X. Eigentlich wollte ich noch etwas bei Ihnen kaufen, aber wenn Sie draußen die Postkarten hängen haben, kann ich es nicht tun.' — Zehn Minuten später der Nächste: ‚Guten Morgen, Frau X. Wissen Sie, wenn man an Ihrem Schaufenster vorübergeht und die Postkarten sieht, muß man sich ja schämen.' — Zehn Minuten später wieder einer; und so ging es fort bis zum Abend, so daß in einer Woche über 500 junge Menschen in einem einzigen Geschäft waren! Die Wirkung blieb nicht aus. Hilfeflehend kamen die Inhaber in unsere Geschäftsstelle: ‚Schaffen Sie mir bloß die Leute vom Hals, ich will ja gern diese Postkarten nicht mehr führen!' — Und Dresden war von diesem Schmutz gesäubert."

*

Ein Vorschlag zum Thema Studentennot

Wiederholt ist im „Türmer", zuletzt im Juniheft, über die Not unserer Studierenden geschrieben worden.

Ich möchte einen Vorschlag machen, dessen Ausführung vielleicht geeignet wäre, wenigstens etwas dieser Not zu steuern. Als ich im Jahre 1914 durch Jena kam, sah ich dort eine Reihe prächtiger Häuser, die Verbindungshäuser der studentischen Korporationen. Ähnliches findet man in allen Universitätsstädten.

Diese Häuser werden in der Hauptsache von den alten Herren der Verbindungen erhalten und bilden für viele, heute nicht auf Rosen gebettete Familienväter eine schwere Belastung. Ich habe darüber manche Klage gehört.

Sind diese Häuser notwendig?

Der Ernst der Zeit und die furchtbare Lage unseres Volkes erfordern höchste Sparsamkeit und äußerste Einschränkung. Wenn man diese Häuser verkaufte oder wenigstens vermietete, so würden sich daraus drei Vorteile ergeben.

Erstens würden erhebliche Mittel erschlossen, mit denen mancher Not in der Studentenschaft gesteuert werden könnte.

Sodann würden viele, heute schwer ringende Familienväter entlastet.

Drittens würden Wohnungen frei, an denen es heute bitter mangelt.

Wird die Not der Studierenden dadurch auch nicht beseitigt, so doch sicher in etwas gemildert. Etwas aber ist besser als nichts. Es ist ein Vorschlag. H. Roquette

*

Gedächtnisfeier für Dr. Karl Storck zu Olsberg i. W.

Wer ihn gekannt hat und wem sein Volk vertraut ist, weiß, was wir an ihm verloren. Ganz besonders weiß das die Türmer-Gemeinde, deren Mentor in Fragen der Musik und bildenden Künste Karl Storck jahrelang war. Nun ruht er schon über ein Jahr in kühler Erde, mitten in den Bergen des Sauerlandes, wo ihn in Olsberg ein jäher Tod überraschte. Im Schatten dunkler Tannen liegt sein Grab, das ein mit seinem Bronzerelief geschmückter Denkstein ziert, von Prof. Ernst Müllers Meisterhand geschaffen. Aber ist auch tot, was an ihm sterblich war, sein Andenken lebt fort. Das hat die Gedächtnisfeier an seinem Grabe am 9. und 10. Juli in Olsberg i. W. wiederum bewiesen. Von fern und nah waren die Verehrer Karl Storcks zusammengekommen, um zu seinem Gedächtnis eine würdige Feier zu begehen.

Sie begann am Sonnabend, den 9. Juli, mit einem Konzert im benachbarten Bigge. Zu Beginn desselben wies Dr. K. Hoeber-Köln in einer Gedächtnisansprache auf die Bedeutung Karl Storcks hin. In kurzen, lebenswarmen Zügen entwarf er ein Bild des Mannes, der in rastloser Arbeit all sein reiches Wissen und Können, seine künstlerische Begabung und Urteilskraft den Gedanken dienstbar machte, daß wahre und gute Kunst der Allgemeinheit, dem Volke gehören soll und daß nur völkisches Selbstbewußtsein zu echter Kunst führen kann. Die Worte des Redners waren eine seelenvolle Einstimmung in den zweiten Teil des Abends, der ernster Kunst gewidmet war. Es war eine Stunde weihevoller Andacht, die uns der bewährte Storsberg-Chor aus Gelsenkirchen und die Solisten O. Hecke-Düsseldorf (Tenor), Frau Hecke-Reißmann Düsseldorf (Alt) und G. Bunk-Dortmund am Flügel bereiteten. Der Geist des Verstorbenen, dessen eichenlaubumkränzte Büste ernst und sinnend auf die andächtig lauschenden Zuhörer herabsah, waltete über dem Ganzen und klang in den Tönen der Meister wieder, für deren Geltung und rechte Würdigung er so viel getan.

Nach einem feierlichen Gottesdienst am Sonntag morgen versammelte sich die Schar der Verehrer Karl Storcks zu einer Gedächtnisfeier an seinem Grabe auf dem Friedhof zu Olsberg. Die glühend brennende Sonne hatte eine große Menge Einheimischer nicht abhalten können, an der erhebenden Feier teilzunehmen. Fahnenabordnungen von Vereinen und Schulen hatten am Grabe Aufstellung genommen. Als erster sprach Universitätsprofessor Geh. Rat Dr. Dyroff-Bonn. In ausführlicher Rede gedachte er der hohen Verdienste Karl Storcks, all des Guten und Edlen, das er in seinem Leben gründete zur Förderung einer gesunden Kunst und zum Wohle des ganzen Volkes. Professor Fahrenkrog-Barmen widmete sodann dem Verblichenen tiefgefühlte Worte der Erinnerung und der Treue, eine Huldigung der Kunst an den Geist dessen, der im Leben ihr Vermittler und Deuter gewesen. Im Auftrage des Deutschen Schriftstellerverbandes gedachte Landgerichtsrat Haendler-Koblenz des Verstorbenen in Worten herzlichen Dankes. Ein zweites, aus allen Kreisen der Bevölkerung stark besuchtes Konzert, dessen Grundnote das Volkslied war, beschloß die Feier.

Das Erbe, das uns Karl Storck hinterlassen, wird nicht verloren sein, sondern immerfort Früchte tragen im Sinne und nach der Meinung des Verewigten, von dem der Wahrspruch seines Denksteins kündet, daß er für das Wahre und Schöne kämpfte.

Dr. Th. Heinermann
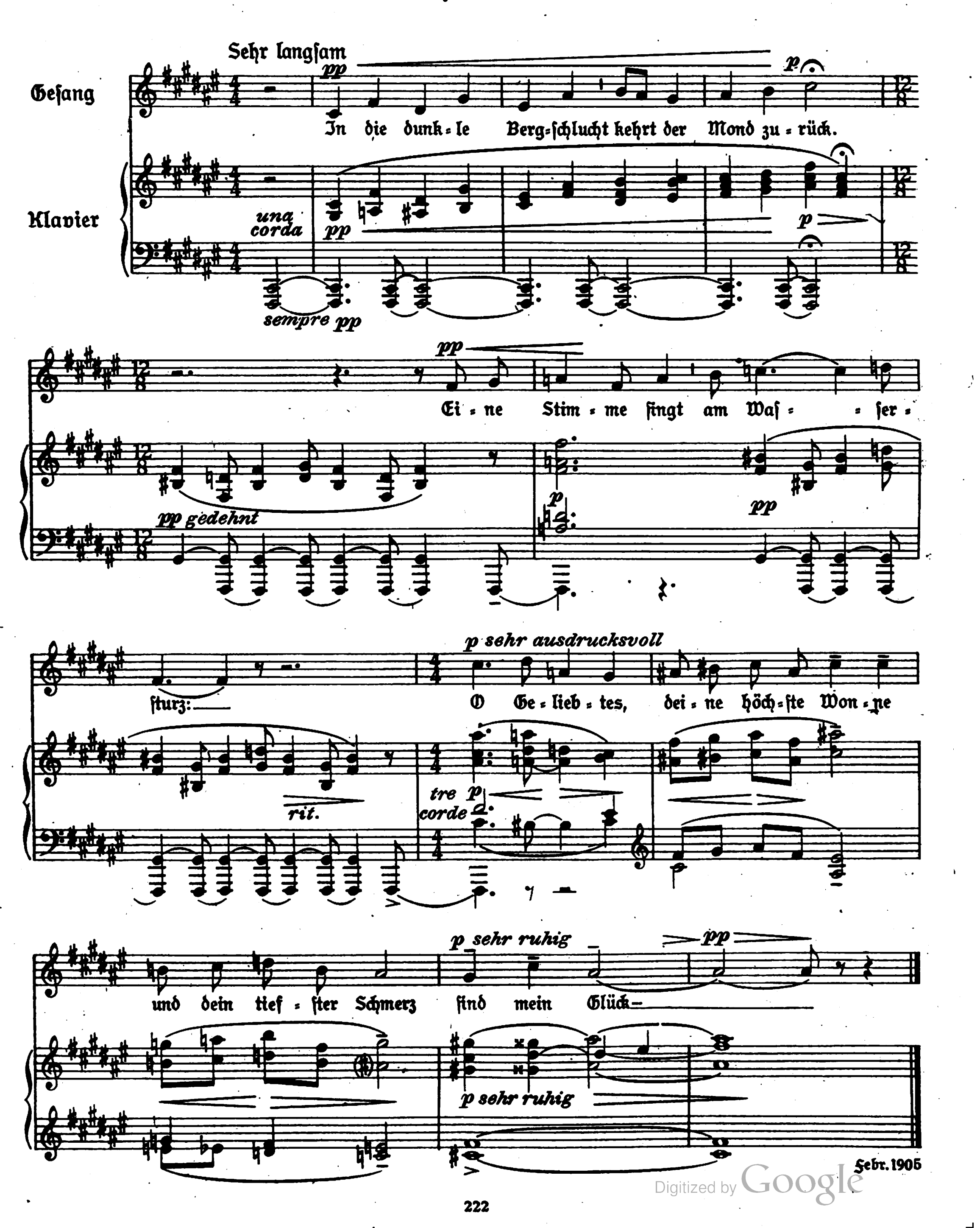
Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Der Türmer

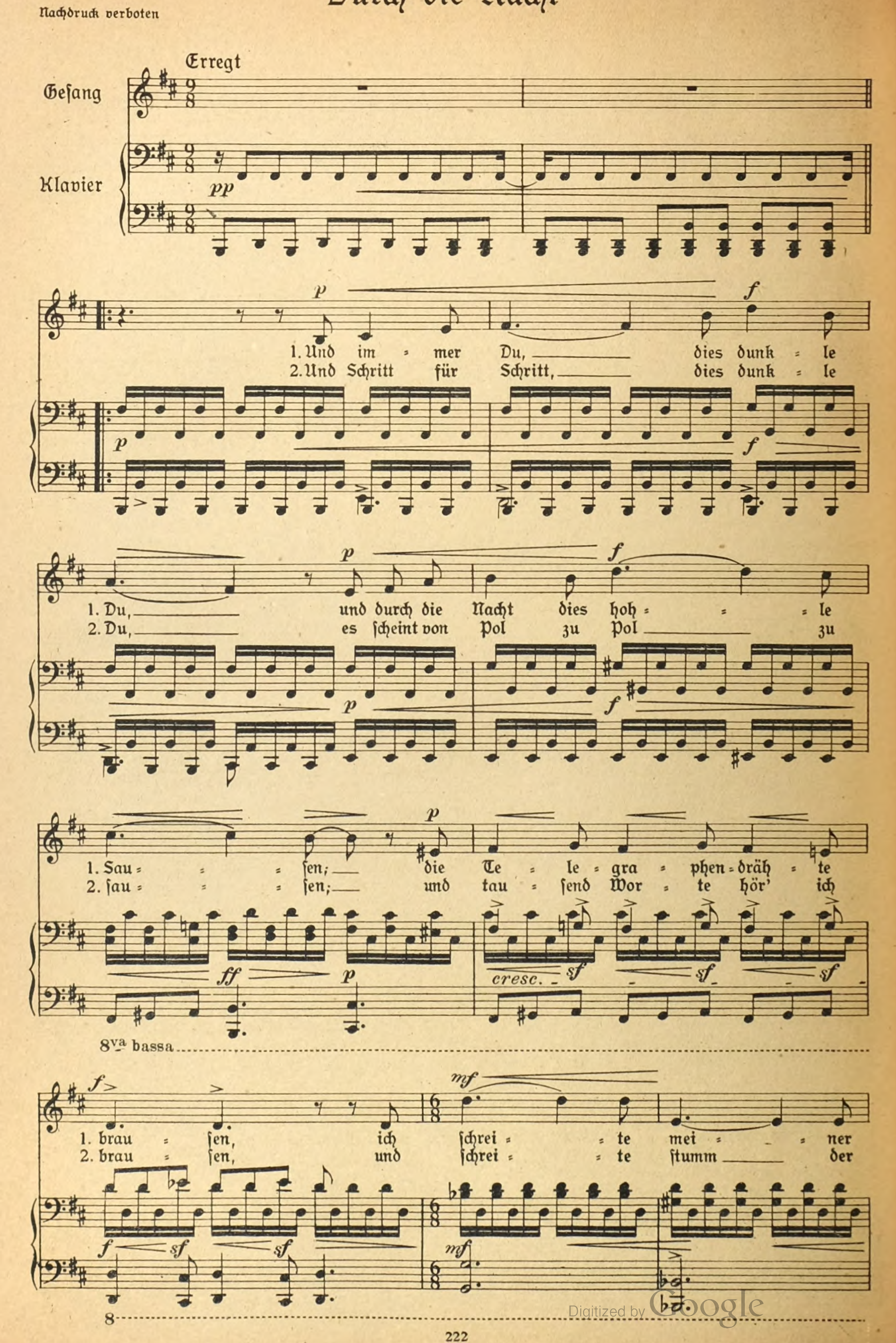
XXIII. Jahrg. Heft 7 April 1921

Vier Gedichte von Richard Dehmel
Vertont von Armin Knab

Geheimnis



Durch die Nacht



1. Hei - mat zu.
2. Hei - mat zu.

f *f* *sf* *p* *sf pp* *sehr lang*

Febr. 1905

Der schmucke Knabe

(Litauisch)

Gemächliches Zeitmaß

Gesang

1. Es blüh - te, blüh - te ein schmuk - ker Kna - be, so
2. Als ich noch klein war und ei - gen - sin - nig, mocht
3. Jetzt trabt mein Pferd - chen schon früh am A - bend durchs
(4.) Es trabt die Nacht durch, die hal - be Nacht durch, fast
(5.) Mich kennt wohl ein - zig das lie - be Gott - chen, und
6. Und auf der Stra - ße wächst nicht ein Gräs - chen, kein
7. O grünt, ihr Grä - ser! be - laubt euch Bäu - me! weil
8. Nicht oft ja trab' ich auf die - ser Stra - ße zu
9. Ein - mal im Jahr wohl, ein - mal im Mo - nat, in

Klavier

zart

rascher *etwas gedehnt*

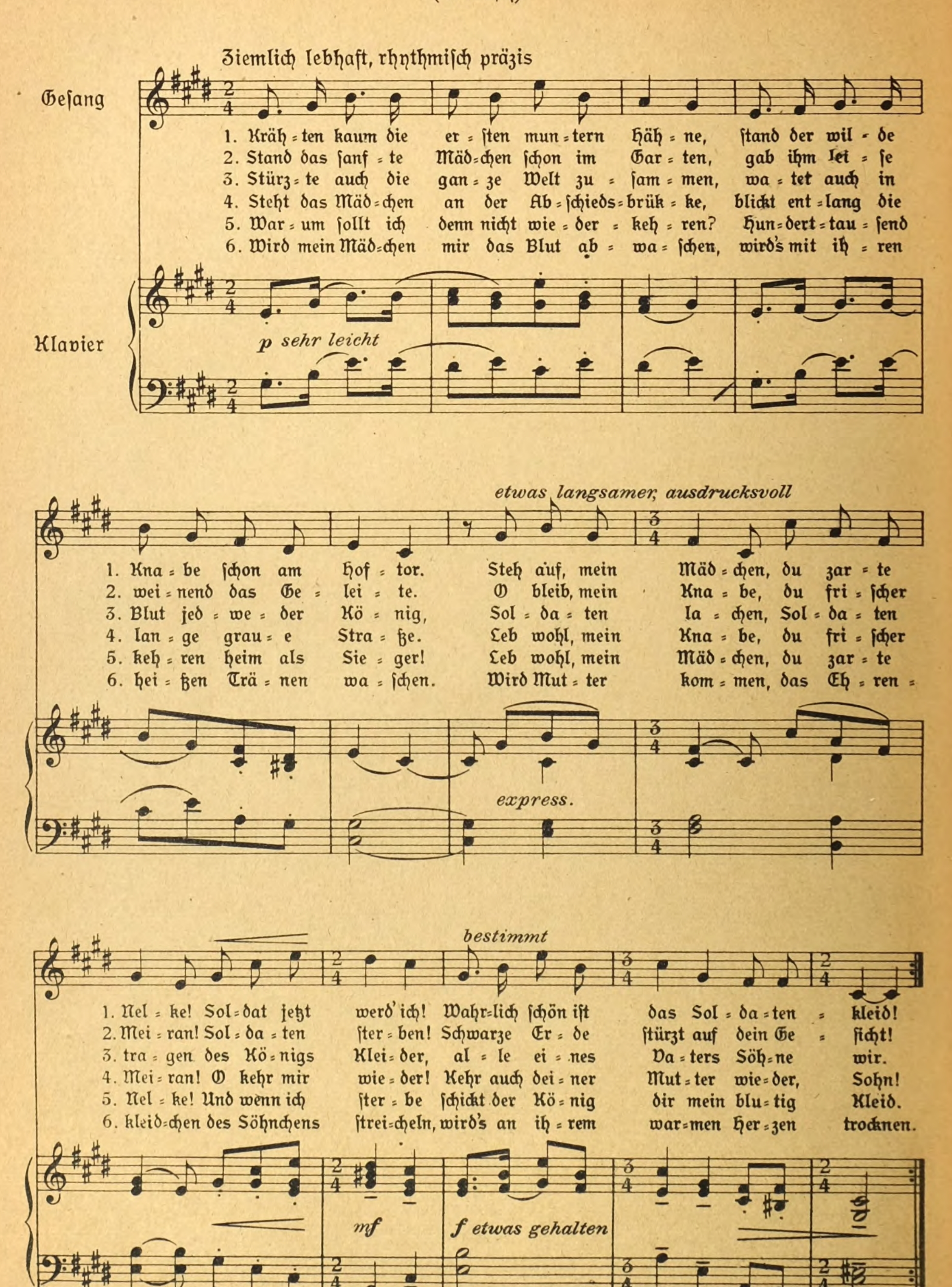
1. blüht im Mai der Eich - baum, der gold - grün - schmuk - ke A - horn.
2. ich kein Mäd - chen lei - den, kein einz'ges klei - nes Mäd - chen.
3. wei - te, wei - te Länd - chen zu mei - nem fer - nen Mäd - chen.
(4.) bis zum frü - hen Mor - gen, und nie - mand, nie - mand kennt mich.
(5.) auch die stil - le Nacht wohl, und du mein fern lieb Mäd - chen.
6. Strauch hat grü - ne Blät - ter, kein Baum gold - schmuk - ke Blü - ten.
7. ich so sehr euch bit - te! O blüht doch, blüht doch, bit - te!
8. mei - nem lie - ben Mäd - chen, zu mei - nem fer - nen Mäd - chen.
9. je - der Wo - che ein - mal, in je - der Nacht bloß ein - mal.

ten.

März 1919

Der Abschied
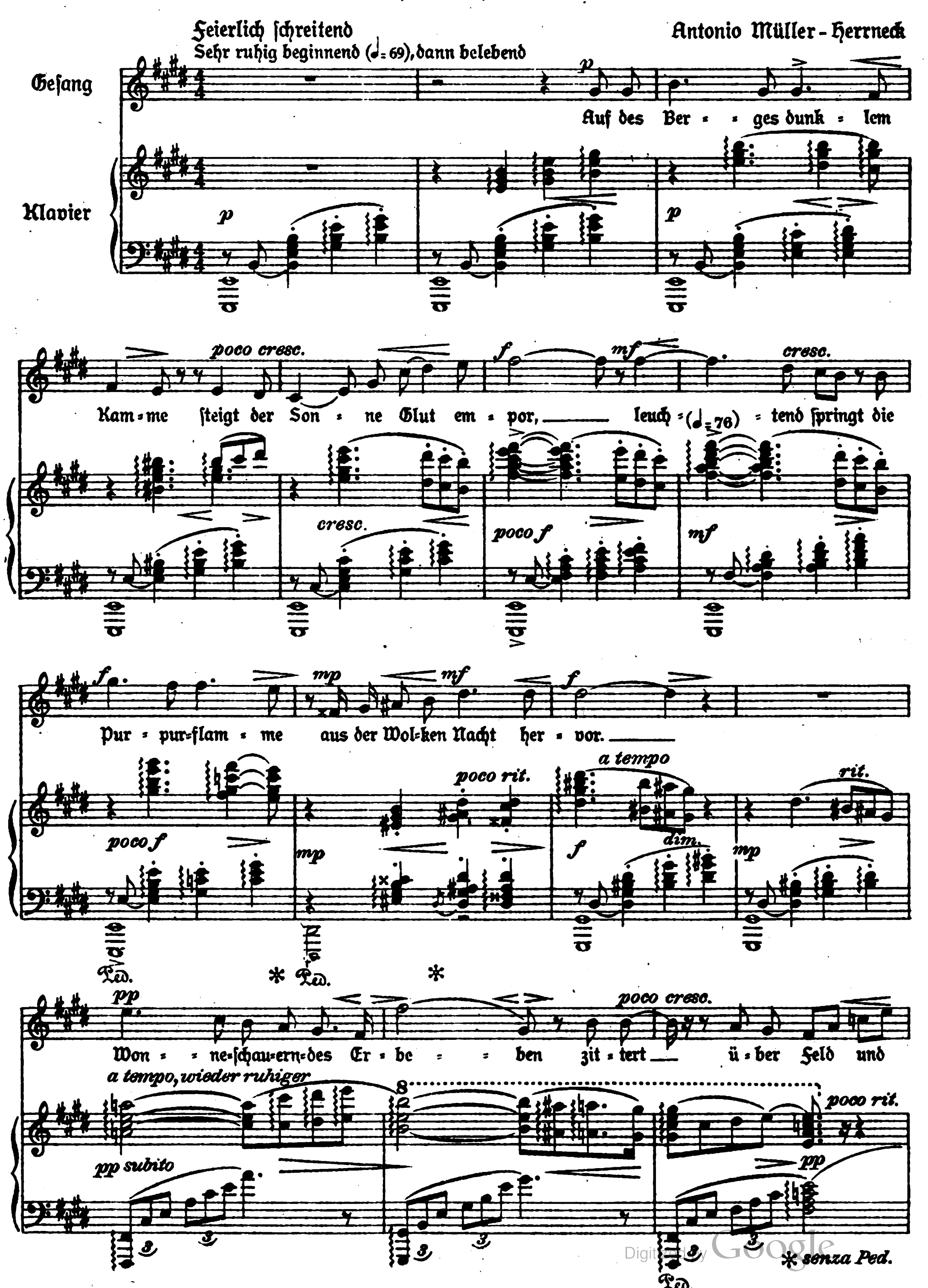
(Litauisch)



März 1919

Morgen

Paul Wilhelm



mp *cresc.* *poco f* *mf cresc.*

Hag, und em = por zu neu = em Le = ben hebt sein

wieder belebend *poco cresc.* *cresc.* *mp cresc.* *con Ped.*

f

Haupt ___ der jun=ge Tag. Sie = gend ü = ber

rit. *a tempo* *poco rit.* *a tempo* (♩= 80) *dim.* *mp* *f*

Ne = = = bel=scha = ren, schrei = tet er die Ruh=mes = bahn,

poco string. *p* *mf* *più f* *poco dim.* *Ped.* *

mf *sf* *f* *ff*

und der Vö = = gel Sing = fan=fa=ren kün = den sei=ne Herr=schaft

a tempo *poco rit.* *gedehnt* *sf* *mf* *f* *sff* *Ped.* *
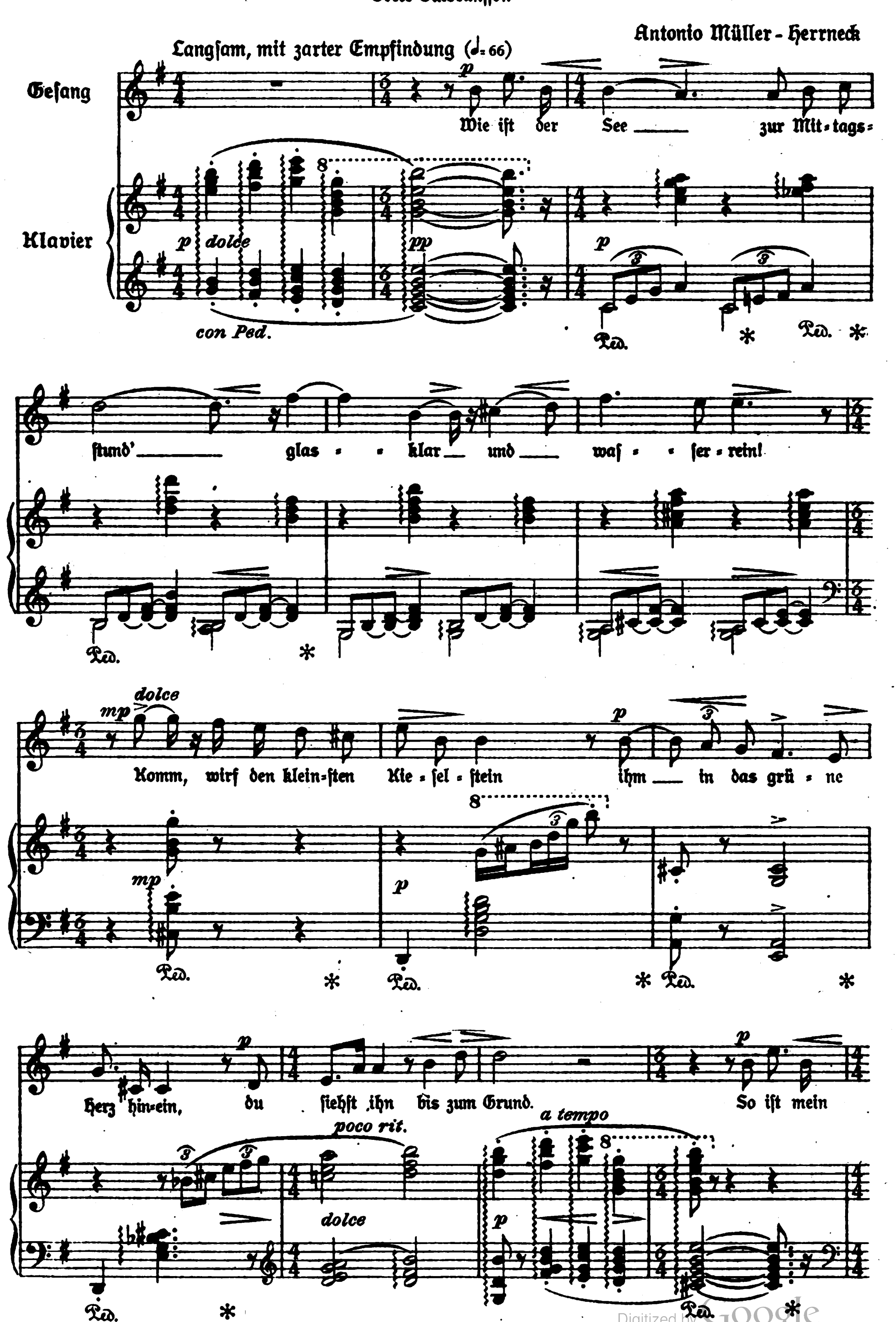
an!

a tempo *rall.* *veloce* *l.H.* *r.H.* *ff* *f*

Bergsee

Grete Gulbransson

Antonio Müller-Herrneck





mp

Herz — für dich be-reit, — glas- - -klar — und

p *cresc.* *mp*

sehr innig *mp* *dim.*

was- - -ser-rein. — Komm, schau ge-trost und tief hin-ein, und was du

poco string. *a tempo*

p *mp* *dim.* *p*

cresc. *p* *cresc.* *poco f* *mp* *p*

siehst, ist dein, ist dein — in al- - le E-wig-keit, in al-le

poco string. *a tempo* *rall.* *gedehnt*

cresc. *p* *cresc.* *mf* *dim.* *p* *sf*

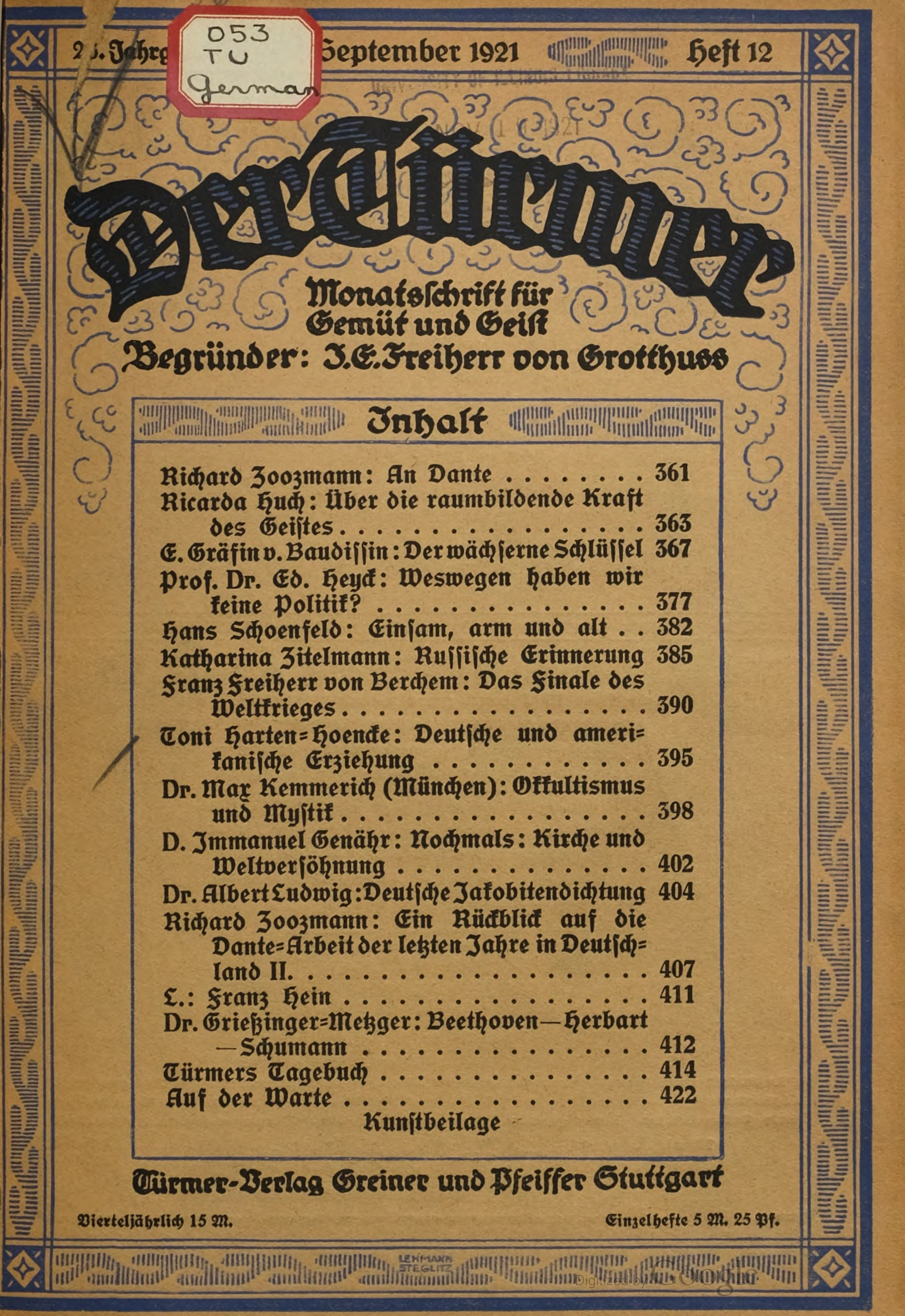
Ped. * Ped. *

E- - - wig- - -keit!

a tempo *rit.* *rall.*

dolcissimo *p* *p* *dim.* *pp* *p*

Ped. * Ped. *



2[illegible]. Jahrg. September 1921 Heft 12

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Begründer: J. E. Freiherr von Grotthuss

Inhalt

Richard Zoozmann: An Dante 361
Ricarda Huch: Über die raumbildende Kraft des Geistes 363
E. Gräfin v. Baudissin: Der wächserne Schlüssel 367
Prof. Dr. Ed. Heyck: Weswegen haben wir keine Politik? 377
Hans Schoenfeld: Einsam, arm und alt . . 382
Katharina Zitelmann: Russische Erinnerung 385
Franz Freiherr von Berchem: Das Finale des Weltkrieges 390
Toni Harten-Hoencke: Deutsche und amerikanische Erziehung 395
Dr. Max Kemmerich (München): Okkultismus und Mystik 398
D. Immanuel Genähr: Nochmals: Kirche und Weltversöhnung 402
Dr. Albert Ludwig: Deutsche Jakobitendichtung 404
Richard Zoozmann: Ein Rückblick auf die Dante-Arbeit der letzten Jahre in Deutschland II. 407
L.: Franz Hein 411
Dr. Grießinger-Metzger: Beethoven—Herbart—Schumann 412
Türmers Tagebuch 414
Auf der Warte 422
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 15 M. Einzelhefte 5 M. 25 Pf.

Für Kur und Erholung

Baden-Baden

Geschützte Lage. **im Schwarzwald** Ganzjähriger Kurbetrieb.

Weltberühmte Thermen gegen Gicht, Rheumatismus u. Katarrhe. Alle modernen Heilbehelfe.

Automobilturnier 6.—10. Oktober.

Vornehme, künstlerische u. gesellschaftl. Veranstaltungen in den Prachträumen des Kurhauses.

Ständiges Theater. Kunstausstellung. Sport aller Art. Bergbahn.

Mittelpunkt schönster Schwarzwaldausflüge.

Auskunft und Badeschriften durch das Städt. Verkehrsamt.

BADHOTEL BADISCHER HOF, sehenswerter alter historisch. Bau. Früher Kapuzinerkloster. Der Neuzeit entsprechend als erstklass. Familienhotel modernisiert. Eigene Thermalbäder. 8000 qm eigen. Park an der Kaiser-Lichtentaler-Allee.

Peter's Bad-Hotel zum „Hirsch".
Erstklassiges Kurhotel / 130 Zimmer / Wohnungen mit Privat-Thermalbädern / Pensionspreise.

Brenner's Kurhof

Badens modernstes Familienhotel in bester Lage an der Lichtentaler Allee (erbaut 1913/14).

Das ganze Jahr geöffnet.
Beliebter Winteraufenthalt.

Hotel Regina.

Vornehmstes Familienhotel. Zimmer mit Bad und fließendem kalten u. warmen Wasser. Ruhigste Lage.
P. KEPPELER.

Hotel und Badhaus Zähringer Hof.

Vornehm., behagl. Familienhotel I. Ranges. Thermalbäder. Großer Park. Günstige Pensions-Bedingungen. Prospekte.



in Bad Blankenburg
Thüringerwald
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

GOSSMANN'S SANATORIUM
Cassel-Wilhelmshöhe.
Kur-Anstalt für natürliche Heilweise.
Nervenleiden, innere u. Stoffwechselkrankheiten, Frauenleiden. — Aerztl. Leitung: Dr. med. W. Gossmann.



Kinder-Erholungsheim
in **Gross-Tabarz** bei Friedrichroda/Th.
für Kinder gebild. Stände vom 3. Jahre ab. Geschützte Lage am Walde. Grosser Garten.
Frl. v. Suter, Lauchagrundstr. 25.

Friedrichroda i. Th. **Hotel Lange** — 1. Haus —
Winter und Sommer geöffnet
Gesellschafts- und Kongress-Saal. Im Winter Kur-Konzerte. Weinrestaurant Rheingold. 1921 vollständig neu eingerichtet und umgebaut. Mit Garten. Eigene Milcherzeugung. Günstige Pensionsbedingungen. Besitzer: **H. Lück.**

Schloß Elgersburg
Thüringerwald 560 m
Erholungsheim Gemeinschaftsstätte, Tag v. 20 M. an.

Oberhof **Parkhotel Wünscher**
═ Vornehmes Haus ═
Großer Park in herrlicher Südlage.
Seit Jahren in Familienbesitz
Tel. 7 u. 70. Telegr.: Wünscher.
Prospekt durch den Besitzer **Erich Wünscher.**

Die Verwaltungen der nachstehenden Heilanstalten, Hotels usw., geben gern jede gewünschte Auskunft, wenn sie sich auf die Anzeige im „Türmer" beziehen.

Finkenmühle
Thüringer Waldsanatorium
Post Mellenbach.

Besond. geeignet f. Nervöse, Blutarme, Magen — Darm — Stoffwechselkranke und für Erholungsuchende. Sorgfält. individuelle ärztl. Behandlg. Gute Verpflog., eigene Landwirtschaft, günst. Preise.
Besitzer: H. Kamp,
Leit. Arzt: Dr. med. Kapferer.
Prosp. frei durch d. Verwaltung.

Norderney

Das „Nordsee-Paradies"

Seewege über Bremen/Bremerhaven oder Hamburg/Cuxhaven u. Helgoland
Direkte Schnellzugs- und Dampferverbindung Norddeich — Norderney
Auskunft und Führer durch die Bade-Verwaltung

N. S. in W. Über diesen äußerst bedenklichen „sieur Houpert“ in Metz konnten wir das Gewünschte nicht in Erfahrung bringen.

E. Schramm in **Bad Dürkheim** (Pfalz). „Vielleicht werden Sie am tiefsten zu würdigen wissen, was hier geplant ist... Am 1. Mai ist eines der größten Erziehungsinstitute der Pfalz, das Bärmannsche Internat in Bad Dürkheim, aufgelöst worden, wiewohl ein Mangel an Erziehungsanstalten in der Pfalz besteht. Es ist also kein Zweifel, daß im gegenwärtigen Augenblick ein nach neuen pädagogischen Gesichtspunkten aufgebautes Landerziehungsheim, das zugleich das erste seiner Art in der Pfalz sein würde, auf großen Zuspruch rechnen könnte, besonders wenn, wie hier vorgeschlagen wird, die im ganzen Land bekannte, durch ihre einsame, romantische Lage für ein Erziehungsheim vortrefflich geeignete Burg Berwartstein bei Bergzabern für diesen Zweck erworben würde. So ist das praktische Bedürfnis für einen Plan gegeben, der doch in seinem Kern und in seiner Tragweite nur von dem verstanden werden kann, der sich inmitten unserer wirtschaftlichen Not noch soviel Schwung bewahrt hat, daß er auch die kulturelle und die nationale Seite der Sache zu würdigen weiß. Die größte Aufgabe, die wir Deutsche im Augenblick haben, ist eine nationale Erziehung unserer Jugend. Drüben überm Rhein gründet man ein Landerziehungsheim nach dem andern und hier in der Pfalz gibt es noch keine einzige Anstalt dieser Art. Hier zu allererst sollte eine große Tat getan werden, kein Flickwerk, sondern wirkliche Reform...“ Wir wünschen gerade in der besetzten Pfalz einem solchen Unternehmen den denkbar besten Erfolg. Vielleicht setzen sich dortige Türmerleser mit Ihnen (Bad Dürkheim, Seebacherstr. 1) in Verbindung.

Nik. K. in K. Vielleicht tun Ihnen Lienhards drei Bändchen im Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, bei solchen literarischen Abenden gute Dienste: 1. „Einführung in Goethes Faust“ (5. Aufl.), 2. „Das klassische Weimar“ (4. Aufl.), 3. „Deutsche Dichtung“ (kurzer Abriß deutscher Literaturgeschichte; 2. Aufl.).

E. H. in **G. bei Freiburg; M. in Wiesbaden.** Es ist uns bei der Fülle von Eingängen unmöglich, jedes unverwendbare Gedicht zurückzusenden oder gar zu begutachten.

G. H., Neukölln. Die eingesandten Gedichte sind zu lang. Wir bitten, durchschnittlich nur 3 Gedichte zu senden, und zwar an die Berliner Schriftleitung.

B. A. W. in **K.** Dank und Gruß! Der Verlag wird Ihnen mitgeteilt haben, daß der Herausgeber mit den Beilagen nichts zu tun hat.

K. T., Hamburg. Sie fragen an, ob wir Ihnen in Hamburg eine Vereinigung oder dergleichen nachweisen können, deren An-



E. L. KEMPE & Co.

AKTIENGESELLSCHAFT

OPPACH i/S.

schauungen denen des „Türmers" nahekommen. — Vielleicht helfen diese Zeilen, Ihnen den gewünschten Anschluß zu vermitteln. („Ich bin 20 Jahre alt, ev. und im kaufm. Berufe tätig".)

E. H., D. Sie kommen auf eine Briefkasten-Notiz im Januar-Heft zurück, in der ein deutscher Text für das Niederländische Dankgebet „Wir treten zum Beten" erwähnt wird. Gern entsprechen wir Ihrer Bitte, den Wortlaut an dieser Stelle mitzuteilen. Die Verse, deren Verfasser Pastor E. Krenge ist, lauten:

Das Land meiner Väter,
in dem ich geboren,
mein Deutschland behüte, allmächtiger Gott,
Die rauschenden Wälder,
die wogenden Felder,
die blühenden Gärten behüte, mein Gott!
Den Enkeln zum Segen
behüt allerwegen,
was du mir zur Freude hast gnädig verliehn!
Den Boden der Heimat,
die Scholle der Väter,
den Herd meines Hauses behüte, mein Gott!
Zu heiligem Glauben,
zu innigem Lieben,
zu fröhlichem Hoffen und redlichem Tun,
zu lauterer Freude,
zum Helfen und Retten
verleihe mir Segen, allgütiger Gott!
Gott, gib meinem Ringen
aus Gnade Gelingen!
Und wenn einst ermüdet mein Pilgerherz bricht,
laß glücklich mich schauen
die himmlischen Auen,
die ewige Heimat im seligen Licht!

Bücher-Neuerscheinungen

(Besprechung bleibt vorbehalten)

Annemarie v. Nathusius: Es leuchtet meine Liebe. Erzählungen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin; geb. 18 ℳ.)

Julius Kreis: Auf stillvergnügter Walz. (Verlag Parcus & Co., München; geb. 20 ℳ.)

Augustin Wibbelt: Ein Büchlein vom Walde. (Vierquellen-Verlag, Leipzig.)

Anna Freiin von Krane: Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden. (Verlag J. P. Bachem, Köln; geh. 34 ℳ, geb. 40 ℳ und Zuschlag.) (Fortsetzung im hinteren Anzeigenteil)

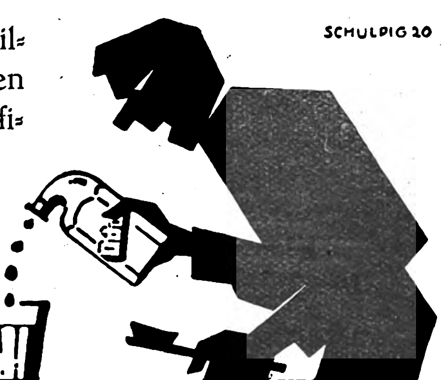
Odol ist einzigartig als Mundreinigungsmittel, denn es übt seinen antiseptischen, erfrischenden Einfluß nicht nur während der kurzen Augenblicke der Zahnreinigung aus, sondern noch stundenlang darnach, infolge seiner merkwürdigen Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen mit einer mikroskopisch dünnen, antiseptischen Schicht zu überziehen. Da es flüssig ist, dringt Odol in die feinsten Spalten und Zwischenräume der Zähne ein, imprägniert gewissermaßen die ganze Mundschleimhaut und bildet auf diese Weise stundenlang ein Schutzmittel für die Zähne, wie es kein anderes Zahnpflegemittel darstellt. Gerade diese Dauerwirkung ist es, die beim fleißigen Gebrauche des Odol die vollkommene Sicherheit gibt, daß der Mund andauernd gegen die Fäulnis- und Gärungsprozesse geschützt ist, die sonst die Zähne zerstören.

Odol-Mundwasser wird seit 30 Jahren nach demselben Rezept aus reinstem Spiritus und edelsten Essenzen erzeugt. Es ist das einzige auf dem Markte befindliche Mundwasser mit einem derartig hohen Alkoholgehalt (83 %). Wer Odol kauft, hat die Gewißheit, ein wirklich vollwertiges und preiswertes Produkt zu erstehen. Man bestehe auf dieser eingeführten Marke und lasse sich auf Anpreisungen minderwertigen Ersatzes nicht ein.

Will man daneben die mechanische Reinigung der Zähne noch fördern, so verwende man die

Odol-Zahnpasta,

die infolge ihres Gehaltes an heilsamen, dabei aber unschädlichen Salzen zahnsteinlösend und desinfizierend wirkt, ohne die Zahnsubstanz zu verletzen. Sie macht die Zähne weiß und glänzend.



Bücher-Neuerscheinungen

(Besprechung bleibt vorbehalten.)

Wilhelm Speck: Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. (Verlag Martin Warneck, Berlin; geb. 15 M.)

Wilhelm Lobsien: Landunter. Halligroman. (Verlag Martin Warneck, Berlin; geb. 22 M.)

Artur Schubart: Die Schwedendirn. Eine Geschichte aus dem 30jährigen Krieg. (Verlag E. Ungleich, Leipzig; 4 M.)

Karl Anzengruber: Fahrende Sänger von heute. Erlebnisse deutscher Dichter auf ihren Vortragsreisen. Von ihnen selbst erzählt. (Wiener liter. Anstalt, Wien-Leipzig.)

Stewart E. Bruce: Kriegsschuld und Friedensverbrechen der Entente. (Hermann Bousset, Verlag, Berlin SW 61.)

Edmund Hellmer: Hugo Wolf. Erlebtes und Erlauschtes. (Wiener liter. Anstalt, Wien-Leipzig.)

Adele Gerhard: Vom Sinken und Werden. Roman. (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)

Adele Gerhard: Lorelyn. Roman. (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)

Felix Dörmann: Der Herr von Abadessa. Dramatische Ballade (Wiener liter. Anstalt, Wien-Berlin.)

Anton Ohorn: Im Zölibat. Novellen. (Wiener liter. Anstalt, Wien-Leipzig.)

Almanach der Wila auf das Jahr 1921. (Wiener liter. Anstalt, Wien-Leipzig.)

Margarete Langkammer: Der Tanzmeister. Novellen. (Wiener liter. Anstalt, Wien-Leipzig.)

Adolf Schwayer: Leute aus der Art. Denkwürdige Gestalten aus der Heimat. Novellen. (Wiener liter. Anstalt, Wien-Leipzig.)

Fritz Thor: Der neue Glaube. Eine prakt. Lebens-Philosophie. (Hammer-Verlag Th. Fritsch, Leipzig; geb. 15 M.)





Emma Haushofer-Merk: Die Gewissensbisse des Ignatius Stupfer. Das Lieserl. (E. Ungleich, Verlag, Leipzig; 4 M.)
Kurt Geucke: Sebastian. Tragödie. (Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 5873, 5873 a.)
Heinrich Lilienfein: Der Schatz im Acker. Erzählungen. (Strecker & Schröder, Stuttgart.)
Wolfgang Artur Jordan: Die neue deutsche Glaubenslehre. (Jordan-Verlag, Weimar.)
Johannes Aurelius: Die Legende von der Wiedergeburt. 2. Band. (Verlag Hoffmann, Nesselwangen b. Überbingen, Bodensee.)
Julius Wahle: Funde und Forschungen. (Insel-Verlag, Leipzig.)
Hanna Fueß: Heidekinder. (Carl Schünemann, Bremen.)
Die Hetze gegen das Goethemuseum. 106 S. (Verlag des Goethemuseums, Dornach.)
Generalmajor z. D. von Gleich: Rudolf Steiner der Prophet. 51 S. (Verlag J. Aigner, Ludwigsburg.)
Dr. **Otto Penzig: Die Theosophie und die theosophische Gesellschaft.** 50 S. (Verlag Ernst Pieper, Düsseldorf.)
Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien. (Eugen Diederichs, Jena; geh. 24 M.)
Heinrich Schmid-Kugelbach: Geschichten aus der Arche Noah. (G. Schloeßmann, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Hamburg; geb. 18 M.)
Felix Timmermans: Pallieter. (Insel-Verlag, Leipzig; geb. 20 M.)
Robert Petsch: Deutsche Dramaturgie. 1. Band: Von Lessing bis Hebbel. (Paul Hartung, Verlag, Hamburg; geb. 26 M.)
Artur Drews: Das Markus-Evangelium. (Eugen Diederichs, Jena; geh. 60 M, geb. 75 M.)
Herbert Eulenberg: Der Guckkasten. Deutsche Schauspieler-

bilder. (Verlag J. Engelhorn Nachf., Stuttgart; Halbleinen geb. 30 M, Halbleder 60 M.)

Gerrit Engelke: Rhythmus des neuen Europa. Gedichte. (Eugen Diederichs, Jena; geh. 20 M, geb. 26 M.)

Franz Lüdtke: Wann kommst du, Bismarck? Gedichte. (Verlag Herm. Krüger, Berlin W 57.)

Deutscher Geist, herausgegeben von Prof. Dr. **Felix Krueger.** (Verlag R. Voigtländer, Leipzig.)

Bd. 1. Bruno Golz: Deutsche Kultur; geh. 6 M, geb. 7 M.
„ 2. Fritz Rörig: Geschichtsbetrachtung und Deutsche Bildung; geh. 4 M, geb. 5 M.
„ 3. Alfred Heuß: Beethoven. Seine Charakteristik; geh. 4 M, geb. 5 M.
„ 4. Bruno Golz: Wagner und Wolfram. Eine Kritik des Parcival; geh. 4 M, geb. 5 M.

Sammlung Göschen (Verein. wissensch. Verleger, Berlin und Leipzig.)

Bd. 321. Alexander Heilmeyer: Die Plastik seit Beginn des 19. Jahrhunderts.
„ 422. Dr. R. Kleinpaul: Die deutschen Personennamen. Ihre Entstehung und Bedeutung.
„ 819. Prof. Dr. Georg Lehnert: Geschichte des Kunstgewerbes: I. Das Kunstgewerbe im Altertum.
„ 832. Dr. Th. Erismann: Psychologie: II. Die allgemeinsten Eigenschaften der Psyche.
„ 845. Prof. Artur Drews: Geschichte der Philosophie: VIII. Die Philosophie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Jeder Band 2,10 M und 100 % Verlegerteuerungszuschlag.

Lähn i. Riesengeb. ✡ **Pädagogium** Ländliche Schulanstalt
bei Hirschberg. Gegründet 1873.
Kl. Klass., real, realgymn. u. gymn. Ziel: Einjähr. u. Vorbereit. a. Obersekunda. Streng gereg. Internat fam. Charakt. Beste Pflege, Unterr. u. Erzieh., Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn Nr. 4. Prospekte frei durch die Direktion.

Landerziehungsheim „Schiller-Goethe-Schule“
Schloß Lobeda bei Jena.
Realgymnasium, Grundschulklassen und Kindergarten.
Prof. Dr. Cordsen **Frau Hanna Miethe.**

***Barth**sche Privat-Realschule* *mit Schülerheim in*
Gegründet 1863 ***Leipzig,*** ***Georgi-Ring 5***
Die Anstalt besteht aus 6 Real- und 3 Vorschulklassen. Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses. Arbeitsstunden, Nachhilfe. Neues, modern eingerichtetes Schulhaus und Schülerheim :: Prospekte auf Verlangen. Direktor: Dr. L. Roesel.

Für alle **Schul- u. Reifeprüfungen**
Vorbereitg. in d. **Dr. Schusterschen Lehranstalt,**
gegr. 1882, **Leipzig,** Sidonienstr. 59/61. Schülerheim!

Gesellschaft zur
Förderung des realen Wissens
m. b. H.
Leipzig, Promenadenstr. 10 III.
Vorbereitungen auf alle Prüfungen der neunstufigen Anstalten, auf Grund neuartiger — hohe geistige Durchbildung erzielender — Methoden für Damen und Herren. Besonders wichtig für Berufstätige, da häusliche Arbeiten auf ein Minimum beschränkt sind. Mäßige Honorare! Fernunterricht! Glänzende Erfolge!

Münchner Schule für Gesang / Sprache / Rhythmus / Bewegung
Neuzeitl. Ausbildung für Sänger, Schauspieler, Dilettanten u. Kinder.
Gesang-Unterricht und Wiederherstellung erkrankter und verdorbener Stimmen nach neuer bewährter Methode.
Sprech-Unterricht und Heilung von Sprachgebrechen (Lispeln, Stammeln, Stottern), Heilung erkrankter, geschwächt. Stimmen b. Rednern, Lehrern, Offizieren u. and. Vortragenden n. der Methode v. Profess. Engel-Dresden.
Allgem. musik. u. rhythm. Ausbildung n. d. Methode Hellerau.
Leitung: Aug. Rummel-Schott, Konzertsänger u. Gesangspädagoge, Helene Volpp, geprüfte Lehrerin der Methode Hellerau.
Unterrichtsräume: Leopoldstrasse 87/0.

Wald-Pädagogium Bad-Sachsa (Südharz) **mit Schülerheim**
Dampfwäscherei
Bäder - Sportplatz.

a) Privat-Realschule m. **Berechtigung** (früh. Einj.);
b) Vorbereitung zur **Primareife;**
c) Handelsfächer; Spanisch;
d) Erholung für Zarte und Schwache.
Direktor Günther.

Stettin. **Einjährigen-Institut Hoppe.**
Kl. Schülerzahl Pens. i. Hause. Prosp. kostenl.

Harzpädagogium Wernigerode Aufnahme und gründl. Vorbereitg.
für alle Klass. u. Exam. Ziel: Abit.-, Prima-, Obersek.-Versetzg. u. Reichsverbandsprüfg. (früh. Einj.). Bes. Kriegsteiln.-Kurse. Glänz. Erf. Näh. d. d. Dir.

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft
(Leitung von Gütern, Pflanzungen, Farmen, Faktoreien usw.) erteilt
Deutsche Kolonialschule, Witzenhausen a. d. Werra
Hochschule für In- und Auslandssiedelung.
Semesterbeginn: Ostern und Herbst.
Lehr- u. Anstaltsplan kostenlos. Für weitere Anfragen Freimarken beifügen.

Bildungs-Anstalten für Töchter

Kinderheim Rudolstadt (Thür.)
K. geb. Kr. f. Aufn. b. reichl. gt. Kost u. best. Pfl. i. herrl. geleg. Villa. Gute Schulen. Preis vierteljährl. 750 Mk. Kurz. Erholungsaufenthalt 10 M. tägl.
Fräul. v. Oheimb und v. Ranke
Schlossstrasse 37.

Zur gefl. Beachtung!
Wenn Sie mit einem von diesen Instituten in Briefwechsel treten, dann bitten wir immer hervorzuheben, daß Sie die Anzeige im „Türmer“ gelesen haben.

Dr. Buslik's Röntgen-, med. Chemie- u. Bakteriologie-Schule für Damen. Leipzig, Keilstraße 12. Prospekt B. frei.

Victoria-Studienhaus
Haus Ottilie von Hansemann :: Heim für Studentinnen
Charlottenburg, Berliner Str. 37/38 (Nähe Knie).
Kurse in Latein, Griechisch, Math., Naturw., prakt. jurist. Kurse etc. Direktorin Ottilie Fleer.

Charlottenburg, Berlinerstrasse 39.
Klockowsches **Lyzeum** getrennte Oster- und Michaelisklassen. Alles Nähere schriftl. oder wochentags 1/2 1—1/2 2 Uhr.

Altenburg, S.-A. Töchterheim Grawitter. Gründliche Ausbildung in Wissenschaft, Sprache, Musik, Haushalt, Handarbeit, Schneidern usw. Gute Verpflegung. Näheres durch d. Vorsteherin.

Hausschwesternheim ✦ Berlin-Pankow
Breite Straße 23



1. Berufl. Ausbild. als Hausschwester. (Siehe Lebensberuf im Schutz der Schwesternschaft.)
a) f. Kinderpflege, b) f. Wochenpflege, c) f. Haushalt u. Küche, d) f. Alterspflege, e) f. hauswirtschaftl. Gemeindepflege. Uebergroßes Stellenangebot.
2. Das hauswirtschaftliche Jahr, gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Heim.
3. Frauenschule, Halbjahrskurse in Hauswirtschaft und Kinderpflege.
Beginn der Kurse alle Halb- bzw. Vierteljahre.

Altenburg, S.-A., **Karolinum. Wirtschaftl. Frauenschule. Staatl. anerk. Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen-Seminar.**
Töchterheim. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbildung in allen Fächern. Nähen, Schneidern, Kunsthandarbeiten, Fortbildung in wissenschaftl. Fächern, hauswirtschaftliche Buchführung, Bürgerkunde, Sprache, Musik. Sorgfältige Erziehung. Aneignung gesellsch. Formen. Gute Verpflegung. Näheres durch Fräulein **E. Gandert** und **W. v. Gottberg.**

Altenburg S.-A., **Charlottenheim.**
Haustochterjahr n. neuest. Lehrplan. Hausbeamtinnenschule m. Prüfung u. Stellenvermittlung. Kl. vornehm. Heim. Beste Empfehl. Näh. d. die Vorsteherin **F. Burger, K. Wagener,** Gewerbelehrerin.

Blankenburg, Harz Rohdenbergstr. 18. | **Wirtschaftspensionat** von Frau Oberlt. M. Bormann nimmt junge Mädchen auf zur erstklassigen wirtschaftl. und gesellschaftl. Ausbildung.

Braunschweig, Bültenweg 14 | **Christliches Erziehungsheim** für j. Mädchen, verbunden mit Frauenschulklasse. Vorsteherin: Frl. v. Wachholtz, staatlich geprüfte Lehrerin.

C. Wilhelmshöhe. Töchterheim — Berger. — Eig. Besitzung m. Obstgart. Haushalt u. Wissenschaft. Prosp. d. Frau E. Berger.

Fischer's Privat-Töchterheim. Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter höherer Stände. Gesunde Lage im Habichtswalde. Prosp. d. Frau G. Fischer. **Wilhelmshöhe.**

CASSEL. Deutsches Töchterheim am Habichtswalde, Cassel-K. an der Prinzenquelle. Gründl. Ausbild. i. Hauswirtschaft u. Gartenbau, wissensch. Weiterführung. Erz. z. edl. deutsch. Gesinnung u. Lebensführung. Gute Verpflegung. Eig. Haus i. herrl. freier Lage i. unmittelb. Nähe d. Wilhelmshöher Parkanlag. Jahrespreis 2000 Mk. Näheres durch die Leiterin Frl. Henny Rocholl u. den Vorsitzenden des Kuratoriums Herrn Mil.-Oberpf. Geheim. Konsistorialrat Dr. Trepte.

Coburg Pilgramsroth 9. Frau Dr. Dorn biet. Töchtern gebild. Famil. Gelegenheit z. Besuch d. Lyzeums, Gymnas., Oberrealschule. Liebev. Erziehung, beste Verpfl. Beaufsichtigung d. Schularbeit. Eig. schöne Villa, Garten, Kleintierhof, 10 Min. Schulweg.

Coburg. **Pensionat und Haushaltungsschule Morgenroth.** Freundl. Heim. — Gedieg. häusl. u. gesellschaftl. Ausbildg. Auf Wunsch wissenschaftl. Unterricht, Musik und Malen, Samariterkurse.

Schloß Düneck b. Uetersen, v. Hamburg 58 Min. v. Kiel 1¾ Std. Bahnf. Privat-Töchter-Landheim von Frau Sophie Heuer. Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau. Ländl. ges. Aufenth. im Eigenbesitztum. Theor. u. prakt. Ausbild. in all. Zweig. d. Hauswes. u. d. Gärtnerei. Weiterbildg. i. Musik, Gesang, Liter., Sprach., Malen. Halb- und Jahreslehrg. Anerkannt gute Verpfl. Während des langj. Bestehens d. Anstalt wurd. mehrere Tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan wird gegen Einsendung von 1 Mk. abgegeben. Näheres durch die Vorsteherin.



Dresden-A., Kaitzerstr. 15, Schweizerviertel, Nähe Hauptbahnhof. Alleinbew. Villa m. schön. Garten. | **Lehr- u. Haushaltungs-Pensionat** von Frau Dr. Giesselmann. Inhaberin: Fräulein Clara Scholtz. Wissenschaftliche, sprachliche, gesellschaftliche praktische Ausbildung. Gute, reichliche Verpflegung wird zugesichert. Beste Empfehlungen.

Dresden, Silb. Medaille Int. Hyg.-Ausst. **Villa Angelika. Töchterheim Pohler.** Eign. Villengrdst., altren. Erste Prof. f. Wiss., Sprach., Musik, Mal. Nationallehrerin. Gesell. u. häusl. Ausbild. Turnen. Sport. Eig. Berg-Ferienheim. Illustrierte Prospekte. I. Referenzen. : Schnorrstrasse 61.

Dresden-A., Töchterheim Schörke. Nürnberger Platz 5. Inhaberin Frau Paula Schörke, geprüfte Lehrerin. Gewissenhafte Erziehung. :: Telefon Nr. 111 804. :: Gute Verpflegung.

Dresden, Hohestr. 69 **Haushaltungs-Töchterheim** m. wissenschaftl. Unterricht von Frl. Schroeter u. Bahmann. Ausbildung in allen Zweigen der Haushaltung, Kochen, Backen und feiner Handarbeit. Referenzen und Prospekt durch die Vorsteherin.

Dresden-N., Nordstr. 15 **Töchterheim Täuber.** Wissensch. u. hauswirtsch. Fortbildg.

Dresden-Blasewitz, Residenzstrasse 27. | Ev. Töchterheim Wehmeyer. Wissensch., wirtsch. u. gesellsch. Ausbildg. Villa mit schönem Garten. Näheres d. Prosp.

Dresden-A., Goethestrasse 12. **Sophie Voigts Töchterheim** verbunden mit **Höh. Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule** Gute, reichliche Verpflegung. Illustr. Prosp. kostenlos.

Dresden-Blasewitz Schubertstr. 22. | **Haushaltungs-Töchterheim Goltz.** Gründl. Erziehung i. Haus u. Küche; allg. Bildung, Bürgerkunde, Kunst, Lit., Musik; vortreffliche Verpflegung.

Niederrheinische Frauenakademie

Staatlich anerkannte Ausbildungsstätte für soziale Berufsarbeit und Wohlfahrtspflege,

Düsseldorf, Kasernenstr. 32

Dauer der Ausbildung: 2 Jahre. Beginn: Oktober.

Staatliche Abschlußprüfung.

Aufnahmebedingungen: Abschlußzeugnis einer 10jährig. höher. Mädchenschule oder Mittelschule, Nachweis berufl. Vorbildung: 1. als Krankenoder Säuglingspflegerin; oder 2. als wissenschaftl., techn. oder hauswirtschaftliche Lehrerin; als Kindergärtnerin, Hortnerin oder Jugendleiterin, Abschlußzeugnis einer 2jährigen Frauenschule; oder 3. Abschlußzeugnis einer anerkannten kaufmännischen Lehranstalt.

Sonderlehrgänge: 1. **Nachschulungskursus** mit Schlußprüfung für bereits tätige Fürsorgerinnen zur Erlangung der staatlichen Anerkennung. Dauer: 4 Monate. Beginn: 3. Oktober 1921.

2. Kursus zur Erlangung der **Lehrbefähigung in Säuglings- und Kleinkinderpflege** f. technische, landwirtschaftliche u. Gewerbelehrerinnen. Dauer: 3 Monate. Beginn: Oktober.

Ausk. u. Lehrpläne durch die Leitung der Niederrheinischen Frauenakademie,

Düsseldorf, Kasernenstr. 32. **Elisabeth Mallon.**

Eisenach Emilienstr. 12. | **Töchterheim Elsa Beyer.** Wissenschaftl. u. fremdspr. Fortbildg. — Gründl. Ausbildg. i. Haush., Gartenb. — Kunstpfl. — Rhythm. Gymnast. — Säuglingspfl. — Samariterd. — Ziele des Frauenlehrjahrs — Gewissenh. Verpfl. — Bei beschränkt. Schülerinnenzahl liebev. Eing. a. Eigenart.

Eisenach- Marienhöhe, Richardstr. 2 | **Gebirgs-Töchterheim** v. Luise v. Biere. Mütterliche Anleitung in Haushalt, Kochen, Backen und Einmachen. Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik und allen Handarbeiten. I. Lehrkräfte. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteherin.

Eisenach Bismarckstrasse 14 **Töchterheim Feodora**

bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche, mod. theoretische u. praktische **hauswirtschaftliche Ausbildung,** gedieg. Unterricht in allen weiblichen Arbeiten, Fortbildung in Wissenschaft., Sprachen, Musik und Malen; Pflege gut gesellschaftlicher Formen; Sport; sorgfältige Gesundheitspflege. Beste Empfehlung. Prospekt durch die Vorsteherin Frau **Marie Bottermann.**

Eisenach in Thüringen,

Mariental 26.

Töchterheim Kohlstruck, Villa Karoline.

Herrliche Lage a. Fusse d. Wartburg. Gross. prächt. Park, unmittelb. am stundenweiten Gebirgswald. Hauswirtsch., wissensch. u. gesellsch. Fortbildung. Erste Fachlehrkräfte. Vorzügliche Verpfleg. Herzl., frohes Familienleben. Auskunftsheft a. Verlangen.

Die Vorsteherinnen:
Frau Direktor M. Kohlstruck, Thekla Kohlstruck.

EISENACH

Institut Burchardi

Abteilungen:
- A. Töchterheim mit Frauenlehrjahr
- B. Haushaltungsschule
- C. Landwirtschaftliche Frauenschule
- D. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen
- E. Seminar für Gewerbelehrerinnen für Koch- und Hauswirtschaft
- F. Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde.

Gleichberechtigung in Preussen.

C.-Wilhelmshöhe, Haus Tücking, Schloßteichstr. 13. **Töchterheim** z. hauswirtsch. Ausbildung jg. Mädchen. Allgem. Weiterbildg. Eig. Besitz gärtn. u. kl. landwirtsch. Anlagen. Prosp. durch die Vorsteherin.

Friedrichroda/Thüringen Töchterheim Villa Felicitas' Büchig-Promenade 10.
Herrl. geleg. Heim. Gedieg. Ausbild. i. Haushalt. Gründl. Fortbildg. i. Wissensch., Sprach., Liter., Ethik, Kunstgesch., Musik, Handarb. Vorträge, Theater, Konzert, Réunion. Sommer- u. Wintersport. Ausflüge in die reizv. Umgeb. u. weiter ins sagenumsponnene romant. Thüringerland. Näheres durch die Besitzerin Frau verw. H. Willikens.

Gernrode Töchterheim „Brunhild". Vornehmes Haus mit jedem Komfort. Park. Wissensch., gesellsch. u. häusl. Ausbildung. Beste Verpfl. I. Referenzen. Prospekt. Bilder.

Gernrode/Harz, Töchterheim Dreyscharff bietet j. Mädchen lehrr. u. abwechslungsvoll. Pensionsjahr. Wissensch., musikal., fremdsprachl. u. hauswirtsch. Ausbildung. Grosse Sportplätze, Tanzst. Villa m. Zentralheiz. Herzl., gesell. Familienleben. Vornehm. Kreis. Gute Ernährung. Illustr. Prosp. Frau Anna Gilles.

Goslar (Harz). Töchterheim Holzhausen. Gründl. Ausbild. i. Haush., wissenschaftl., Musik-, Mal- u. Handarbeitsunterr. Eig., sehr schöne, a. Walde u. a. Steinberg gel. Villa m. gross. Garten u. Tennisplatz. Erste Lehrkräfte. Vorzügliche Verpflegung. Beste Empfehlungen. Näheres Prospekt durch die Vorsteherin Frau E. Holzhausen.

Gotha i. Th. Deutsches Töchterheim. 10 bis 12 junge Mädchen christlicher Konfession finden sorgsame Pflege und Erziehung sowie Unterricht in Haushalt, Wissenschaften und Musik. Frau Pfarrer Th. Schoch.

Gotha Gartenstr. 9 **Fröbelsches Kindergärtnerinnen-Seminar** Kursusbeginn: April und Oktober jeden Jahres Prospekte durch die Vorsteherin Margarete Hesse.

Halberstadt/Harz. Töchterheim. Gründl. wirtsch. Ausb. Wissensch. Fortbild. Beste Verpfl. I. Referenz. Frl. E. Becker.

Halberstadt/Harz. Töchterheim **Hempel-Franke.**

Halle a. S., Albrechtstr. 1. **Töchterheim von Frau Direktor Zubke.** Praktische u. gesellschaftliche Fortbildung für junge Mädchen geb. Stände. Auf Wunsch Wissensch., Sprache, Tanzstunde, Musik, Sport. Gute Verpfl. Vornehm. christl. Heim. Prosp. Referenz.

Hannover Töchterheim Hagemann, Hildesheimerstr. 101, Villa Rose. Allseitige Ausbildung für Haus und Leben. Vorzügliche Verpflegung. Beste Referenzen von Eltern. Herrliche gesunde Wohnlage. Näheres Prospekt.

Hannover, Feldstrasse 11. Töchterheim von Frau Apoth. Pauck. Sorgf. häusl., wissenschaftl. u. gesellschaftl. Ausbildg. Beste Empf. Gute Verpfl. Prosp. Frau Girbig-Pauck.

Hannover, Töchterheim Paul, Gneisenaustr. 11, Haus „Sonnenschein" **Töchterheim Paul** für junge christl. Mädchen, dir. am Stadtwalde (Eilenriede), b. Zoolog. Gart. u. der Stadthalle geleg. Ausbild. in Wissensch., Sprach., Anstandslehre, Handarb., Schneid., Brennen, Schnitzen, Malen, Haushalt, Kochen, Backen usw. Kräftige Kost, Besuche v. Theater, Konzerten, Kunstsammlgn. u. Zeit. Eig. Einzelvilla, Gart., Bad, elekt. Licht. Näheres Prospekt. Frau Dor. Paul.

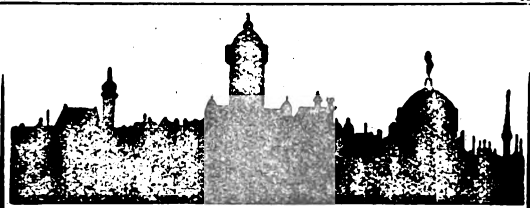
Hannover, Sextrostrasse 7. Töchterheim Schirmer. Gründl. wissenschaftl., practtische, gesellschaftliche Ausbildung. I. Referenzen.

Bad Harzburg, Nordhäuserstrasse 1b. **Töchterheim Tannenhof.** Erstkl. Institut f. Wissensch. u. Haushalt, Handarb. u. Musik. Schönste Lage inmitt. herrl. Berge. Sommer- u. Wintersport. Vorz. Verpfl. Beste Ref. Jährl. Pensionspr. 5500 Mk. Prospekte durch die Vorsteherin Frau H. Goldemann.

Villenkol. Rohrbach bei **Heidelberg** **Töchterheim z. Fortbild. jg. Mädch.** Neuzeitliches Haus in gesunder schöner Lage. Anna Benninghoff, staatl. gepr. Lehrerin.

Töchterheim Amersbach-Philippe
Heidelberg, Haus Tannenberg, Hausackerweg 22.
Eigenes Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage. Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen u. hauswirtschaftl. Fächern nach dem Plan der Frauenschule.

Zentral-Institut für neuzeitliche Körperschulung!
Leipzig, Grassistr. 33. — Im Sommer in Wustrow/Ostsee, auch Ferienkurse. Ausbildung von Lehrkräften in gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik. System Delsarte-Stebbins, Methode Menzler. Leiterin: Frau Dora Menzler.



Täubchenweg 9 **Leipzig** Täubchenweg 9
Haus für Töchterbildung
Theoretische und praktische Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens, in Wissenschaften u. vornehmer Geselligkeit. Unterricht in Weissnähen, Schneidern, allen einfachen und Kunsthandarbeiten. Fortbildung in Sprachen, Literatur, Kunst- und Musikgeschichte, Vortragskunst, Malen, Musik, Gesang. Turn- u. Tanzunterricht. Besuche von Theater, Konzerten, Kunstsammlungen unt. Leitung. Vorzügl. Verpflegung. Eigenes Haus. Obst- u. Gemüsegarten. Vorzügl. Empfehlungen. Prospekt d. d. Vorsteherin
Frau Direktor M. Hoffmann.

Kinderpflegerinnen-Seminar M. Leidloff, Magdeburg, Poststr. 19. Neuer Kursus Oktober 1921. Prosp. frei b. d. Vorsteh. Alice Metscher.

München, Karlstr. 45 II. Höh. Mädchenschule m. Erz.-Institut von Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen. (Internat u. Externat, Viertelpens. Nur Vormittagsunterricht. Grosser Garten.) A. Vorschule (=1.—4. Volksschulklasse). B. 6 klassige höhere Mädchenschule. C. Fortbildungskurse; Vorbereitung für die Erzieh.-Prüfung. Prosp. durch die Leitung: Anna Roscher.

Neudietendorf, Thür. Töchterheim
A. Fortbildungsschule.
B. Frauenlehrjahr hauswirtschaftlich-sozial.
C. Landwirtschafts- und Gartenbauschule.
B. Richter, Vorsteherin.

Stuttgart, Pensionat Schmid-Krüger, 23 Danneckerstr., bietet Töchtern höh. Stände Ersatz f. d. Aufenthalt im Ausl. durch bes. Pflege d. fremd. Sprachen. Wissenschaftl., häusl. u. gesellsch. Ausbildg., Musik u. Malerei; vorzügl. Lehrkräfte; anreg. Familienleben; ausgez. Verpfleg.

Suderode/Harz. Töchterheim Opitz, schöne, gesch. Waldlage. Haushalt und Wissenschaft. Zeitgemässe Erziehung. Tanz- und Anmutsunterricht.

Thale/Harz. Töchterheim Lohmann. Allseit. Fortbildung. Beste Verpfleg. Geschützte Waldlage.

Wernigerode. Wissensch. u. Haush.-Pension. von Frau Schotanus. Kunstgew. Ausbild. Musik. Eig. Haus a. Walde. Gepr. Lehrkräfte im Hause. Näheres Prospekt.

Weimar. Töchterheim v. Linem. Individ. wissenschaftl. u. wirtschaftliche Ausbildung. Villa mit Garten. Prospekt durch Fräulein H. und Th. Skalweit, Cranachstr. 35.

Weimar, Harthstr. 24. **„Töchterhort",** staatlich beaufsichtigt. Wissenschaftliche, hauswirtschaftliche und gewerbliche Ausbildung. Sat. b. d. Vorsteh. Frl. M. Immisch u. M. Kies.

Hierzu Prospektbeilagen von H. Lotz, Zigarrenversandhaus, Bremen; Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!

Gründliche Ausbildung zum **freien Redner** durch den von dem Direktor der **Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht** herausgegebenen tausendfach bewährten

Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie im Salon als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! – Anerkennungen aus allen Kreisen. Ausführliche Broschüre versendet vollständig **gratis**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 38, Potsdamerstr. 105a.

Herr Professor **M.**: Ein wahrer Katechismus auch für den Berufsredner gehört ihr Werk jedenfalls zu den **interessantesten und besten Lehrwerken.** Meine ständige Empfehlung derselben möge Ihnen beweisen, welchen großen Wert ich auf die Verbreitung Ihres Werkes lege.

Herr Fabrikbesitzer **W.**: Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen den Erfolg des Studiums in einem kurzen Satz zum Ausdruck zu bringen: Mit dem Fortschreiten der Durcharbeit von Band zu Band fühlte ich ein **Wachsen meiner ganzen Persönlichkeit** und, am Ende des letzten Bandes angelangt, bin ich in der Tat das geworden, was Sie versprechen: ein Mensch, der sich durch Ihr großartiges Werk bis in die letzte geistige Faser hat kennen gelernt! Meine Empfehlung ist Ihnen deshalb sicher, wo ich sie nur anbringen kann.

Herr Chefredakteur **G.** schreibt: Durch Ihren Kursus ist es mir möglich gemacht worden, selbst **stundenlange Vorträge frei zu halten** und mir dadurch eine angesehene Position in der Gesellschaft zu erringen. Ich werde nie verfehlen, Ihren Kursus bei jeder schicklichen Gelegenheit in meinem Bekanntenkreise weiter zu empfehlen.

Herr Direktor Felschow: Leider bin ich gezwungen, infolge meiner Dienstreise nunmehr die interessanten Abende in Ihrer Akademie abzubrechen. Ich möchte nun nicht von Ihnen scheiden, bevor ich Ihnen nicht noch einmal allerherzlichst gedankt hätte. **Die Fülle des Gebotenen war für mich derartig anregend, daß ich wohl für das ganze Leben mit großer Dankbarkeit an Ihr Institut zurückdenken werde.** Nicht nur daß ich die ganze Art und Ihr System für so vorzüglich halte, daß es über jedes Lob erhaben ist, so bin ich auch entzückt darüber, was Sie den Menschen als solche bieten.

Herr Prokurist **K.**: Ein gut Teil meines **Vorwärtskommens** — seit mehreren Jahren bin ich Prokurist eines ersten hiesigen Handelshauses —, **habe ich nur Ihnen zu verdanken**; denn was nützt alle Kenntnis ohne die Fähigkeit, ihr das richtige und überzeugende Gepräge geben zu können.

Herr Lehrer **D.**: Gestatten Sie mir, Ihnen für die wunderbare geistige Hilfe, welche Sie mir durch Ihre einzigartigen Werke geleistet haben, herzinnigen Dank zu sagen. Ihr Kursus ist tatsächlich geeignet, den Nervösen gesund, den Feigen mutig, **den Grübler zum klaren Denker** und den zaghaften **Wortestammler** zum **erfolgreichen** Redner zu machen. Das tägliche Studium Ihrer genialen Unterrichtswerke ist mir zur liebsten Beschäftigung geworden.

Wer studierte Brechts Redekunst?

24	Minister, Botsch., Landräte	485	Militärs u. Marine
10	Konsuln	301	Privatiers
44	Reichs- und Landtagsabgeordnete	310	Apotheker etc
51	Polizeioffiziere	426	Geistliche
67	Kommerzienräte	512	Assessoren u. Referendare
68	Postdirektoren	671	Offiziere
72	Forstbeamte	720	Direktoren
85	Professoren	766	Studenten
92	Sekretäre	910	Aerzte
102	Redakteure	917	Schuldirektoren u Lehrer
114	Gerichtsräte etc.	1011	Fabrikbesitzer
121	Bürgermeister	1218	Baumeister u. Ingenieure
123	Künstler	1617	Gewerbetreibende Handwerker und Gehilfen
183	Rechtsanwälte	2419	Beamte
185	Gutsbesitzer	5622	Kaufleute
190	Inspektoren		
205	Hotelbesitzer etc.		
216	Damen		

und Tausende andere.

Alle rühmen diese Bildungsmethode!

Zu Dantes 600. Todesjahr

Aus Himmelfahrt I.

Ewig wandelnd in der Helle
Nimmt die Sonne ihren Lauf,
Und sie taucht an jeder Stelle
An dem Himmelsbogen auf;
Wenn sie in des Widders Zeichen
Voller Strahlenkraft erwacht,
Wenn sich frühlingsahnend gleichen
In der Länge Tag und Nacht,
Wenn aus harter Knospenhülle
Jauchzend jung das Grüne bricht,
Und des Lebens reichste Fülle
Sich entfaltet in dem Licht,
Wenn des Schöpfers großes „Werde!"
Neu den vollen Reichtum schafft,
Gießt die Sonne auf die Erde
Ihre stärkste Formenkraft.
Schaffend, bildend und entfaltend
Strahlt sie Leben weit und breit,
Alles Zeitliche gestaltend
Zu dem Bild der Ewigkeit.

Auf unsre Erde zog die schwarze Nacht,
Der Abend deckte sie mit müder Schwere,
Dort droben war der junge Tag erwacht,
Und silbern glitzerte die Atmosphäre;
Da hat die hohe Frau ihr Angesicht
Zur Sonne, zu der steigenden, gewendet;
Die Göttin meines Lebens trank ihr Licht,
Das reine Auge sah es ungeblendet.
Kein Adler hat den Blick so frei und klar
Lichtdurstend in das reine Blau gehoben,
Als sie ihr strahlenvolles Augenpaar
Zur junggebornen Himmelsglut da droben.
Der Strahl, der niederfährt, der Sonnenblick,
Um in der Klarheit Fluten sich zu spiegeln,